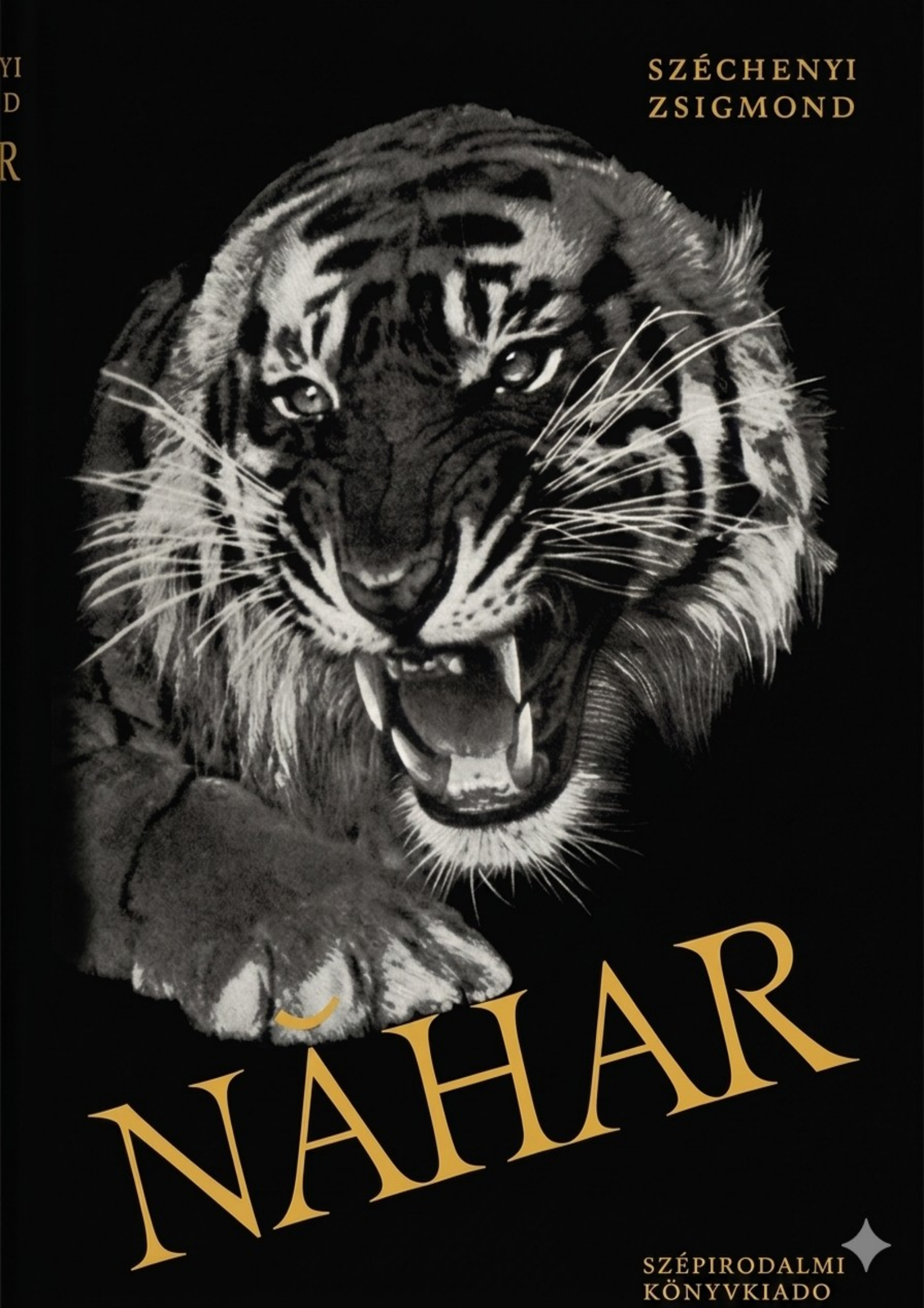
YI
D
R

SZÉCHENYI
ZSIGMOND



NÁHAR

SZÉPIRODALMI
KÖNYVKIADÓ

Széchenyi, Zsigmond

Náhar - Indischer Reisebericht - 1937 1940

ERSTES KAPITEL: ICH VERTRAUE DIR NICHT, INDIEN

2 Dez. 1937. Hafen von Triest.

Na siehst du! Hab ich es nicht gesagt? Das hätten wir auch vermeiden können. Auch die Cholera-Impfung! Auch mit diesen Unmengen an Koffern müssten wir uns nicht abplagen. Wir fänden auch in der Kabine Platz. Haben wir das gebraucht? Wahrlich, wenn wir nach Afrika reisen würden!... Aber lassen wir das. Ich habe kein Wort gesagt. Jetzt ist es sowieso umsonst. Die Würfel sind gefallen, meine Schiffskarte lautet auf Bombay und nicht auf Mombasa. Die Vorstellung wird auf einer unbekannten Bühne vorbereitet. Sehen wir uns vorerst nach der Einrichtung der hiesigen Szenerie um. Rücken wir die Kulissen des ersten Aktes an ihren Platz: Regnerische Dezembernacht. Undurchdringlicher Nebel. Ein- und auslaufende Schiffe kiffen sich mit heiserem Hornsignal an, böse, wie bissige Hunde. Vom Meer ist lediglich der Geruch zu spüren, sehen kann man nur ein paar Schritte weit, so dicht dampft das Nebeldunkel. Auch der kreisende Lichtstrahl des Leuchtturms tastet machtlos die Dunkelheit ab, er wird mit der würgenden Dunstflut keineswegs fertig. Unser Schiff, die Conte Verde, hat hier angelegt, ich könnte sagen, unmittelbar vor der Hoteltür, lediglich eine Straße trennt uns von ihr. Und da aus der Trübe sonst nichts anderes zu sehen ist als die beleuchtete Seite des Schiffes, ist es, als würden wir gar nicht auf ein Schiff, sondern geradezu in das gegenüberliegende Haus umziehen. Diese Einschiffung ist wahrlich ein Umzug. Meine Träger steigen bereits zum dritten Gang hinauf, aber meine Gewehre sehe ich noch immer nicht. Es ist zum Verzweifeln mit solch einer Gepäckmenge! Deren Überblick ist ein mathematisches Problem. Aber jetzt breche ich ja nicht nach Afrika auf, um mein Hab und Gut in ein paar abgenutzte Blechkisten und einen Rucksack zu zwängen.

Ach, könnte ich doch auch jetzt dorthin aufbrechen! Diesmal jedoch ist Indien das Ziel. Ich bereite mich auf den glanzvollen Hof von Maharadschas vor, als Gast. Dorthin reicht – leider – jene ein oder zwei Garnituren afrikanischer Leinenklamotten nicht aus. Ich werde sowohl an kaltem Klima teilhaben als auch an warmem: Winterkleidung wird ebenso benötigt wie Sommerkleidung; Jagdsachen ebenso wie Reitsachen; städtische ebenso wie dörfliche, solche für die Wildnis und auch Festtagskleidung. Die Krone meines vielfältigen, überflüssigen Gepäcks ist jedoch – meine Hutschachtel. Ein etagenförmiger Hutkarton, dessen Inhalt ich nur errötend zu beschreiben wage. Ein Zylinder verbirgt sich darin! Angeblich wird auch dieser benötigt werden. Hoffen wir jedoch, dass dies nur eine unbegründete Schreckensnachricht ist. Genug damit, an einer so vornehmen Expedition habe ich noch nicht teilgenommen. Im Zylinder breche ich zur Tigerjagd auf! Das heißt, wir brechen auf. Denn uns beiden gehört die nunmehr vollzählige, den Korridor vor unseren Kabinen absperrende Kofferflut. Meine Frau ist meine neueste Reisebegleiterin. Ein Uhr nach Mitternacht. Jetzt haben wir uns vom Ufer gelöst. Wie oft bin ich schon von hier aufgebrochen? An den Fingern einer Hand kann ich es schon gar nicht mehr abzählen – auch mein Daumen kommt an die Reihe. Das heißt, sechsmal. Aber jedes Mal nach Afrika... Das jedoch wage ich nur hier, in der Einsamkeit meiner Kabine, auszusprechen. Nur unter vier Augen, meinem Tagebuch gegenüber. Meine Frau nämlich – nennen wir sie fortan zwecks Papierersparnis F. – hat sich bereits vor der Einschiffung mit mir geeinigt, dass wir über Afrika fortan nicht mehr sprechen. So gut kennt sie mich schon. Sie weiß, dass ich ein Afrika-Narr bin, dass ich für Indien – obwohl ich es bisher nur aus Büchern kenne – nie schwärmte; sie weiß, dass die ersten neun Tage unserer Reise

auf derselben Fährte führen, auf der ich pflegte nach Afrika zu fahren. Sie ahnt also auch, dass das „tja, wahrlich, wenn wir nach Afrika gehen würden...“ eine häufige Bemerkung meinerseits wäre. Um dem vorzubeugen, erklärte sie von vornherein: Ich solle zur Kenntnis nehmen, dass wir nach Indien reisen und nicht etwa nach Afrika, sie interessiere also nur Indien. – Übrigens – sagte sie weiter –, jedes Kind weiß, wie viel schöner, wie viel interessanter Indien als Afrika ist. Und erst dieser Tiger! Um wie viel vorzüglicher als jener schmächtige Löwe. Und dass du mir ständig Afrika erwähnst, wo ich es sowieso nicht zu Gesicht bekommen werde – höchstens jenen obersten, uninteressanten Zipfel – das ertrage ich nicht.

4 Dez. An Bord der Conte Verde.

Der Klügere gibt nach – in unbedeutenden Dingen. Drei Tage ist es nun her, dass uns das Meer auf seinen Rücken nahm, aber das Wort „Afrika“ ist mir seitdem noch nicht über die Lippen gerutscht. Aber ich sage es hier, hinter der verriegelten Kabinentür, vor meiner verschwiegenen Schreibmaschine: Ich mache mir nichts vor. Ihr gestehe ich es, auf ihre verständnisvollen Tasten klopfe ich es ein, dass es mich wahrlich auch jetzt nur nach jener Sehnsucht zieht. Hinunter. Nach Süden. Es wäre ja noch immer rechtzeitig! Bis Aden könnten wir es uns noch hundertmal überlegen, wir könnten noch beliebig oft auf irgendein ordentliches, afrikanisches Schiff umsteigen... Wie dem auch sei, aber Indien hat mich nie gelockt. Irgendwie fühle ich, dass das kein Land nach meinem Geschmack ist. In den vergangenen Jahren kam öfter die Rede auf indische Jagdexpedition – zum Glück wurde jedes Mal Afrika daraus. Afrika war für mich immer das Gelobte Land. Nicht nur meiner ersten, sondern auch jeder späteren Afrikareise ging jenes großartige, vor Freude bangende Gefühl voraus, der Jubel des Schulkindes nach der Prüfung, das nicht am Erfolg der vor ihm liegenden großen Ferien zweifelt. „Afrikaexpedition!“ In diesem Wort glänzte eine Folge märchenhafter Erlebnisse, vollkommene Sorglosigkeit, also der Begriff relativen irdischen Glücks. Mit Alaska ging es mir ebenso. Auch dorthin reiste ich mit Gewissheit. Welche Ungewissheit auch immer vor mir graute. Mit Indien ist die Lage ganz anders. Ich bin nicht nur voller Ungewissheit, sondern auch voller Misstrauen. Dabei habe ich wie oft gehört: „Warum gehst du nicht einmal nach Indien? Das muss doch das Wahre sein! Dieser Dschungel! Dieser Königstiger!“ Ich schüttelte immer zweifelnd den Kopf. Dabei habe ich so viel darüber gelesen, schöne, begeisterte Bücher, habe mir so viel von jagenden Freunden erzählen lassen, die dort gewesen waren. Unter das Gehörte rutschte jedoch hie und da eine solche Bemerkung: Natürlich, wenn du keinen Zugang zu einem namhaften Maharadscha hast, wenn er dich nicht zu Gast einlädt, brauchst du gar nicht erst aufzubrechen. Ohne Maharadscha hast du keine Aussicht auf eine lohnenswerte Jagd.

Das ginge ja noch an – sagte ich mir. Einen Maharadscha aufzutreiben ist nicht die Welt, ich selbst kenne ein, zwei, es wird sich schon einer finden, der mich einlädt. Ja schon, nur dass man über die Maharadschas Vielerlei spricht. Nicht nur Gutes. Dass bei ihnen nicht der Sport die Hauptsache ist, sondern die Parade. Dass es unter ihnen nur wenige „Waidmänner“ gibt. Eher nur „Schützen“, die nach Mengenrekorden streben, Patronenfresser, die das edle Handwerk der Jagd zu einem schäbigen, gefahrlosen Gemetzel degradieren. Dass sie die Antilope mit dem Auto hetzen, gar nicht aus dem Wagen aussteigen und von dort alles Mögliche auf einen Haufen zusammenschießen. Und dass sie den Tiger regelmäßig füttern, und wenn er die Zeit des Abendessens erst einmal gut gelernt hat, wenn er jeden Abend pünktlich um acht Uhr fünf erscheint, dann schießen sie ihn von einem mit bequemer Matratze, Essen und Trinken ausgestatteten, das Sprungvermögen des Tigers weit übersteigenden Hochsitz aus, im Licht eines plötzlich aufleuchtenden Scheinwerfers, ganz stolz hinter das Ohr. Gefahr null, die Chance des Tigers null, das Vergnügen – meiner Meinung nach – ebenso null. Dann jage ich lieber Hasen. Der beißt auch nicht, genau wie ein solcher aus der Loge geschossener Tiger. Und

einen Hasen zu schießen ist um wie viel billiger. Es ist auch schwerer zu treffen als jenes riesige Raubtier. Und dann: dass bei den Maharadscha-Tigertreibjagden die Schützen so nah beieinander stehen – das heißt, sie sitzen auf den Wipfeln der Bäume oder auf dem Rücken der Jagdelefanten –, dass beim Erscheinen des Tigers das Gewehr von fünf Seiten gleichzeitig ertönt. Sie schießen Schnellfeuer, bis das arme Wesen, zum Sieb geschossen, niederstreckt. Nun bitte, walte Gerechtigkeit! Wem gehört der Tiger? Zehn Kugeln sind in dem Elenden. Solche jagdlichen Vorahnungen plagen mich. Und erst recht die gesellschaftlichen! Denn am Abend werde ich den Frack anziehen müssen, bei endlosen Banketten höflich plaudern müssen, sicherlich mit meiner uninteressanten Nachbarin. Wo ich mich doch nach einem Lagerfeuer sehne. Dort möchte ich in Wildnis-Bequemlichkeit liegen, wo mir keine Frackkragen-Halsfessel die Kehle zuschnürt und ich meine müden Füße dann auf die Platte meines Camptisches legen kann, wenn es meine herrschaftliche Laune begehrt. Mir ist nach der Tigerjagd nicht nach einem Ballsaal zumute, sondern nach einem geheimnisvoll friedlichen Campabend, an dem ich so wenig wie möglich sprechen muss. Wo ich ins Feuer starren kann, dem paradiesischen Märchen der Dschungelnacht lauschen kann, zusammen mit dem erlöschenden Feuer schläfrig werden darf und – was die Hauptsache ist – wo ich die Fesseln des gesellschaftlichen Lebens weit von mir werfen kann, wo ich alles notwendige und unnötige Übel vergessen kann, das ich in Europa gelassen habe.

Denn das ist das Wichtige. Das suche ich, wenn ich zu einer Wildnis-Expedition aufbreche. Ich sage ja nicht, dass ich nicht auch anderes suche – einige schöne Tigerfelle und Ähnliches –, aber umsonst, dieses muss mit jenem einhergehen. Mit jenem Abschalten, mit jener seelischen Großreinigung, mit jener Wiedergeburt. Und der darauf folgenden großartigen Beruhigung, Versöhnung. Und all dies soll ich in den Palästen der Maharadschas suchen? Im Zylinder? Aber jammern wir nicht im Voraus. Wir werden sehen. Einstweilen ist noch viel Wasser zwischen uns. Vielleicht zweifle ich grundlos? Vielleicht kann ich auch Indien bald in mein Herz schließen? In jenes abgesonderte, oberste Fach, in dem ich Afrika und Alaska aufbewahre. Dennoch halte ich es für gut, all dies noch jetzt, vor meiner Ankunft dort, hier in der müßigen, neutralen Zone der Schiffsreise zu Papier zu bringen, um den etwaigen kommenden angenehmen Enttäuschungen einen möglichst weiten Raum zu öffnen. Wir schreiben den vierten Dezember. Am vierzehnten kommen wir in Bombay an. Dort, am Ende der nächsten Woche, in einer Entfernung von zwölf Tagen, dämmert vor mir Indiens in zweifelhaften Farben wirbelnde, durch gegensätzliche Gerüchte beunruhigte, in eine unbezwingbare Pessimismuswolke gehüllte, gemischte gefühlvolle Vorstellung. Ein riesiges Fragezeichen. Ungewisses Indien!... – Hej, wahrlich wenn nach Afrika... Aber das darf ich ja nicht laut sagen.

5 Dez. An Bord der Conte Verde.

Dann, falls du etwa ein Buch zu schreiben fändest, soll darin nicht bloß von Maharadschas die Rede sein. Einen Maharadscha können wir auch hier sehen, im Sommer auf der Margareteninsel. Vor der Abreise erhielt ich solche Wegweisungen. Ich beeile mich auch, den guten Rat zu befolgen, ich kann bereits mit einem leendigen Maharadscha dienen. Er reist hier auf dem Schiff mit einem zehnköpfigen Gefolge. Seinen Namen verschweige ich, denn sein Träger gereicht seinem Vaterland nicht zu besonderer Zierde. Vormittags um zehn umklammert er bereits sein Whiskyglas und setzt es wohl nicht mehr ab, bis es ihm aus der Hand fällt. Nachmittags schwankt er bereits in so schnörkeligen Schlangenlinien über das Deck, als würde ein Sturm das Schiff hin- und herwerfen. Dabei ist das Meer glatt wie ein Ententeich. Beim Spazierengehen treffen wir uns täglich, bei dieser Gelegenheit lädt er mich sofort zur Tigerjagd ein. Am nächsten Tag jedoch vergisst er es immer. Beim ersten Mal freute ich mich sehr, rieb mir zufrieden die Hände: Alles in

Ordnung, es gibt schon einen Maharadscha, der Tiger ist sicher! Dann kam ich dahinter, dass nicht nur mir die Auszeichnung zuteilwird. Er lädt jeden ein, über den er bei seinen schwankenden Spaziergängen stolpert, es gibt unter unseren Passagieren beinahe keinen mehr, der nicht zur Tigerjagd geladen wäre. Was wird dort los sein, wenn all dieses Volk kommt? Die andere Sensation unseres Schiffes: „Big Bill" Tilden, „der größte Tennisspieler aller Zeiten". Er reist zu dritt, seine Gefährten sind ebenfalls weltberühmte Tennisstars. In achtzehn indischen Städten müssen sie Schaukämpfe bestreiten – innerhalb von zwanzig Tagen. Tagsüber werden sie den Ball schlagen, nachts werden sie reisen. Sicherlich besprechen sie, wo welcher von ihnen siegen soll. Sie spielen teuer, das Publikum soll wenigstens für sein Geld mitfiebern können. Da es auf dem Schiff keinen Tennisplatz gibt, halten sie ihr tägliches Training an der Tischtennisplatte ab. Tischtennis spielen können sie jedoch nicht. So fühle ich mich heimisch unter ihnen, sie sind mir ebenbürtige Gegner. Ich spiele mit Weltmeistern Tennis auf Augenhöhe – wahr ist freilich, dass nur auf dem Tisch. Auch blutige Bridge-Schlachten finden statt. Meine ständige Partnerin ist F., damit wir nicht gegeneinander mit fruchtlosem

Spiel die Zeit verschwenden müssen. Denn was wir voneinander gewinnen, ändert nichts an unserer materiellen Ausrüstung. Unsere Gegner nach dem Abendessen: die Pflegetochter der Cousine zweiten Grades des ehemaligen Untergouverneurs von Indochina und der Reis-König von Shanghai mit dem Ziegenbart. Von diesen gewinnen wir vorerst ordentlich. Hingegen geben wir den beiden alten amerikanischen Drachen, mit denen wir uns nachmittags messen, einen beträchtlichen Teil unseres Gewinns ab.

6 Dez. An Bord der Conte Verde.

Zwei Uhr nach Mitternacht. Port Said. Wir sind gerade nach Hause gekommen, wir waren draußen in der Stadt, F. betrat diesmal zum ersten Mal afrikanischen Boden. Wir absolvierten unseren obligatorischen Besuch im Basar von Simon Arzt, wo wir unter anderem den Tropenhelm für F. kauften. Neunundneunzigeinhalb Prozent der Passagiere, die in die Tropen streben, kaufen hier, bei Simon Arzt in Port Said, den ersten Korkhelm ihres Lebens. (Ich selbst kaufte dort einstmals, vor genau zehn Jahren, in meiner seligen Junggesellenzeit, mein erstes Afri...) Zu bekommen ist dort alles auf der Welt. Dort drängt sich das vollzählige Publikum der Durchgangsschiffe, seit Jahrzehnten mästet es Herrn Arzts goldbringende Kasse, kauft alles Mögliche zusammen – doch in der Helmabteilung herrscht immer der größte Betrieb. Die Flut der neu behelmten Passagiere, die ihren ausgedienten europäischen Kopfschmuck nunmehr in der Hand tragen und von den Arzts gründlich ausgenommen wurden, ist ein unentbehrlicher Bestandteil der Atmosphäre von Port Said. Von hier vom Schiff aus sieht man nur das Panorama der in Lichterglanz schwimmenden Stadt. Niemand würde sagen, dass wir bereits in Afrika sind, dass dies schon das Tor zum Orient ist. Auf den Dächern der Gebäude blinken bunte Lichtreklamen nach heimischem Vorbild. Sie werben für bekannte englische Artikel: Eno's Fruitsalt! – Player's Navy Cut! – Bovril! Sogar Gedichte können manche. Mit seltener Geistreichigkeit stellen sie fest: „East is East and West is West Schweppe's Soda is the Best." Port Said hat, wie es sich für eine solche Hafenstadt gehört, keine den allgemeinen Sitten entsprechende Tageseinteilung. Dass es etwa nachts schläft, morgens aufsteht, mittags isst – bewahre. Seine Lebensweise wird ausschließlich durch die Ankunft der Schiffe geregelt. Wenn kein Schiff da ist, ist die Stadt auch am helllichten Tag wie ausgestorben, es gibt kein Geschäft, die Piraten schlafen. Doch sobald ein Schiff ankommt, sei es im Morgengrauen oder in der Nacht, an einem Werktag oder zu Weihnachten, ändert sich das Bild der Stadt auf einmal. Die Läden und Cafés öffnen, die Lampen leuchten auf, Port Said kleidet sich in Lichterglanz, das Heer der Taschendiebe tritt in Aktion. Die unzähligen Angestellten des Arzt-Basars werden durch Alarm hinter die Verkaufstheken gerufen, mit vollem Dampf beginnt das Ausnehmen der Passagiere.

In Port Said versteht man das sehr gut. Kein Wunder, üben sie es doch schon seit siebzig Jahren, seit der Eröffnung des Suezkanals. Zuvor gab es nämlich kein Port Said. Diese Stadt ist noch ein Säugling, sie wurde mit dem Kanal geboren. In meinen bisherigen Reisebeschreibungen habe ich den Suezkanal irgendwie immer ausgelassen. Doch heute, wo das Schicksal des Orients immer aktueller wird, wo der Strahl des europäischen Rampenlichts immer häufiger nach Osten schwenkt, ist es vielleicht zeitgemäß, an diesen Kanal von außerordentlicher Bedeutung, an diesen fast zweihundert Kilometer langen Wassergraben zu erinnern. Mit seiner Aushebung begann bereits 1300 v. Chr. ein gewisser Pharao namens Ramses II. Danach viele versuchten sich an der Durchtrennung der Landenge zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meer. Erfolglose Versuche folgten einander, bis schließlich im Jahre 1869, knappe dreitausend Jahre nach dem ersten Spatenstich, der Franzose Ferdinand de Lesseps den Traum der Pharaonen wahr werden ließ. Die Aktiengesellschaft, die den Kanal erbaute – die Compagnie Universelle du Canal de Suez –, erwarb ein gewaltiges Vermögen. Die dankbaren Aktionäre errichteten Herrn de Lesseps ein Denkmal. Am Ende der Mole von Port Said steht die Statue. Herr de Lesseps zeigt mit ausgestreckter Hand auf den Eingang seines weltbewegenden Werkes, als würde er die Schiffe geradezu in seinen Kanal hineinbitten: Hereinspaziert – sagt Ferdinand –, vorher aber bitte die Eintrittsgebühr abdrücken. Mein bösartiger englischer Reisebegleiter meint hingegen, Lesseps strecke seine Eisenhand nicht zu diesem Zweck aus: Er bittet um Bakschisch, wie ein guter Bürger von Port Said. Hier einige erwähnenswerte Daten aus dem Privatleben des Kanals: Er wurde zehn Jahre lang gebaut, ist einhundertsiebzig Kilometer lang und kostete achtzehn Millionen Pfund Sterling. Bei der Gründung der Gesellschaft wurde die Hälfte der Aktien von den Franzosen gezeichnet, die andere Hälfte von den Türken sowie dem ägyptischen Vizekönig – dem Khediven. Später jedoch, im Jahre 1875, kaufte der unsterbliche Jude der Engländer, Lord Beaconsfield – alias Benjamin Disraeli –, mit kluger Voraussicht für seine Regierung die Aktien des damals gerade bankrottgehenden Khediven auf. Vier Millionen Pfund bezahlte Disraeli für sie. Dieses Aktienpaket ist heute vierundachtzig Millionen Pfund wert und bringt jährlich dreieinhalb Millionen Pfund ein, also fast so viel, wie Disraeli vor fünfundsechzig Jahren dafür bezahlt hat. Heute gehören bereits 44 % der Aktien dem englischen Staat. Das Vermögen der Suez-Gesellschaft ist derweil auf einhundertzwanzig Millionen Pfund gestiegen. Dies ist vor allem deshalb interessant, weil nach der seinerzeit mit dem ägyptischen Staat geschlossenen Konzession das Vermögen der Gesellschaft nach Ablauf von hundert Jahren, also 1969, in das Eigentum der ägyptischen Regierung zurückfällt. Samt Port Said, Suez und allem Drum und Dran. Aber so wie ich die Engländer kenne, werden sie das Jahr 1969 kaum abwarten. Was hingegen die Eintrittsgebühr betrifft, welche die Eisenstatue von Herrn de Lesseps so unverhohlen von den passierenden Schiffen fordert: Ein Schiff durchschnittlicher Größe zahlt 60–70.000 Pengő Zoll für eine einmalige Durchfahrt. Wahrlich ein recht stattliches „Entrée“, wenn man bedenkt, dass in vierundzwanzig Stunden fünfzehn Schiffe durchgelassen werden und der Verkehr beinahe ständig fließt. Für die tägliche kleine Million Pengő muss die Gesellschaft von Lesseps also nicht gerade zum Nachbarn gehen. So viel Pechvogel, wie ich bin, besitze ich keine einzige Suez-Aktie. Das macht mich überaus verbittert. Doch der Suezkanal, diese künstliche Nabelschnur, die Ozeane verbindet, hat den Osten, wenngleich er ihn aus schifffahrtstechnischer Sicht erheblich näher gebracht hat, seelisch so fern gelassen, wie er es zuvor gewesen sein mochte. Für mich zumindest bedeutet dieser Kanal nicht die Verknüpfung von Ost und West. Im Gegenteil: Er bedeutet einen Welten trennenden, unüberbrückbaren Abgrund. In meinen Augen ist Port Said irgendwie noch Europa, aber Suez, das untere Ende des Kanals, das ist bereits der Osten. Von Port Said aus ist Budapest beinahe noch greifbar, während es von Suez aus gesehen bereits in nebliger Ferne entschwindet. Der Kanal ist also nicht nur ein verbindendes Glied, sondern zugleich auch eine Schranke. Ein Stacheldrahthindernis zwischen der Seele des

Westens und des Ostens. Er trennt den Weißen vom Schwarzen, den Winter vom Sommer, den Hut vom Tropenhelm, den Großen Wagen vom Kreuz des Südens.

11 Dez. An Bord der Conte Verde.

Wir befahren das Rote Meer. In vollem Gange glüht bereits über uns die grausame Sonne des Südens, der Himmel hat sich mit dem Meer zu einem einheitlichen Dunkelblau geglättet, wir liegen im Hemd auf dem Deck, dem Winter haben wir endgültig den Hals umgedreht. Unser schiffseigener Maharadscha hat heute während seiner nächtlichen Zecherei auch die Mitglieder des Orchesters zur Tigerjagd eingeladen. Wie ich höre, hat er bereits die Reisekosten unter ihnen verteilt. Falls wir etwa auch dort sein sollten, hoffe ich, dass er die Musiker in die Reihe der Treiber stellt und nicht in die der Schützen. Denn wenn ich zwischen unsere beiden Saxophonisten geraten würde, hätte ich keinen einzigen ruhigen Augenblick. Ich hätte vor ihnen mehr Angst als vor irgendwelchen Tigern. Heute wurde auf dem Achterdeck ein Tontaubenschießen veranstaltet. Jeder konnte daran teilnehmen, Passagiere wie Besatzung gleichermaßen. Einer unserer Heizer hat gewonnen, der Oberkellner der zweiten Klasse wurde Zweiter, ich wurde Dritter. Ich habe eine Silbermedaille gewonnen, die ich den ganzen Tag um den Hals trage. Die Luft ist schwülwarm und unbewegt feucht. Selbst im Sitzen schwitzen wir. Unsere Mitreisenden sind leider uninteressant. Das Essen hingegen ist – wie ungewöhnlich auf den Schiffen der Lloyd-Gesellschaft – drittklassig.

14 Dez. An Bord der Conte Verde.

Morgen früh sollten wir in Bombay ankommen. Wie wohl meine erste Begegnung mit jenem berühmten Indien sein wird? Welches seiner hundert Gesichter wird es mir zuwenden, wie wird es sich vorstellen? Ob es wohl weiß, wie schicksalsentscheidend jener gewisse allererste Eindruck ist, weiß es, dass der erste Händedruck des Gastgebers die noch unbestimmte Meinung des neuen Gastes voll trifft? Und es ist ein großer Unterschied, ob er ihn ins Herz trifft oder in die Galle. Ein solches Ankommen könnte ich vielleicht gewissermaßen mit dem Bücherkauf vergleichen. Ziellos suche ich in den Buchläden, will kaufen und will auch nicht. In solchen Momenten lese ich gewöhnlich den ersten Satz der mir dargebotenen Bücher. Wenn mir dieser gefällt, wenn ich im ersten Satz ein gewisses verwandtes Gefühl, Verständnis ahne, nehme ich das Buch schon mit. Dabei ist das falsch, ungerecht. Denn wie viele hervorragende Bücher beginnen mit einem nichtssagenden, langweiligen Satz! Hingegen gibt es auch viele Schriftsteller, die die Kaufmethode von Kunden meiner Art „mitspielen“ und aus dem ersten Satz einen regelrechten Köder formen. He starts with a bang – sagt der Engländer sehr treffend – „er fängt mit einem Knall an“. Damit hat er dann aber oft sein Pulver verschossen, das Innere seines Buches erfüllt die Versprechen nicht, die an den Mörserschuss der Einleitung geknüpft waren. Aber das ist ja dann auch nicht mehr wichtig, der „Pali“ hat den Preis des Buches schon bezahlt; was er dann darin findet, ist seine Sorge. Ich höre, dass geschickte Buchhändler eine genaue Statistik über die verschiedenen Schwächen des kaufenden Publikums führen. Nämlich, wer worauf hereinreinlappt. Wer wo seine Achillesferse hat. Es gibt jene, denen vom Einband, jene, denen von den Bildern, und jene, denen von den Schlusszeilen schwindlig wird. Angeblich gibt es sogar solche, die ihre Wahl ausschließlich vom Gewicht des Buches und der Größe der Buchstaben abhängig machen. Doch ich bin etwas abgeschweift. Ich grübelte vorhin darüber nach, wie wohl morgen die indische Landung sein wird? Hoffen wir das Beste. Dass uns das Schatzland der Großmoguln mit einem bestrickenden Lächeln empfängt. Und dass es auch später, bis zum Ende, gnädig zu uns sein wird.

Eigenartig, vor einer afrikanischen Landung hatte ich nie solche Sorgen. Vorerst liegt von Indien nur die Landkarte vor mir, diese studiere ich, untersuche ich. Was seine äußere

Form betrifft, könnte ich es wohl am ehesten mit einem Eiszapfen vergleichen, der von der frostigen Traufe des Himalaya in den Indischen Ozean hängt. Ein Eiszapfen ist das, auf mein Wort, schauen Sie nur genau hin. Ein schmelzender Eiszapfen, sein Ende tropft auch, dort ist der Tropfen unter seiner Spitze – die Insel Ceylon! Ein ordentlicher Eiszapfen. Von oben bis unten, also vom Chaiber-Pass bis zum Kap Komorin, dreitausend Kilometer. Und quer herüber von der Ecke des Golfs von Bengalen bis zur Küste von Sind ebenso viel. Und siehe da, auf diesen stumpfen Eiszapfen ist ein Fünftel der Menschheit gedrängt! Dreihundertfünfzig Millionen Menschen wimmeln in diesem Dreieck. Kein Wunder, dass die bengalischen Tiger fett sind. Sie haben ordentlich was in den Topf zu schnippeln. Seit zwei Tagen ist die Hitze furchtbar. Dabei hat sich das Rote Meer – gewöhnlich das grimmigste Dampfbad – diesmal harmlos verhalten. Seitdem konnten wir uns auch nicht über allzu große Hitze beklagen. Doch seit vorgestern ist die Hundstagehitze unmenschlich. Sie kocht uns nervös. Heute streiten wir alle. Ein solcher Tag vor der Ankunft ist ohnehin der unangenehmste Teil der Schiffsreise. Jeder plagt sich mit seinem Gepäck ab, für anderes hat niemand Zeit, man bekommt weder einen Tennis- noch einen Kartenspielpartner. Kellner hingegen jagen einen umso mehr mit dieser und jener und solcherlei Rechnungen. Wir beide haben bereits während der Nacht, im mildernden Kreuzstrom der Ventilatoren, die Höllen des Packens hinter uns gebracht. Jetzt können wir wenigstens hier oben liegen. In unseren Händen die Liste, die unsere 28 (!) Gepäckstücke aufzählt. Diese büffeln wir, damit wir im Wirbel der Ausschiffung irgendwie den Überblick behalten können. Das Meer ist so, als schwömme eine Ölschicht darauf. Bewegungslos, quecksilberfarben, stellenweise in opalisierenden Farben spielend. Eine Schar von fliegenden Fischen, glänzenden Libellen gleich, huscht vor dem schaumpflügenden Bug empor. Ein Schwarm nach dem anderen. Nach einigen Metern Flug tauchen sie wieder unter. Es scheint so, als ließen wir immer wieder denselben Schwarm auffliegen. Und jene rotbraun sich windenden, schlangenartigen Abscheulichkeiten dort unter der Wasseroberfläche, was mögen das wohl sein? Ineinander verschlungene, tausendarmige, gallertartig schwankende Kraken? – Wir sind in den Gürtel der indischen Algen geraten – klärt uns einer der Schiffsoffiziere auf. – Indiens Küsten sind ringsum von diesen bräunlichen Algenfeldern umgeben. Das wäre also das Heer der „Seeschlangen“, das die alten abergläubischen Seeleute erwähnten und das Indiens Schätze und Geheimnisse bewacht? Ich glaube nicht einmal, dass man sich hier im Notfall schwimmend retten könnte. Sofort würde einen die Unmenge an Fangarmen der windenden Algen fesseln. Aber dann ist das ja schon Indien! Die Seeschlangen sind bereits dessen Vorposten. Ich habe nie bemerkt, dass an Afrikas Küsten solche Ekligkeiten herumschwimmen würden. Dort kann man, wenn man ins Wasser fällt, wenigstens nach Herzenslust strampeln, bevor einen der Hai schnappt. Hier wird man vorher auch noch gefesselt.

ZWEITES KAPITEL: SCHWÜLES BOMBAY

15 Dez. Bombay, Taj Mahal Hotel.

Einen Menschen meiner Art, der mit offenen Augen schläft, schreckt nicht nur ungewöhnlicher Lärm aus dem Schlaf auf. Auch ungewöhnliche Stille kann ihn aufschrecken. Im Morgengrauen geschah mir genau dies. Seit zwei Wochen hatte ich mich so an das eintönige Summen des fahrenden Schiffes gewöhnt, dass ich sofort aufwachte, sobald es stoppte. Und sogleich fiel mir die Erzählung meines Freundes ein, der irgendwo an der abgelegenen Küste Schottlands den alten Eremiten des altmodischen Leuchtturms besucht hatte. In jenem Leuchtturm arbeitet ein automatisches Signalgerät: ein mit einer Uhr verbundener Mörser. Jedes Mal, wenn der große Zeiger der Uhr die Zwölf erreicht, feuert er den Mörser ab. So gibt der alte Turmwächter stündlich mit je einem Mörserschuss den in der nebligen Nacht etwa verirrten Schiffen Signale. Während sie dort

zu zweit mit meinem Freund sprachen, sprang der Alte plötzlich auf: – Haben Sie das gehört?... – Ich nicht – sagte mein Freund –, ich habe nichts gehört. Was ist passiert? – Die Kanone ist nicht losgegangen! Auch ich sprang, genau wie der Wärter im Turm, aufgeschreckt durch die plötzlich eingetretene Stille, aufgeregt zum Kabinenfenster. Doch vorerst konnte ich nur das neblig dämmernde Morgengrauen feststellen, die aus der Morgendämmerung aufblinkenden roten und grünen Lichtaugen der Leuchttürme, das Dröhnen unserer gerade ausfahrenden Ankerkette sowie den Urviech-Laut des einen oder anderen Schiffshorns. Ich weiß nicht warum, aber ich habe mir immer vorgestellt, dass damals, vor etwa hundert Millionen Jahren, als der Dinosaurier-Bulle noch in jenes Kreidezeit-Morgengrauen hineinbrüllte, es in etwa wie ein solches Schiffshorn geklungen haben mochte. Haargenau so, wie das unsrige jetzt brüllt. Es brüllt lang und heiser. Es gibt Bombay kund, dass es angekommen ist. Ich laufe hinauf auf das Deck, wo sich noch einige zerzauste Passagiere im Morgenrock wie ich zusammenfinden. Bald jedoch sehen wir ein, dass außer uns noch niemand aufgeregt ist. Die Matrosen, die gerade mit dem üblichen morgendlichen Deckschrubben beginnen, beruhigen uns: Stundenlang werden wir hier noch herumstehen, bevor man uns hineinlässt. Ich ziehe mich in meine Höhle zurück, um meine gestörte Ruhe fortzusetzen. Und als ich erneut aufwache, scheint die Sonne hell, der Schiffsgong läutet zum Frühstück. Aber noch immer verharren wir an Ort und Stelle. Die Leute in Bombay haben es offensichtlich nicht eilig mit unserer Ankunft. Sie haben nicht einmal einen Lotsen zu uns herausgeschickt, und ohne diesen dürfen wir uns nicht weiter hineinwagen. Auf unserem Deck herrscht nunmehr großes Treiben. Die Korkhelme aus dem Arzt-Basar sind zum Vorschein gekommen, die Passagiere haben sich als Tigerjäger verkleidet. Die Neulinge der heißen Klimazone und das Heer der Cook-Touristen bemühen sich, einander mit Khaki-Shorts und hochgekrempelten Ärmeln an Tropentauglichkeit zu übertreffen. Auch F. erscheint mit Helm. Sie hat ihn schräg ins Gesicht gezogen, wie einen modischen Hut. Und schon fotografiert sie eifrig das noch recht ferne Bombay, von dem vorerst nicht viel mehr als ein recht großes, rauchiges Häusermeer zu sehen ist, aus dem hier und da ein schlanker Moscheeturm emporragt. Auch unser schiffseigener Maharadscha kommt zum Vorschein. Er ist in heimische Tracht gekleidet: eng an die Waden anschmiegende, schneeweiße *Paidzsám* (Pajamas), ein schwarzer *Atcbkan* (Achkan) mit Korallenknöpfen und ein Turban aus gepunktetem Stoff zieren ihn. Diesmal ist er stocknüchtern, so haben wir ihn noch gar nicht gesehen. Schade, denn so ist er entschieden einnehmend und lädt nicht Hinz und Kunz zur Tigerjagd ein.

Es ist bereits nach zehn Uhr, und die Experten haben aus der Vogelperspektive bereits jedes Gebäude von Bombay erklärt, als endlich das übliche Motorboot eintrifft: mit dem Lotsen, dem Arzt und den Passkontrolleuren. Augenblicklich lichten wir den Anker und tuckern mit vornehmer Langsamkeit, wobei wir hin und wieder unser Horn aufbrüllen lassen, in den Hafen von Bombay ein.

Ein typisch östlicher Kai. Allgemeines Durcheinander, ein bunt wimmelnder, kreischender, zankender, exotischer Menschenstrom, eine Stimmung wie bei einer Panik. Es ist unverständlich, warum hier jeder so aufgeregt ist, als ginge es um die Rettung seines Lebens. Ein zerlumpter Trupp von Trägern drängt sich, einander beiseite stoßend, die herabgelassene Fallreep-Treppe hinauf; zwischen sie gequetschte Hotelportiers brüllen Hotelnamen in die Menge. Geldwechselnde Krämer bringen Rupien in Leinenbeuteln; wie die Geier zerren sie ihre verwirrten Opfer – die Ankömmlinge, die noch über kein indisches Geld verfügen – einander aus den Krallen. In dem regellosen Gedränge stockt der Vorgang der Ausschiffung völlig. Die mit Erregung gepaarte Hitze lässt uns den Schweiß in Strömen herunterlaufen. Laut rekapituliere ich die Liste unserer achtundzwanzig Gepäckstücke, falls der Zettel, Gott bewahre, im Getümmel verloren geht.

Zwischen den auf dem Deck zusammengedrängten Ankömmlingen und den tief unter uns im Hafen drängelnden Wartenden ist der Gedankenaustausch bereits in vollem Gange. Keiner versteht den anderen. Alle brüllen aus voller Kehle, statt zehn Minuten zu warten, um sich dann ohne jede Anstrengung gegenseitig zu sagen: „Ach, wie gut du aussiehst, Schatz, ich hoffe, du hattest eine gute Reise, willkommen in Indien." Denn um etwas anderes wird es sowieso nicht gehen.

Beim Büffeln meiner Gepäckliste werde ich plötzlich unterbrochen – jemand brüllt meinen Namen. Die Stimme kommt aus dem Strom der Schiffsstürmer. Da, schau an, ich sehe den Betreffenden schon: ein Zigeuner mit verstörtem Gesicht, zottigem Haar, der mit beiden Armen gestikuliert. Ich winke ihm zu, dass ich derjenige sei, nach dem er sich sehnt. Als Antwort erhellt sich seine Miene zu einem Lächeln mit blitzenden Zähnen: „I am Victor" – ruft er mir entgegen, während er versucht, sich mit den Ellbogen einen Weg durch die Menge zu bahnen. Das ist also Viktor, unser künftiger Diener und Kammerdiener in einer Person.

Es dauert noch mindestens zehn Minuten, bis er sich hierher hinaufgekämpft hat; bis dahin erzähle ich schnell, wie das Schicksal mich mit Viktor zusammengeführt hat. Freunde, die hier waren, behaupteten einstimmig, dass es in Indien unmöglich sei, ohne eingeborenen Diener zu reisen. Vor allem mit viel Gepäck. Es gibt so viele Umstiege, auf den Bahnhöfen herrscht so ein Durcheinander; die Hälfte der Sachen wird gestohlen, die andere Hälfte geht verloren, bevor der Reisende sein Ziel erreicht. Für F. sei zudem eine „Ayah" – so nannten sie das eingeborene Zimmermädchen – unerlässlich. Diener und Zimmermädchen sind also das Minimum. In Indien reist selbst der sparsamste Spießbürger mit einem halben Dutzend Personal. Man legte mir ans Herz, dass die Grundvoraussetzung für den Erfolg unserer Indienreise – neben den Tiger-Maharadschas – ein guter Diener sei.

Bei der Lösung der Frage war mir mein Freund Pál Pálffy behilflich, dessen freundliche Empfehlungsschreiben unser wichtigstes Reisegepäck sind.

– Ich empfehle dir Viktor – sagte Pálffy –, er hat Indien bereits zweimal mit mir bereist. Er versteht sich auf alles, er erledigt sogar die Aufgaben eines Zimmermädchens. Diener und Zofe in einer Haut. Hier ist seine Adresse, schreib ihm.

Dort, auf der Stelle, setzte ich mich hin und schrieb Viktor nach Bombay. Ich benachrichtigte ihn, dass wir am 15. ankommen. Falls er also geneigt sei, die in meinem Hofstaat derzeit vakante Stelle als Diener-Zofe zu besetzen, sei ihm seine Ernennung gewiss. Ich schickte den Brief ab, gestand mir aber ein, dass ich nicht sehr darauf hoffte, Viktor tatsächlich zu treffen. Und siehe da, er ist schon hier, wir schütteln einander die Hände. Er hat sogar einen ganzen Stapel Post für mich mitgebracht! Er ging ins Hotel,

um sich zu erkundigen, erfuhr, dass dort Post auf uns wartete, und brachte sie sogleich mit.

Viktor ist ein dünner, aufgeschossener Bursche. Aus der Tasche seines etwas schmierigen weißen Leinenanzugs lugt eine karierte englische Mütze hervor. Sein kohlschwarzer, struppiger Kopf ist jedoch unbedeckt. Er erklärt mir seine Mütze in einem seltsam klingenden Englisch – er setze sie nur auf, wenn wir dann reisen würden. Was das Gepäck betrifft, beweist Viktor schon im ersten Moment großes Geschick. Er bittet mich um die Liste und steigt an der Spitze einer von ihm bereits im Voraus reservierten Trägerschar in unsere Kabinen hinunter. Wir sollten uns um nichts kümmern, der Rest sei seine Sorge, wir könnten in Ruhe aussteigen, auf Wiedersehen in der Zollhalle. Angenommen, Indien stellt sich in der Gestalt Viktors vor, dann ist der neulich erwähnte erste Eindruck unerwartet gut ausgefallen. Wo solche Viktors wachsen, kann es kein so schlechtes Land sein.

Da der Ausgang noch immer nicht zugänglich ist, bestellen wir eine weitere Runde Limonade. Wir lassen uns in der leeren Schiffsbarkasse nieder und lesen die von Viktor gebrachten Briefe. Alle vier sind indische Briefe, und zwar keine alltäglichen. Fürstliche Briefe mit prächtigen Wappen, Einladungen von Maharadschas. Die Maharadschas von Patiala, Bikaner, Bhopal und Cooch-Behar, die mein Freund Pálffy über meine Ankunft benachrichtigt hatte, laden herzlich zur Jagd ein. Großartig! Es scheint, die Sache beginnt gut, wir sind auf dem richtigen Weg, jetzt fehlt wirklich nur noch der Tiger. Zwar gelten alle vier Einladungen für Januar, und in einem Monat können wir wohl kaum so viele Orte bereisen, denn Patiala ist von Cooch-Behar mehrere Reisetage entfernt. Wir werden es schon irgendwie einteilen. Jetzt aber los, die Menge lichtet sich, endlich können wir wohl aussteigen.

Völlig durchgeschwitzt lassen wir uns mit dem hinausziehenden Volk treiben, bis wir den geräumigen und verhältnismäßig luftigen Schuppen des Hafenzollamtes erreichen. Herr Viktor ist bereits hier, winkt von weitem, seine Trägertruppe hält Wache um unseren Gepäckberg. Sie verteidigen ihn wie eine Festung an der afghanischen Grenze. Viktor nennt sie jedoch Kulis. Der englische Zollbeamte erledigt unser Gepäck in wenigen Augenblicken, nachdem er unser Empfehlungsschreiben der englischen Gesandtschaft aus Pest gelesen hat. Er lässt kein einziges Stück öffnen. Er klebt die Stempel darauf, es kann gehen, die Zollrevision ist fertig. Dabei werden dort drüben jenem armen indischen jungen Mann – und der ist heimgekehrt, nicht so wie wir – sogar die letzten Hemdenknöpfe ausgeschüttet.

Mit meinen Gewehren habe ich es nicht so leicht. Ich muss sie in ein anderes Gebäude bringen lassen; Waffen werden dort verzollt. Der englische Beamte ist derzeit nicht im Dienst, indische Unteroffiziere nehmen meine Gewehre in Bearbeitung. Denen schwenke ich meine verschiedenen Empfehlungsschreiben vergebens vor der Nase herum. Sie lassen mich alle fünf Gewehre auseinandernehmen. Ich muss überaus komplizierte Fragebögen ausfüllen und meine Patronen einzeln auf dem Tisch auslegen. Und nachdem sie mich anderthalb Stunden lang das Ein- und Auspacken der Waffen haben üben lassen, fordern sie zweiundfünfzig Pfund Kaution. Er werde sie zurückbekommen – trösten sie mich –, bevor er abreise. Es ist reiner Zufall, dass ich 52 Pfund bei mir habe – wir haben heute Morgen von dem Reiskönig aus Shanghai unseren zweiwöchigen Bridge-Gewinn kassiert –, also rücke ich die Kaution heraus und will meine Gewehre mitnehmen.

– Das nun nicht! – erklärt der nach Rosenöl riechende Zollbeamte, der aus seinem linken Ohrläppchen einen kleinen Diamantknopf aufblitzen lässt. – Morgen, das heißt übermorgen, da morgen Sonntag ist, gehen Sie zu dieser Adresse. Dort können Sie,

vorausgesetzt, Sie haben zuvor bei der Polizei Ihre Jagdkarte gelöst, Ihre Waffen wiedersehen.

Wie ich sehe, kommt das Gewehr hier aus der Mode, bis sein Besitzer den Zoll-Kalvarienberg damit hinter sich gebracht hat.

Nach einer kurzen Autofahrt durch belebte Straßen sind wir bereits am Ziel. Das „Taj Mahal" ist ein glanzvolles städtisches Luxushotel ^3. Sein zivilisierter Luftzug ist wohltuend kühl, unzählige Ventilatoren bewegen ihn. In den ersten Minuten unserer Ankunft stolpern wir bereits über zwei Bekannte. Der erste begrüßt uns sogar auf Ungarisch. Ich weiß, dass wir uns irgendwo getroffen haben, aber auf die Schnelle schaltet mein Gedächtnis nicht, er jedoch hilft nach:

– Tarján-Bar!

– Aber natürlich, jetzt weiß ich es! Der Jazz-Kapellmeister der Pester Tarján-Bar!

– Ja, jetzt spiele ich hier Harmonika in der Bar des Taj.

^3 Das nach dem weltberühmten Gebäude in Agra benannte Großhotel in Bombay.

Der andere Bekannte ist ein noch berühmterer Mann. Wir sitzen schon im Lift, seine stämmige kleine Gestalt drängt sich zwischen uns, während er sich den Schweiß von seiner stadtbekannten Riesenglasbrille wischt: Seine Hoheit der Aga Khan, der milliardenschwere Papst von Millionen Gläubigen, der hochberühmte Besitzer von Rennställen bei europäischen Pferderennen.

– Es ist heiß! – bemerkt er nach Beendigung des Brillinputzens. In seiner Feststellung steckt eine tiefschürfende Wahrheit.

Unsere Zimmer sind geräumig und komfortabel, aber unbarmherzig heiß. Wenn ich die an der Decke montierten Riesen-Luftschrauben einschalte, bringt ihr Summen zwar vorübergehende Linderung, doch im Gefolge der sich in entgegengesetzte Richtungen drehenden Windmühlen entsteht ein regelrechter Zyklon. Er lässt meine auf dem Tisch liegenden Papiere in alle Richtungen fliegen. Das sind also die berühmten „Punkahs", die in jedem Indien-Buch vorkommen. In den Büchern ziehen Sklaven, die in Halbschlaf versunken sind, die Punkah an einer Schnur. Diese hier werden, siehe da, bereits von Elektrizität gedreht. Es zeigt auch Wirkung. Sogar meine schön glatt gekämmte Frisur bringen sie völlig durcheinander.

Bis aufs Hemd ausgezogen, mit der gemeinsamen Unterstützung von eisgekühltem Orangensaft und elektrischen Punkahs, machen wir uns an das teilweise Auspacken. Doch schon bald könnte man auch dieses eine Hemd auswringen. Unsere Bekannten vom Schiff, Tilden und seine Gefährten, fallen uns ein. Diese müssen, wenn ich recht weiß, heute Nachmittag noch Tennis spielen. Ohne Punkah und Orangensaft. Die arme F. – dabei friert sie zu Hause sogar im Sommer – schüttelt missbilligend den Kopf.

– Ich wusste, dass es heiß sein würde – bemerkt sie bescheiden –, aber so etwas...

– Einerlei, lass uns nur aus dieser hässlichen Stadt herauskommen. Erst dieser Tiger! Dieser Dschungel! Das wird schon alles in Ordnung bringen.

Nach einer kurzen Nachmittagsruhe erwachen wir gegen Sonnenuntergang unter fleißig rotierenden Windhaspeln – klatschnass. Doch das kalte Bad und die Meeresbrise, die im Gefolge des Sonnenuntergangs eintrifft, bringen unsere gute Laune zurück. Unser Hotel

wurde zwar am Meeresufer erbaut, unsere Zimmer gehen jedoch zum Garten hinaus; die zum Meer gelegenen sind alle belegt. Wenn wir nicht im Voraus telegraphiert hätten, hätten wir nicht einmal diese bekommen. In allen vierhundert Zimmern des „Taj Mahal" schwitzen Gäste. Von seinen zwei großen Speisesälen ist einer „airconditioned" – luftgekühlt. Seine Luft wird auf normale europäische Temperatur gekühlt, was im Vergleich zur Temperatur in Bombay jedoch ein Eiskeller ist. Dennoch ist er voll von Speisenden in Abendgarderobe; ich wundere mich, dass sie nicht krank werden. Wir halten es nur zehn Minuten aus. Zähneklappernd flüchten wir in den anderen Saal, an dessen Decke anstelle einer Kühlanlage zwölf elektrische Punkahs um die Wette den Gästen Fächelkühle zuwedeln. Diese Decke ist wie eine auf dem Kopf stehende holländische Landschaft: Windmühle neben Windmühle. Die eine dreht sich nach rechts, die andere nach links, die eine langsamer, die andere schneller. Einige, diese müssen wohl schon ausgedient haben, arbeiten ermattet, drehen sich kaum, simulieren eher nur und überlassen die Arbeit den frisch rotierenden Jungen. Barfüßige, in Laken gekleidete hinduistische Kellner eilen über den schwarz-weiß marmorierten Karoboden. Leise spielt Herrn Tarjáns einstige Kapelle. Die Küche ist gut.

Von unseren Freunden vom Schiff, welche die Conte Verde weiter in Richtung Fernost befördert, haben wir einige zum Abendessen eingeladen. Ein paar Speisen vom Festland tun nach der langweiligen Schiffskost gut. Auch die Pflegetochter der Cousine zweiten Grades des ehemaligen Untergouverneurs von Indochina ist gekommen.

– Sie haben es gut – seufzt die Pflegetochter –, Sie sind angekommen, aber für uns beginnt die Reise eigentlich erst jetzt. Wo ist erst Shanghai!

Die Klagende in diesem ihrem Kummer zu trösten, ist mir leider in keiner Weise möglich. Nachdem unsere Gäste in ihr Quartier auf dem Schiff zurückgekehrt sind, machen wir uns mit F. zu einem Entdeckungsspaziergang auf. Die nach Gewürzen und Seefisch riechende Nacht ist noch immer unangenehm schwül. Das Nachbarhaus ist ebenfalls ein Hotel, Green's Hotel. Auf seiner zum Meer offenen, unbedeckten Veranda speist das Publikum noch ausgiebig. Auch dort spielt der Jazz amerikanische Lieder, das Publikum „tanzt speisend", nach guter englischer Sitte. Ich kann diese modische westliche Sitte nicht ausstehen. Während des Essens aufzuspringen, die Dame, die in meiner Gesellschaft speist, aus Anstand zum Tanz zu führen und mich danach verschwitzt wieder zu meinem inzwischen abgekühlten Tournedos und meiner zu Brei gefrorenen Sauce Bearnaise zu setzen. Dahin das Abendessen, dahin der Appetit, am Ende ist die gut begonnene Abendstimmung vorbei. Nur der Engländer, der das Essen als unbedeutendes Bedürfnis behandelt, kann eine solche seelenlose Sitte einbürgern. Schade um die gute Küche für so jemanden. Bevor er es verschlingt, schüttet er ohnehin eine halbe Flasche Worcester-Sauce darüber. Dann ist es ja schon egal, was er isst.

Auf der Uferpromenade wimmelt es nur so von Volk. Einen Weißhäutigen sieht man allerdings keinen einzigen. Wir erregen regelrecht Aufsehen. Die Engländer halten sich um diese Zeit – sofern sie nicht zu Hause sind – in den Hotels und ihren unzähligen Clubs auf. Höchstens von dort, aus der Höhe ihrer Balkone, blicken sie auf die wogende Menge hinab, aber unter sie mischen würden sie sich um nichts in der Welt. In der Gesichtshaut dulden sie das Farbige nicht.

Am anderen Ende des Platzes vor unserem Hotel, unmittelbar am Meeresufer, prangt ein viertürmiges, triumphbogenartiges Bauwerk – Gateway of India. Zur Erinnerung an den Besuch von König Georg V. wurde dieses Riesenportal, der Haupteingang Indiens, erbaut. Seitdem landen die Vizekönige, die aus England für eine vierjährige Regierungszeit hierher beordert werden, hier vor dem Steintor und betreten durch dieses den Boden Indiens. In solchen Zeiten wird der Platz vor dem Gate offensichtlich als Autopark

genutzt; hier wartet die Menge der Wagen der Spaziergänger. Größtenteils amerikanische Wagen, aber es finden sich unter ihnen auch Rolls-Royce in stattlicher Zahl. Ich höre, dies seien zumeist die Wagen der hiesigen Intelligenz, der Parsen, reicher Kaufleute, die abends hierher ans Meeresufer kommen, um sich zu amüsieren. So prächtig die Parsen-Damen in teuren Stoffen und Juwelen glänzen, so abgerissen sind die Männer. Ihr Erkennungsmerkmal ist ihre Kopfbedeckung: ein Tschako aus hartem, schwarzem Lack mit abgeschrägter Oberseite. Ihr Hemd lassen sie außerhalb der Hose hängen und in der Hand umklammern sie einen Sonnenschirm. Das Hemd verstehe ich noch, so ist es viel luftiger. Aber ein Sonnenschirm bei Nacht? Das ist schon eine mysteriöse Sache. Ich sage ja, der vornehmen Parsen-Frau sieht man den Wohlstand nur zu gut an. Aber dem neben ihr herwatschelnden Parsen-Bankdirektor müsste man – wenn er allein spazieren ginge – ein Almosen in die Hand drücken.

Bisher weiß ich über die Parsen nur so viel, dass sie im Gegensatz zu den Hindus Anhänger der Lehre Zarathustras sind. Aus Persien hierher verschlagene Feueranbeter, die ihre Toten nicht begraben, sondern an die Geier verfüttern. Hier auf der Promenade sieht man, in ihre bunten Seidenbrokat-Saris gehüllt, auch einige hübsche Parsen-Damen. Schade, dass mir immer einfällt: Egal wie schön du bist, früher oder später wirst auch du von den Vögeln gefressen. Ich sage ja nicht, auch wir werden früher oder später gefressen. Aber das wird wenigstens unter der Erde geschehen und nicht am helllichten Tag vor den Augen aller Welt. Es ist doch ein wenig abstoßend, die irdischen Überreste eines Menschen wie ein solches Aas zu behandeln.

Die unzähligen Lampenaugen der Conte Verde sind von hier gut zu sehen. Sie ankert wieder draußen in der Bucht, wo wir heute im Morgengrauen standen. Eine Pockenepidemie treibt in der Stadt ihr Unwesen; in einem solchen Hafen verbringen die Schiffe ungern die Nacht. Auch den Weiterreisenden wurde nur mit Mühe erlaubt, für ein paar Stunden an Land zu gehen. Und nur jenen, die sich auf dem Schiff zuvor neu impfen ließen. Es ist ermüdend, in diesem dampfenden Menschenstrom spazieren zu gehen. Wir kehren ins Hotel zurück; heute haben wir uns die Ruhe verdient. Morgen werden wir uns gründlich umsehen.

16 Dez. Bombay, Taj Mahal Hotel.

Ein recht guter Schlaf unter den schnurrenden Punkahs. Als ich aus dem Bett aufstehend aus dem Fenster blicke, werde ich auf zwei seltsame Gestalten mit Beuteln aufmerksam. Sie winken mir zu, erklären aufgeregt; aus ihrem Gestikulieren verstehe ich jedoch nur so viel, dass sie Geld wollen, ich solle es ihnen hinunterwerfen. Ich verspreche eine Rupie, warum, das weiß ich selbst nicht, sie ist ihnen jedoch zu wenig, sie zeigen an ihren Fingern, dass es zwei kostet. Etwa zehn Minuten lang markten wir – währenddessen rasiere ich mich bereits ausgiebig –, am Ende lassen sie sich doch auf die eine Rupie ein. Zum Zeichen dessen greift einer von ihnen in seinen Beutel und zerrt eine ordentliche, dicke Schlange heraus. Der andere nimmt eine kalebassenförmige Pfeife hervor und beginnt sie zu blasen. Jetzt verstehe ich, worauf ich mich eingelassen habe: Für den Preis einer Rupie werde ich eine Schlangenbeschwörung sehen. Eine längere Zeit vergeht mit der Entscheidung darüber, ob erst die Rupie und dann die Beschwörung oder aber umgekehrt. Schließlich bleibe ich obenauf; sie begreifen, dass ich erst etwas sehen will und dann bezahlen werde.

Ein flacher Korb ist bei dem Beschwörer. Dort hinein drückt er die Schlange, kniet sich daneben und spielt eine schmeichelnde Melodie in den Korb hinein. Bald taucht auch der breit aufgeblähte Kopf der Kobra daraus hervor – ein länger werdendes Fragezeichen, das sich allmählich aus dem Korb erhebt. Sie stellt sich auf ihren Schwanz, ihr Kopf schwankt hin und her. Doch sobald das Pfeifenspiel verstummt, sackt sie wieder in den

Korb zurück. Keine besonders schwindelerregende Produktion, so etwas zeigen auch dörfliche Wanderzirkusse. Es ist keine Rupie wert, ich werfe sie dennoch hinunter. Da stellt sich heraus, dass dies nur ein Vorgeschmack war, das eigentliche Kunststück folge erst danach, natürlich gegen eine weitere Rupie. Na los – winke ich dem Schlangenmann zu –, sehen wir, was im anderen Beutel ist. Ein frettchenartiges Tier kommt daraus hervor: ein Mongus. Mit seinem ungarischen Namen – zumindest nach meinem Naturkundebuch – Mungó! Der Mongus (*Mungos mungo*) ist nichts anderes als die Ratte der Pharaonen, eine indische Spielart des heiligen Ichneumons der Ägypter. Wir wissen, wie beliebt die Kämpfe zwischen dem Ichneumon und der Schlange schon im Altertum waren, schreibt doch schon Herodot, dass der Ichneumon nur an heiligen Orten in einbalsamiertem Zustand begraben werden darf. Die Beschwörer banden eine Schnur an das Hinterbein des Mongus, so wie es bei uns grausame Jungen mit dem Bein eines ausgespülten Ziesels zu tun pflegen. Der Mungo springt am Ende der Schnur herum, er scheint ein bissiges kleines Tier zu sein. Sobald er jedoch die Kobra erblickt, die auf den zauberhaften Pfeifenton hin wieder aufsteht, ändert sich sein Verhalten auf der Stelle. Er kauert sich auf den Bauch und genau wie eine Katze, die auf eine Maus lauert,

vorsichtig an die Kobra heran, die ihren berauschenden Tanz vollführt. Listig umgeht er sie, nähert sich von hinten – sein Herr hat unterdessen das Ende der Schnur losgelassen –, und stürzt sich dann mit einem plötzlichen Sprung auf den Kopf der giftigen Schlange. Der Angriff macht auch die Kobra schlagartig nüchtern: Wie eine Stahlfeder schnellt sie aus dem Korb. Doch der tapfere kleine Mungo lässt den Schlangenhals nicht los. Gemeinsam fliegen sie auf das Pflaster hinaus und fechten dort ihren Kampf auf Leben und Tod aus – für zwei Rupien! Hüpfend, sich hin und her werfend windet und wehrt sich das hässliche Reptil, sein muskulöser Kopf schlägt den Angreifer mehrmals gegen den Asphalt; doch dieser gibt nicht nach, hängt wie eine Zecke am Schlangenhals und presst allmählich das Leben aus ihr heraus. Die große Schlange taumelt, ihre Angriffe werden immer seltener und schwächen sich zu einem müden Winden ab. Bald streckt sie sich auch schon aus, ihr dicker Schwanz zuckt ein letztes Mal. Ihren triumphierenden Bezwinger jedoch zerrt man, noch bevor er sich seines Ruhmes freuen und auch nur ein paar Bissen von seinem Opfer erwischen könnte, an seiner Beinschnur zurück in den Sack. Die tote Schlange landet im anderen Sack. Ende der Vorstellung. Klimpernd fällt die Rupie auf den Asphalt, glänzend würde sie bis zum Bordstein rollen, doch hungrige braune Hände fangen sie im Lauf auf. Schon ziehen die Beschwörer weiter, blasen ihre Kürbispfeife und suchen neue Kundschaft.

Nun, da ich den Kampf zwischen Schlange und Mungo gesehen habe, fällt mir ein, dass ich auf dem Schiff sogar eine Anekdote darüber gehört habe. Ich kündige im Voraus an, dass es eine sehr schwache Anekdote ist. Aber wir wissen ja alle, dass der Engländer, so anspruchsvoll er in anderen Dingen ist, in Sachen Humor manchmal ebenso anspruchslos sein kann. Dies sei nur zu meiner Entlastung bemerkt. Die Geschichte geht übrigens so: Zwei englische Offiziere reisen im Abteil eines indischen Zuges. Einer von ihnen schnarcht tief, der andere hält einen Korb mit Deckel auf dem Schoß.

– Was mag wohl in diesem Korb sein? – erkundigt sich ein neu zugestiegener Fahrgast.

– Ein Mungo! – antwortet der Gefragte geheimnisvoll flüsternd. – Mein Freund betrinkt sich nämlich oft. Und dann sieht er immer Kobras. Mein Mungo ist ständig zur Hand, um im Bedarfsfall die Kobra zu töten.

– Aber Ihr Freund sieht doch wohl keine echten Kobras?! – fragt der verblüffte Fahrgast.

– Das nicht – erwidert der Offizier mit einem nachsichtigen Lächeln. – Aber glauben Sie etwa, ich hielte einen echten Mungo in dem Korb?!

Etwa drei Stunden lang streifen wir durch die Stadt. Es mag sein, dass wir dem Fehler der Voreingenommenheit erlegen sind. Es mag sein, dass Vorurteile unsere sich bildende Meinung erschweren. Wie dem auch sei, dieser erste Spaziergang in Bombay hat uns empört. Das wenige Schöne, die Gärten, die glanzvollen öffentlichen Gebäude, jeder andere Eindruck wird von einem einzigen großen Entsetzen überschattet: So viel Schmutz, so viel Elend haben wir noch in keiner Großstadt gesehen! Tritt man aus dem Hotel auf die Straße, erschrickt der Fremde zuerst über die auf Schritt und Tritt auftauchenden roten Blutflecken, über die auf dem Bürgersteig vertrockneten Blutspritzer. Oha! Gab es hier in der Nacht ein Blutbad? Wird hier auf der Straße gemordet? Was mag das sein? Bald kommen wir dahinter und können mit eigenen Augen die Erklärung für die Blutflecken sehen: Die roten Auswürfe von Betelkaugummi-Kauern verschmutzen den Bürgersteig. Und da jeder Betel kaut, was bekanntlich die Speichelbildung überaus anregt, kann man sich vorstellen, was hier an Spuckerei vor sich geht. Anfangs versuchen wir auszuweichen, bemühen uns, nicht hineinzutreten, zumindest nicht in die frischesten, schon allein wegen der Rutschgefahr. Doch dann lassen wir es bleiben. Schließlich wollen wir mehr als nur den Bürgersteig sehen. So treten wir denn von Pfütze zu Pfütze. Das ist kein Scherz, ich bitte Sie, diese Leute spucken ganze Pfützen. Diese Überproduktion, die hier an Hindu-Speichel stattfindet, ist der Gipfel der Verschwendung. Dabei wäre das noch das Wenigste. Wenn einen im wimmelnden Verkehr etwa ein schlecht zielender Betelkauer trifft, ist das noch nicht die Welt.

Was jedoch viel abstoßender, was am empörendsten ist: die erschreckende Zahl der verstümmelten Bettler, Leprakranken und vor allem der Blinden. Nicht nur an jeder Straßenecke betteln sie, die zu Skeletten abgemagerten, in schmutzige Lumpenfetzen halb gehüllten, wimmernden Menschenwracks folgen beinahe lückenlos aufeinander. Und an allen Ecken und Enden so viele Blinde! In den englischen Gesundheitsberichten lese ich, dass bei der letzten Volkszählung 650.000 Blinde auf dem gesamten Gebiet Indiens gemeldet wurden. So viele gibt man offiziell zu. Inwieweit diese Zahl der Wirklichkeit entspricht, ist natürlich eine andere Frage. Es ist jedoch allgemein bekannt, dass Paria-Eltern ihren eigenen Kindern manchmal die Augen ausstechen, nur damit sie – betteln können! Damit sie das hohe Privileg des Bettelns erlangen.

Aber nicht nur Aussätzige, sondern auch Obsthändler, Händler, die Betelnüsse, Gewürze und andere exotische Lebensmittel anbieten, kauern an den Rändern der Bürgersteige. Leute, die Kaffee, Tee und bunte Sirupe feilbieten. Dazwischen hocken auch Barbiere unter freiem Himmel: Sie schneiden und rasieren die Gäste, die vor ihnen auf niedrigen Schemeln sitzen. Im Schatten der Häuserecken liegen in Laken gehüllte, scheinbar leblose Leichen: Ihnen fehlt nichts, sie schlafen nur. Sie strecken sich auf dem Pflaster aus, ziehen sich ihr Laken-Gewand über den Kopf und pfeifen auf den Lärm der Welt. Ein Schwarm glänzender blauer Fliegen hingegen ist nicht wählerisch. Er respektiert das Kastensystem nicht. Mit gleicher Herzlichkeit setzt er sich auf das Auge eines blinden Kindes, auf eine frische Banane, auf einen von Lepra zerfressenen Fuß, auf den klebrigen Zuckerrand eines Limonadenglases. Und natürlich auf die schönen frischen, karminroten Betelauswürfe. Hin und her fliegen die summenden Schmeißfliegen – von Blüte zu Blüte.

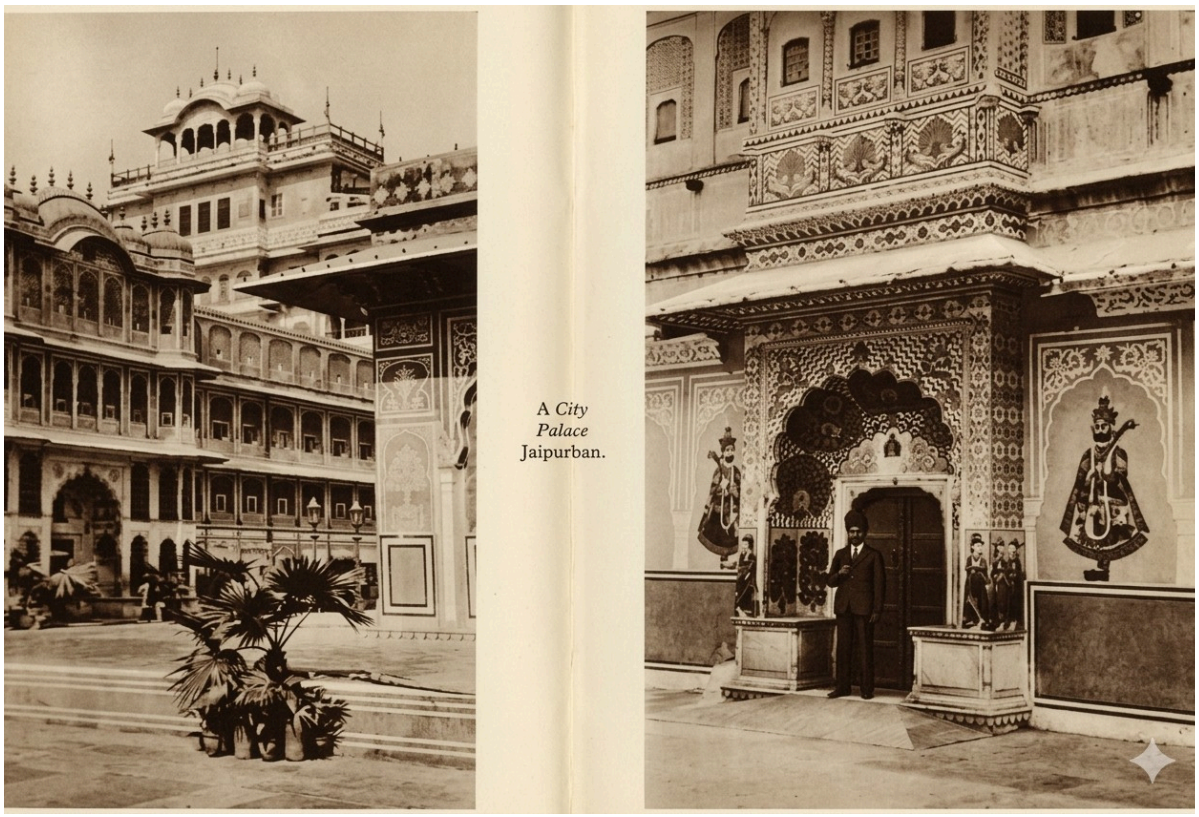
Doch darum kümmert sich weder der schläfrig dahinwogende, in schmutziges Leinen gehüllte Menschenstrom noch der Polizist, der fuchtelnd die hupenden Autokolonnen dirigiert und der einen dunkelblauen Leinenkittel und Shorts, an seinen strumpflosen Füßen feuerrote Pantoffeln und auf seinem schwarzbärtigen Kopf ein keck schräg ins Gesicht gezogenes, gebäckförmiges gelbes Turbänchen trägt. Ebenso wenig die Herrschaften, Europäer und Parsen, die sich in der relativ ansteckungsfreien Sicherheit glänzender Autos zurücklehnen.

Auffallend sind die vielen Kinos. Vielleicht nur deshalb, weil über jedem die mammutgroßen Bilder der Hauptdarsteller prangen. An jeder Straßenecke krönen fünf Meter hohe Garbo-, Gable- und Hepburn-Köpfe die Fassaden der Gebäude. Die Hollywood-Saat gedeiht offensichtlich gut in dem von Schmutz und Elend gedüngten Boden von Bombay. Bis wir wieder im Hotel ankommen, auf jener herausragenden Kulturinsel der westlichen Zivilisation, die von äußerem Dreck nichts wissen will, grübeln wir darüber nach, ob wir unsere durchgeschwitzte Kleidung wirklich in die Wäsche geben sollen? Wäre es aus gesundheitlichen Gründen nicht ratsamer, sie sofort zu verbrennen oder zumindest zu verschenken?

Unser Nachmittagsprogramm ist der Besuch des Parsen-Friedhofs, der Türme des Schweigens. Die Erlaubnis zur Besichtigung der „Towers of Silence" wird hier im Hotel verkauft. Wir erwerben die Eintrittskarte für den Friedhof zusammen mit dem dazugehörigen Parsen-Führer. Beim Mittagessen lernen wir im Schweinsgalopp aus dem am Vormittag gekauften Buch, um uns eine gewisse Vorbildung anzueignen, dass die Parsen im 8. Jahrhundert aus Persien hierher kamen, von wo sie die Heere des Islam vertrieben hatten. Ihre Bibel ist die Zend-Avesta, ihr Hauptgott Ahura Mazda, ihr Gründer Zarathustra – lauter Bekannte aus der Schulbank! Sie sind Feueranbeter, verehren aber nebenbei auch die Erde, die Sonne und das Wasser. Den Toten betrachten sie als unrein, daher dürfen sie ihn weder in der heiligen Erde begraben noch mit dem heiligen Feuer verbrennen. Deshalb müssen die Geier zu Hilfe gerufen werden.

Wir erfahren auch, dass die Parsen nicht viele sind, insgesamt nur einhundertfünfzigtausend, wovon mehr als die Hälfte hier in Bombay lebt. Sie sind hervorragende Menschen, Musterbürger, befassen sich hauptsächlich mit Handel, weshalb sie sehr reich sind. Entsprechend sind sie aber auch gütig, die wichtigste Tugend ihrer Religion ist die Barmherzigkeit. Ein parsischer Bettler ist ein unbekannter Begriff; die parsische Gesellschaft würde dies als unerträglichen Schandfleck betrachten. Schließlich erfahren wir noch, dass ein Parse nur im Erdgeschoss geboren werden darf. Werdende parsische Mamas, die im Obergeschoss wohnen, ziehen also rechtzeitig ins Erdgeschoss um. Nach der Lehre Zarathustras muss das Leben unten, in Demut im Erdgeschoss, beginnen. Nur von dort, von der Erdoberfläche aus, können wir uns durch gute Taten im Leben über unsere Mitmenschen in das zweite, im Ausnahmefall vielleicht in das fünfte Stockwerk erheben.

Nachdem wir so in Parsen-Kunde vorbereitet sind, steigen wir ins Auto und fahren mit unserem Führer zum Malabar-Hügel hinaus, der sich am südwestlichen Rand der Halbinsel – Bombay wurde nämlich auf einer Halbinsel erbaut – erhebt. In einem Garten, der von exotischen Baumriesen beschattet wird, steigen wir aus unserem Wagen und setzen unseren Weg zu Fuß den steilen Hang hinauf fort. Dort oben schimmern zwischen den Baumkronen hell getünchte, kreisförmige Basteien weiß hervor: die Türme des Schweigens. Auf dem Rand der Basteien sowie auf den Ästen der umstehenden Baumriesen schlummern dicke, satte Aasgeier. Von acht bis zehn Uhr vormittags und von vier bis sechs Uhr nachmittags ist die Fütterung. Um diese Zeit schlafen die Geier also und verdauen.



A *City Palace* Jaipurban.

Wir umrunden die Türme, dürfen uns ihnen jedoch nicht auf weniger als fünfzig Schritte nähern. Fotografieren dürfen wir auch nicht, unsere Apparate mussten wir unten im Wagen lassen. Wir sehen fünf Türme, drei größere und zwei kleinere.

– Drei öffentliche und zwei private Türme – erklärt unser Führer. Schade, dass er ununterbrochen erklärt. Sein Mund steht keinen Augenblick still. Wie ein Gedicht rattert er seinen gut einstudierten Spruch herunter, er vergisst sogar zu atmen. Vergebens versuchen wir ihn mit Fragen zu bremsen, auf diese antwortet er nicht. Er rezitiert, dass die Leichenträger aus der Kaste der Unberührbaren stammen; nur diese dürfen den toten Körper berühren, der nach dem Entweichen der Seele unrein wird. Nur die männlichen Mitglieder der Trauernden dürfen den Toten bis zum Turm begleiten, Frauen haben hier nichts zu suchen. Das Innere der Türme besteht aus sich trichterförmig vertiefenden Treppenkreisen; der Tote wird von außen durch eine kleine Eisentür hineingeschoben. Und zwar Männer, Frauen, Kinder auf jeweils verschiedene Treppenstufen. Zuvor werden sie jedoch entkleidet:

– There is no difference after death – rattert unser Führer –, naked we come, naked we go. ^4 Den Rest erledigen dann die Vögel. Nach einer halben Stunde bleibt nur das klappernde Skelett übrig. Mit der Zeit wird auch dieses durch die vereinte Arbeit der Sonnenhitze und des Regens eingeäschert. Die Asche wird auf den Boden des Trichters gewaschen, von wo sie durch eine unterirdische Leitung ins Meer gelangt.

^4 „Nach dem Tod gibt es keinen Unterschied. Nackt kamen wir; nackt gehen wir.“

Direkt aus dem Wäldchen, das die Türme beschattet, treten wir in einen schön gepflegten, riesigen Park. Ein öffentlicher botanischer Garten, reich an prächtigen tropischen Pflanzen und grellen exotischen Blumen.

– Hier, unter diesem Garten – keucht unser Führer –, vertieft sich das Sammelbecken der städtischen Wasserleitung. Von hier aus wird ganz Bombay mit Trinkwasser versorgt.

Früher war das Becken offen, dieser botanische Garten wurde erst mit der Zeit obenauf gebaut.

Nun, das haben sie wahrlich gut getan. Denn hier über dem Hügel kreisende Geier mochten wohl oft das eine oder andere hineingefallen lassen haben, was vor kurzem noch ein achtbarer Parsen-Bürger sein Eigen nannte. Unwillkürlich blicke ich auf. Sieh mal an! Der Himmel ist tatsächlich voller kreisender Geier. Nicht nur die um den Turm Sitzenden sind aufgeflogen, auch von anderswoher, praktisch aus allen Himmelsrichtungen, treffen sie ein. Über den Basteien versammeln sie sich, wo sie sich zu den Einheimischen gesellen und mit unbewegten Schwingen kreisen, in Erwartung der Beute.

– Ja – keucht unser Führer mit Blick auf seine Uhr –, sie sind schon geschult. Sie wissen, dass es gleich vier Uhr ist, dass in wenigen Minuten der erste Trauerzug fällig ist. Jetzt sind sie zahlreich genug, aber im Jahre achtzehnhundert-ich-weiß-nicht-was – ich habe vergessen, welches Jahr er erwähnte –, zur Zeit der großen Pestepidemie, hatten wir nicht genug Geier. Man musste sie von anderswoher kommen lassen, die Einheimischen schafften es nicht mehr.

– Na – sage ich –, jetzt reicht es aber mit dem Geierthema. Hier ist Ihr Trinkgeld, mein Freund, gehen Sie brav und suchen Sie sich neue Interessenten. Mir war schon fast so zumute, als würden die Vögel mir die Augen ausstechen.

Wir gehen weiter. Wir versuchen unsere Aufmerksamkeit auf die vielen schönen Blumen und die sich unter uns ausbreitende herrliche Aussicht umzulenken. Das ozeanumschlungene Bombay sollte man immer nur von hier, aus der Vogelperspektive des Malabar-Hügels, betrachten. Denn von hier aus ist es wirklich schön. Wir fotografieren es auch, unser Chauffeur hat uns den Apparat nachgebracht. Da es jedoch nicht auf einmal ins Bild passt, machen wir vier Aufnahmen, aus denen wir dann das Panorama zusammenkleben werden.

Im Hotel finden wir eine weitere Einladung vor. Diese wurde nicht von einem Maharadscha geschickt und gilt auch nicht einer Jagd. Sir Maneckji Byramjee Dadabhoy lädt uns in sein Heim in Nagpur ein. Sir Maneckji ist ein siebzigjähriger alter Herr, ein berühmter Anwalt und Politiker, Präsident des Council of State – des Staatsrates. Seine Religion hingegen: Parse. Also wird er seinerzeit auch...

Wir ergreifen die Gelegenheit, um diese schmutzige, schwüle und sündhaft teure Stadt so bald wie möglich zu verlassen. Morgen Abend brechen wir nach Nagpur auf. In der Mitte Indiens gelegen, ist es die Hauptstadt der Provinz der Engländer namens Central Provinces. Von hier aus erreicht der Schnellzug sie in sechzehn Stunden. Schon wieder wird ein Telegramm gebracht. Der Maharadscha von Jaipur lädt uns zur Tigerjagd ein. Mit dem jungen Herrscher von Jaipur ^5 hatte ich bereits das Vergnügen; im Heim meines Freundes Pál Pálffy im Komitat Pressburg haben wir zusammen Rebhühner gejagt. Schon damals ermutigte mich der Maharadscha, dass ich meinen ersten Tiger bei ihm schießen könne, wenn ich irgendwann nach Indien käme. Wir hatten ihn ebenfalls noch von zu Hause aus über unsere Ankunft benachrichtigt. Derzeit hält er sich zwar in Kalkutta auf, er nimmt an der Polomeisterschaft teil, die zwischen Weihnachten und Neujahr stattfindet. Seine Hoheit von Jaipur ist ein weltberühmter Polospieler, seine Mannschaft verteidigt bereits seit fünf Jahren den Meistertitel von Indien. Er telegrafiert, wir sollen nach Kalkutta kommen, uns die Turniere ansehen und nach Neujahr zusammen mit ihm nach Jaipur reisen. Da Nagpur – wohin wir morgen wollen – ohnehin in Richtung Kalkutta liegt, werden wir wahrscheinlich Weihnachten in Kalkutta verbringen.

^5 sprich: Dschaipur

17 Dez. Bombay, Taj Mahal Hotel.

Vormittags – während F. vom Friseur gequält wird – plage ich mich mit der Auslösung meiner Gewehre ab. Zuallererst muss ich eine Jagdkarte besorgen. Das Taxi biegt mit mir in eine Art Kasernenhof ein. Mit seinem turbantragenden, vollbärtigen Chauffeur kann ich zwar nicht sprechen, aber ich habe ihm mein Ziel vom Hotelportier erklären lassen. Hier wären wir also, vor dem zuständigen Amt. Hineinzukommen ist jedoch vorerst kaum möglich, so groß ist das Gedränge vor uns. Einige Polizisten dirigieren und ordnen die Menge. Einer von ihnen ist eine auffallende Gestalt: ein zwei Meter großer Riese, hager, aber ein breitbärtiger Bursche mit einem brustlangen, kohlschwarzen Bart. Die englisch geschnittene Polizeiuniform und der schräg sitzende, zitronengelbe Turban stehen ihm ausgezeichnet. Ich winke ihm zu, er möge etwas aus der Menge beiseite treten, damit ich ihn fotografieren könne. Er tritt auch beiseite, doch sobald er den Apparat in meiner Hand sieht, hält er sich die Handfläche vors Gesicht und weicht so in die Menschenmenge zurück. Einer seiner Kollegen, ein hagerer, krummbeiniger Hindu, gibt mir in gebrochenem Englisch zu verstehen, dass sein vollbärtiger Gefährte Mohammedaner sei und deshalb nicht fotografiert werden dürfe. Seine Religion verbiete es. Ihn hingegen könne ich nach Herzenslust fotografieren. Ich verstehe das nicht. Ich habe in meinem Leben genug Mohammedaner fotografiert, aber bis auf einige halbwilden Sudanesen sind sie nie vor meinem Apparat geflohen. Obwohl ungern, fotografiere ich dennoch den sich gnädig anbietenden Hageren. Es scheint, ich habe gut daran getan, denn danach nimmt er mich unter seine Fittiche, bricht mit mir durch die Menge und begleitet mich ins Amt.

Drei indische Tintenkleckser schreiben hier drinnen, bis aufs Hemd ausgezogen. Sie fertigen Jagdkarten und Waffenscheine aus. Vor ihnen auf dem Boden sitzen die Antragsteller mit untergeschlagenen Beinen: Sie umklammern alte Gewehre, rostige Pistolen oder andere antike Knallbüchsen. Eine halbwegs ordentliche Waffe sehe ich bei keinem. Jetzt ist ein Patriarch mit gelbem Turban und Mosesbart an der Reihe. Er hält eine alte, silberbeschlagene Pistole in der Hand – wofür will er sie wohl benutzen? Die Tintenkleckser behandeln mich sehr zuvorkommend. Sie tragen die genaue Beschreibung und Nummer meiner Waffen ein sowie auch, wo, wie lange und worauf ich zu jagen gedenke. Auf letzteres kann ich natürlich nur eine vage Antwort geben, aber die Herren stellt es offensichtlich zufrieden, denn bald händigen sie mir meine Erlaubnis aus. Ich bekomme ein schönes, fest gebundenes Büchlein, den offiziellen Beweis dafür, dass ich nun ein indischer Jäger geworden bin. Ein vierseitiges Jagdgesetz und vielerlei Vorschriften sind in dem Büchlein zu lesen. Unter anderem auch, dass es verboten sei, meine Waffen zu Jahrmärkten, Prozessionen und Volksversammlungen mitzunehmen. Und dass es verboten sei, in der Nähe von Tempeln, Moscheen und Pagoden auf Hunde, Pfauen und Schweine zu schießen! Schnell hinaus aus dem überfüllten Büro. Von seinem erstickenden Geruch schwindelt mir der Kopf. Dabei wälzt auch dort eine ordentliche Windmühle fleißig die Atmosphäre um.

Es folgt das Zollamt. Man weist mich demselben freundlichen Engländer zu, mit dem wir im Hafen zu tun hatten. Diesmal lässt er mich nicht warten. Er kommt sogar mit mir, gemeinsam rasen wir durch die Irrgärten des riesigen Zollgebäudes – hier muss ich dies unterschreiben, dort jenes ausfüllen –, schließlich gibt er mir eine Person mit rosarotem Turban mit, die mich in den Keller hinunterführt. Dort, in einem der Lagerhäuser, kann ich endlich meine Gewehre an meine Brust schließen. Mit Hilfe des Rosarot-Turbanträgers schleppen wir sie zum Wagen hinauf. Ich eile zum nächsten Waffengeschäft – eine gründliche Reinigung und Einölung haben die Gewehre wahrlich nötig. Nun sind sie auch schon in meinem Zimmer; auch sie können es kaum erwarten, einen Tiger zu sehen.

Heute besichtigen wir das Burning Ghat der Hindus – den Leichenverbrennungsplatz. Es scheint, hier wird dem Fremden jeden Nachmittag ein Friedhof gezeigt.

Das Malabar-Domb entlang führende Queens Road wird links vom Meeresufer und rechts von einer langen Steinmauer flankiert. Hinter der Steinmauer duckt sich der Leichenverbrennungsplatz der Millionenstadt. Wir haben kein Glück – das heißt, wir haben eher Glück – denn der Betrieb ruht gerade, niemand wird verbrannt. Dabei herrscht hier sonst reger Verkehr. Auf der Queens Road, die ansonsten Bombays vornehmster Autokorso ist, trifft man alle Augenblicke auf Züge. Man bringt das Brennmaterial. Auch gestern, als wir zum Malabar-Hügel fuhren, wirbelte der Rauch ordentlich hinter der Mauer hervor. Einen Friedhof betritt der Besucher wohl mit einer gewissen Ehrfurcht. Der Hauch der Vergänglichkeit pflegt niemanden in frohe Stimmung zu versetzen. Jetzt aber müssen wir unwillkürlich lachen, denn der Wächter des Friedhofs – als Totengräber könnten wir ihn kaum bezeichnen, eher wohl als Heizer – empfängt uns mit grinsendem Gesicht:

– Bad luck, sir! So sorry. No body, sir, no body! Very bad luck, sir, no body just now. Do come back in half an hour, we will have one ready for you!

Also, wie sehr es ihm leid tue, dass wir gerade zum Ende der Vorstellung hierher gekommen seien, aber wir sollten in einer halben Stunde wiederkommen, dann begännen sie von neuem. Das warten wir nicht ab. Wir begnügen uns mit der langen Reihe der veraschten Scheiterhaufen. Der heitere Feuermeister erklärt, dass für jede Verbrennung bezahlt werden müsse, Arme wenig, Reiche mehr, wie es ein jeder vermöge. Von der Bezahlung hänge es ab, mit welchem Holz das Unterfeuer gemacht werde. Unter den Reichen komme balsamiertes, teures Sandelholz, für den Armen tue es auch einfaches Abfallholz. Kohlefeuerung ist noch nicht eingeführt. Der Alte will uns kaum fortlassen. Er fühlt sich förmlich beleidigt. Wir gehen aber schon, denn die Luft scheint ein wenig angebrannt zu riechen. So ähnlich wie bei uns auf dem Lande, wenn Schweine abgesengt werden.

Bereits hat jener Prozess begonnen, der bei solchen Reisen früher oder später eintritt: der Abbau des Gepäcks. Wenn man einsehen muss, dass es zu viele Sachen sind. Das Schiff bringt es zwar noch bis hierher, aber das alles in den Zug zu packen, wäre eine Taktlosigkeit gegenüber der Lokomotive. Und finanziell würden wir es auch nicht schaffen, die Gepäckaufgabe ist hier besonders teuer. Wir haben also unsere Habseligkeiten einer Revision unterzogen und einen großen Koffer voll im Hotelmagazin versenkt. Keiner von uns zweifelt daran, dass wir genau das am nötigsten brauchen werden, was hier bleibt, und umgekehrt. Ich weiß das aus Erfahrung, darin findet man sich am besten im Voraus ab, denn davor gibt es kein Entrinnen. Aber diesmal wird es wenigstens jemanden geben, den man ausschimpfen kann, wenn dann etwas fehlen wird: Auf Viktors zerbrechlichen Schultern liegt alle Verantwortung. Von seinem obersten Urteil haben wir es nämlich abhängig gemacht, was wir mitnehmen und was nicht. Der abgebaute Koffer ist jedoch nur eine negative Erleichterung. Denn stattdessen sind uns bereits zwei neue Gepäckstücke aufgehalst worden. Ordentliche Packen: die „Bedrolls“ von uns beiden. Bettrollen, im indischen Zug bekommt man nämlich keine Bettwäsche. Weder Kissen noch Decke noch Matratze. Nur eine leere, harte Pritsche steht dem Fahrgast zur Verfügung. Der Rest geht nach dem Wort des Sprichworts: Wie man sich bettet – usw. Wir rasen also in die Army & Navy Stores hinaus – in dieses großartige Geschäft, das in jeder englischen Kolonialstadt zur Hand ist – und kaufen zwei vorschriftsmäßige Bettrollen. Mit Riemen abgeschnallte, dampfwalzenförmige Objekte. Ihr Inventar: eine dünne Matratze, vier Laken, drei Decken, zwei Kissen, Handtücher und – des Engländers selbst in den Tropen unzertrennliche Bettgenossin: die Gummi-Wärmflasche.

Der indische Eisenbahnwagen ist ein eigenartiges Gebilde. Eine seltsame Mischung aus Bequemlichkeit und Unbequemlichkeit. Ich glaube gern, dass er in seiner Jugend, am Ende des letzten Jahrhunderts, der Gipfel des Luxus war.

Man könnte diesen Wagen aus heutiger Sicht durchaus als primitiv und schmutzig bezeichnen. Es gelang uns, ein Vier-Personen-Abteil zu ergattern. Das ist vor allem deshalb wichtig – wie mich meine Freunde belehrten –, weil der listige Reisende schon lange vor Abfahrt des Zuges all sein Gepäck hineinschmuggelt. Unter dem Bett, im Waschraum, hier und da verstaut und versteckt er es so geschickt, dass er sich der schweren finanziellen Sorgen der Gepäckaufgabe entledigt. Die Schaffner tauchen erst unmittelbar vor der Abfahrt auf, dann haben sie keine Zeit mehr für Kontrollen. Gepäck, das draußen auf dem Bahnsteig bleibt oder im Abteil gar den Durchgang behindert, muss sofort aufgegeben werden. Aber was kein besonderes Aufsehen erregt, darum kümmert man sich nicht.

In den Kolonien der englischen „Demokratie" sind solche kleinen Missbräuche, ausnahmsweise Nachsichtigkeiten und Überbleibsel der „guten alten Zeit" typisch. Auch wenn sie nicht gerade Musterbeispiele des berühmten „Fair Play" sind, üben sie auf den fremden Reisenden einen unleugbaren Zauber aus. Bei jedem Einsteigen ein neuer Nervenkitzel: Wird es mir wieder gelingen, die Gepäckaufgabe zu schwänzen? Und wenn es gelingt, ist neben dem moralischen Sieg auch der materielle beträchtlich. Diesmal gelingt es. Wir ziehen mit all unseren irdischen Gütern ein. Darunter sind zwei Koffer von solcher Größe, dass sechs Kulis sie kaum hochwuchten können. Dennoch gibt es niemanden, der etwas beanstandet. Der Sieg ist vollkommen.

Die Länge unseres Abteils entspricht einem Drittel der Wagenlänge. Ein regelrechter Saal. Vier Schlafplätze zeigen sich darin, jeweils zwei übereinander, aber sie stehen nicht quer zur Fahrtrichtung, sondern parallel dazu. Sie sind steinhart. Lediglich ein dünner, abgewetzter Lederbezug spannt sich darüber, der Rest ist Sache des Fahrgastes. Unter den beiden unteren Betten bietet sich ein weites Feld für das Verstecken von Gepäck. Heizkörper gibt es nicht. Man müsste die Wagen eher kühlen. Zwei Sessel stehen am Ende des Abteils, dazwischen ein kleiner Tisch. Man könnte bequem schreiben oder Karten spielen. Zumindest sah es so aus, als wir einstiegen. Doch kurz nach der Abfahrt stellt sich heraus, dass all dies nur ein eitler Traum ist, denn dieses Gerüttel, Hin- und Herreißen, Zischen und Rattern – das ist wahrlich keine Zivilisation mehr. Da versuche mal einer zu schreiben. Und dann versuche er, es zu lesen.

Die Fenster schließen schlecht, durch die Ritzen strömt zusehends der Ruß herein. Wir fahren kaum eine halbe Stunde, und eine dichte Staubschicht trübt alles ein. Die Tür zum Gang habe ich schon dreimal zugeschlagen, sie geht immer wieder auf – das Schütteln öffnet sie. Überhaupt scheint es, als hätten sich an diesem Zug sämtliche Schrauben gelockert. Alles wackelt. Bis Nagpur wird er aber wohl hoffentlich durchhalten. Zu essen gibt es nichts, Speisewagen sind hier noch die Ausnahme. Es hätte auch wenig Sinn, da man zwischen den Abteilen nicht umhergehen kann; es gibt keinen Flur, die Türen öffnen sich direkt ins Freie. An den Bahnhöfen wird zwar Essen verkauft, aber nur einheimische Speisen, Heidenkost, für einen europäischen Magen ungenießbar. Der Proviantkorb ist also ein ebenso wichtiger Bestandteil des Gepäcks des weißen Mannes in Indien wie das Bettzeug. Die meisten führen auch einen Tauchsieder mit, um Tee zu kochen oder Konserven zu erwärmen.

Viktor, der irgendwo am anderen Ende des Zuges haust, eilt an jedem Bahnhof hierher: Ob wir etwas brauchen? Ein ausgezeichneter Mensch. Vorhin war er auch da, hat auf dem kleinen Tisch gedeckt und das mitgebrachte Abendessen ordentlich serviert. Dann hat er unsere Betten bereitet, gefragt, um wie viel Uhr er uns wecken soll, und verschwand am

nächsten Bahnhof mit einem Gute-Nacht-Gruß in der Dunkelheit. Da wir nun „unterwegs“ sind, nimmt er seine karierte Mütze selbst hier drinnen nicht ab.

Die Nacht ist hell. Ein Vollmond mit feistem Gesicht verblasst inmitten der funkelnden Sternenpracht. Er taucht die Landschaft in ein mystisches Silberbad, von dem man nun leicht behaupten kann, es sei schön und geheimnisvoll. Dabei höre ich, dass es in Wirklichkeit hässlich ist. Ausgedörrt, traurig, uninteressant. Die Luft hat sich etwas abgekühlt, dennoch ist sie reglos, genau wie die im Mondlicht schwimmende Unbekanntheit. Wir halten an einer kleinen Station: Einige schläfrige Gestalten lungern am Zug entlang. Ein eigenartiges, sanft klingendes Instrument tönt aus der Nacht. Jemand singt dazu mit einer seltsam jammernden Nasalstimme. Wir stellen die elektrischen Ventilatoren ab; die Hitze hat nachgelassen, und außerdem wirbeln die Ventilatoren den eindringenden Staub nur noch mehr auf. An den Bahnhöfen schaut zwar hie und da eine Gestalt mit Besen herein und fragt, ob sie saubermachen soll? Viel Sinn hat das nicht, bis zum nächsten Halt ist wieder alles voller Staub. Mein Bett ist recht bequem. Ich kann von dort aus dem Fenster sehen. Im Liegen starre ich in die mondhelle Nacht hinaus, hinauf zum unbekannten indischen Himmel, wo zwischen den Sternen kleine, perlweiße Wolkenvögel schlafen, reglos, mit dem Kopf unter den Flügel gesteckt...

DRITTES KAPITEL: IM STAUB ERSTICKTES NAGPUR

18 Dez. Nagpur (Central Provinces).

Erst gegen Morgen gelingt es mir einzuschlafen. Um neun Uhr lugt jedoch bereits Viktors Kopf mit der karierten Mütze herein: Nächste Station Nagpur! Wir schaudern beim Anblick des Schmutzes im Abteil. Eine dichte, graugelbe Staubschicht hat alles bedeckt, selbst unsere Kopfkissen sind davon gelb geworden. Viktor schüttelt am offenen Fenster jedes Bettstück einzeln aus, bevor er es wieder in die Rolle schnallt.

Bahnhof Nagpur: eine drängende, schwitzende Menge, ohrenbetäubender Lärm, Staub und Hitze. Viktor erteilt lautstarke Befehle an das Heer der Träger, also der Kulis. Drei Kulis klettern in unser Abteil und reichen das Gepäck durch das Fenster an ihre Kameraden hinaus. Viktor kommandiert vom anderen Fenster aus. Es ist eine indische Spezialität, dass man mindestens so viele Kulis braucht, wie man Gepäckstücke hat. Das Schwere, das ein Mensch nicht bewältigen könnte, tragen natürlich mehrere. Aber dass ein Kuli mehr als ein einziges Stück trägt – wie leicht es auch sein mag –, das verbietet offensichtlich das Kuli-Gesetz. Für meine Schreibmaschine, meine Aktentasche und jedes meiner Gewehre findet sich ein eigener Kuli.

– Wo soll das hinführen – frage ich Viktor besorgt –, wenn wir an jedem Bahnhof ein solches Kuli-Kontingent bezahlen?

– Das kommt aufs Gleiche raus, Sir! Sie bekommen zwei Rupien, egal unter wie vielen sie es aufteilen.

Ein höflicher, braunhäutiger kleiner Mensch drängt sich aus der Menge zu uns vor: der Sekretär unseres künftigen Gastgebers. Er hofft, wir hatten eine gute Reise, er hofft, unser Bett war bequem, und er hofft noch eine ganze Reihe ähnlicher Dinge. Während des Hoffens bricht er uns bereits Bahn und pflügt eine Furche in den Menschenstrom. Hinter dem Sekretär erreichen wir das Auto. In einem nagelneuen Cadillac begrüßt uns eine schrumpelige indische Greisin: unsere Gastgeberin, Lady Dadabhoy. Aus ihrem dunkelgelben Seidensari schaut gerade noch ihr faltiges kleines Gesicht hervor. Sie empfängt uns herzlich, erkundigt sich in passablem Englisch nach unserer Reise und hofft

der Reihe nach all das, was der Sekretär bereits durchgehofft hatte. Und während wir fahren, erklärt sie freundlich die Sehenswürdigkeiten – hier die Kaserne, dort das Postamt, da drüben das Gericht – dann bricht sie in plötzlichen Zorn aus, kurbelt die Trennscheibe hoch und tadelt den Fahrer mit kreischender, für uns unverständlicher Stimme. Ihre kurzsichtigen Augen blitzen unter der gewaltigen Brille hervor; jetzt könnte man Angst vor ihr bekommen.

– Er fährt immer zu schnell, der Schlingel – erklärt sie außer sich –, dabei habe ich ihm schon so oft gesagt, er soll langsam fahren.

Vor einer unbedeutenden kleinen Villa, die in einem winzigen Garten steht, steigen wir aus. Vor der Tür ein Hindu-Diener in einem abgewetzten europäischen Sakko. Die Großmutter verschwindet, der Diener zeigt uns unser Zimmer und lässt uns allein. Wir sehen uns neugierig um. Sogar überrascht. Denn wir wissen, dass unser Gastgeber nicht nur eine bekannte Persönlichkeit, sondern auch überaus reich ist. So reich, dass er in London einen riesigen Palast inmitten eines zehn Joch großen Parks besitzt. Ich war selbst schon darin; sein Mustergarten und die Palmenhäuser werden von zwölf Gärtnern gepflegt. Sir Maneckji war jedoch seit Jahren nicht mehr in Europa; seinen Londoner Palast behält er nur, damit er, falls er doch einmal hinüberfährt, eine Bleibe hat. Wie sollte ich mich also nicht über dieses kleinbürgerliche Häuschen wundern, dessen einziges Gästezimmer von den zwei Betten fast vollständig ausgefüllt wird. Ein einsames Schränkchen steht im Zimmer, und selbst das haben die Hausleute halb mit ihrem Kram vollgestopft. An ein Auspacken selbst unserer nötigsten Sachen ist nicht zu denken. Hier passt nicht einmal ein Koffer hinein, es sei denn unter das Bett.

Wir schauen aus dem Fenster, und unser Staunen wächst weiter. Wir blicken auf einen schmutzigen Geflügelhof. Zwischen Hühnern und Enten kauen zwei schläfrig aussehende Büffel wieder. Auf dem Rücken der Büffel sitzen Krähen und suchen emsig nach etwas. Sie fliegen auch auf den Rücken der schwarz-bunten Ziege, doch diese schüttelt sich, worauf die Krähe krächzend auf den Büffelrücken zurückweicht. Eine Mischung aus lautem Krähen, Blöken, Krächzen und Büffel-Gegrunze dringt durch das Fenster herein, ganz zu schweigen von dem eindringenden Geruchsgemisch.

– Schau nur – ruft F. aus –, ein Vogel ist hereingeflogen!

Tatsächlich! Ein Sperling flattert im Zimmer umher, oder vielmehr, er flattert nicht viel, sondern steuert direkt auf die Oberseite des Schrankes zu – in sein Nest! Eine Sperlingsfamilie haust auf unserem einsamen Schränkchen. Wieder muss ich an den Londoner Palast denken, an die gewaltigen Palmenhäuser und die zwölf Gärtner. Und ich verstehe den Zusammenhang mit dieser Hütte nicht.

Mittags erscheint der Herr des Hauses: ein siebzigjähriger, glattrasierter, kahlköpfiger, beleibter kleiner Mann. Hellhäutig, niemand würde ihn für einen Inder halten, eher für einen gemütlichen Dorfpfarrer. Er trägt europäische Kleidung, einen altmodischen steifen Kragen und eine dicke goldene Uhrkette. Die Kette ist lang, und doch spannt sie, denn die Entfernung zwischen den Ecken der Westentaschen ist noch länger: Ein Bauch ist vorhanden. Leise spricht er, der Herr Ratspräsident ist überaus höflich, doch ein bedauerlicher Auswuchs seiner Höflichkeit ist es, dass er seinen Gast während des Essens ständig drängt. Immer wieder bietet er an, er will nicht glauben, dass der Gast nicht mehr möchte. Ein solcher „überredender" Hausherr – oder gar eine Hausherrin – ist selbst bei einem guten Essen nicht angenehm. Aber dann ginge es noch. Der Gast isst, wenn man es sich schon so sehr von ihm wünscht. Wenn aber die Kost schlecht ist, wie leider im vorliegenden Fall, dann ist der unablässig anbietende, seine Speisen empfehlende Hausherr wahrlich peinlich.

Und da wir gerade davon sprechen, kann ich nicht leugnen, dass in mir die mahnenden Worte unseres alten Sprichworts erklingen: „Die Eule sagt zum Sperling: Großkopf." Denn bestimmten Kreisen meines eigenen Volkes ist diese Eigenschaft ebenfalls eigen: das unaufhörliche Nötigen. „Nur noch einen Bissen, mir zuliebe!" „Nur noch dieses eine Stückchen vom Brustfleisch!" Das gehört bei uns in einen Topf mit jener traditionellen ungarischen Gastnötigung zum Bleiben. Es tut mir leid, aber auch davon bin ich kein Fan. Der ungarische Glaube, dass das Nötigen zum Bleiben ein notwendiges Attribut der Gastfreundschaft sei, stimmt nicht. Ich bestreite, dass der Gast während des Essens wie eine Stopfgans zu behandeln ist und dass ihm, wenn er gehen will, die Speichen seines Wagens durchgesägt werden müssen. Aus Gastfreundschaft. Wenn wir doch wollen, dass sich der arme Kerl wohlfühlt, dann sollte er genau so viel essen und trinken, wie es ihm schmeckt, wie es seiner individuellen Aufnahmefähigkeit entspricht. Und wie viel das ist und woraus es besteht – das kann doch wohl er selbst am besten wissen? Zumindest müssen wir es ihm unterstellen. Warum also den Ärmsten belästigen? Er schluckt es schon runter, wenn er hungrig ist, vor allem, wenn es ihm schmeckt. Er bleibt ohnehin, wenn er sich wohlfühlt; die Gäste von heute sind nicht mehr so bescheiden. Ein bekannter Spruch, ich glaube ein amerikanischer, besagt: „Fisch und Gäste stinken am dritten Tag." Warum sollte man das erzwingen?

Solche Gedanken plagen mich, während ich nach dem Mittagessen mit zwar knurrendem Magen auf dem Strohsackbett unseres Zimmerchens liege. Strohsäcke! Nicht einmal Rosshaar! Federn hat es auch keine. Aber ein Londoner Palast, das ja! Zwanzig Gärtner! – Oder sagte ich vorhin zwölf? Nun, auch das ist genug. Der einzige Lichtblick unseres Zimmers: Über den Betten spannt sich ein Moskitonetz. Ich kann unter dem Netz liegen, und das erinnert mich ein wenig an Afrika. Ach, wenn es doch nur ein einziges Mal noch... Aber nun ist es wirklich zu spät, davon zu träumen. Von hier gibt es kein Zurück mehr. Wir stecken bis zum Hals in Indien.

Sieh mal an! Etwas ist über mir auf das Netz geplumpst. Und schon sehe ich den Täter, sein fröhliches Piepsen verrät ihn. Da sitzt er auf der Lampe, die über mir hängt; wer sollte es anderes sein als unser Mitbewohner, der auf dem Schrank nistet. Vor lauter Übermut hat er sich vergessen. Möglicherweise braucht man das Moskitonetz wegen ihm. Denn Moskitos sehe ich tatsächlich keine.

Am Nachmittag machen F. und ich einen großen Spaziergang. Ich möchte so gern schon etwas Schönes oder zumindest Gutes über Indien schreiben. Ich habe dieses ständige Sticheln und diese Boshaftigkeit selbst schon satt. Ich habe wahrlich nicht die Absicht, den Leser, vor allem denjenigen, der vielleicht hierherkommen möchte, zu entmutigen. Daher bitte ich schon im Voraus um Verzeihung für das niederschmetternde Ergebnis unseres Spaziergangs. Nagpur ist ein trostloser Ort. Schmutz, Müll, Öde. Hitze und Fliegen. Und Staub, Staub! Schwefelgelber, dichter Staub. Ein alles durchdringender Geruch: eine seltsame Mischung aus Rauch, Staub, Gewürzen, Kuhdung und Jasminbüschen. Schläfrige, demütige, unfreundliche Eingeborene. Aus ihren zerfurchten Gesichtern, aus ihren fiebrig glänzenden Augen strömt eine deprimierende Mischung aus Elend, Gleichgültigkeit, lauerndem Hass und Unverständnis. Und zudem sind diese hageren Menschen so lebensmüde. Als hätten sie sich noch nie richtig satt gegessen...

Offensichtlich finden gerade irgendwelche Wahlen statt. Wir treffen auf verträumt auf und ab ziehende Demonstranten, auf Gruppen, die unverständliche Parolen wiederholen und ohne Überzeugung Schilder mit heidnischen Buchstaben tragen. Ich bat unseren Hausherrn, mir zu erklären, worum es geht. Doch nach einem fast einstündigen Gespräch weiß ich kaum mehr als zuvor. Alles ist hier so verzweifelt kompliziert, es gibt so viele politische Parteien, sie wollen so vielerlei und auf so vielerlei Weise, es gibt so viele Sprachen, Religionen und – was am hoffnungslosesten ist – ein solches Hindu-Gehirn

funktioniert so grundlegend anders als unseres, dass es ein vergebliches Bemühen ist, mit fremden Augen hineinzublicken oder auch nur annähernd dahinterzukommen. Dass wir in Indien genug zu sehen bekommen würden, ahne ich schon lange. Aber verstehen werden wir umso weniger. Diese Religionen, diese für mich unbegreiflichen Leidenschaften, die unentwirrbaren Pfade des Labyrinths des uralten Kastensystems stehen mir so schrecklich fern, eine solche Kluft klafft hier zwischen mir und der Hindu-Seele, dass ich fürchte, jeder Versuch, eine Brücke zu schlagen, wird scheitern.

So fremd habe ich mich noch nirgendwo gefühlt. Vor dem unverdaulichen Haufen der Weisheit des Ostens bleibe ich hilflos stehen. Diese Menschen atmen anders als wir, ihr Herz schlägt in einem anderen Takt als das unsere. Und auch sie spüren das, auch sie leiden darunter. Vermutlich wurzelt darin jener auffällige Minderwertigkeitskomplex, der in fast allen meinen indischen Bekannten querliegt. Das hoffnungslose Bewusstsein, dass er sich – egal wie sehr er sich bemüht, egal wie viel er erklärt – uns niemals wirklich verständlich machen wird. Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb –, weil er mehr weiß als wir.

A Mysore-i hercegek temetője.

Nagpur ist eine Stadt mit dreihunderttausend Einwohnern, aber wer von hier aus blickt, dem fällt es schwer, das zu glauben. Dies ist nämlich das Villenviertel, die Gegend der Herrschaftshäuser. Die Stadt der Eingeborenen liegt eine halbe Stunde von hier entfernt. Die wollen wir uns am Nachmittag ansehen; sie muss sicherlich interessanter sein als diese

staubigen Villen mit ihren angeschlossenen Geflügelhöfen. Unsere Gastgeber raten uns jedoch ab:

– Erst morgen! Leider sind heute beide unsere Autos besetzt. Ohne Auto und Begleitung können Sie nicht in die „Native Town" gehen.

– Warum nicht? Ist es dort so gefährlich? Muss man Angst haben, erstochen zu werden?

– Das nicht. Aber wir pflegen dort dennoch nicht zu Fuß zu gehen.

Ich spüre, dass der Alte mit „wir" den weißen Mann meint. Dabei ist er Parse. Ich habe auch schon bemerkt, dass viele Parsen froh wären, wenn man sie für weiß hielte. Genau wie der Amerikaner, der oft den Wunsch hat – besonders im Ausland –, für einen Engländer gehalten zu werden. Zumindest vorerst.

Das Abendessen ist nichts weiter als eine Fortsetzung der Erfahrungen vom Mittag. Jede Speise schwimmt in einer fettigen Brühe. Sie versinkt im Saft, sie schämt sich, sich zu zeigen, und wenn man sie hervorsticht, blickt man einem noch nie gesehenen, unbekannten Objekt in die Augen. Man hat ein Rätsel auf die Gabel gespießt. Ist es Fleisch, Gemüse oder Teig? Man hat keine Ahnung. Zudem ist alles mörderisch gewürzt, es brennt in der Speiseröhre. Man röchelt davon und wischt sich die Tränen ab.

Doch all dies lässt uns die interessante Erzählung unseres Gastgebers sozusagen vergessen. Das Gespräch kommt auf seine Jugenderinnerungen, und da er unser wachsendes Interesse bemerkt, erzählt er nach und nach die Geschichte seines ganzen Lebens. Obwohl er keine sensationellen Erlebnisse erwähnt, trägt er den Lauf seines wechselvollen Lebensweges so fesselnd, bescheiden und rührend vor, dass es wirklich ein Genuss ist zuzuhören. Er erzählt, in welch armen Verhältnissen er geboren wurde, nach welch beharrlichem Kampf es ihm erst gelang, zur Schule zu gehen. Nach dem College in Bombay die englischen Universitätsjahre, dann die Schwierigkeiten der beginnenden Anwaltskarriere. Hungrig, aussichtslos, ohne jede Protektion. Lange Jahre des unaufhörlichen Kampfes gegen das Elend sowie gegen jene allbekannten Vorurteile, die farbigen Menschen das Fortkommen weltweit so erschweren. Dann der raketenhafte Aufstieg. Sieg, Erfolg, Ruhm, Vermögen! Die Führung der Bank of India. Die Einladung zur Round-Table-Konferenz. Und schließlich die Präsidentschaft des Staatsrates.

Es ist eine wunderbare Laufbahn dieses scheinbar anspruchslosen, ruhigen kleinen alten Mannes, der trotz seiner außergewöhnlichen Leistungen und seines Vermögens hier in dieser staubigen, kleinbürgerlichen Villa lebt und sie mehr schätzt als seinen Londoner Palast. Dabei gibt es meiner Meinung nach zwei große Ziele im Leben. Das zu erreichen, wonach man sich sehnt, und wenn dies gelungen ist – das zu genießen, was man erreicht hat. Ersteres gelingt selten, Letzteres offensichtlich noch seltener.

Nach dem Abendessen unternehmen wir im großen Cadillac, der so gar nicht zu dem ansonsten so einfachen Haushalt passt, eine Spazierfahrt. Ich höre, solche abendlichen Autofahrten sind in Indien große Mode. Nach dem Schwitzen am Tage tut ein wenig Lüften gut. Mir tat es leider nicht besonders gut. Ich bin nämlich vom Schicksal damit gestraft, dass mir in solchen schaukelnden, geschlossenen Familienkutschen, besonders wenn ich hinten sitzen muss, schlecht wird. Erst recht nach einem indischen Abendessen. Mich überkommt die Seekrankheit. So konnte ich dem sicherlich interessanten politischen Vortrag meines Gastgebers kaum folgen. Ich hielt meinen schwindligen Kopf mit beiden Händen fest, und mein einziger Gedanke war: Hoffentlich kommen wir nach Hause, bevor ich die Notbremse ziehen muss.

Wir gehen zur Ruhe, unter den rechteckigen Käfig des Moskitonetzes, das offensichtlich nicht nur wegen der Sperlinge, sondern auch wegen der Mücken nötig ist. Jetzt summen sie recht ordentlich außerhalb des Netzes. Glückliche afrikanische Erinnerungen! Und damit meine Illusion noch gesteigert werde, lässt draußen in der Nacht – ob Sie es glauben oder nicht – ein Löwe sein dumpfes, seufzerartiges Stöhnen hören! Vorhin, als wir in unser Zimmer hinaufgingen, traf die wohlbekannte Löwenstimme sogleich mein Ohr. Ich dachte, ich träume oder halluziniere vielleicht unter dem Einfluss der qualvollen Autofahrt. Ich lief sogar zum Hausherrn zurück, um die Frage zu klären. Er beruhigte mich. Es brüllt tatsächlich ein Löwe, der Löwe des Zoos von Nagpur. Morgen wird es meine erste Aufgabe sein, ihn zu besuchen. Wir liegen also unter dem Moskitonetz, beim Geigenspiel der Mücken, und lauschen dem Brüllen eines Löwen! So weit wären wir. Mit ein wenig Fantasie: der Zauber der tropischen Nacht! Vorerst ist es natürlich nur eine afrikanische Nacht. Mit der Zeit wird es vielleicht auch eine indische werden. Was aber die Fantasie betrifft, beeile ich mich, einen neulich gehörten Spruch hierher zu schreiben, damit ich ihn nicht vergesse: Die Fantasie haben wir als Entschädigung für all das bekommen, was wir nicht sind, und den Sinn für Humor als Trost für das, was wir sind.

Meine schweifenden Gedanken werden nun von einem eigenartigen Geräusch unterbrochen... Jetzt brüllt nicht mehr nur der Löwe... Eine immer wieder aufschreiende menschliche Stimme drängt sich in die Nacht. Mal von näher, mal wieder von weiter her ist der gedehnte Ruf zu hören... Der Nachtwächter, der das Villenviertel bewacht, jault. Der Zootier-Löwe antwortet ihm. Wer von ihnen das letzte Wort hat, das abzuwarten vermag ich nicht mehr. Der Schlaf übermannt mich.

19 Dez. Nagpur (Central Provinces).

Meinem festen Vorsatz getreu, besichtige ich zuallererst den Zoo. Der Löwe, der für die nächtliche Afrika-Stimmung sorgte, ist ein ziemlich abgewetztes Tier. Ein Exemplar, das noch trauriger und zerfallener ist als gewöhnlich. Obwohl es in jeder Stadt meine erste Aufgabe ist, den Zoo anzusehen, mag ich es dennoch nicht. Ich spüre die schwere Luft der Tragödien, die sich um mich herum abspielen: die bittere Hilflosigkeit der zu ewiger Gefangenschaft verurteilten Raubtiere. In einem Zoo schwebt, abgesehen von den sonstigen unangenehmen Gerüchen, auch ein gewisser Geruch von Fesseln in der Luft. Zuchthausatmosphäre. Man denkt an Kettenrasseln, an Gefängniswärter und die Todeszelle. Und an ungerecht verurteilte Gefangene. Besonders beim Anblick der Großkatzen überkommt einen dieses Gefühl. Denn aus diesem gebrochenen, im Dunkel der Gleichgültigkeit versunkenen Löwenauge, aus diesem stumpfen, teilnahmslosen Blick und aus diesem apathischen Auf-und-ab-Gehen hinter den Gittern spricht die gemeinsame Anklage von Tausenden Löwen Afrikas.

– Warum jagst du ihn dann – könnte jeder sagen –, wenn er dir so schrecklich leid tut?

Keine Frage, darin liegt eine gewisse Logik. Aber ich bitte um Entschuldigung, das ist doch etwas anderes. Derjenige läuft frei herum, kann sich wehren, so ungleich unsere Waffen auch sein mögen. Auch wenn er nicht zurückschießen kann, Krallen und Zähne hat er immerhin. Und außerdem: Wenn ich ihn auch erlege, so mache ich meist schnell Ende mit ihm; ich erniedrige ihn nicht damit, dass ich ihn in einen Käfig sperre und lebenslänglich begaffen lasse. Denn der Besucher bestaunt den Löwen zwar, aber danach piekst er ihm mit der Regenschirmspitze ordentlich in die Nase und spuckt ihm Orangenkerne ins Auge. Aus seiner Sicherheit außerhalb des Gitters reizt er den armen Gefangenen so lange, bis es ihm schließlich gelingt, ihm ein gereiztes Knurren zu entlocken. Denn das wiederum löst einen wollüstigen Schrei bei der gnädigen Frau aus, die sich schaudernd in den Schutz ihres kühnen Regenschirmritters schmiegt. Wenn doch nur diese paar Eisenstangen nicht zwischen ihnen wären! Oder wenn diese verfluchten

Eisenstäbe wenigstens seltener stünden, damit man ein bisschen dazwischen durchgreifen könnte. Denn so eine Löwenpranke kann ganz schön weit greifen, wenn sie erst einmal greifen will! Sie reicht weiter als der Regenschirm. Und an ihrem Ende verbergen sich fünf Krallen, jede so groß wie mein gebeugter Daumen. Was die einmal fassen, das muss nachgeben. Ich würde dies an die Käfige der Löwen, Tiger und Panther schreiben lassen: *Dies sind keine Hauskaninchen, verehrtes Publikum, dies sind hohe Herren, dies sind Tierkönige! Und wenn wir sie schon auf schändliche Weise in den Kerker geworfen haben, so mögen die kleinen feigen Menschen ihnen bitteschön mit Respekt begegnen! Sprechen Sie bitteschön mit Hut in der Hand mit ihnen, denken Sie bitteschön immer daran, was wäre, wenn jemand dieses Gitter plötzlich verschwinden ließe...*

An diesem armen Löwen von Nagpur würde das wohl kaum etwas ändern. Höchstens würde er hierher in den Schatten des Baumes kommen, um sich abzukühlen, denn der Betonboden seines Käfigs wird jetzt unbarmherzig von der Sonne beschienen. Am meisten habe ich vom Tiger erwartet. Wo sollte ein schöner Tiger sein, wenn nicht in einem indischen Zoo? Leider ist aber auch dieser ein abgewetzter, zerzauster Sträflingstiger. Und auch er wird von zwei indischen Halunken schikaniert. Sie versuchen Tigerlaute nachzuahmen, um ihn so zu reizen. Doch der großartige Herr mit dem gestreiften Fell würdigt das Publikum nicht einmal eines Blickes. Er sieht förmlich durch uns hindurch, als wären wir transparent. Irgendwohin in weite, unsichtbare Fernen schweift sein Blick – der verlorenen Freiheit entgegen.

Heute habe ich wieder den Unterschied zwischen dem Blick des Löwen und dem der anderen Großkatzen beobachtet. Das Auge des gefangenen Löwen ist gewöhnlich trübe und teilnahmslos. In seinem Blick spiegeln sich Ergebung, Verzicht und Gleichgültigkeit wider. Aber der Tiger und der Panther sind anders. Die bleiben stolze Raubtiere, selbst in der Gefängniszelle. Das schräg geschnittene, fast chinesisch wirkende Auge des Tigers und vor allem des Panthers bricht niemals. Dem kann das Elend der Gefangenschaft nichts anhaben. Daraus erlischt nicht das Feuer des Hasses, der Unbarmherzigkeit, der Mordlust. Das Pantherauge ist das Auge eines verstockten Mörders. Dieser gefleckte Räuber bleibt auch in seinem lebenslangen Gefängnis das, als was er geboren wurde: der „Staatsfeind Nummer eins" des Dschungels, um es in amerikanischer Polizistensprache zu sagen. Der Panther wird – da er laut Dichter kein feiges Kaninchen gebiert – niemals die Katze des Kompromisses sein. Er fackelt niemals lange. *He is quick on the trigger* – „er hat eine schnelle Hand". Bildlich gesprochen: Blitzschnell greift er zur hinteren Hosentasche, zum darin verborgenen Sechsschüsser...

Der „Zoo" von Nagpur ist ansonsten recht dürftig. Nennenswerte Besonderheiten sind keine zu sehen. Vom Zoo gefällt mir der Garten eher als die Tiere. Die vielfältigen, mir größtenteils unbekannten Baumriesen bestaune ich mit Genuss. Am imposantesten sind die in jedem Indien-Buch erwähnten Banyan-Bäume (*Ficus bengalensis*): Die Luftwurzeln, die von ihren Ästen herabhängen, spannen ein regelrechtes Zelt um den Stamm. Und natürlich die gewaltigen Dhak-Bäume (*Butea frondosa*); mit ihren großen scharlachroten Blüten sind sie wahrlich prunkvolle Kinder der Natur.

Am Nachmittag spiele ich Tennis. Zwei einheimische Freunde der Gastgeber holen mich ab und bringen mich zum **Indian Club**. Wir wissen, welch wichtige Institution der Club in England ist. Ein Lebensbedürfnis erster Ordnung. Und wenn er in England wichtig ist, so ist er in den englischen Kolonien noch viel wichtiger. Selbst das abgelegenste Nest im dunkelsten Wildbeuter-Dschungel kommt nicht ohne Club aus. Wenn zwei englische Schiffbrüchige auf einer einsamen Insel stranden, ist ihre erste Tat die Gründung eines Clubs. Es wäre interessant zu wissen, wie viele Clubs es in Indien wohl geben mag? Und wie das Verhältnis der Club-Anzahl beispielsweise zu der Anzahl der Krankenhäuser ist? Hier in Nagpur kenne ich bereits fünf verschiedene Clubs, und sicher gibt es noch mehr.

Auch die einheimische Intelligenz ist nicht faul; seit anderthalb Jahrhunderten hat auch sie das Clubleben erlernt, vor allem deshalb, weil sie in den Clubs der Engländer nicht gerade willkommen ist.

Die Vermischung der Hautfarben ist nicht die Sache der englischen Kolonisation. Dieses strenge Prinzip, diese Isolierung des Nimbus der weißen Haut, diese hochnäsig wirkende, überlegene Exklusivität ist einer der Pfeiler der englischen Weltherrschaft. Wenn sie zu Hause in England scheinbar manchmal etwas ins Wanken gerät, so hält man sie draußen in den Kolonien umso unerschütterlicher aufrecht. Die Frage ist nur: wie lange noch? Es wundert mich daher nicht, dass ich im Indian Club nicht einen einzigen weißen Menschen sehe.

Das Clubhaus wurde an einem schönen Ort errichtet, auf einer Hügelkuppe, inmitten eines gepflegten Gartens. Man kann von hier weit sehen. Ein großer Vorteil, denn in der Ferne verschwimmt die trostlose Gegend von Nagpur und wird schöner. Ich habe auch mit Hindu-Damen Tennis gespielt – aufgeklärten, modernen Hindu-Frauen, die aus ihrem Purdah[1] befreit waren. Zu meiner größten Überraschung spielen sie in ihrer einheimischen Kleidung, im **Sari**. Der Sari ist ein etwa einen Meter breites Tuch von unbekannter Länge, in das die Hindu-Frau ihren Körper von Kopf bis Fuß einwickelt. Sie verpackt sich so sorgfältig, als wäre sie ein Postpaket. Bisher hatte ich nicht das Vergnügen, eine Hindu-Dame beim Ankleiden zu beobachten. Das muss ein interessanter Anblick sein, rein aus verpackungstechnischer Sicht. Ich glaube auch nicht, dass sie das ohne Hilfe bewerkstelligen könnte. Ich stelle mir vor, dass diejenige, die sich ankleiden will, nur ein Ende des Saris festhalten kann, während jemand anderes das andere Ende weit wegträgt. Sagen wir, so weit es die Länge des Saris erlaubt, bis ans Ende des dritten Zimmers. Wenn es gelingt, den Sari in seiner vollen Länge zu spannen, hat die Frau schon gewonnen. Sie beginnt sich um sich selbst zu drehen, wickelt den Sari auf sich auf und bandagiert ihren Körper wie ein Arzt ein verletztes Gliedmaß. Die einzige sympathische Eigenschaft des Saris: Er kommt nie aus der Mode. Jeder trägt ihn, Reich und Arm gleichermaßen. Der Arme einen alten Baumwollsari, der Reiche einen Seidenbrokat von großem Wert. Ich höre, dass die Garderobe einer vornehmen Hindu-Dame Hunderte von Saris umfasst. Die uralten Seiden gehen von der Mutter auf die Tochter über. Wie Familienschmuck werden die prächtigen Stoffe aus der Zeit der Großmoguln vererbt. Es mag eine schöne Tracht sein. Und da die Launen der Mode sie nicht berühren, ist sie definitiv vorteilhaft. Dass sie jedoch zum Tennisspielen nicht geeignet ist, davon konnte ich mich überzeugen. Diese unglücklichen Frauen bewegen sich auf dem Platz, als hätten sie eine Zwangsjacke angezogen. Dann sollten sie lieber nicht Tennis spielen. Wenn die Demonstration gegen europäische Kleidung so weit geht, dass man selbst auf dem Tennisplatz nicht vom Sari lassen darf, dann – schade um den Ball. Dann bleiben Sie doch bitte lieber zu Hause in der Zenana und zupfen die Harfe. Aber leise!

[1] Schleier; bedeutet zugleich Harem.

Am Abend trifft ein Telegramm vom **Maharadscha von Jaipur** ein. Der Karneval in Kalkutta ist in vollem Gange, das gesellschaftliche Leben schwelgt, in Kalkutta wird getanzt. Mit so etwas lockt er mich. Er soll mich mit einem Tiger locken, nicht mit einem Ball. Auf Bälle gehe ich selbst zu Hause nur zur Vergebung meiner Sünden. Soll ich jetzt für teures Geld nach Kalkutta reisen, um zu tanzen? Habe ich es nicht gesagt? Ich wusste, dass ich Indien nicht ohne das überstehen würde. Und da dies offensichtlich in den Preis des Tigers einkalkuliert werden muss, muss ich es wohl doch bezahlen. Übermorgen reisen wir nach Kalkutta. Zum Fasching. Ich sage ja nicht, dass es um Nagpur schade wäre. Wir werden auch von hier nicht mit schmerzendem Herzen abreisen. Aber schließlich sind wir nicht zum Tanzen gekommen! Auch F. ist schon entmutigt über den

erfolglosen Beginn unserer Reise; auch er hatte gehofft, wir würden in einem Märchen-Dschungel hausen, im Zelt wohnen und Tiger jagen. Und stattdessen? ...

– Nur Geduld – beruhige ich mich selbst. – Vergiss nicht, dass dies nicht Afrika ist. Dort warst du der Herr, hier aber bist du der Gast. Dort hast du nach dem gegriffen, was du wolltest, hier aber musst du auf das warten, was man dir gibt. Früher oder später werden sie wohl etwas geben.

20 Dez. Nagpur (Central Provinces).

Unser Besuch im einheimischen Stadtviertel war ebenfalls nicht von besonderem Erfolg gekrönt. Wir sind spät aufgebrochen. Das Auto hatte wieder woanders zu tun, es wurde Mittag, bis es auftauchte. Unbeschreiblich schmutzig sind ihre engen Gassen, Mensch an Mensch. Es scheint, als würden die Inder ständig drängeln. Wo zieht sich diese schreckliche Menge hin zurück, wenn sie des Herumstreunens müde ist und nach Hause geht? Oder schläft sie etwa draußen auf der Straße? Tatsächlich scheint es so zu sein, denn ein Teil schläft auch jetzt, liegt an die Hauswand geschmiegt auf der Erde und stört sich nicht daran, wenn die Passanten über sie stolpern. Auch herrenlose Kühe treiben sich in der Menge herum, Ziegen und räudige Köter, die nur aus Skelett bestehen. Unser Auto kommt kaum voran, bewegt sich im Schneckentempo unter ständigem Hupen, wie zu Hause, wenn man inmitten einer Herde festsitzt, die die Landstraße überflutet. Hungrige, düstere, demütige Augenpaare ziehen am Autofenster vorbei. Ich sehe kein einziges gut gelauntes Gesicht. Rätsel, Geheimnisse unterdrückter Leidenschaften vermute ich hinter diesen zugeknöpften, unter Schloss und Riegel gehaltenen Blicken. Es kann auch sein, dass ich mich täusche. Dass da gar nichts ist. Nur der Hunger und die Müdigkeit von Jahrtausenden. Eine unaussprechliche, alles überwältigende Lebensmüdigkeit. Es wundert mich nicht, dass ein solcher Hindu sich nicht darum schert, ob er lebt oder stirbt. Langweiliger als hier kann es ihm im Grab auch nicht sein. Das heißt, in dem am Ende der Stadt vor sich hin faulenden heiligen Becken, in dem um diese Zeit kranke Büffel baden. Denn nach seinem Tod wird man seine zu Staub verbrannte Asche dort hinein, in das geweihte Spülwasser des Beckens, streuen...

Eine der Gassen besteht nur aus Kupferschmiede-Werkstätten. Weder Tür noch Fenster hat die Werkstatt; der Meister lässt seinen Hammer im Schaufenster erklingen. Seine künstlerischen Erzeugnisse stapeln sich um ihn herum, er ist unter dem vielen glänzenden Kupfer kaum zu sehen. Kannen, Töpfe in vielen Formen, kleine Statuen, Kupfergötter, Kupferpfauen, Kupferelefanten. Um jeden Schmied lässt der Sonnenstrahl eine regelrechte Messingflut aufblitzen. Die Straße erstrahlt in Gold, die Straße der Kupferschmiede. Und das Klingen der vielen kleinen Hämmer verdichtet sich darin zu einer regelrechten Melodie. Gleich in der ersten Werkstatt bleiben wir hängen. Es gibt hier so viel zu sehen, wir feilschen um so vielerlei – wer nicht feilschen kann, sollte morgenländische Läden besser gar nicht erst ansehen –, dass unsere Zeit im Nu verstreicht. Schon kommt der Fahrer: Wir sollen uns beeilen, wir kommen zu spät zum Mittagessen, und darüber ärgert sich Sir Maneckji Dadabhoy sehr. So sehen wir außer den Kupferschmieden kaum etwas anderes. Es ist unbegreiflich, dass dreihunderttausend Menschen diese Stadt bewohnen. Es stimmt zwar, dass sie sich zu Tausenden auf der Straße drängen. Der Fremde würde dennoch glauben, er befinde sich in einem zerlumpten Dörfchen. Als wäre dort am anderen Ende der Straße auch Nagpur zu Ende. So viel schmutziges Volk, eine solche Überfüllung, aber weder Wasserleitung noch Kanalisation! Das Abwasser fließt hier am Bürgersteigrand in einem offenen Abfluss dahin, Kanalgeruch verpestet die Luft, zusammen mit vielen anderen Gerüchen. Was passiert hier in Zeiten einer Epidemie? Wenn die Pest oder die Cholera oder die Pocken ausbrechen? Alle drei stehen auf Indiens üblichem Jahresprogramm. Es ist bis heute nicht gelungen, ihnen den Garaus zu machen. Mal tauchen sie hier auf, mal dort. Sie halten

Indien in ständiger Angst. Und wenn ein solches Nagpur an der Reihe ist? Ob sie mit dem Verbrennen wohl hinterherkommen?

Am Abend sind wir in den vornehmen **Nagpur Country Club** eingeladen, zur Abschiedsfeier des scheidenden englischen Gouverneurs. Bevor wir jedoch dorthin gehen, erzähle ich, wer der Gouverneur ist und was er eigentlich regiert. Zur Einleitung muss ich mit einigen Strichen den Apparat der indisch-englischen Verwaltung skizzieren. Es ist ein recht komplizierter Apparat, ich bitte also um Entschuldigung, falls meine Ausführungen etwas länger dauern. Das müssen wir früher oder später hinter uns bringen, sonst können wir die Situation nicht klar sehen.

Teilen wir Indien also in zwei Hauptteile: **Britisch-Indien** und das **Indien der Eingeborenenstaaten**. Ersteres, das etwa zwei Drittel von ganz Indien ausmacht, steht vollständig unter englischer Verwaltung. Dieses riesige Gebiet von fast drei Millionen Quadratkilometern – also etwa zehnmal größer als das einstige Ungarn – ist in dreizehn Gouvernements unterteilt. An der Spitze jedes einzelnen steht ein englischer Gouverneur, der dem Generalgouverneur unterstellt ist. Der Generalgouverneur trägt zugleich den Titel eines Vizekönigs: *Viceroy and Governor General of India*. Seine Ernennung zum Vizekönig gilt für vier Jahre, sein ständiger Sitz ist Delhi; er ist der Stellvertreter des englischen Königs, also des Kaisers von Indien. Ich erwähnte bereits, dass Nagpur der Sitz des Gouvernements von Britisch-Indien namens *Central Provinces* ist. Der derzeit hier amtierende Gouverneur, Sir Hyde Clarendon Gowan, tritt in den Ruhestand. Er wird heute Abend verabschiedet, und man hat auch uns eingeladen.

Aber es ist noch früh, und da wir schon bei der trockenen Statistik sind, noch schnell ein paar Worte über das **Indien der Eingeborenenstaaten**. Das interessiert uns derzeit am meisten, denn alle unsere Einladungen führen dorthin. Es ist ein kleineres Gebiet als der englische Teil, „nur" eine Million einhunderttausend Quadratkilometer, also etwa sechsmal so groß wie das alte Ungarn. *India of the Princes* – „Indien der Fürsten" sagt man auch. Es setzt sich aus etwa siebenhundert kleineren und größeren Eingeborenenstaaten zusammen. Davon sind etwa sechshundert unbedeutend klein, eher als feudaler Ur-Besitz denn als Staat zu bezeichnen. So mancher ist gerade so groß, dass der Fürst aus dem Fenster seiner Burg sein ganzes Land überblicken kann. Die verbleibenden hundert-und-etwas Staaten sind jedoch aufgrund ihrer Größe und Macht bereits von ernsthafter Bedeutung. Dies ist das eigentliche „fürstliche Indien", das Indien der Maharadschas, obwohl auch die Herren der übrigen sechshundert Staatchen Sprösslinge alter, fürstlicher Familien sind. Den Maharadschas von dreiundsiebzig der größeren Staaten gebührt offiziell der Titel „Hoheit". Der größte Staat ist **Hyderabad**. So groß wie Ungarn. Dreizehn Millionen Menschen bewohnen ihn, sein Herrscher ist „Seine Erhabene Hoheit, der Nizam von Hyderabad", der erste Maharadscha Indiens, dessen „erklärtes" Jahreseinkommen sieben Millionen Pfund Sterling beträgt.

Jeder der Eingeborenenstaaten ist durch eine Art Lehnsverhältnis mit England verbunden. Ich sage „eine Art", weil fast jeder in einer anderen Form einst sein stolzes Haupt unter den Schutz der englischen Allmacht beugte, je nachdem, auf welcher Grundlage man sich damals mit den britischen Eroberern einigen konnte. Dem einen ließ man mehr Eigenständigkeit, dem anderen weniger. Teilweise haben sie eine eigene Regierung, manche dürfen sogar eine eigene Armee unterhalten. Von einer solchen wird natürlich erwartet, dass sie diese im Falle eines Krieges England zur Verfügung stellt. Kurz gesagt, hier gab es während des jahrzehntelangen Prozesses der Eroberung Indiens so viele Verträge und Abmachungen, dass es selbst für den Vizekönig kein Kinderspiel sein dürfte, über das Verhältnis vieler kleiner Staaten zu England Klarheit zu gewinnen. Darin könnte er sicherlich auch keine Bestnote in einer Prüfung erzielen. Vier Jahre reichen ohnehin nicht aus, um all das auswendig zu lernen.

Fest steht jedenfalls: Jeder der Eingeborenenstaaten ist England unterstellt. Bezahlt wird also von jedem. Und zwar pünktlich. Wehe, einer bezahlt nicht! Ich möchte nicht in der Haut eines unpünktlichen Maharadschas stecken. Damit es hier keine Verzögerungen gibt, dafür sorgt der dem jeweiligen Staat zugeteilte englische **Resident**. Diesen Herrn, der sich gewöhnlich in der Nähe des Maharadscha-Palastes in einem kleinen, von Engländern erbauten Palast einnistet, könnte man auf Deutsch am treffendsten mit dem Namen „Spitzel" belegen. Er wacht darüber, dass die betreffende Hoheit gemäß den Punkten der Abmachung regiert, pünktlich bezahlt, liefert, kurz gesagt: sich in jeder Hinsicht gut benimmt. Und falls der Resident etwa etwas zu beanstanden fände, eilt er sogleich nach Delhi an den vizeköniglichen Hof für eine kleine Denunziation. Es ist auch schon vorgekommen, gar nicht so lange her, dass der Maharadscha infolge des Ergebnisses einer nach dem Bericht eingeleiteten Untersuchung seines angestammten Throns beraubt und ins Exil nach Europa geschickt wurde. Ich habe noch vieles andere über das Indien der Fürsten gehört, aber für den Augenblick soll dies genügen; ich hoffe ja, es bald aus nächster Nähe kennenzulernen.

Und nun brechen wir zur Feier des Gouverneurs auf. Unsere Einladung hat **Julius Caesar** unterschrieben. Eigenhändig. Und das im Rang eines Hauptmanns. F. und ich wissen nicht, was wir von dieser unerwarteten Überraschung halten sollen. Ein Aprilscherz im Dezember? Lesen wir vielleicht nicht richtig? Meines Wissens ist Julius Caesar schon vor gut zweitausend Jahren gestorben, und seither habe ich von keinem Herrn gleichen Namens gehört. Besonders von keinem englischen. Sir Maneckji beruhigt uns jedoch: Es stimmt, wir irren uns nicht, er hat tatsächlich unterschrieben: *Capt. Julius Caesar*. Der Generalsekretär des Gouverneurs. Ein englischer Captain, Vorname Julius, Familienname Caesar!

An der Tür des Clubs empfängt uns Caesar persönlich. Ein schmaler, blonder, bescheidener junger Mann, ohne die geringste Spur von Cäsarenwahn. Etwa achtzig Personen haben sich in den bequemen, luftigen, mit Blumen und Tigerfellen geschmückten Sälen des Clubhauses versammelt. Die vollständige englische Kolonie von Nagpur: Offiziere, Beamte, mitsamt ihren Damen. In der Ecke des Saals spielt bald das Orchester des Nagpurer Hausregiments auf: Es stimmt die englische Hymne an. Wir erstarren in Habachtstellung, die Tür öffnet sich, herein spazieren Sir Hyde und Lady Gowan, das Gouverneurspaar. Caesar stellt uns vor. Die Damen begrüßen den Gouverneur mit einem Hofknicks, dem in offizieller Eigenschaft königliche Ehre gebührt. Die beklemmenden Minuten der Formalitäten bringen wir bald hinter uns. Schon spielt die Musik, der Tanz beginnt, und während F. tanzt, spiele ich nebenan Karten mit dem Gouverneur, der wie ich ein leidenschaftlicher Bridge-Spieler ist. Gegen Morgen kehren wir von dem gelungenen Vergnügen heim, mit dem wohligen Bewusstsein, um die Bekanntschaft vieler interessanter, freundlicher Menschen reicher geworden zu sein. Denn bei Musik und Trank freundet sich niemand schneller an als der Engländer. Besonders eine solche koloniale Gesellschaft ist lauter Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit. Schade, dass wir unsere Nagpurer Freunde wahrscheinlich nie wiedersehen werden, denn wir werden kaum hierher zurückkehren. Dies sind nur solche Pilz-Freundschaften: Sie wachsen schnell, aber sie haben keine Wurzeln.

21 Dez. Nagpur (Central Provinces).

Über den heutigen Tag gibt es kaum etwas zu berichten. Am Nachmittag haben wir in einem Club Tennis gespielt, am Abend in einem anderen Club Karten gespielt. Wir haben unseren Gastgebern angekündigt, dass wir morgen abreisen. Unsere Ankündigung schien den Glanz der Erleichterung in ihren Augen aufblitzen zu lassen. Unsere Erleichterung ist gegenseitig. Liebe, freundliche Menschen, wir danken für ihre herzliche Gastfreundschaft. Es war schön, aber es war genug. Ich glaube kaum, dass Nagpur noch einmal das

Vergnügen mit uns haben wird. Dabei waren die guten Dadabhoys auf ihre Weise bemüht, unseren Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Ihre erzwungene Höflichkeit erinnert mich an einen neulich gehörten, treffenden Spruch: Gesellschaftliches Taktgefühl ist, wenn sich unser Gast in unserem Haus wie zu Hause fühlt, obwohl unser Herzenswunsch uns zuflüstert: Wäre er doch bloß schon wirklich zu Hause! Aber dem Alten habe ich das nicht zu sagen gewagt. Ich fürchtete, er würde sich darin wiedererkennen.

22 Dez. Nagpur (Central Provinces).

Wir sind wieder die exklusiven Besitzer eines großen Vier-Personen-Abteils, dank der Protektion von Sir Maneckji und dem Wohlwollen des Bahnhofsvorstehers von Nagpur. Wegen des nahenden Weihnachtsfestes sind die Züge überfüllt, aber auf die Bitte unseres Gastgebers hin wurde ein leerer Wagen an das Ende des Zuges gehängt. Nun, braucht es ein zuvorkommenderes Land? Und die Gepäckaufgabe ist uns auch wieder gelungen zu schwänzen. Wenn es so weitergeht, werden wir reich, bis wir Indien bereist haben. Wir sparen ein Vermögen durch das Gepäck-Schmuggeln.

Wir haben uns beide erkältet. Wahrscheinlich auf dem Ball des Gouverneurs. Auch den Magen haben wir uns verdorben. Ganz sicher vom Essen der Dadabhoys. F. hat auch etwas Fieber. Wenn wir doch nur mit diesem gesellschaftlichen Leben fertig wären! Wann kommen wir endlich in eine ordentliche Wildnis? Sind wir zum Jagen gekommen oder um ziellos hier- und dorthin zu reisen?

Es wird Abend. Seit dem Morgen schüttelt uns der Zug durch. Über das tagsüber Erlebte habe ich nur wenig anzumerken. Dabei sehen wir heute schon richtigen Dschungel; was da jedoch an der Bahnstrecke vorbeizieht, entspricht ganz und gar nicht unseren Erwartungen. Verwelkte, braun vertrocknete Wälder trauern hier, abgetragene Altkleider der Natur. Kaum eine Handvoll grüner Flecken ist darin zu sehen. Dieser Dschungel raschelt fast wie ein von der Sonne ausgezehrtes Skelett. Tabakblattförmige Laubfetzen hängen an den Bäumen, lederfarbene Lumpen, der Lebenssaft ist längst aus ihnen vertrocknet. Sie fallen auch schon in Scharen. Aber das ist beileibe nicht der Laubfall der heimischen Wälder, nicht der reiche Goldregen des sommersatten Herbstlaubs. Das ist ein grauer, staubiger, unbarmherziger Dursttod. Sogar die Palmen, die hier und da aus dem Laubwald hervorlugen, sind verblasst. Zerzauste, struppige Palmenköpfe, Fahnen der Not. Hier, in der schmalen Schneise der Bahnlinie, in dem ungelüfteten Korridor, der zwischen dem beidseitigen Dschungel verläuft, staut sich die ohnehin schwindelerregende Hitze noch mehr. Wir versuchen sie zu lindern: Mit unseren summenden elektrischen Ventilatoren lassen wir fleißig den Staub aufwirbeln, der sich im Abteil ansammelt – so gelingt es uns wenigstens, mehr davon zu verschlucken.

E a sátrunk előtt.

An den Bahnhöfen – Raipur, Bilaspur, Jamshedpur und ich weiß nicht wie vielen anderen *-pur* – wimmelt es förmlich von Menschen. Es scheint, als wäre ein beträchtlicher Teil der Millionen Indiens ständig auf Reisen. Sicherlich treibt sie die Notwendigkeit in die Züge: Wenn jeder zu Hause bliebe, hätten sie keinen Platz. Wir erreichen eine lange, wackelig aussehende Eisenbrücke. Ich weiß nicht, welchen Fluss wir überqueren, auf der Karte sehe ich keinen bekannten Flussnamen. Ganz langsam, ich könnte sagen tastend, rollen wir dahin; offensichtlich hat auch der Maschinist keine besonders gute Meinung von der Brücke. Aus schwindelerregender Höhe blicken wir hinunter in den Fluss, das heißt in sein ausgetrocknetes Bett, in dem nur hier und dort ein verbleibendes Rinnsal plätschert. Über die Rinnsale hinweg veranstaltet die örtliche Jugend, eine nackte Schar mit struppigem Haar, ein Hindernisrennen. Unter begeistertem Geheul begleitet sie den über die Brücke zockelnden Zug, da aus seinen Fenstern kleine Münzen fallen. Wir drängen uns alle am Fenster und wetten schon auf die unten Wettlaufenden. Hauptsache ist, das Geld möglichst weit vor die laufenden Kinder zu werfen, damit möglichst viele Bäche zwischen sie und den herabfallenden Heller geraten. Beim Springen landen natürlich viele bäuchlings im Wassergraben, zum johlenden Beifall des Publikums im Zug. Nach den grinsenden Gesichtern der Wettläufer zu urteilen, genießen auch sie den Vorfall überaus. Sicherlich ist es ihr ständiger Broterwerb, die Fahrgäste auf diese Weise zu unterhalten. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass wir nur ihretwegen langsamer fahren, gar nicht wegen der Brücke.

Wir kochen unser Abendessen mit dem auf dem Basar von Nagpur gekauften Tauchsieder. Wir sind schon fachkundige Indien-Reisende, wir führen ein Lagerleben im Zug. Dann bereiten wir die Betten und legen uns zur Ruhe. Morgen früh kommen wir in Kalkutta an.

VIERTES KAPITEL: DAS AUSGEZEHRTE KALKUTTA

23 Dez. Kalkutta, Grand Hotel.

Um acht Uhr morgens steigen wir im Vorort von Kalkutta namens **Howrah** aus. Kalkutta – bis vor Kurzem noch die Hauptstadt Indiens – wurde im Delta des Ganges erbaut. Howrah wird vom eigentlichen Kalkutta durch einen breiten Fluss, den **Hooghly**, getrennt, der nichts anderes als der westlichste Arm des Ganges-Deltas ist. Die beiden Stadtteile verbindet eine lange Holzbrücke, die berühmte **Howrah-Bridge**. Ich habe sie schon oft erwähnen hören, angeblich soll sie die verkehrsreichste Brücke der Welt sein. In diesem Bewusstsein fahren wir hinüber, und was soll ich sagen – ein solches Durcheinander habe ich auf einer Brücke noch nie gesehen. In der unbeschreiblich schmutzigen, sich gegenseitig schubsenden Menschenmenge können die Autos nur mit der Geschwindigkeit eines Ochsenkarrens vorankommen. Außer Autos drängen sich regelrechte Ochsenmobile, von Menschen gezogene zweirädrige Rikschas, Kamele, Ziegen und Esel in dem Gewühl. Ein schreckliches Geschrei, Tierlaute und das Hupen der Autos vereinen sich mit dem dumpfen Pochen der Brückenplanken. Als würde sich das kunterbunte Volk eines Jahrmarkts auf dieser Brücke drängen, mitsamt Karren und Tieren. Wenn die Holzplanken einbrechen würden, würden die ins Wasser Fallenden den Ganges stauen.

Umso mehr überraschen uns die glanzvollen Paläste, die prachtvollen Plätze und gepflegten Gärten der Innenstadt. Kalkutta ist, so auf den ersten Blick, wahrlich eine Weltstadt. Es lässt uns schlagartig das schmutzige Gesindel der alten Howrah-Bridge vergessen. Es ist unglaublich, dass jene Brücke zu dieser Stadt gehören soll. Schon in Europa hörten wir, dass Kalkutta nur ein einziges einwandfreies Hotel habe: das **Great Eastern**. Wir fahren also direkt dorthin, in der Annahme, dass der Maharadscha von Jaipur, den wir telegraphisch darum gebeten hatten, dort ein Zimmer für uns bestellt hat. Im Hotel weiß man jedoch nichts von uns. Der Maharadscha wohnt zwar hier – sagt man –, befinde sich aber um diese Zeit auf dem Poloplatz. Man bedauere, man könne ohnehin kein Zimmer geben: Weihnachtswoche, Pferderennen, Polomeisterschaften, Karnevalshochsaison. In dieser Zeit ist es schwer, in Kalkutta ein Zimmer zu bekommen; man müsse sich Monate im Voraus um ein Quartier kümmern.

Während ich mich mit dem Hoteldirektor streite, trifft ein indischer junger Herr mit verschwitztem Gesicht atemlos ein. Er erkundigt sich nach uns, stellt sich vor: Er ist einer der Sekretäre des Maharadschas von Jaipur – Maharadschas halten sich Sekretäre im Dutzend –, er keucht hervor, dass er auf Befehl Seiner Hoheit am Bahnhof gewartet habe, wir uns aber in dem großen Trubel verpasst haben müssen. Seine Hoheit habe ihn damit beauftragt, für uns eine Unterkunft zu besorgen. In diesem Hotel war es leider schon unmöglich, ein Zimmer zu bekommen. In dem anderen, dem **Grand**, sei es jedoch gelungen, obwohl es weniger gut sei. In Ordnung. Hauptsache, wir können baden und uns hinlegen, denn wir sind schmutzig und schläfrig. Auf ins Grand!

Da sind wir also schon, in zwei winzigen Zimmern. Vorerst noch ohne Gepäck. Damit müht sich unser wackerer Viktor noch irgendwo am anderen Ufer des Hugli auf dem Bahnhof von Howrah ab. Bis er sich über jene Holzbrücke mit allem Drum und Dran durchgekämpft hat, wird es sicher Abend sein. Im anderen Hotel haben wir hinterlassen, dass man Viktor, sollte er dort ankommen, zu uns dirigieren soll. Wir tragen uns im Grand ein, von dem man alles sagen kann, nur nicht, dass es „grand“ ist. Als Gebäude ist es zwar außerordentlich groß, aber in seinen steinharten, kurzen Eisenbettchen ist das Laken und der Kissenbezug so beschaffen, als hätte das Fußgängerpublikum der Howrah-

Brücke der Reihe nach darin übernachtet. Das Hotel „Zum Ochsen“ in Celldömölk – oder heißt es „Zur Krone“? – ist in Bezug auf das Bettzeug sicherlich besser als das Grand in Kalkutta. Dabei ist Kalkutta die größte Stadt des indischen Kaiserreichs. Eineinhalb Millionen Seelen bewohnen sie. Nach Tokio steht sie an zweiter Stelle in der Reihe der Städte Asiens. Ich gebe meiner Empörung lauten Ausdruck. Wenn es doch nur alle dreihundertfünfzig Millionen Inder hören könnten!

Unsere Zimmer haben Balkone. Ein Betonbalustrade säumt den Balkon, innerhalb der Balustrade eine offene Rinne; diese leitet das Abwasser des Badezimmers ab. Des Badezimmers, das ebenfalls all das Vertrauen missbraucht hat, das ich ihm seit Tagen blindlings im Voraus geschenkt hatte. Seit dem Taj Mahal in Bombay haben wir nicht ein einziges Mal in einer zivilisierten Wanne gesessen, denn die Bademöglichkeit der Dadabhoys konnten wir beileibe nicht so nennen. Und wenn jenes neunzehn war, so ist dieses jetzige eins weniger als zwanzig. Da ich mich zudem vergeblich bemühe, den auf dem Flur herumlungernden Kulis verständlich zu machen, dass wir frisches Bettzeug wünschen sowie eine gründliche Desinfektion der Badewannen, müssen wir uns vorerst in die Trostlosigkeit der Lage fügen. Wir müssen auf Viktor warten. Ohne Viktor sind wir Schafe, die sich in den Urwald verirrt haben; nur von Viktor können wir die Wendung unserer hoffnungslosen Lage zum Besseren erwarten.

Die Belohnung für unsere Geduld lässt fast zwei Stunden auf sich warten. Er trifft in aufgelöstem Zustand ein, aber mit all unseren Sachen. Während der Reise ist Viktor ständig aufgelöst. Seine schwarze Mähne hängt in struppigen Fetzen unter der karierten Mütze hervor, in seinen blitzenden Zigeuneraugen brennt das Feuer des Kampfes. Denn Viktor behandelt das Reisen als Kampf. Immerzu kommandiert er, an der Spitze von Kuli-Heeren bricht er zum Angriff auf, schlägt Stürme zurück, besetzt feindliche Abteile, je nachdem, wie es die Umstände erfordern. Sein Feldherrnauge überblickt auch diesmal im Nu die strategische Lage. Die Hotelkulis scheucht er schon in alle Richtungen auseinander. Der eine schleppt dies, der andere reinigt jenes. Es dauert keine Viertelstunde, da sind all unsere Sachen hier oben, unser eigenes Laken spannt sich auf dem Bett, ja mit ein wenig Leichtsinn kann man es sogar schon wagen, in die Badewanne einzutauchen.

Bevor ich mich jedoch völlig beruhige, möchte ich nur noch erwähnen, dass wir für unsere zwei mickrigen kleinen Zimmer täglich 60 Rupien bezahlen! Und obendrein mussten wir noch froh sein, dass wir überhaupt untergekommen sind. Natürlich ist nur jetzt zur Weihnachtszeit der Andrang so groß. Unterm Jahr muss man die Gäste regelrecht einfangen, sie geben das Zimmer für zehn Rupien, die Hotels sind halb leer. Wir haben uns wahrhaftig den richtigen Zeitpunkt für unseren Kalkutta-Besuch ausgesucht! Wir brauchen nichts weiter zu tun, als unser Zimmer zu bewachen. Schon damit können wir uns in Kürze im Karneval ruinieren.

Unser Hotel wurde an einer breiten, verkehrsreichen Straße namens **Chowringhee** erbaut. Nur die hiesige Seite der Straße wird von einer Häuserzeile gesäumt, auf der gegenüberliegenden breitet sich ein endloser öffentlicher Garten aus: der **Maidan**. Genau wie die Howrah-Bridge ist auch der Maidan ein Unikum: der größte Stadtgarten der Welt – eintausendzweihundert Joch! Bäume ragen darin jedoch nur vereinzelt empor. Der größere Teil ist eine staubige, gelb vertrocknete Rasenfläche. Jene wenigen schattigen Stellen nutzen die Kalkuttaer jedoch gründlich aus: Massenhaft schlafen sie unter den Gartenbäumen. Am Nichtstun herrscht hier offensichtlich auch kein Mangel. Kein Wunder, es gibt Unmengen an Menschen und noch mehr Zeit! Jeder hat Zeit. Im Zeit-Haben ist die Hindu-Philosophie viel fortgeschrittener als die unsere. Der Hindu-Schädel versteht das, für dessen Aufnahme die nötige Gehirnzelle in unserem Kopf fehlt. Er weiß schon lange, vor Jahrtausenden ist er dahintergekommen, dass Zeit – kein Geld ist! Zeit

ist – nichts. Über die auf der Straße von Kalkutta wogende Menge kann ich dasselbe sagen wie über die von Bombay – ja, sogar noch mehr. Auf jeden blinden Bettler, Aussätzigen und roten Betelspeichel in Bombay kommen in Kalkutta zehn. Zu Fuß unter dem Straßengesindel zu verkehren, ist selbst hier, mitten in der Innenstadt, ekelerregend. Man sieht auch kaum einen weißen Fußgänger. Höchstens den einen oder anderen neugierigen Touristen unserer Art. Die einheimischen Weißen fahren selbst zum Nachbarhaus mit dem Auto. Nachdem wir erfahren haben, dass der Maharadscha bis zum Abend draußen auf dem Poloplatz bleibt, richten wir unseren Nachmittagsweg dorthin. Unser bärtiger bengalischer Taxifahrer zeigt uns unterwegs die Sehenswürdigkeiten. Den hinter einer Steinmauer aus einem riesigen Park hervorleuchtenden, schneeweißen Vizekönigspalast.

Den exklusiven **Bengal Club**. Die überall am Wegesrand stehenden Statuen: Marmor- und Bronzebildnisse indisch-besiegender englischer Generäle, Vizekönige, Gouverneure und Kolonisatoren. Die vielen Reiterstatuen werfen in mir eine aktuelle Frage auf: In welcher Pose werden wohl die berühmten Generäle unserer Zeit, die bekanntlich nicht mehr zu Pferde unterwegs sind, für unsere öffentlichen Parks und die Nachwelt verewigt? Im Auto sitzend oder am Schreibtisch? Oder vielleicht tief in einem Luftschutzbunker?

Am südlichen Ende des Maidans erstreckt sich der **Poloplatz**. Sein während der Regenzeit sicherlich grüner Rasen ist jetzt von der tropischen Sonne braun gebrannt; der steinharte, ausgetrocknete Boden klopft unter den Pferdehufen wie Asphalt, und die Spieler sind in Staubwolken gehüllt. Dennoch findet ein Kampf von schwindelerregendem Tempo statt, Weltklasse-Polo, wie ich es selbst im *Ranelagh Club*, Englands berühmtestem Platz, kaum gesehen habe.

Polo ist ein uraltes, fast zweitausend Jahre altes Spiel persischen Ursprungs. In Indien ist es seit Jahrhunderten verbreitet, ein wahrer Nationalsport; bereits im 15. Jahrhundert spielten Indiens Nabobs eifrig Polo. Auch die Engländer kamen hier auf den Geschmack und fanden solchen Gefallen daran, dass in englisch-indischen Regimentern das Polospielen heute wichtiger ist als der Soldatendienst. Das Offizierskorps jedes Regiments hält eine eigene Mannschaft unter, und in dieser Zeit, der Weihnachtswoche, treffen sie sich hier auf dem Platz von Kalkutta. Hier kämpfen sie um den Traum aller: den Ruhm des Meistertitels.

Aber auch die Inder sind nicht untätig und schicken ihre eigenen Teams hierher. Sie verteidigen hartnäckig den Ruf ihres uralten Sports; hartnäckig vielleicht gerade deshalb, weil sie wissen, dass sie auf dem Poloplatz den Engländern ebenbürtige, ja meist überlegene Gegner sind. Wenn auch nirgendwo sonst, so übertrumpfen sie auf dem Poloplatz ihre weißhäutigen Gäste doch des Öfteren. Auch unter den Maharadschas gibt es viele erstklassige Polospieler. Die berühmtesten sind die Fürsten von Jaipur, Bhopal und Kaschmir. Seit nunmehr fünf Jahren gewinnt das Team des Herrschers von Jaipur, unseres künftigen Gastgebers, die indische Polomeisterschaft. Sein gefährlichster Rivale ist die Mannschaft des Maharadschas von Bhopal; Bhopal hat zwar seit Jahren keine Meisterschaft mehr gewonnen, stand aber sowohl letztes als auch vorletztes Jahr im Finale gegen Jaipur. Englische Teams erreichen das Finale verhältnismäßig selten. Auch diesmal deutet alles darauf hin, dass sich der große Kampf erneut zwischen Jaipur und Bhopal entscheiden wird.

All dies erklärt mir mein Nachbar auf der Tribüne, ein unbekannter englischer Offizier. Ich selbst verstehe nur wenig von Polo, kenne lediglich die Spielregeln. Gerade spielt das Team von Jaipur gegen die englischen Offiziere eines bengalischen Lanzierer-Regiments. Der Kampf ist überaus ungleich, die Jaipuris arbeiten mit großer Überlegenheit.

— Meiner Meinung nach ist das Team von Jaipur unschlagbar — fährt mein Nachbar fort. — Dabei ist dies das einzige einheimische Team, das seinem Namen wirklich gerecht wird, das heißt, alle vier Mitglieder sind gebürtige Jaipuris. Der Maharadscha spielt zusammen mit drei Verwandten, sein Team ist eine regelrechte Familienmannschaft. Während in der ebenfalls gefürchteten Bhopaler Vierergruppe außer dem Maharadscha nur ein einziger Inder spielt; die anderen beiden sind Argentinier. Es ist große Mode unter den Maharadschas, bei denen Kosten keine Rolle spielen, berühmte ausländische Spieler für teures Geld einzukaufen und in ihrem eigenen Team spielen zu lassen.

— Für die Maharadschas ist es leicht, über unsere Teams zu siegen. Diese steinreichen Herren scheuen keine Ausgaben, kaufen die besten Pferde der Welt zusammen und mieten die besten Spieler der Welt an. Welcher Offizier, welches Regiment könnte da Schritt halten? Für ein erstklassiges argentinisches Polopony — der Großteil der Pferde des Maharadschas stammt von dort — werden 1000 Pfund (35.000 Pengő) bezahlt. Zu solchen Anlässen rückt ein Maharadscha mit 50 bis 60 ausgezeichneten Ponys an. Es macht ihm nichts aus, wenn zehn auf diesem harten Platz zusammenbrechen, da sind ja noch die anderen fünfzig. Ich sage ja nicht, sie spielen ausgezeichnet, sie reiten großartig. Aber es hilft nichts, am Ende regiert doch das Geld... Denn glauben Sie mir bitte — fügt er nach einer kurzen Pause hinzu —, mit Geld kann man jede Tür öffnen, außer der des Himmels. Und man kann alles kaufen, außer dem Glück...

Die lange Tribünenreihe im Schatten der Bäume ist ein überaus interessantes, buntes Schauspiel. Die Kleiderparade modischer Damen mischt sich mit den glitzernden Saris der Hindu-Frauen; die vielen verschiedenen englischen Uniformen vermengen sich mit den Farbtupfern greller Turbane.

Unten, im Samtsessel vor der Haupttribüne, sitzt der Vizekönig. Lord Linlithgow trägt die traditionelle Tracht der indischen Vizekönige: einen hellgrauen Gehrock und einen weißen Tropenhelm aus Kork. Er ist eine ebenso große, hager Gestalt wie die meisten seiner Vorgänger. Die Engländer achten bei der Wahl des Vizekönigs offensichtlich neben der Befähigung auch auf die Statur. Ein flüchtiger Beobachter könnte meinen, seit Jahrzehnten sitze derselbe Vizekönig auf dem Ehrenplatz der Rennbahn. Dabei werden sie alle vier Jahre ausgewechselt. „His Excellency“ — so wird der Vizekönig überall in Indien genannt — hinter ihm postiert eine riesige Schar bengalischer Lanzierer: die vizekönigliche Leibgarde. Ihre Uniform besteht aus blauen Hosen, scharlachroten, knielangen Röcken, Goldgürteln und glitzernden, golddurchwirkten Turbanen. Dazu tragen sie in London geschneiderte Stiefel von unübertrefflichem Glanz, in denen man sich fast rasieren könnte, so sehr spiegeln sie. Eine sechsköpfige Leibgardisten-Abteilung hält hinter dem Samtsessel Wache: fünf halten ihre langen Lanzen, der sechste seine Trompete in Habachtstellung bereit. Auf einen Wink des Vizekönigs bläst er hinein. Das Hornsignal markiert den Beginn der einzelnen Spiele.

Nachdem das Team von Jaipur sein Vorrundenspiel leicht gewonnen hat, schlendern wir auf die andere Seite des Platzes zum Sattelplatz. Inmitten einer Flut von wunderschönen Poloponys wimmeln Pferdeknechte mit Turbanen, Diener und Offiziersburschen umher. Haufen von Sätteln, Polohämmern und Pferdedecken mit Wappen liegen überall auf dem Rasen verstreut. Hier wechseln die Spieler ihre Pferde, hier nehmen sie ein kühles Getränk zu sich. Diener in bunten Livreen und Seidenturbanen bieten ihren vom Spiel erhitzten Herren auf Silbertabletts allerlei Fruchtsirupe und Stärkungsmittel an. Manche warten mit großen Handtüchern auf ihren Herrn, es gibt sogar solche, die eine Wasserwanne und eine Handspritze mitgebracht haben, um ihren vom Pferd steigenden Herrn für ein paar Minuten mit der Wasserpistole abzuspritzen. Eine radikale Art der Abkühlung.

Unter einem offenen Zelt finden wir den jungen Maharadscha von Jaipur. Eine Schar von Dienern in orangefarbenen Turbanen ist um ihn bemüht; der eine füttert ihn, der andere gibt ihm zu trinken, einer kleidet ihn an, ein anderer massiert ihn – kurzum, sie umsorgen ihn. Wir warten, bis seine Helfer mit ihm fertig sind, dann spazieren wir gemeinsam zurück zur Tribüne. Der Maharadscha ist außerordentlich zuvorkommend; auch er hofft sehr, genau wie die Dadabhoys in Nagpur. Er hofft, dass uns Indien gefällt, und er hofft, dass seine Sekretäre eine bequeme Unterkunft für uns gefunden haben. Natürlich erklären wir all seine Hoffnungen für erfüllt, was könnten wir auch anderes tun. Sieht man doch, wie charakterlos die Höflichkeit den Menschen macht.

Wir schauen uns noch einige Spiele an, dann bietet der Maharadscha an, uns zum Tee zur Maharani von Cooch Behar[4] zu bringen. Das nehmen wir umso lieber an, da wir seinerzeit auch nach Cooch Behar eingeladen wurden, obwohl wir die Maharani noch gar nicht kennen. Im großen, offenen, laubfroschgrünen Rolls-Royce des Fürsten von Jaipur sind wir bald an Ort und Stelle.

Indira, die verwitwete Maharani von Cooch Behar, ist eine Dame um die fünfundvierzig mit rabenschwarzem Haar und brauner Haut, ein bekanntes Mitglied der Londoner und Pariser Gesellschaft und eine berühmte Schönheit der Nachkriegsjahre. In ihrem blassgrünen Sari aus Silberbrokat und mit einer dreifachen Halskette aus erbsengroßen Perlen ist sie definitiv eine fürstliche Erscheinung. Sie empfängt uns mit herzlicher Ungezwungenheit und beginnt sogleich damit, dass sie uns unbedingt in Cooch Behar zur Tigerjagd erwartet. Wir sollen aber erst im Februar kommen, erst dann sei sie zu Hause; von hier aus müsse sie nach Delhi reisen. Wir danken ihr artig, obwohl wir bereits ahnen, dass aus unserem Besuch in Cooch Behar kaum etwas werden wird. Dabei würde ich den versprochenen Tiger beileibe nicht gern ausschlagen. Aber ich werde wohl keine andere Wahl haben. Cooch Behar liegt nicht weit entfernt, kaum 250 Kilometer Richtung Norden. Wir hatten gehofft, von hier aus einen Abstecher dorthin zu machen. Im Februar werden wir kaum in diese Gegend zurückkehren können, da alle unsere weiteren Einladungen in den nordwestlichen Teil Indiens, nach Rajputana[5], führen.

[4] *ausgesprochen: Kutsch Behar*

[5] *Rajputana*

Die Entfernungen in diesem gastfreundlichen Land sind jedoch so groß, dass uns weder Zeit noch Geld für ein Hin- und Herreisen von einem Ende zum anderen bleiben. Dabei hätte ich Cooch Behar schon deshalb gern kennengelernt, weil der Bruder meines Vaters, mein verstorbener Patenonkel Géza Széchenyi, vor achtundvierzig Jahren dort seinen ersten Tiger schoss. Der Großvater des jetzigen, noch minderjährigen Fürsten war damals der Maharadscha. Ich höre, dass die Gegend von Cooch Behar wunderschön ist. Von dort kann man bereits den Himalaya sehen.

Vom Poloplatz treffen immer mehr Gäste ein; wir sind bereits etwa zwanzig Personen im Salon der Maharani. Außer uns beiden und zwei amerikanischen Polospielern sind jedoch nur einheimische Herrschaften anwesend. Wir machen die Bekanntschaft des greisen Maharadschas von Baroda sowie des kaum zwanzigjährigen, aber bereits dickbäuchig werdenden Sohnes der Maharani, des derzeitigen Herrschers von Cooch Behar. Ein ständiges Kommen und Gehen herrscht; lauter namhafte indische Persönlichkeiten treffen ein. Die geräumige Villa füllt sich mit Maharadschas, Nawabs, Gaekwars und anderen „Großkopferten“. Da sie sich untereinander meist in ihrer eigenen Sprache unterhalten, würde für mich die Möglichkeit zur weiteren Konversation allmählich

schwinden, wenn der Zufall mich nicht mit einem freundlichen alten Engländer zusammengeführt hätte, von dem sich herausstellt, dass er jahrelang Gouverneur von Tanganjika in Ostafrika war. Mehr brauche ich nicht; wir setzen uns zusammen und „afrikanisieren" zu zweit nach Herzenslust. Wir vergleichen ausgiebig die hiesige Welt mit jener dortigen und stellen einstimmig fest, dass jene andere schöner ist. Und wie viel schöner!

Währenddessen hat der greise Maharadscha von Baroda, Seine Hoheit in glitzernden Gewändern und mit rotem Turban, ein Auge auf F. geworfen. Den ganzen Abend weicht er nicht von ihrer Seite; sie sitzen zu zweit auf dem großen Sofa, und F. muss über Fragen der ungarischen Geschichte referieren. Der alte Herr, von dem sich herausstellt, dass er in seiner Jugend die Wiener Universität besuchte, interessiert sich außerordentlich für Ungarn. Er ist sich darüber im Klaren, dass F. die Frau eines Ungarn ist. Dass sie jedoch gebürtige Engländerin ist und daher nach nur einem Jahr „Ungarntum" in der Geschichte unserer Heimat kaum bewandert sein kann, will er irgendwie nicht begreifen. Und missbilligend schüttelt er sein greises Haupt; es gefällt ihm nicht, dass F. so ungebildet ist.

Vor dem Aufbruch beobachten wir mit Interesse die Art der Begrüßung der indischen Herrschaften. Sie geben sich nicht die Hand, sondern winken einander mit zum Gebet gefalteten Händen zu, während sie sich auch mit der Taille verbeugen. Sie machen das so eifrig, dass ich bemerke, wie auch ich mich betend verabschieden will. Auf so etwas falle ich unwillkürlich herein. Ich hoffe, sie denken nicht, ich würde mich über sie lustig machen.

Die herzliche Gastgeberin (die übrigens die Tochter des Maharadschas von Baroda ist) lässt uns in ihrem eigenen Rolls-Royce zu unserem städtischen Quartier bringen. Nach der fürstlichen Villa gefallen uns unsere nach Schimmel riechenden Hotelzimmer noch weniger. Ich glaube kaum, dass diese nette Maharani uns nicht aufnehmen würde, wenn sie ahnen würde, wie erbärmlich unsere Unterkunft ist. Ich habe auch versucht, es sie ahnen zu lassen, aber vorerst ohne Ergebnis.

Heute haben uns sicher fünf Leute gefragt, ob wir uns schon im *Government House*, im vizeköniglichen Palast, eingetragen haben?

— Tragen Sie unbedingt Ihre Namen in das große Buch ein — sagten sie —, damit Sie zu den vizeköniglichen Feierlichkeiten eingeladen werden. Denn die meisten Bälle, die schönsten, veranstaltet der Vizekönig. Am Weihnachtstag werden wir dort tanzen, am Neujahrstag auch, und dazwischen wird es dort ein Gartenfest geben.

Na toll! Das hat gerade noch gefehlt. Aber F. ist zum Glück meiner Meinung. Das Eintragen lassen wir bleiben. Mein Zylinder, du kannst ruhig weiter in deiner Schachtel schlafen. Ich hoffe, ich werde dich auch weiterhin nicht belästigen und kann dich schön nach Hause bringen, ohne dass du aufwachst. Ohne dass du jemals erfährst, wo du warst.

24 Dez. Kalkutta, Grand Hotel.

Wir sind beide erkrankt. F. hat sich schwer erkältet, und ich habe mit meinem Magen zu kämpfen. Er wollte sich partout nicht mit Indien anfreunden. Seit Nagpur liegen sie im Streit. Wir blicken also in jeder Hinsicht einem angenehmen Weihnachtsfest entgegen.

Zusätzlich zu dem vielfältigen Lärm der unter uns tosenden Straße beleidigen auch Krähengekrächze und das kreischende Klagen von Weihen unsere Ohren. Schlanke braune Weihen gleiten auf und ab, schwalbenschwänzige Milane, die gewohnten Bewohner orientalischer Städte. Es sind viele. Auf jedem Dach, auf jedem Balkongitter

lassen sie sich nieder, sie trinken aus dem Abwasser, das am Rand unseres Balkons dahinfließt; ihr unangenehmes Geräusch klingt wie das Quietschen eines ungeölten Wagenrads. Auf dem Dach unseres Hotels steht ein langer, schlanker Flaggenmast, auf dessen Spitze sich ebenfalls eine Weihe niedergelassen hat. Von hier aus kann man gut dorthin sehen, es mögen achtzig Schritte sein.

— Ob die Flobert-Kugel sie wohl herunterholen würde?

Auch ein Flobert befindet sich unter meinen Gewehren. Einen solchen kleinkalibrigen, leise knackenden Karabiner konnte ich immer gut gebrauchen. Wenn auch nicht gerade aus einem großstädtischen Hotelfenster. Für kleineres Wild, für Vögel für die Küche, besonders wenn ein lauter Schuss das in der Nähe befindliche Großwild verscheuchen könnte, ist ein solches „Kindergewehr" viel wert. Ach was, man müsste es doch einmal auf diese Weihe dort auf der Mastspitze versuchen! Diese winzige Patrone knackt so leise, der Teufel würde das in diesem großen Lärm hören. Höchstens schließe ich die Zimmertür hinter mir ab, damit mir nicht ausgerechnet während der Jagd jemand hereinplatzt. Wie lustig es wäre, wenn die Weihe herunterfiele! Mitten in den größten Verkehr. Bei dem Gedränge dort unten würde sie fast sicher auf einen Turban plumpsen!

Einer solchen Versuchung ist schwer zu widerstehen. Und schließlich bin ich zum Jagen nach Indien gekommen. Ich habe den teuren Jagdschein aus Bombay in der Tasche. Etwas will ich doch für mein Geld haben. Wenn es schon keinen Tiger gibt, will ich wenigstens „weihen" können.

Ich habe den Vogel verfehlt. Zweimal hintereinander. Beim ersten Mal flog er nicht einmal weg. Beim zweiten Mal erschrak er wenigstens und siedelte auf das benachbarte Hausdach über. Während ich schoss, stand F. auf dem Flur Schmiere. Alles verlief reibungslos, wir arbeiteten unbemerkt. Jetzt kann ich mich allerdings daranmachen, das Gewehr zu reinigen, denn Viktor wage ich dann doch nicht in die Jagd im Grand Hotel einzuweihen.

Wir sitzen draußen auf dem Balkon und beobachten durch das Fernglas das unter uns wimmelnde Getümmel. Derzeit studieren wir die verschiedenen Probleme des mit Händen und Füßen fuchtelnden indischen Verkehrspolizisten. Man sollte alle Polizisten der Welt hierher zu einem Lehrgang schicken. Wer die Kalkuttaer Straßenkreuzung ohne Nervenzusammenbruch dirigiert, der hat die Prüfung bestanden.

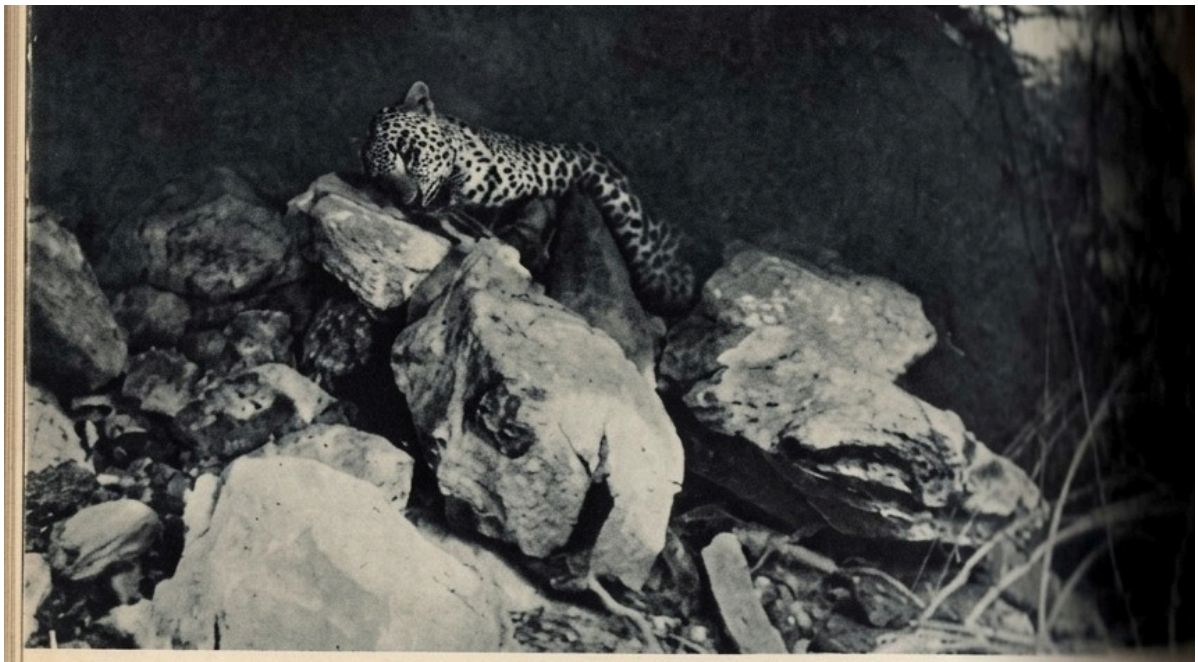
Das ernsteste und für den fremden Betrachter ungewohnteste Verkehrshindernis: die Straßenkuh. Die städtische heilige Kuh. Ich hätte ihrer schon gestern gedenken sollen, denn sie ist ein charakteristischeres, auffälligeres Zubehör Kalkuttas als die Marmorstatuen der Feldherren, wichtiger als das Polospiel oder der schneeweiße vizekönigliche Palast. Aber über das heilige Rindvieh — es sind auch Bullen unter ihnen — habe ich so viel zu erzählen, dass ich es lieber auf heute verschoben habe. Hier mache ich mich nun daran, auf unserem vom Abwasser gesäumten Balkon. Meinen heutigen Vormittag widme ich dem vierbeinigen Wanderidol der indischen Straße, dem kanonisierten Vieh.

Nicht nur auf der Fahrbahn, auch auf dem Bürgersteig, vor Ladentüren, zwischen den Blumenbeeten der Gärten begegnen wir ihm auf Schritt und Tritt. Einem fromm blickenden, dummäugigen, weißen oder braun gefärbten, gleichermaßen buckligen Kühlein oder Böcklein. Sie sind nur halb so groß wie unser Vieh. Dabei sind sie ansonsten gut genährt, haben glänzendes Fell und sind viel sauberer als ein Großteil der menschlichen Passanten. Sie sind zu Recht fett, denn sie fressen dort und das, worauf sie gerade Lust haben: den frischen Gemüsevorrat der Straßenhändler, die Blumen der

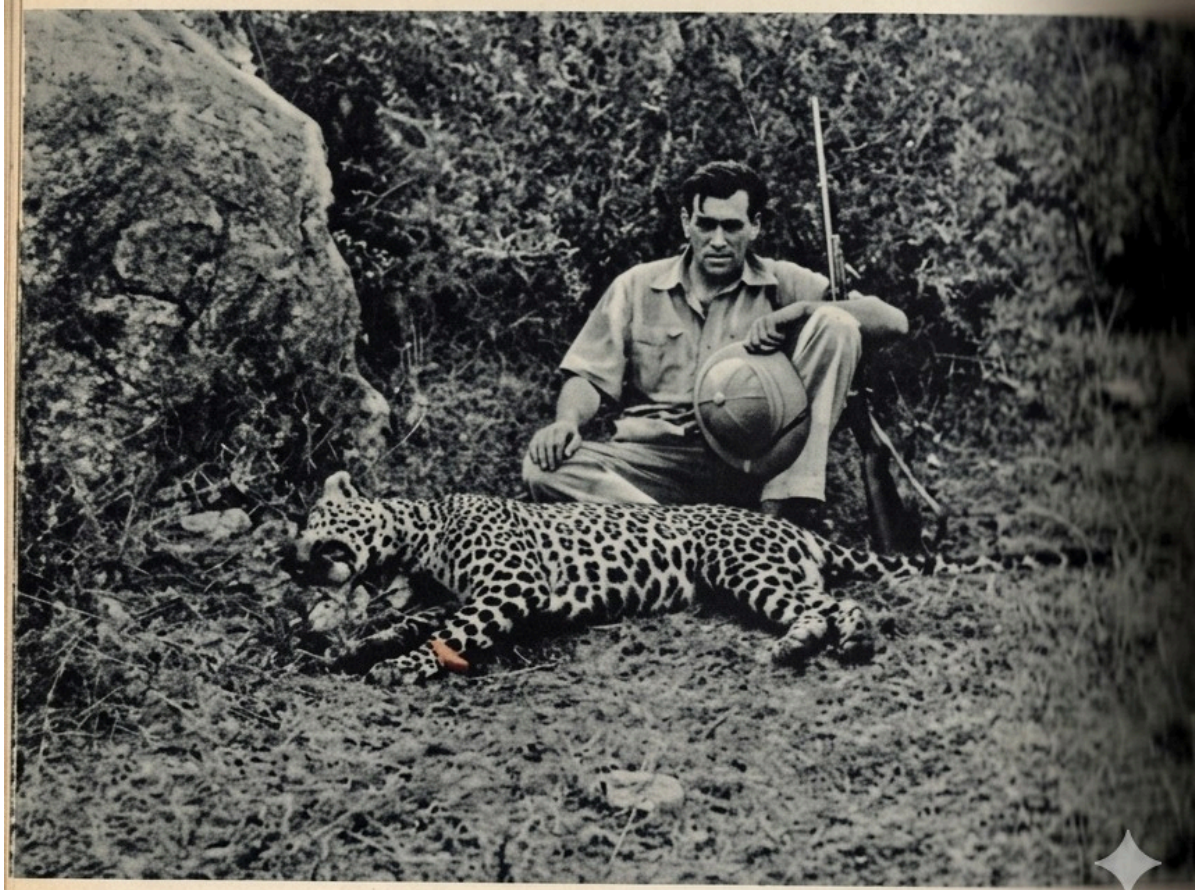
Gärten, oder wenn sie etwa ein wenig Salz bräuchten, dürfen sie das im Schaufenster des Lebensmittelgeschäfts auch frei belecken. Sie lassen sich dort nieder, wo sie gerade die Müdigkeit überkommt, in der Regel auf dem Bürgersteig oder mitten auf der belebtesten Straße. Auch ihre sonstigen Geschäfte verrichten sie ohne Rücksicht auf den Ort. Sie wissen wohl, dass das, was sie verrichten, ebenfalls heilig ist; gläubige Beter sammeln es sogleich auf, tragen es mit bloßen Händen nach Hause und backen es in den heiligen Fladen ein. Und zum Dank waschen sie den edlen Spender und bürsten ihn glänzend. Eine heilige Kuh zu baden, kommt einer Wallfahrt gleich.

Diese Privilegierten ihrer Art scheinen sich ihres übermenschlichen Ranges tatsächlich bewusst zu sein. Würdevoll trotten sie über die belebteste Straßenkreuzung, vorzugsweise dann, wenn die Ampel gerade auf Rot springt. Quietschen bremst die vom Polizisten gerade freigegebene Autoschlange. Minutenlang ist der Verkehr gelähmt; jeder wartet respektvoll, bis der heilige Bulle auf die andere Seite hinübergetrottet ist. Es macht auch nichts, wenn er unterwegs verweilt, weil ihm gerade dann einfällt, dass er, obwohl heilig, auch dringende irdische Angelegenheiten hat.

Gestern Vormittag, als wir im Taxi nach Hause eilten, wären wir in der Kurve fast in den vor uns liegenden, friedlich wiederkäuenden heiligen Bullen hineingefahren. Im letzten Moment hielten wir an. An Hupen war nicht zu denken, das wäre Gotteslästerung gewesen. Der Fahrer stieg aus, sogleich entstand ein Auflauf, man beriet ernsthaft, was nun zu tun sei. Einige Mohammedaner, die bekanntlich das Rindvieh nicht verehren, beschwerten sich lautstark: Man müsse das Tier beiseite treiben — sagten sie —, man könne den Verkehr so nicht blockieren. — Woraufhin die Hindu-Menge zu gären begann: Fäuste und drohende Sonnenschirme erhoben sich daraus. Die Mutigeren versuchten durch demütiges Streicheln, den Bullen zum Aufbruch zu bewegen. Aber der rührte sich beileibe nicht. Im Gegenteil, es gefiel ihm, dass er im Liegen gekratzt wurde. Der Polizist kam herbei. Zuerst versuchte auch er es mit guten Worten, aber da er die Erfolglosigkeit einsah, sagte er etwas zum Taxifahrer, woraufhin dieser uns stehen ließ und in der Menge verschwand. Ein Beobachter ließ uns wissen, dass man den Fahrer nach Futter geschickt habe, er bringe die Lieblingsleckerei des heiligen Bullen, damit gelinge es vielleicht, ihn zum Aufstehen zu bewegen. Aber noch bevor unser Fahrer mit der Karotte zurückkehrte, löste unser unnachgiebiger Heiliger die Frage aus eigenem Antrieb. Er stöhnte laut auf, rappelte sich hoch und trollte sich, uns allen mit seinem wedelnden Schwanz eins auswischend, seiner Wege. Der Fahrer packte die Karotte fein säuberlich weg. Sie wird für das nächste Mal gut sein. Dann entschuldigte er sich, und wir setzten unsere Reise fort. Die Höflichkeit der Kalkuttaer Taxifahrer ist vorbildlich. Zumindest Bullen gegenüber. Bisher dachte ich, der höflichste Taxifahrer sei der Londoner. Statt grob zu hupen, bremst er vor dem vor ihm herumdösenden Fußgänger ab. Er steigt aus dem Wagen, tritt an den Betreffenden heran, lüftet seine Mütze und fragt höflich: „Verzeihung Sir, gestatten Sie mir, mich nach Ihren nächsten Plänen zu erkundigen?“ Ich habe zwar nicht verstanden, was unser Fahrer zum Bullen sagte, aber aufgrund seines demütigen Tonfalls vermute ich so etwas.



A kecskerabló párduc, barlangjának szájában.
(A felvétel közvetlen a lövés leadása után készült.) 260. oldal.)



Szerző a kecskerabló párduccal. (260. oldal.)

Es wäre ein Irrtum zu glauben, dass in Indien jede Kuh heilig ist. Das wäre des Guten zu viel, da es hier angeblich ebenso viele Rinder wie Menschen gibt. Die auf den Straßen, Plätzen und Basaren herrenlos herumstreunende heilige Kuh ist ein sogenanntes „Tempeltier“. Die Opfergabe frommer Gläubiger. Ein Geschenk an Gott, ein Zeichen des Dankes für irgendein erfreuliches Ereignis. Dem auserwählten Tier, das in der Regel das kümmerlichste der Herde ist, wird der Stempel des Tempels aufgebrannt, dadurch wird es geheiligt. Die Kuh ist fortan die Hauskuh der Gottheit des betreffenden Tempels, eine privilegierte Tempelkuh, ein öffentlich verehrtes vierbeiniges Idol, das man nicht

einmal anhupen darf. Die heilige Kuh kann nicht degradiert werden, sie genießt ihr Privileg bis zu ihrem Todestag und verendet an Altersschwäche. Der Hindu, der vom kleinsten Insekt an alles Leben achtet, schlachtet seine Rinder ohnehin nicht. Obwohl er sie ins Joch spannt, gründlich unterjocht und sogar auf allerlei grausame Weise quält. Aber ein Rind abzustechen — das wäre ein schreckliches Verbrechen! Eine größere Untat begeht nur derjenige, der einen Brahmanen, einen Hindu der Priesterkaste, aus dem Weg räumt. Nach dem Brahmanenmord folgt sogleich das Kuh-Schlachten. Die übrigen Kasten folgen erst danach. Das orthodoxe Hindutum treibt die Kuhverehrung so weit, dass es sogar in seinen Gebeten so fleht: „Könnte ich doch in meiner Todesstunde den Schwanz einer heiligen Kuh umklammern." Und der letzte Wunsch, den man dem Sterbenden ins Ohr flüstert: „Leb wohl! Werde eine Kuh!"

Ich erwähnte bereits, dass heute Heiligabend ist. Was jedoch unsere Stimmung betrifft, so kann man sie als alles Mögliche bezeichnen, nur eben nicht als weihnachtlich. Dabei sind wir an zwei Orten eingeladen. Mich interessiert jedoch einzig das Bett. Seit gestern habe ich keinen Bissen gegessen, und was wir heute Nachmittag gesehen haben — darauf werde ich später noch zurückkommen —, das hat meinen Appetit ebenfalls nicht gebessert. F. rede ich ständig zu, wenigstens sie solle ausgehen, um sich zu amüsieren. Allein hat sie jedoch auch keine Lust dazu. So sitzen wir hier fest, in unserem unfreundlichen Hotel. Wir haben gerade zu Abend gegessen, das heißt, F. hat gegessen und ich habe zugeschaut. Gut ist immerhin, dass um uns herum wirklich nichts ist, was an Weihnachten erinnern würde. Schwüles Sommerwetter, von einem Weihnachtsbaum haben wir nicht einmal läuten gehört. Auch im Hotel gibt es keine Spur des Festes, außer vielleicht, dass die Restaurantmusik noch lärmender spielt als gestern und das Geschrei der Feiernden, das gestern erst nach Mitternacht begann, bereits in vollem Gange ist. Die Engländer behandeln Weihnachten anders als wir. Bei ihnen ist dies kein besinnliches Familienfest. Kein nach Tannenzweigen und Wachskerzen riechendes, glockengeläutetes, warmherziges Beisammensein. Kein Heiligabend. Bei ihnen ist es eher eine silvesterartige, bis zum Morgen dauernde Ballnacht zum Ausgelassen-Sein. In der Weihnachtsnacht ist jedes Restaurant, jedes Lokal voll; johlende, schreiende Menschenmassen ziehen von einem Raum zum anderen, lärmen alle auf und sind bis zum Morgen ausnahmslos sturzbetrunken. Selbst jene sonst Nüchterneren, die das ganze Jahr über um zehn schlafen gehen und ausschließlich Milch trinken, glauben sogar sie, dass es in der Weihnachtsnacht obligatorisch sei, über die Stränge zu schlagen. Das wäre ja alles in Ordnung. Von mir aus soll jeder Weihnachten nach seinem Belieben feiern. Aber in einem Gebäude mit solch dünnen Wänden, wo man nach guter tropischer Sitte für die Nacht alle Türen und Fenster weit öffnet, ist einem Gast mit Magenschmerzen das englische Weihnachten irgendwie nicht nach dem Sinn.

Da an Schlaf ohnehin nicht zu denken ist, erzähle ich die Erlebnisse unseres nachmittäglichen Ausflugs. Wir haben viel Interessantes gesehen, aber noch mehr Empörendes. Selbst für einen gesunden Magen wäre es genug gewesen, sich das alles anzusehen. Wir waren in **Kalighat**, besuchten den Tempel der schwarzen Göttin. Die Göttin **Kali**, die Gemahlin des Hauptgottes Shiva, ist unter den zahllosen Göttergestalten der Hindus die Personifizierung der Vernichtung. Gott und Ehefrau in einer Person. Eine göttliche Frau. Aber wer ihre Statue gesehen hat, dem fällt es schwer, das zu glauben. Drinnen, in der Dämmerung des Tempelheiligtums, zeichnet sich Kalis Bildnis dunkel ab. Beim Gedanken an ihren Anblick schaudert es mich jetzt noch. Ein schwarzgesichtiges, welkbrüstiges Ungeheuer erschreckt uns aus dem Tempelhalbdunkel, ein furchtbarer Albtraum. Aus ihrem vorstehenden, hauerartigen Gebiss hängt eine bluttriefende riesige Zunge auf ihren aufgeblähten Bauch herab. Ihren Hals ziert eine Kette aus Totenköpfen, um ihre Taille winden sich Riesenschlangen. In einer ihrer vier Hände umklammert sie

einen blutenden Menschenkopf, in der zweiten einen Dolch, in der dritten einen mit Blut gefüllten Becher. Ihre vierte Faust hebt sie drohend.

Aber der Reihe nach. Dem Hotelportier gefiel es ganz und gar nicht, als wir uns nach Kalighat erkundigten. Zuerst tat er so, als wüsste er gar nicht, wo das sei, und dann wollte er es uns ausreden: Dieser Tempel sei voller Bettler und schmutziger Krankheiten. Ein sehr hässlicher Ort, man solle ihn sich nicht ansehen. Natürlich sind wir gerade deshalb hingegangen. Eine halbstündige Autofahrt entlang des Maidans, am Poloplatz und der Rennbahn vorbei. Danach das Hindu-Viertel. Immer enger werdende, schmutziger werdende Straßen, immer zerlumptere Einheimische. Die Gasse windet sich hier- und dorthin, die Menschenmenge verdichtet sich, bis wir schließlich endgültig feststecken. Unter den vielen Führern, die sich um unseren Wagen drängen, hat der Taxifahrer Mühe, Ordnung zu schaffen. Nach langem Auswählen vertraut er uns einem mit kahlgeschorenem Kopf an. Wir gehen hinter ihm her. Während er sich mit den Ellbogen einen Weg durch die Menge bahnt, sagt er bereits sein gut gelerntes Sprüchlein auf:

— „Kali" bedeutet schwarz, und „Ghat" bedeutet Hafen. Kalighat — der „Hafen der Schwarzen" — ist das Domizil der schwarzen Göttin. Dies ist das älteste Nest von Kalkutta, einst ein armes Fischerdörfchen; die Eineinhalb-Millionen-Stadt erhielt von hier ihren Namen Kalighat — Kaliguta — Kalkutta.

Zwischen einem regelrechten Spalier von halbnackten Bettlern, Blinden und Aussätzigen gehen wir auf den Tempelplatz zu.

— Der Tempel — fährt unser Begleiter fort — ist seit Jahrhunderten Eigentum einer reichen Brahmanen-Priesterfamilie. Nicht nur der Tempel, auch das ihn umgebende Stadtviertel gehört ihnen. Ein mit buntem Mosaik verkleidetes, quadratisches Gebetshaus. Auf einem Podium errichtet, an drei Seiten eine Treppenflucht. Hinter einer auf Säulen ruhenden, offenen Vorhalle verdunkelt sich das Heiligtum, die geheimnisvoll furchtbare Höhle der schwarzen Göttin. Wir können nur von außen, von der Vorhalle aus, hineinschauen; in das Heiligtum selbst lässt man uns nicht. Wir verspüren auch kein großes Verlangen danach. Mit dem vierarmigen Ungeheuer, das seine blutrote Zunge herausstreckt, haben wir keine Lust, nähere Bekanntschaft zu machen.

Die Tempelaufgänge und die Vorhalle sind von Gläubigen überfüllt. Der eine betet, der andere schläft. Verschiedene Arten des Betens sind zu sehen: Dieser fleht auf dem Bauch liegend, jener verbeugt sich, und jener schlägt seinen Kopf gegen den Marmorboden. Es gibt jemanden, der leise, und jemanden, der mit wehklagender Jammerstimme fleht. Ein weißbärtiger heiliger Mann sitzt mit überkreuzten Beinen, steifem Rücken, in der typischen Yogi-Stellung, er sitzt regelrecht „in Habachtstellung". Sein unbeweglicher Blick ist wie ein Glasauge auf das Heiligtum gerichtet. Sein halbnackter, welker Skelettkörper ist zur Statue erstarrt. Zwischen jammernd Flehenden, zu Stein erstarrten Asketen und zerlumpten Bettlern, die mit schlimmen Wunden bedeckt sind, friedlich schnarchende Schläfer. Und nackte, spitzbauchige, rotznasige Kleine. Ein Kind mit hungrigen Augen trägt ein noch kleineres Kind. Und räudige Hunde. Am Rand der Treppe zwei fette heilige Kühe. Und Fliegen! Fliegen!

Ein ständiges Kommen und Gehen. Die Gläubigen gehen ein und aus. Sie turnen über das bunte Schlachtfeld der Vorhalle und streben zum Heiligtum. Sie bringen Opfergegenstände: Früchte, Gebäck, Blumenkränze und — Geld. Sie bringen es dem schwarzen Ungeheuer, richtiger gesagt den Priestern des Ungeheuers, die durch die den ganzen Tag eintreffenden Opfer reich werden. Aber das ist nicht die Hauptsache. Das sind nur nebensächliche kleine Opfer. Mit ein paar Mangos oder Granatäpfeln kann man die schwarze Göttin nicht versöhnen. Kali verlangt Blutopfer. Ja, nach dem alten Gesetz

sogar Menschenopfer. Erst neuerdings ist sie nachgiebiger geworden, jetzt begnügt sie sich auch mit Büffel- und Ziegenopfern. Einst, als sie es nicht unter Menschenblut gab — als Frau akzeptierte sie ausschließlich Männer als Opfer. Nach Sonnenuntergang brachte man den Delinquenten, sperrte ihn in den Tempel ein, sperrte ihn mit Kali zusammen. Am Morgen war er tot. Die Priester machten den Gläubigen glaubhaft, dass Kali sein Blut ausgesaugt habe. Jeder glaubte es. Ein paar tausend Jahre lang. Ja, wahrscheinlich würde man es auch jetzt noch glauben, wenn die Engländer seinerzeit das Menschenopfer nicht verboten hätten. Dabei mischen sie sich ungern in religiöse Gesetze; uralte Glaubensvorstellungen und Aberglauben respektieren sie bis an die Grenze des Möglichen. Aber Menschenopfer können sie dennoch nicht dulden. Deshalb schafften sie im letzten Jahrhundert auch das Sati, die Witwenverbrennung, ab, die damals noch allgemein üblich war. Kurz gesagt, heutzutage muss sich Frau Kali mit Ziegenblut begnügen.

Auf dem Tempelplatz, vor dem Treppenaufgang, ist die Richtstätte. Zwei dicke Säulen stehen dort, in deren Spitze ein Schlitz gespalten wurde. In diesen Schlitz, in diese zweizackige Gabel, wird der Nacken des zu schlachtenden Opfers gezwängt. Die größere Säule diente der Aufnahme von Büffelnacken, die kleinere von Ziegennacken. Büffelopfer sind jetzt kaum gebräuchlich, bei Ziegen hingegen herrscht umso größerer Betrieb. Vom bereitstehenden Ziegenhändler wird ständig das zu Tode erschreckte, zappelnde, bunte Zicklein gebracht. Und da ist schon die nächste Ziege. Dahinter stehen in der Schlange die Gläubigen, die ihre Ziegen umklammern. Der Henker wird sich heute nicht langweilen. Das klägliche Meckern der armen kleinen Zicklein ist schwer mit anzuhören. Ihre verzweifelte Stimme, ihr erschrockener Blick verraten, dass sie wissen, worum es geht. Blutgeruch liegt in der Luft. Übelriechend süß. Ein Tier spürt das sofort.

— Der Gläubige, dem die Enthauptete gehört, kann sie mit nach Hause nehmen und essen — erklärt unser Führer. — Täglich werden hier Hunderte von Ziegen geköpft. Das Büffelopfer hingegen ist bereits selten. In der heutigen Welt? Wer kann sich heute schon einen Büffel leisten?

Vom Tempelplatz laufen die Gassen strahlenförmig auseinander. Und welche wir auch gehen, überall das gleiche Bild: eine ziehende Menge von Pilgern zwischen einem Spalier von Bettlern, Kranken und Krüppeln. Erbärmlichere, abstoßendere menschliche Wesen als diese Bettler könnte selbst eine krankhafte Phantasie nicht malen. Unter zerlumpten, schwarzen Schirmen kauern sie, zu Knochen vertrocknete, furchtbare Menschenwracks. Aus einem Urwald von struppigem Haar und Bärten starren blicklose Augen, aussätzige Lippen wimmern. Grässlicher als sie alle ist der körperlose Kopf. Ohne Unterkörper, ein in Lumpen gewickelter, langbärtiger Menschenkopf, im Haar eine Perlenschnur. Er liest Zeitung! Mit schrillender, unmenschlicher Stimme. Die gerade vorbeikommende heilige Kuh hört interessiert zu...

In einem offiziellen Bericht habe ich gelesen, dass von den etwa einer Million Aussätzigen Indiens achthunderttausend frei herumlaufen. Ungehindert verbreiten sie die schreckliche Seuche. Ob die Göttin mit der blutigen Zunge ihren Wunden wohl Linderung verschafft?

In dem engen Hof hinter dem Tempel grünt der „heilige Baum“. Ein kleines Bäumchen mit niedrigem, krummem Stamm und fleischigen Blättern. Seine Zweige sind, wie ein gut behängter Weihnachtsbaum, mit in Lumpen gewickelten, winzigen Geheimnissen vollgehängt. Ein Kalighat-Weihnachtsbaum! Aber nun bitte herhören! Hören wir mal unserem kahlen Führer zu, was er über den heiligen Baum erklärt:

— Die hängenden Merkwürdigkeiten am Baum sind Haarbüschel, Dankesgeschenke erhörter Mütter. Kinderlose Frauen kommen hierher zu Kali, bringen Opfergaben und

bitten die Göttin, sie mit einem männlichen Kind zu beschenken. Unfruchtbarkeit ist eine Strafe Gottes. Ein schrecklicher Fluch. Eine Ehefrau ohne männliches Kind wird von jedem verachtet. Sie bringt Schande über ihren Herrn.

— Jene Mutter, deren Bitte erhört wird, bringt Kali zum Dank ein weiteres Opfer. Und zugleich bringt sie auch die Haarlocke ihres Neugeborenen mit. Das Haarbündel, in Lumpen eingewickelt, hängt sie an den heiligen Baum.

Ich höre — das sagt jedoch nicht mehr unser kahlköpfiger Führer —, dass die Frauen, die um Kindersegen flehen, unbedingt auch die Nacht hier im Tempelhof verbringen müssen. Das ist wesentlich. Denn die Brahmanen-Priester, auserlesene Männer in guter körperlicher Verfassung, übernehmen die Vermittlung des Gesuchs nur unter dieser Bedingung. Die beim Flehen und Danken dargebrachten Opfergegenstände gebühren der Priesterschaft im Tempel. Das ist nur billig, denn ohne ihr Wohlwollen hätte die schwarze Göttin kaum helfen können.

— Danach besichtigen wir das Ghat — verkündet der Kahlkopf — das Flussufer und die Totenverbrennungsstätte. Dabei hatte ich schon gehofft, wir wären fertig, wir könnten von hier fliehen. Vor dem Schmutz, dem Geruch und dem Ekel vor dem Gesehenen ist uns wahrlich übel. Aber wenn wir schon einmal hier sind, schlucken wir einmal kräftig und schauen uns schnell auch noch das Ghat an.

Bald sind wir dort. Ein seichter, spülwasserfarbener, schlammiger kleiner Fluss: **Adi Ganga**, der älteste und heiligste Arm des Ganges-Deltas. Und offensichtlich auch der schmutzigste. Der Ganges transportiert auf einer Länge von zweitausendsiebenhundert Kilometern den Schmutz Indiens zum Meer hin. Bis er hier ankommt, verdichtet er sich verständlicherweise. Eine breite Treppenflucht führt zum Wasser hinunter; das ist das Ghat, der Ort der heiligen Waschungen. Eine beachtliche Menschenmenge steht in dem kaum knietiefen, abgestanden riechenden Fluss. Eifrig spülen sie ihre hageren Körper mit dem Ganges-Weihwasser ab. Nach Beendigung ihrer Reinigung trinken sie einen großen Schluck von der zauberkräftigen Flüssigkeit, die ein „Heilmittel für jede Wunde“ sein soll. Ein beträchtlicher Teil der Badenden ist krank, auch Aussätzige finden sich in schöner Zahl unter ihnen. Zwischen den Waschenden gehen auch jene einher, die sich auf das Ziegenopfer vorbereiten: Das zu enthauptende Zicklein muss zuerst hier, im körperlich und seelisch reinigenden Wasser des heiligen Flusses, gebadet werden; erst danach kann es eine Opferziege werden.

Am Flussufer reihen sich niedrige, hüttenartige Kapellen aneinander, in jeder wohnt eine andere Gottheit. Sich unter den vielen tausend Göttern des indischen Pantheons zurechtzufinden, dürfte selbst den Brahmanen-Priestern schwerfallen. Der fremde Besucher möchte zumindest über das Wesen der auf Schritt und Tritt dargestellten Hauptgötter Klarheit gewinnen, aber selbst das ist ein kompliziertes Geduldsspiel. Die Schwierigkeit beginnt damit, dass derselbe Gott in hundertfacher Form, in vielen verschiedenen Inkarnationen auftritt. Kali zum Beispiel ist unter anderem auch die Göttin der Pocken und der Cholera, je nachdem, wie es der Anlass gerade erfordert. Als Cholera-Göttin kleidet sie sich jedoch ganz anders, streckt auch ihre Zunge nicht heraus; es ist unmöglich, sie wiederzuerkennen. Sie wird auch im Familienkreis dargestellt, mit ihrem Ehemann Shiva und ihrem auf dem Schoß sitzenden Söhnchen, dem dickbäuchigen, elefantenköpfigen **Ganesh**. In solchen Momenten ist Kali keineswegs ein Ungeheuer, sondern eine wunderschöne, mandeläugige Königin, Shivas geliebte Gattin. Dann wird sie auch nicht Kali genannt, sondern **Parvati**. Auch Shiva — auf dem Familien-Gruppenfoto ein schwarzbärtiger, schmuckverzierter junger Mann — begegnen wir in den denkbar unterschiedlichsten Formen. Mal ist er ein fünfköpfiges Ungeheuer, mal ein dreiäugiger Dämon — mit einem Auge blickt er in die Vergangenheit, mit dem zweiten in die

Gegenwart, mit dem dritten sieht er in die Zukunft. Oder er ist die schamlose Verkörperung der Manneskraft. Die drei Hauptgötter, die hinduistische Dreifaltigkeit (**Trimurti**), sind das Nonplusultra an Vielseitigkeit. Wahre Tausendsassa. Offensichtlich im wörtlichen Sinne, denn Brahma, Vishnu und Shiva werden angeblich unter tausend verschiedenen Namen auf den Lippen der hinduistischen Gläubigen geführt.

Die Händler in den Buden am Flussufer bieten eine reiche Auswahl an Heiligenbildern, geschnitzten Götterstatuen und Amuletten an. Die unzähligen Arten der bunten Götzenbilder betäuben den Fremden regelrecht. Mir gefällt Ganesh am besten, der elefantenköpfige Gott der Weisheit und des Geschäftsgeistes sein Götterchen, das in der einen Hand einen Ankus, in der anderen eine Ringelblume und in der Spitze seines Rüssels einen weißen Jasmin hält. Außer ihm ist vielleicht Krishna am populärsten, der niemand anderes als die achte Verkörperung Vishnus ist. Auf einem Bild schifft er auf dem Rücken einer fünfköpfigen Schlange, auf einem anderen wäscht er, als Bettler verkleidet, die Füße von Herrschaften. Ich begegnete ihm auch unter einem roten Sonnenschirm, in einer Pfauenfedertiarre. Dies ist jedoch ein Bild aus seinem vorherigen, siebten irdischen Leben, damals hörte er noch auf den Namen Rama. Zu seinen Füßen kauert der liebe kleine Hanuman, der affenköpfige Gott, der einstige berühmte Chef der heiligen Affen von Ceylon. Der Hauptgott Vishnu hat bisher neunmal den mühsamen Prozess der Wiedergeburt durchlaufen, aber ich höre, dass die zehnte noch aussteht; täglich warten sie darauf, dass Vishnu unseren Erdball erneut besucht. Jetzt scheint der Zeitpunkt wahrlich geeignet zu sein. Es ist höchste Zeit, dass endlich jemand Ordnung in der Welt schafft.

Die Götterschnitzer am Flussufer gehören größtenteils der Priester-Kaste – den Brahmanen – an. Neben dem Verkauf ihrer Heiligenbilder beschäftigen sie sich auch mit heiliger Malerei. Sie malen geheime Kastenabzeichen verschiedener Farben auf die Stirn der Gläubigen. Bei den Anhängern Shivas sind die farbigen Stirnzeichen horizontal ausgerichtet, bei den Nachfolgern Vishnus hingegen vertikal. Die erste Tat der Männer, die mit der heiligen Waschung fertig sind, ist es, sich das abgeriebene Kastenabzeichen frisch auf die Stirn malen zu lassen. Mit den Frauen werden die priesterlichen Kosmetiker am leichtesten fertig: ihnen pinseln sie lediglich einen linsengroßen roten Fleck zwischen die Augenbrauen. In den Buden werden auch Blumen verkauft, zu Ketten geflochtene Blumengirlanden. Sie bestehen nur aus zwei Arten von Blütenblättern: aus weißem Jasmin und gelber Ringelblume (Calendula). Die Gläubigen schmücken nicht nur die Statuen ihrer vielfältigen Götter mit weiß-gelben Blumengirlanden, sie hängen sie sich auch gegenseitig um den Hals. Sogar an den oben erwähnten schamlosen Darstellungen Shivas, den Lingams, hängen Jasminketten. An Totems aus Alaska erinnert dieses Bild der vielen gruseligen Götzen. Götter mit Affen-, Kuh-, Elefanten- oder Schlangenföpfen. Es ist unbegreiflich, dass man diese albtraumhaften Gespensterköpfe anbeten kann. Dass sie Andacht erwecken können. Und mich befriedigt nicht das Bewusstsein, dass dies lediglich verschiedene Personifizierungen der hundertfachen Kraft einer Gottheit sind.

Die letzte Station unseres Kalvarienbergs in Kalighat ist die Totenverbrennungsstätte. Leider haben wir hier nicht so viel Glück wie neulich in der Verbrennungsstätte von Bombay. Hier ist die Arbeit in vollem Gange, an vier oder fünf Stellen brennt es. Ein übelkeitserregender Geruch nach verbranntem Fleisch verbreitet sich in dem von einer Steinmauer umschlossenen Hof. Kaum treten wir ein, werden schon zwei weitere Leichen gebracht. Eine zum Skelett geschrumpfte Alte und ein junges Mädchen. Sie werden in der Mitte des Hofes abgeladen, dann schauen sie nach Brennholz und beginnen, den Scheiterhaufen zu schichten. Nicht das geringste Zeichen von Mitleid oder Traurigkeit ist an den Angehörigen zu sehen. Sie kumpeln, plaudern, kauen wiederkäuend Betel, spucken große und rote Flecken. Auch räudige Köter laufen im Hof umher, schnüffeln hier und

da zwischen den veraschten Scheiterhaufen, suchen nach Überresten. Hier glauben sie nicht nur, sondern geben offen zu und zeigen demonstrativ, dass der Körper nur eine vorübergehende, wertlose Hülle der Seele ist. Sobald die Seele aus ihm auszieht, gibt es an ihm nichts mehr zu ehren, er ist nichts weiter als verderbliches Brennmaterial.

Mir reicht es jedoch mit dem Weihnachtsausflug. Gehen wir von hier fort. Aber schnell. Auch der arme F. ist blass geworden, obwohl er einen ausgezeichneten Magen hat. Der Kahlkopf ergreift die Gelegenheit: Als er sich bei unserem wartenden Taxi von uns verabschiedet, fordert er ein unmöglich hohes Trinkgeld. Er weiß, dass ich um jeden Preis weg will. Dass ich nicht einmal mehr feilschen kann.

Und jetzt sitzen wir hier im Hotel. In diesem über alles erzählten Hotelzimmer in Celldömölk-Stil, das nach Kalighat wie eine wahrhaft fürstliche Suite wirkt. Wir haben gebadet – zwar nicht in heiligem, aber wenigstens in sauberem Wasser –, unser Bettzeug ist weiß, unser Quartier ungezieferfrei. Jetzt sind wir sehr, aber sehr zufrieden. Kali sei Dank. Unten im Restaurant ist derweil der Ball in vollem Gange. Aus vollem Hals amüsieren sich die angeheiterten Engländer, immer und immer wieder singen sie ihr ausgelassenstes Lied, das "he is a jolly good fellow". Für jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft separat. Und von den dreien singen mindestens zwei falsch. In Ungarn ist es um diese Zeit erst halb acht. Hier geht die Zeit um fünf Stunden vor. Zu Hause fangen sie jetzt an, die Weihnachtsbäume anzuzünden...

25 Dez., Kalkutta, Grand Hotel.

Am Vormittag waren wir in der Kirche, zur Weihnachtsmesse. Den Nachmittag verbrachte ich im Bett. Die vornehme Küche der braven Dadabhoys hat mich ordentlich zugerichtet. Davon zehre ich noch immer. Am Abend raffe ich mich jedoch auf – man muss zum Ball gehen! Entweder Kalighat – oder Ball. In Kalkutta kann ich aus diesen zwei Arten von Vergnügen wählen. Das nennt man indische Jagdexpedition. Wir lassen uns zu einem Ort namens 300 Club fahren, zum Ball des Maharadschas von Jaipur. Wieder bin ich darüber überrascht, dass ich unter den Geladenen keinen einzigen Engländer sehe. Der Großteil der Gäste ist einheimisch, die weiße Hautfarbe wird außer uns nur von einigen Amerikanern repräsentiert. Eine gute Jazzband, Unmengen an hervorragendem Essen und Trinken – leider kann ich es nur mit den Augen kosten. Und sehr viele Maharadschas. Außer unseren bisherigen Bekannten erinnere ich mich an die Namen der Fürsten von Sirmoor und Bhavnagar. Wir trafen noch etliche, aber so viele verschnörkelte Namen kann man sich doch nicht auf einmal merken. Ausnahmslos jeder lädt uns zur Jagd ein. Davon müssen wir jedoch nicht gleich umfallen. Diese orientalischen Edelleute laden dich unbedingt ein, wenn sie zehn Minuten mit dir geplaudert haben. Besonders mangels eines anderen Gesprächsthemas. Sie betrachten die Einladung als eine Art gesellschaftlichen Smalltalk, als höfliche Redensart, als würden sie zum Beispiel das Wetter erwähnen. Man kann die Sache jedoch auch ernst nehmen. Man kann den Betreffenden beim Wort nehmen und ihn besuchen. Diese „grenzenlose“ Gastfreundschaft der Maharadschas, diese Verallgemeinerung und Entwertung der Auszeichnung einer Einladung, ist wahrlich überraschend.

Ich möchte es für mein besonderes Glück halten können, ich möchte es als außergewöhnliche Auszeichnung betrachten können, wenn eine Einladung an den Hof der Maharadschas ergeht. Mit Respekt, mit der einem Herrscher gebührenden Hochachtung möchte ich auf die glänzenden Fürsten blicken, deren Traditionen, Privilegien und Verpflichtungen, deren königliche Rechte bis in Zeiten vor Christus zurückreichen. Und es hilft nichts, wenn ich einen angeheiterten, sich seines Ranges unwürdig verhaltenden Maharadscha sehe, tut mir das leid. Es verletzt meinen Respekt vor den Traditionen. Man könnte zu Recht fragen: Was habe ich, ein aus weiter Ferne

hierher verschlagener Fremder, mit so etwas zu tun? So ist es auch. Zu tun habe ich damit nichts. Aber es gibt noch Dinge, die ich hochschätze. Ich habe noch Illusionen. Wenn auch nicht viele. Und ich mag es nicht, wenn man an den wenigen rüttelt. Und es hilft nichts, wenn ich sehe, dass diese Maharadscha-Einladung nur so eine pro-forma, höfliche Redensart ist, dann kann ich mich nicht so darüber freuen, ich kann es schwerlich als die Ehre behandeln, als die ich es gerne möchte.

26 Dez., Kalkutta, Grand Hotel.

Wir hofften, dass heute das entscheidende Polospiel sein würde und wir danach nach Jaipur aufbrechen könnten. Dass wir endlich, endlich das Gewehr hervorholen könnten und wir andere Sorgen hätten als Ballsäle und Touristendasein. Leider jedoch zieht sich unser Aufenthalt wieder in die Länge: Das Polofinale wird erst übermorgen gespielt, und der Maharadscha will erst am 30. aufbrechen. Am Vormittag war ich im Great Eastern, in jenem gewissen „einzigen guten Hotel". Es scheint ein komfortabler Kulturort zu sein, zu Recht kann es bedauern, wer dort zu spät kommt und ins Grand gedrängt wird. Der Herr von Jaipur hat eine ganze Zimmerflucht des Grand Hotels reserviert. Auf dem Bogengang vor seiner Suite ist ein bunt gekleidetes, mit verzierten Turbanen geschmücktes Heer von Sekretären, Stallmeistern, Dienern und Chauffeuren unruhig. An der Wand entlang steht eine Reihe riesiger Gefäße: Obstkörbe, randvoll mit den schönsten Melonen, Mangos, Orangen, Papayas, Granatäpfeln. Na bitte, sage ich mir, die haben sich ja eingerichtet. Wollen die das alles essen? Dann werden wir ja in zwei Wochen noch hier sein! – Das habe ich von meinen Untertanen als Geschenk bekommen – sagte der Maharadscha und zeigte auf die Obstkörbe. – In solchen Zeiten kommen die Jaipuris zügeweise an, sie wollen das Spiel sehen, kommen zum Mitfiebern, um zum Sieg zu verhelfen. Und wenn es gelingt, am Ruhm ihres Staates teilzuhaben. Tagsüber besuchen sie mich hin und wieder. Bei uns ist es Sitte, dass es sich geziemt, dem Besucher zugleich ein Geschenk zu bringen. An unseren Höfen ist dies ein alter, eingeführter Brauch. Meistens bringen sie in solchen Zeiten Obst, damit wollen sie einen gewissermaßen für den Kampf übermorgen stärken.

Am Nachmittag lungerten wir auf dem Rennplatz herum. Da ich von Pferderennen nichts verstehe, habe ich über das in Kalkutta auch nicht viel zu sagen. An den Pferden und Jockeys sehe ich nichts Indisches, sie könnten genauso gut in Goodwood oder Longchamps sein, in Budapest oder Freudenau, in Baden-Baden oder Saratoga Springs, N.Y. Auch hier laufen sie, und einer von ihnen kommt auch hier als Erster an. Natürlich nie der, auf den wir unser Geld setzen. Bis wir vor dem letzten Rennen die Angelegenheit der Wette gründlich in Erwägung ziehen. Bisher haben wir nur aufs Geratewohl, aus dem Bauch heraus behauptet, dass dieser oder jener gewinnt. Jetzt aber wählen wir den sicheren Gewinner aus, indem wir unser beider Fachwissen in die Waagschale werfen und Umstände wie Wetter, Tragfähigkeit und Geländeverhältnisse abwägen. Und wir setzen ordentlich. Er kommt als Letzter an. Als Allerletzter. Kaum dass er nach Hause trotten kann. Nicht nur das letzte Pferd des Rennens, sondern offensichtlich auch das letzte Rennen des Pferdes.

Vom Rennplatz fahren wir zum Polofeld. Von dort wiederum in die schöne Villa namens Woodlands der Maharani von Cooch-Behar. Dort treffe ich Oberst Simpson, den „Militärsekretär" des Maharadschas von Bhopal. Von ihm höre ich, dass sein Herr gestern beim Polospielen gestürzt ist, sich am Bein verletzt hat und vorerst das Bett hüten muss. Wir hoffen, dass er in zwei Tagen wieder in Ordnung kommt, denn er muss übermorgen das Entscheidungsspiel gegen das Team von Jaipur bestreiten. Simpson – ein freundlicher alter Schotte – überbringt die Einladung seines Herrn: Mein Bhopal-Tiger wurde für mich „beiseitegelegt", er wird schon fleißig gefüttert, damit er, bis ich dort ankomme, schön fett wird. Wir können jederzeit kommen, am besten ist es, wenn wir nach unserem Besuch

in Jaipur gleich Bhopal an die Reihe nehmen. Was wir mit dankbarem Gruß auch versprechen. Im Hotel angekommen, sehe ich, dass Simpson mich auch hier gesucht hat. Auf seiner Visitenkarte steht zu lesen: Col. W. J. Simpson, Military Secretary to His Highness the Nawab of Bhopal. – Der Fürst von Bhopal ist nämlich Mohammedaner, deshalb gebührt ihm der Titel Nawab.

Diese Kalkuttaer Freudenwoche vergeht schwer. Und teuer.

27 Dez., Kalkutta, Grand Hotel.

Auf dem Hauptpostamt war ich am Vormittag und habe endlich nicht nur Nachrichten verschickt, sondern auch welche erhalten. Unsere erste heimische Post ist angekommen, ein ganzer Stoß Briefe, Zeitungen. Sogar die Rechnungen schicken sie uns hinterher – ein Übermaß an Gewissenhaftigkeit. Am Hauptplatz der Stadt, am Dalhousie Square, türmt sich das Postgebäude auf. Wie ich sehe, münden die wichtigeren Straßen alle hierher, denn egal auf welcher ich losgehe, früher oder später lande ich immer auf diesem Platz. Hier, an der Stelle des Postgebäudes, stand einst die Festung von Kalkutta, Fort William, die Festung der Engländer in Bengalen, welche nun zweihundertvierzig Jahre alt wäre, wenn sie zufällig stehen geblieben wäre. Doch im Jahre 1756 eroberte ein gewisser Herr namens Suraj-ud Dowlah, seines Zeichens Nabob von Bengalen, Kalkutta von den Engländern zurück, zerstörte Fort William und nahm 146 Engländer gefangen. Die Gefangenen – Männer wie Frauen gleichermaßen – ließ er in eine enge unterirdische Zelle sperren. Die Belüftung des Gefängnisses dürfte kaum einwandfrei gewesen sein, denn am Morgen lebten von den 146 Gefangenen nur noch dreiundzwanzig. Die Übrigen waren erstickt. Das berühmte Black Hole of Calcutta, das vielerwähnte „Schwarze Loch“, spielt eine unvergessliche Rolle in der Geschichte Britisch-Indiens. Darauf beruft sich jeder Engländer, wenn man ihm vorwirft, dass er mit den Indern nicht zuvorkommend genug umgeht. Das Schwarze Loch ist jetzt mit einer Marmorplatte bedeckt. Wenn ich die an der Ecke des Postgebäudes angebrachte Gedenktafel nicht bemerkt hätte, hätte ich nie gewusst, dass sich das berühmte Loch hier, im Herzen der Stadt, unter der Hauptpost verbirgt.

A nagy tigris más-más oldalról. (334. oldal.)

Heute gelange ich endlich auch in den Zoo. Ich sagte schon, dass ich Zoos nicht mag, trotzdem ist es meine erste Tat, ihn anzusehen. (Diesmal kam er freilich erst am fünften Tag an die Reihe.) Eine schön angeordnete, weitläufige Tiersammlung. Aber der Schmutz, der ist auch hier empörend. Weggeworfene Papierfetzen, hundertfacher sonstiger Müll und die unvermeidlichen roten Betel-Spuckflecken punktieren den Gehweg. Dabei legt der Engländer doch so großen Wert auf Sauberkeit. Aber hier putzt selbst er umsonst. Verständlich, dass ich vor den Käfigen der indischen Raubtiere am längsten stehen bleibe.

Wie viele Arten wird es mir wohl gelingen, für meine eigene Sammlung zu erwerben? Dieses Geheimnis bewahren vorerst die Maharadschas. In erster Linie hängt es von ihnen ab, worauf ich später schießen darf, und erst in zweiter Linie von meinem Gewehr, was es dann treffen wird. An mir liegt so gut wie gar nichts. Das seltenste Wild des indischen Dschungels, das riesige Panzernashorn (Rhinoceros unicornis), betrachte ich mit einem Gemisch aus Bedauern und Ehrfurcht. Unsere Enkel werden sich wohl kaum mehr an indischen Nashörnern erfreuen können, weder im Dschungel noch im Zoo. Denn dieser urzeitlich anmutende Ur-Riese, der im Gegensatz zu seinem afrikanischen doppelhörnigen Verwandten nur ein einziges kurzes Horn auf seiner Nasenspitze trägt und seinen Körper mit panzerartigen Schilden bedeckt, ist am Aussterben. Seine Art, die Gott weiß wie viele Jahrtausende die Dschungel Indiens durchstreifte, liegt in den letzten Zügen. Seine Jagd ist schon seit Jahren gesetzlich verboten, nur noch in den Staaten ein oder zwei Maharadschas wird hin und wieder ein ausnahmsweises Exemplar geschossen, der letzte Mohikaner einer vor kurzem noch zahlreichen Gesellschaft. Einer der seltenen Staaten, in denen heute noch jährlich ein oder zwei Nashörner fallen: Cooch-Behar. Wohin wir, obwohl wir eingeladen wurden, kaum gelangen werden, wie ich neulich schon erwähnte. Mein Onkel Géza Széchenyi, dessen ich ebenfalls bereits gedacht habe, schoss seinerzeit zwei Nashörner in Cooch-Behar. Aus dem interessanten Buch des damaligen Maharadschas (Thirty-seven Years of Big Game-Shooting in Cooch-Behar) weiß ich, dass in den siebenunddreißig Jahren zwischen 1871 und 1907 207 Nashörner auf dem Gebiet von Cooch-Behar fielen. Es gab sogar ein Jahr, in dem zwanzig von den damals schon recht seltenen Riesen erlegt wurden. So gelang es dann, ihre Gattung so gut wie endgültig auszurotten. Das indische Rhinozeros nennen wir zu Recht Schild- oder Panzernashorn. Auf den stahlgrauen Schildpartien seiner Haut wölben sich kleine Knötchen, so scheint es tatsächlich, als würde ein genieteter Panzer diesen Tierriesen bedecken. Auch diesmal, wie meistens beim Anblick jedes Zoo-Rhinozeros, fällt mir der unvergessliche Ausspruch des Pflegers im Londoner „Zoo“ ein. Als sich nämlich unter den Betrachtern des dortigen Nashorns eine ziemlich korpulente, ältere Dame erkundigte, ob dies wohl ein männliches oder weibliches Rhinozeros sei? – Verzeihung, Madame – antwortete der Wärter höflich –, das ist eine Frage, die ausschließlich ein anderes Rhinozeros interessieren kann.

Abends geht es in das ausgezeichnete italienische Restaurant Firpo in der Nähe unseres Hotels. Danach mit einigen Bekannten ins Kino. Dann in eine Bar. Wir trollen uns so spät nach Hause, dass ich mich fast schäme, meiner Uhr in die Augen zu schauen.

28 Dez., Kalkutta, Grand Hotel.

Der große Tag ist gekommen, der Tag des entscheidenden Polospiels. Das Feld habe ich schon neulich beschrieben. Heute ist natürlich noch wesentlich mehr Verkehr, die Flut der Autos hat sich verdoppelt, das ist so eine Art Kalkuttaer „Königspreis“. Unser englischer Freund E. C. Ormond, dessen hübsche Villa in der Nähe des Polofeldes gebaut wurde, lud uns schon gestern zum Gabelfrühstück ein, damit wir danach näher an das Feld gelangen können. Der Verkehr aus der Stadt ist so groß, dass es kein Vergnügen wäre, darin stecken zu bleiben. Wir sind schon eine halbe Stunde früher draußen, nur so gelang es uns, einen guten Platz zu ergattern. Zu beiden Seiten an die Tribüne anschließend, umschließt ein Kranz dicht gedrängten einheimischen Publikums das Feld. Wir erfahren, dass ein Großteil von ihnen keine hiesigen Interessenten sind. Die am Wettbewerb teilnehmenden Maharadschas bringen nicht nur fünfzig Pferde, sondern auch ihr eigenes, häusliches Publikum mit. Sie transportieren ihr heimisches Volk zügeweise her, importieren privates Mitfieber- und Klatschmaterial. Während des Spiels wird sofort deutlich, wer wohin gehört. Wenn zum Beispiel der Maharadscha von Jaipur den Ball gut trifft, bricht auf der westlichen Seite des Feldes der Siegestaumel aus, während die

Kaschmiris oder Bhopalis höchstens mit den Zähnen fletschen. Kurz gesagt, genau wie bei uns bei Fußball-Pokalspielen.

Die vierbeinigen Primadonnen treffen ein: hunderte der schönsten Ponys. Zu zweit, in einer endlosen Schlange ziehen sie vor den Sattelplatz. An der Farbe des Turbans des auf ihrem Rücken sitzenden Stallmeisters sehen wir, wessen Pferde es sind. Dreißig und etliche gelbe Turbane, vierzig und etliche blaue Turbane, rosafarbene, grüne, violette. Die Militärkapelle stimmt die englische Hymne an, der Vizekönig lässt sich in seinem Samtsessel nieder. Hinter seinem Rücken steht ein kleiner Tisch, darauf stellen sie den Preis des großen Wettbewerbs, einen waschbeckengroßen goldenen Eimer. Auf das Hornsignal des Gurkha-Trompeters in bunter Uniform beginnt das Spiel. Vorerst finden nur unbedeutendere Spiele statt, die Meisterschaft ist erst der dritte Programmpunkt.

Zwei junge braunhäutige Prinzen sitzen neben uns, wir sind uns neulich schon begegnet, aber ich habe ihre Namen vergessen. Das weiße Paidzsám macht ihre Pfeifenstielbeine noch dünner; über ihrem bis zum Kinn zugeknöpften schwarzen Atchkan windet sich ein hellgelber, lilagepunkteter Muslinturban um ihren Kopf. In ihrem linken Ohrläppchen glitzert ein kleiner Diamant. Große Polo-Experten, sie erklären fortwährend, so können wir auch besser mitfiebern. Offensichtlich halten sie zu Jaipur, denn das Bhopal-Team machen sie sehr schlecht. Wir haben uns noch nicht entschieden, für welches Team wir uns begeistern sollen. Es ist wahr, dass wir noch nicht das Vergnügen haben, den Fürsten von Bhopal zu kennen, andererseits hat er uns ebenfalls zur Tigerjagd eingeladen. Es fällt uns schwer zu entscheiden, an welches Team wir unsere Gunst verschwenden sollen.

Endlich – das Startsignal für das Entscheidungsspiel wird geblasen. Die vier Spieler aus Jaipur tragen grüne, die aus Bhopal schokoladenfarbene Hemden. Sie beginnen mit einem schwindelerregenden, ich könnte sagen haarsträubenden Tempo. Mit solcher Sicherheit schlagen sie den Ball, dass sie ihn nicht einmal im Flug verfehlen. Ihre Pferde drehen sich mit zirkushafter Geschicklichkeit, mit solcher Begeisterung jagen sie die Kugel, als würden sie fühlen, dass der Sieg von ihnen abhängt. Als würden sie sich gar nicht um die kümmern, die auf ihrem Rücken sitzen. Das Publikum schaut mit angehaltenem Atem zu. Sogar die zwei Diamantohrigen haben mit dem Erklären aufgehört. Nur Hufgetrampel ist zu hören, aus dem rasenden Feld hin und wieder ein gründlicher Fluch sowie das scharfe Klacken des Hammerschlägers auf die Kugel. Und das hier und da aufbrandende Siegesgebrüll. – Wie gut Seine Hoheit von Jaipur sein Pferd reitet – bemerkt jemand –, dabei glaubten wir letztes Jahr nicht, dass er jemals wieder aufs Pferd steigen könne. Erst jetzt höre ich, dass der Maharadscha letztes Jahr böse gestürzt ist, sein Rückgrat schwer verletzt wurde und selbst seine Ärzte nicht glaubten, dass er jemals wieder ein gesunder Mensch sein würde. Nach verschiedenen erfolglosen Kuren gelang es dem Wiener Professor Hass, das Übel zu beheben. Wie er jetzt dahinjagt, würde wahrlich niemand glauben, dass er letztes Jahr praktisch noch ein Krüppel war. Das durchweg spannende Spiel im Detail zu erzählen, wäre langwierig. Begnügen wir uns damit, dass das Team aus Jaipur erneut siegreich hervorgeht und damit nun schon das sechste Jahr die Meisterschaft gewinnt, die I.P.A.C. (Indian Polo Association Championship). Dabei hing es heute an einem Haar. Den Jaipuris gelang es erst in der letzten Minute, das entscheidende Tor zu erkämpfen. Ergebnis 4:3 zu Gunsten von Jaipur.6 Nicht enden wollende Ovationen feiern das Siegerteam; das Jaipur-Gastpublikum rast förmlich vor Freude. Der Vizekönig überreicht das große Goldgefäß den Siegern: dem Maharadscha sowie seinen drei Gefährten namens Rao Raja Hanut Singh, Rao Raja Abhey Singh und Raj Kumar Prithi Singh. Alle drei sind Adlige aus Jaipur, kampfbereite Söhne Rajputanas. 6 Für Polo-Kenner teile ich hier mit, dass die Punktsumme des Handicaps des Jaipur-Teams 33, die des Bhopal-Teams 30 beträgt. Das Handicap des Maharadschas von Jaipur beträgt 9, das von Bhopal 8.

Am Abend sind wir Gäste des siegreichen Maharadschas bei einem hundertköpfigen Festmahl im Restaurant Firpo. Hier ist das vollzählige Polo-Publikum, Engländer, Inder, ohne Ausnahme. Sogar die Töchter des Vizekönigs. Eimerweise schleppen sie Champagner und Kavallier herbei, Trinkspruch folgt auf Trinkspruch, fröhlich fließt das Zechen und Prassen. Der bis zum Rand gefüllte Meisterschaftspokal wird vor den Maharadscha gestellt. Er ist so schwer, dass drei Leute mithelfen, bis er ihn an den Mund führen kann. Er nimmt einen großen Schluck aus dem goldenen Eimer, dann schiebt er ihn weiter vor seinen Nachbarn. Der große Humpen geht reihum, jeder muss daraus trinken. Jeder dreht ihn ein kleines Stück, um ihn möglichst an einer sauberen Stelle mit dem Mund zu berühren. Bis er jedoch zu mir gelangt, haben sie den Rand schon völlig umtrunken, der Trog ist durchgehend verschmiert.

Über dieses Gemeinschaftstrinken lachen wir viel. Etliche kommen dabei zu Schaden, darunter auch der arme F. Er kippt den schweren Pokal zu plötzlich zu sich her, wodurch mehr Champagner in seinen Schoß gelangt als in seinen Mund. Ein bis zum Morgengrauen dauernder Tanz folgt auf das Gastmahl. Die ganze Nacht warte ich darauf, dass der Maharadscha mir endlich den Zeitpunkt der Reise nach Jaipur mitteilt. Er hat doch immer betont, dass wir nach dem Wettbewerb aufbrechen. Aber jetzt bringt er es gewiss nicht zur Sprache. Schließlich, als ich sehe, dass Seine Hoheit eine sehr rosige Stimmung bekommt, denke ich, dies sei die Gelegenheit, und spreche ihn an. Hier haben wir ja sowieso nichts mehr zu suchen. Die Meisterschaft haben wir gewonnen, jetzt gehen wir endlich heim nach Jaipur, schauen nach den Tigern. Auch wenn ich es nicht wortwörtlich so sage, ist dies im Groben der Sinn. Die Hauptsache ist, dass der Maharadscha es versteht: – Ich bleibe zwar noch einige Tage hier – sagt er –, dieses Freudenfest kann ich doch nicht so im Hundegalopp, mit einer einzigen Nacht erledigen. Aber reisen Sie ruhig schon voraus. Ich fliege sowieso mit dem Flugzeug, ich bin im Nu zu Hause. Das ist es, was wir brauchen. Morgen Abend brechen wir auch schon auf. Also Ende des Faschings! Endlich kommt vielleicht auch mein Fasching. Die Zeit der Jagd!

29 Dez., Kalkutta, Grand Hotel.

Mit Packen, Rechnungen bezahlen und dem Einkaufen von Reisevorräten vergeht der Vormittag. Eine lange Eisenbahnfahrt steht uns bevor, Jaipur liegt weit von hier, wir kommen erst übermorgen dort an. Aber jetzt wissen wir schon, was man alles im indischen Zug braucht; diesmal bereiten wir uns gebührend vor. Das Ergebnis ist natürlich, dass wir die Gepäckliste erneut verlängern. Mit Bedauern lesen wir in den Zeitungen, dass der Maharadscha von Patiala schwer krank liegt. Es würde mich sehr schmerzen, wenn unser Besuch in Patiala ausfiele. Diesen berühmten orientalischen großen Herrn, mit dem ich in Europa wiederholt das Vergnügen hatte zusammenzutreffen, möchte ich sehr gerne in seinem für seine Pracht weltberühmten Heim wiedersehen. Wie ich noch in Bombay erwähnte, fanden wir bei unserer Ankunft die Einladung des Maharadschas vor. Schon damals schrieb er, dass er kränkle. Und jetzt lesen wir, dass seine Ärzte beunruhigt sind. Professoren aus London und Berlin eilen mit dem Flugzeug an sein Krankenbett. Die Bevölkerung von Patiala blickt besorgt zur fürstlichen Burg hinauf… Das Einsteigen in den Zug ist diesmal nicht von dem bisherigen Erfolg gekrönt. Ein großes Abteil bekommen wir zwar – die verschiedenen Sekretäre des Maharadschas sorgen dafür –, aber die Unterschlagung der Gepäckaufgabe scheitert. Als wir um sieben Uhr abends am Bahnhof ankommen, können wir folgende Szene genießen: Ein aufgeregt gestikulierender Viktor an der Spitze einer zwanzigköpfigen Kuli-Schar streitet mit blutunterlaufenem Blick mit einer wahren Armee von Schaffnern, Beamten und Polizisten. Viktor allein gegen die ganze Welt. Sie veranstalten ein solches Geschrei, dass der Bahnhof davon widerhallt. Viktor gerät so in Wut, dass wir ihn kaum beruhigen können. Und es bleibt nichts anderes übrig: Den

Großteil des Gepäcks müssen wir sündhaft teuer aufgeben. Hauptsache jedoch ist, dass wir Kalkutta den Rücken kehren können. Dem Grand Hotel werden wir auch keine Träne nachweinen.

30 Dez., im Zug zwischen Kalkutta und Delhi.

Nach ordentlichem Schlaf wachen wir spät auf. Inzwischen haben wir Benares hinter uns gelassen, das namhafte Mekka des Hinduismus. Wir hätten sowieso nichts außer dem Bahnhof sehen können, und der ist wohl kaum anders als die übrigen. Die am Bahndamm vorbeiziehende Gegend ist eintönig, uninteressant. Schmutzige Dörfer, Armut, Gleichgültigkeit. Büffel, Ziegen, Buckelrinder, Geier. Zerlumpte, hinfällige Menschen mit einem Mir-doch-egal-Blick. Das Wetter hat sich jedoch geändert. Die unangenehme Hitze ist vorbei. Windig, fast kühl ist die Luft. Am Abend sollten wir Delhi erreichen, die Hauptstadt des indischen Kaiserreiches. Zwei Stunden warten wir dort, erst um zehn können wir unsere Reise Richtung Jaipur fortsetzen. An irgendeinem Bahnhof kaufen wir eine Zeitung: „Pestepidemie in Kalkutta! Die Schulen werden geschlossen. Das Weihnachtspublikum flieht eilends aus der Stadt. Vorerst beschränkt sich die Infektion noch auf die Randgebiete." Das hätte gerade noch gefehlt. Dass sie die Stadt abriegeln und einen dort festhalten. Quarantäne im Kalkuttaer Grand! Weiterhin hätte ich mich mit der Krähenjagd aus dem Fenster begnügen müssen.

Gegen acht Uhr kommen wir in Delhi an. Stürmische Nacht, strömender Regen. Die übliche Bahnhofs-Volksmenge hat sich in die Wartesäle, in die Halle gedrängt. Ein Haufen in Lumpen gewickelter Menschen schläft übereinander, man kann kaum zwischen ihnen hindurchturnen. Zwei Stunden verweilen wir hier. Am besten wird es sein, in die Stadt hineinzuspringen; es täte gut zu baden, ordentlich zu Abend zu essen, gestern haben wir sowieso nichts Warmes gegessen. Aber bis wir uns herausgewunden haben, ist der Platz vor dem Bahnhof leer, alle Taxis wurden weggeschnappt. Viktor schickt Kulis in die platschende Nacht, nach langer Zeit fischen sie so etwas wie eine Fiaker-Art hervor. – Maiden's Hotel! – sage ich dem nassbärtigen Kutscher. Unsere Freunde sagen, dies sei das beste Hotel in Delhi. Ich fürchte schon, wir müssen umkehren, bevor wir ankommen. Die Stadt liegt weit vom Bahnhof entfernt, und unsere zwei schlechten Klepper setzen ihre Hufe so mühsam, dass unsere Zeit so gut wie zur Hälfte abgelaufen ist, bis wir das Hotel Maiden erreichen. Trotzdem lohnt es sich. Ein wohltuend sauberes, freundliches Gasthaus, ein sehr gutes Abendessen. Endlich ein zivilisierter Ort. In seinem Restaurant die Überreste der unverzichtbaren Dekorationen des englischen Weihnachtsfestes: ein Zweig der wahrhaft heimischen Stechpalme mit roten Beeren, ein immergrüner Ast, und unter dem Kronleuchter ein Mistelzweig-Strauß. In den Glasschränken der Vorhalle indische Altertümer, das Schaufenster des namhaftesten Kunsthändlers von Delhi. Imre Schwaiger, Art Expert, London & Delhi. Ja, Herr Schwaiger ist ein Ungar. Nicht nur in Delhi, in ganz Indien ist er ein bekannter Experte für orientalische Altertümer. Er wohnt hier in der Nähe des Hotels, aber wir haben keine Zeit mehr, ihn aufzusuchen; in unserer Eile müssen wir sogar den Rest des Abendessens hierlassen. Zurück bringt uns ein Taxi. So liegt der Bahnhof wesentlich näher am Hotel. Von der Stadt konnten wir natürlich nichts sehen. Sogar das Licht der Lampen wird vom strömenden Regen getrübt. In die Lokalbahn nach Jaipur laden wir mit Erfolg ein. Ein leeres großes Abteil. Von Gepäckaufgabe keine Rede. Wir machen die Betten.

FÜNFTES KAPITEL: DAS ROSAROTE JAIPUR

31 Dez., Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana).

Um fünf Uhr morgens schreckt uns Viktor aus dem besten Schlaf auf: Aufstehen, wir kommen in Jaipur an. Es bleibt uns gerade so viel Zeit, unsere Kleider überzuwerfen. In eine immer noch kühle, aber wieder sternenklare Nacht steigen wir aus. Ein in einen dicken Überwurf gekleideter Herr in Zivil empfängt uns: Kesri Singh, einer der Adjutanten des Maharadschas. Wir steigen ins Auto. Nach einer kurzen Fahrt biegen wir in ein eisengitterbewehrtes Gartentor ein, auf beiden Seiten grüßt eine bewaffnete Wache. Noch einige Minuten und wir biegen vor ein im Geisterlicht der Nacht schneeweiß schwimmendes Märchenschloss ein. Dies ist der Rambagh Palace, der Palast des Kleinkönigs von Jaipur. Ein Schwarm bunt livrierter, aber barfüßiger Diener wuselt auf der Marmortreppe. Der Herr im Überwurf führt uns in unsere Suite. Auch Viktor erscheint bald. Mit seiner historischen Pepita-Mütze, seinem unrasierten, zerzausten Gesicht wirkt er unter den vielen bunten Dienern wie ein auf frischer Tat ertappter Halunke. Aber von seinen feldherrlichen Allüren lässt er auch jetzt nicht ab. Mit verschränkten Armen, in napoleonischer Pose steht er oben an der Treppe und dirigiert von dort aus die Diener, die unser Gepäck heraufträgen. Wenn für nichts anderes, so hat es sich auch für diesen Viktor gelohnt, nach Indien zu kommen. In Pest würde man sagen „eine tolle Type“. Wir bekommen ein gutes Frühstück, und danach legen wir uns, da es erst dämmert, ins Bett. Endlich ein gutes Bett! Sogar ein erstklassiges Bett. Nach meinen bisherigen Erfahrungen hätte ich so etwas nicht einmal zu hoffen gewagt. Auf meinem Nachttisch ein Haustelefon. Aus der Liste der Nebenstellen sehe ich, dass die Zentrale des Palastes etwa fünfzehn Verbindungen schalten kann. Unter anderem kann ich mit dem Schreib- und Schlafzimmer Seiner Hoheit sprechen, mit den Ämtern des Obersthofmeisters, des Haushofmeisters und verschiedener Sekretäre, mit den Ställen, Garagen und sogar mit der Suite der ersten und zweiten Maharani. Jedoch tut jeder Komfort weniger gut als die – Stille! Eine großartige, erhabene, seit Europa entbehrte, dörfliche Stille! Aber kaum dass ich mich mit einem tief aus der Seele kommenden Seufzer der Erleichterung ausstrecke – als hörte ich die Stimme der verkörperten Schadenfreude... Ein gedehnter, unangenehmer Klageklang weint in die Morgendämmerung hinein... Eine paarende Katze? Oder ein hungriger Säugling? Mehrere stimmen mit ein. Von hier und von dort miauen sie. Von wegen Katze. Von wegen Säugling. Pfauen jammern! Die heiligen Pfauen von Jaipur. Sie wecken einander. Das zunehmende Morgengrauen lässt sie jedoch nach und nach mit dem Gezeter aufhören. Und sobald sie verstummen, kommt auch schon der Schlaf. Seine wohltuende Hand legt sich auf meine Augen...

Vom Tschingderassabum einer Militärkapelle schrecke ich hoch. Aus diesem großartigen Morgenschlaf, aus diesem süßesten, aus dem es so wohltuend ist aufzuwachen. Langsam, mit Genuss, inmitten ausgiebigen Räkelns und tierischer Lustlaute. Und nicht beim Donnerschlag der großen Trommel und der Zimbeln. Gelle Kommandorufe sind zu hören.

Was ist das? Eine Militärübung? Eine Prozession? Ein Neujahrsgruß? Wer auch immer, können sie nicht ein wenig warten? Murrend steige ich auf den Balkon hinaus. Unten im Hof: eine schreiend rot-blaue Militärmusik, zum Glück schon im Abzug begriffen. Und vor jedem Tor und Eingang des glänzenden Marmorpalastes postiert ein Schildwach-Posten mit aufgepflanztem Bajonett, blauen Hosen, rotem Rock und goldenem Turban. Viktor, der schon hier vor meiner Tür herumlungert, beruhigt mich: – Das ist nichts, bitte, legen Sie sich ruhig wieder hin. Lediglich die morgendliche Wachablösung. Und er

winkt lässig mit der Hand; ihn regt derlei offensichtlich nicht mehr auf. Wie es scheint, ist er an den fürstlichen Höfen sehr wohl zu Hause. An was für einen Ort sind wir also im Schutze der Nacht gelangt? Wir schauen uns um. Die Möblierung unserer großen, komfortablen Zimmer ist leider europäisch. Und zwar unechte, geschmacklose, überladene Parvenü-Möbel. Man sieht ihnen an, dass sie ohne jeden Sachverstand gekauft wurden und dass die Firma das möglichst Teuerste geliefert hat. Zugleich aber auch das Hässlichste – was man einem halbwegs gebildeten Europäer sowieso nicht hätte aufschwätzen können. Es scheint: Je mehr Schnitzereien, Zierrat, Perlmuttintarsien und vor allem Vergoldung, desto besser. Desto eher gewinnt es den Geschmack der orientalischen Herren. Hauptsache, es macht was her. Überhaupt, mein erster Eindruck von diesem prächtigen fürstlichen Palast: viel Geld, wenig Geschmack. Dies ist vorerst nur auf die Einrichtung bezogen. Denn das Gebäude selbst – obwohl auch dieses nagelneu ist – kann man als entschieden schön bezeichnen. Es ist wahr, dass auch hier wesentlich mehr Marmor verschwendet wurde als nötig. Nichtsdestoweniger ist es ein Palast von proportionalen Maßen, imposant und monumentabel. Dabei wetteifern verschiedenartige Konzepte europäischer und asiatischer Stile an ihm. Aber es gelang, die einander fremden Motive in Einklang zu bringen, erstaunlicherweise stören sie einander nicht im Geringsten. Ja, daran gibt es keinen Zweifel: Das hellgelbe Märchenschloss des Maharadschas von Jaipur ist keine Stümperarbeit. Ein ernsthaftes, künstlerisches Werk. – Und wo haben der vorherige Herrscher und die anderen, die Fürsten der glorreichen Vergangenheit des alten Jaipur, gewohnt? – frage ich Kesri Singh, den sympathischen Adjutanten, mit dem wir uns bereits angefreundet haben. – Wo sind die alten Paläste? Was ist aus ihnen geworden? – Sie sind nicht mehr bewohnt. Unbequem. Sie entsprechen nicht den Anforderungen der heutigen Zeit. Es ist teils vielleicht unserer religiösen Auffassung, unserer Lebensphilosophie zuzuschreiben, dass wir das Heim unserer Väter verlassen und ein neues bauen. Dass wir mit der Vergangenheit brechen und alles neu beginnen. Denn sooft wir auf diese Erde zurückkehren, beginnen wir das Ganze von vorn... Mit einem weißhäutigen Kopf ist dies wahrlich schwer zu verstehen. Eine historische Herrscherfamilie, die das Erbe der Ahnen für nichts achtet. In den zahllosen Sälen des glänzenden Palastes sehe ich kein einziges Familienstück, kein einziges Altertum, keine einzige Erinnerung an jahrtausendealten Ruhm. Als würde ich in einem modernen Ritz-Hotel irgendeiner Metropolis umherwandern. Der großmannssüchtige Palast eines plötzlich reich gewordenen amerikanischen Millionärs fällt mir ein. In einem seiner glänzenden Säle ein einsames Vitrinchen. In dem Schränkchen hängt ein Schnürsenkel. Ein einziger schwarzer Schuhsenkel. Der Hausherr zeigt ihn angeblich jedem seiner Gäste. Stolz zeigt er auf den Senkel und spricht so: Damit habe ich angefangen! Das ist etwas anderes. Wo zwischen dem Schnürsenkel und dem Palast nur einige Jahre liegen, da können wir auch nichts anderes erwarten, als was wir gewöhnlich finden. Denn dort hat die Zeit wahrlich für nichts anderes gereicht. Aber hier? Hätte es aus einer jahrtausendealten reichen Kultur nicht gereicht? Der Garten des Palastes wird tadellos gepflegt. Saubere Blumenbeete, frisch geschnittene Hecken, mit der „Null-Maschine“ behandelte Rasenflächen. Ein wahrhaft englischer Garten. Ich nehme an, dass auch der Oberstgärtner ein Engländer ist. Überhaupt ist alles so englisch wie möglich. Die Anglomanie wuchert.

Unter der jüngeren, in England aufgewachsenen Generation der Maharadschas ist dies ein allgemeines Symptom. Aber unter den Älteren, den Altmodischen, gewiss nicht! Ich höre, dass jene nicht von ihrem alten Hindutum lassen. Jene möchte ich besuchen. Nur dass diese den europäischen Gastbesuch nicht sonderlich schätzen. Wie recht sie haben! Kesri Singh macht mich noch mit zwei Flügeladjutanten bekannt. Auch das sind irgendwelche Singhs. Auch Miss Forster, die englische Erzieherin der Kinder des Maharadschas, begrüßen wir. Vor dem Essen werden in der halboffenen Marmorhalle vielfältige Cocktails von Turbanträgern in goldbestickten, dunkelgrünen Livreen angeboten. Dann

ziehen wir in den „kleinen Speisesaal“ ein, der nur so eine Art intimes Zimmerchen für eine Gesellschaft von lediglich dreißig bis vierzig Personen ist. Wir haben auch schon den großen Speisesaal gesehen – die „Banqueting Hall“. Darin könnte man sogar ein Tennisturnier veranstalten. Auch das Gabelfrühstück ist reinweg englisch. Karge Speisen. Wer die populären Lyons-Restaurants der Londoner Straßen kennt, wird mit mir fühlen. Jenseits des Palastgartens erstreckt sich eine waldbedeckte Bergkette. Eine gewaltige Burgfestung ist auf ihrem Gipfel zu sehen. – Dort streift schon der Tiger umher – bemerkt unser Freund Kesri, indem er auf den Wald zeigt. – Und die Burgfestung? – Darin wohnt einer der Verwandten Seiner Hoheit – in Gefangenschaft. Ich will die Frage nicht weiter vertiefen. Ich habe so etwas gehört, dass der betreffende Verwandte deshalb in die Burg gesperrt werden musste, weil er zu ehrgeizig war. Auch er wollte Maharadscha sein. Nach Ende der Mittagsruhe und des Briefeschreibens versammeln wir uns im Appartement von Fräulein Forster, der englischen Erzieherin, zum Nachmittagstee. Unter einem Appartement gibt es hier nichts. Sogar Viktor bekommt wohl eines. Fräulein Forster ist eine sehr freundliche, ältere Dame, die neben der Erziehung der kleinen Hoheiten die Stellung einer Hausverwalterin und offensichtlich eine allgemeine Vertrauensstellung innehat. Das einzige heimelige Möbelstück in der Fremdartigkeit des großen Marmorschlosses. Nach dem Tee befahren wir mit Kesri im Auto die Stadt Jaipur. Wegen der Kürze der Zeit können wir nur einen flüchtigen Blick auf Rajputanas berühmte „rosa Stadt“ werfen. Aber schon dieser flüchtige Blick verzaubert uns. Diese Stadt ist eine wahre Märchenwelt. Zumindest mit dem oberflächlichen Auge des Autofahrers betrachtet. Und wie ordentlich, wie sauber sie nach den Erfahrungen von Bombay und Kalkutta erscheint. Lange, breite, schnurgerade Straßen sind ungewöhnliche Gegensätze zu den verwinkelten, engen Gassen des Orients. Jede Straße schneidet die andere im rechten Winkel, an den Kreuzungen öffnen sich weite Plätze. Die Gebäude aber sind allesamt – rosarot! The pink city of Rajputana ... Aber nein, nicht einmal rosen-, eher himbeerfarben sind diese Häuser. Ganz recht, die Stadt Jaipur hat die Farbe von Himbeersaft. Die lila-roten Mauern werden von schneeweißen Zeichnungen geziert: blumige Ornamente, Girlanden; Arabesken, Guirlanden – mit weißer Zuckerspitze bestickte Himbeerkandis-Häuser! Die Vielfarbigkeit des Verkehrs aber ist wahrlich augenblendend. Die bunten Trachten der Rajputen mit ihren nach zwei Seiten gekämmten Bärten, weiß-rote Kühe mit blau, rot und grün bemalten Hörnern vor Karren mit bunten Vorhängen, glänzende, klingelnde Sänften, in malerischem Schmuck galoppierende Reiter, schläfrige Kamele, Elefanten mit bemalten Köpfen, auf rosaroten Balkonen herumlärmende heilige Affen, auf Bäumen und Fenstersimsen glänzende heilige Pfauen ... In dieses exotische Farbgemisch wird der Fremde schwindlig. Und was für ein schlagkräftigeres Volk ist dies im Vergleich zu den bisher gesehenen, kränklich-mageren Südhindus mit leidendem Blick. Nach dem Ausspruch der eingebildeten Rajputen: „der Norden erzieht Männer, der Süden aber Affen“. Die Rajputen gehören nämlich der Kshatriya-, also der Kriegerkaste an. Stolze Haltung, gesunde, selbstbewusste Gestalten, mit ihren ungarisch gezwirbelten Schnurrbärten rufen sie wahrlich einen soldatischen Eindruck hervor. Eine sieben Meter hohe, ebenfalls himbeerfarbene Steinmauer umfriedet die Stadt. In das befestigte Jaipur kann man nur durch eines der in die Mauer geschnittenen Tore eintreten. Durch sieben Tore wickelt sich der Verkehr ab, um Mitternacht jedoch hört auch dieser auf. Auf das Signal eines Mörsergebnisses werden die Stadttore geschlossen. Jaipur schließt sich für die Nacht ein, dreht den Schlüssel um sich selbst, wie ein schüchternes Fräulein. Und bis fünf Uhr morgens trommelst du vergeblich an den Toren der rosa Stadt. Du musst den Morgen abwarten. Böse Zungen behaupten, dass nach der Sperrstunde die Schlüssel in den Palast unter das Kissen des Maharadschas gebracht werden. Ich habe Seine Hoheit gefragt, seiner Meinung nach ist dies eine schmutzige Verleumdung. Nach Einbruch der Dunkelheit fahren wir in den offensichtlich auch hier unumgänglichen Club. Außerhalb der Stadt, in einem schattigen Garten, wurde das Clubhaus errichtet. Zwischen Polo- und Tennisplätzen biegen wir vor das freundliche,

englische Cottage-artige Gebäude ein. Der Abend ist kühl, es tut gut, sich vor das lodernde Kaminfeuer zu setzen. Mit einer größeren Gesellschaft trinken wir Tee, Weiße, Inder, Damen, Herren gemischt. Sie alle sind Mitglieder des Hofstaates, Ärzte, Flügeladjutanten und sonstige palastartige Hintermänner. Zwei gut gelaunte englische Jungen sind auch unter ihnen, die Piloten des Maharadschas. Der Fürst hält drei Privatmaschinen. Zum Silvesterabendessen sind wir bei Kapitän Hubern, dem englischen Chefarzt des Maharadschas, geladen. Außer uns drängt sich noch eine etwa fünfzehnköpfige Gästeschar in der engen Villa des Arztes, lauter Engländer, wie es scheint, wollten sich alle hier versammeln, um das Neujahr zu feiern. Das letzte Abendessen des Jahres erweist sich als überaus schwach. Danach muss ich mit alternden, an derlei längst entwöhnten Damen zu ebenfalls unzeitgemäßer Grammophonmusik tanzen. Sogar die üblichen Silvesterbelustigungen, Bleigießen, Walnussschalen-Schwimmen und dergleichen muss man mit ihnen büßen. Viele Prüfungen müssen wir bestehen für diesen einen Tiger. Für morgen verspricht sich endlich einmal etwas. Wenn auch kein Tiger, so doch zumindest etwas Jagdähnliches. Der Verwandte des Maharadschas, Herr Wie-auch-immer-er-heißt Singh, veranstaltet eine Neujahrs-Treibjagd. Er hat auch uns eingeladen. Die Aussichten sind nicht sonderlich rosig. Es geht auf Wildschwein und Antilope. Laut Kesri ist es jedoch selten von Erfolg gekrönt! Etwa fünfzehn ländliche Herrschaften werden dort sein, wieder laut Kesri größtenteils Sonntagsjäger. Einerlei, Hauptsache ist, dass ich endlich ein Gewehr in die Hand nehmen kann.

1. A három tigris terítéken.
2. Szerző a *howda*-ban, a sebzett tigris nyomán.

1 Jan. 1938. Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana).

Zu einem schönen, sonnigen Sommermorgen bricht das neue Jahr an. Hoffen wir, dass es viel Jagdglück für mich bereithält. Wenn es wahr ist, müsste ich heute meinen ersten Gewehrschuss auf indischem Boden abgeben. Denn die Kalkuttaer Hotel-Vogeljagd kann ich doch nicht als solche zählen. Wir frühstücken draußen auf dem offenen Gang des Palastes. Paradierende Pfauen spreizen sich um uns herum, spannen ihren goldgrünen Fächer zum Rad. Dabei sind dies wilde Pfauen, niemand züchtet sie, niemand füttert sie. Da sie jedoch Pfauen der Götter sind, heilige Vögel der Saraswathi, ist es verboten, sie anzurühren. So werden sie dann derart zahm, dass sie aus dem Dschungel in die Dörfer und Stadtgärten umsiedeln. Auch Jaipur haben sie so bevölkert, dass man, wohin man auch schaut, einen Pfau sieht. Wenn man sie nur anschauen müsste, würde ich kein Wort sagen, einen schöneren Vogel als den Pfauenhahn hat man vielleicht gar nicht erschaffen. Aber man muss sie auch hören. Wahrlich eine grimmige Laune des Schicksals, dass es dieses strahlende Geschöpf mit einer so hässlichen Stimme gestraft hat. Die Jaipurianer stört das freilich nicht, sie hatten seit Jahrtausenden Zeit, sich daran zu gewöhnen, sie bemerken es gar nicht mehr, wie der Stadtmensch den Straßenlärm. Aber den Fremden macht dieses morgendliche Pfauenkonzert wahnsinnig. Wir brechen zu dritt im Auto auf: F., Kesri Singh und ich. Den Maharadscha – der heute Morgen aus Kalkutta heimgekehrt ist – interessiert die Jagd leider nicht. Höchstens auf den Tiger legt er manchmal an, auch das selten. Sein Handwerk ist das Polospielen. Aus der Stadt herausgekommen, fahren wir eine Zeit lang auf einer instandgehaltenen Landstraße, später biegen wir auf einen umso erbärmlicheren Feldweg ein. Die Gegend ist, obwohl sandig, staubig und mit trockenem Dorngebüsch bedeckt, dennoch schön. Hügelig und bergig. Auf den Gipfeln schlossartige Gebäude, Burgruinen. Die Dörfer sind, wie die Hauptstadt, von einer Steinmauer umgeben, jedes Dorf ist eine kleine Festung. In der alten Welt tobten ständige Kämpfe auf dem Land der Rajputen, die Kleinkönige bekriegten sich unaufhörlich untereinander und mit den von Norden eindringenden Fremden. Davon sind die vielen Steinschanzen, Bastionen und Burgruinen übriggeblieben. Außer einigen Geiern und ein paar Rebhuhn-artigen Vögeln sehen wir unterwegs kein Wild. Anderthalb Stunden holperten wir auf dem löchrigen Feldweg dahin, bis wir endlich das Heim des gastgebenden Grundbesitzers – Zamindar – erreichen. Ein auf einer Hügelkuppe stehendes, ziemlich baufälliges, türmchenbewehrtes Lehmgebäude. Ein kahler, einsamer Hof, kein Garten ziert ihn, kein einziger Baum beschattet ihn. Von einer Art Diener erfahren wir, dass wir uns verspätet haben; die Jäger konnten nicht mehr warten, sie sind vor einer halben Stunde weggegangen, wir sollen nur in jene Richtung eilen, wir würden sie schon finden. Bald jedoch verschlechtert sich der Weg so sehr, dass wir aussteigen müssen. Es ist zu befürchten, dass der Wagen zerbricht. Nach halbstündiger Wanderung erreichen wir ein buschiges, dorniges Dickicht, wo wir bald auch die Gesellschaft einholen. Das heißt nur den Hausherrn, die anderen haben schon Stellung bezogen, das Treiben hat begonnen. Der Hausherr – ein zuvorkommender, weißhaariger Herr – versteht leider kein Sterbenswörtchen Englisch. Dabei ist er, abgesehen von seinem Khaki-Turban, wie ein Vollblut-Engländer gekleidet. Seine Kleidung, seine Strümpfe, seine Krawatte, alles lauter Karos. Auf jedem Teil seiner Oberfläche könnte man Schach spielen. Mein Freund Kesri dolmetscht die Worte des karierten Herrn: „Obwohl das Treiben schon begonnen hat, sind wir keineswegs zu spät, da es sehr lang ist. Es nähert sich von der gegenüberliegenden Bergseite. Unmengen von Wildschweinen sind zu erwarten und Unmengen von Antilopen. Eventuell auch ein Panther. Der für mich reservierte Platz sei der beste. Hier möge ich stehen, an diesem großen Baum. Der benachbarte Schütze sei dort drüben zu sehen, auf jenem kleinen Hügel, in jene Richtung möge ich lieber nicht schießen, denn das sei gefährlich.“ Damit lässt er uns hier unter dem Baum zurück und zieht sich in Begleitung von Kesri zurück. Wir richten uns ein. Ich lade meine alte, abgenutzte Mauser – wir machen nun schon die siebte Expedition zusammen,

wir sind aufeinander eingespielt. Wir zwei haben schon eine gute Anzahl von Löwen erledigt, wir vertrauen einander. Dann nehmen wir zusammen mit F. unsere Ferngläser hervor und machen uns daran, den Ausblick zu studieren. Vor uns steigt das Gelände leicht an. Hier und da öffnen sich Lücken im Dornendickicht, stellenweise können wir ziemlich weit in das Treiben hineinsehen. Hinter uns wölbt sich ebenfalls ein Hügel, an dessen Flanke auch einige kleine Lichtungen hell werden. Wenn also irgendein Wild seinen Weg auf mich zu nähme, würde ich es entweder in einer der Lücken vor mir oder hinter mir erblicken. Um mich herum völlig undurchschaubares Dickicht. Noch aus sehr weiter Ferne, ganz schwach, aber wir hören schon den Lärm der Treiber. Dazwischen auch das Knallen einzelner ferner Schüsse. Offensichtlich gehen auch Bewaffnete unter den Treibern, jene geben ab und zu einen Signalschuss ab. Mit offenem Mund lauern wir – so hört der Mensch viel besser als mit geschlossenem Mund –, damit uns nicht das kleinste Geräusch entgeht. Währenddessen spinnt die ebenfalls ausgehungerte Jägerphantasie fantastische Träume: In diesem Treiben kann leicht auch ein Panther sein... Warum sollte er nicht? Ein Ort wie geschaffen für einen echten Panther. Und wenn einer darin steckt, kommt er nur hier an, in dieser gegenüberliegenden Mulde. Dann schieß ja nicht darauf, bis er nicht diese unterste kleine Öffnung erreicht hat. Dort aber musst du ihn erledigen, du darfst ihn nicht auf die herseitige Seite lassen. Es wäre unangenehm an diesem dichten Ort, du bist ja auch nicht allein... Und wenn sich etwa ein Panther fände, warum sollte sich nicht ein Tiger finden? Wenn du schon wünschst, dann wünsche groß. Kesri sagte ja auch, dass dort an der Bergflanke außerhalb der Stadt der Tiger vorkommt. Von dort könnte er mit Leichtigkeit hierher wechseln ... – Schau hin! Als ob sich etwas in jener gegenüberliegenden Öffnung bewegt hätte ... ja, dort wird etwas schwarz ... Das Fernrohr jedoch, dieser scharfäugige Ernüchterer, kühlt die hochgesprungene Quecksilbersäule der Phantasie ab: Die dunkelblaue Brust eines Pfauenhahns glänzt dort. Habe ich es nicht gesagt? In Jaipur siehst du, wohin du auch schaust, überall den Pfau. Das Lärmen der Treiber nähert sich. Sie rufen, schlagen Trommeln und eine Art Becken, auch einzelne Gewehrschüsse lassen sie ab und zu fallen. Wir sehen auch schon die Treiberkette, sie schält sich jetzt auf dem Kamm des Rückens heraus. Einige Reiter bewegen sich auch unter ihnen, vermutlich die Leitung. Kurze Zeit später – genau wie zu Hause, wenn während des Treibens aus der Ferne ein einsamer Fasanenhahn auffliegt – flattern Pfauen aus dem Gebüsch auf. Die Hennen mit ihrem bescheidenen Gefieder erregen kein besonderes Aufsehen, aber die prächtige goldgrüne Schleppe und die emailblaue Brust der Hähne glänzen im Sonnenlicht. Über uns ziehen sie hinweg, ziemlich hoch, es gäbe den schönsten Schuss mit Schrot auf sie. Aber man müsste schon aufpassen mit jenem Vorhalten! Dass der Schuss nur jenen dunkelblauen Kropf trifft und nicht die anderthalbmeterlange Schleppe ... Aber wer das noch zu tun wagte, den würde man sicherlich aus Rajputana hinausjagen. Ein Schuss kracht. Beim zweiten oder dritten Nachbarn. Noch ein Schuss. Dann noch zwei. In kurzer Folge zählen wir acht Knalle. – Was geht dort vor, die Rebhuhnjagd? Mit schussbereitem Gewehr beobachte ich, sehe aber nichts. Dann kommen bald die Treiber heraus. Noch ein, zwei Pfauen gleiten über mich hinweg, sonst zeigt sich kein Wild. Ende des Treibens. Wir gehen auf dem im Tal verlaufenden Waldweg hinaus. Auch die anderen Schützen kommen hervor. Wir versammeln uns, der Hausherr stellt uns einander vor. Dann schleppen sie das einsame Opfer der großen Schießerei herbei: ein vierzig, fünfzig Kilo schweres Überläuferschwein. Von den acht Kugeln sehe ich lediglich die Stelle von zweien. Damit endet auch die Neujahrsjagd. – Es gibt wenig Wild, es lohnt nicht fortzusetzen – stellt der oben als Inder, unten aber als Schotte gekleidete Hausherr fest. Seine Behauptung wird durch die Ereignisse glänzend bestätigt. Wenn auch kein Wild, so gibt es doch Treiber in Hülle und Fülle. Und Organisatoren! Grimmig dreinschauende Wächter – oder vielleicht Oberförster? –, bewaffnet mit prähistorischen Vorderlader-Mörsern. Ich sehe einige ausgezeichnete Wilddieb-Gesichter unter ihnen. Wir setzen uns in die am Waldrand wartenden Autos und steigen nach einer kurzen Fahrt am Ufer eines halb ausgetrockneten

Sees aus – zum Imbiss. Jeder holt seinen mitgebrachten Bissen hervor, wir legen uns am staubigen Seeufer nieder und besprechen beim Essen das magere Ergebnis der vormittäglichen Jagd.

Da das Gespräch jedoch auf Indisch geführt wird und außer Kesri die übrigen Singhs kein Englisch verstehen, können wir an der Debatte nicht teilnehmen. Als Unterhaltung nach dem Mittagessen veranstaltet der Hausherr ein Zielschießen. Er lässt leere Konservendosen und Flaschen an das gegenüberliegende Ende des Sees bringen. Die Nimrode nehmen ihre Schießwerkzeuge hervor und fangen an, Schnellfeuer auf die Schachteln zu geben. Das Gewehr knattert wie bei Königgrätz, und bald muss eine neue Zielscheibe aufgestellt werden. Meinerseits – halte ich mich von der Teilnahme am Wettbewerb zurück. Ich habe insgesamt nur hundert Stück Kugelpatronen von zu Hause mitgebracht, das reicht nicht für Schachteln. Bald verabschieden wir uns auch von der Gesellschaft. Mögen sie üben, sie haben es nötig. Schläfrig zockeln wir auf dem löchrigen Karrenweg nach Hause. Trotz all meines guten Willens begeistert mich meine erste indische Jagd nicht sonderlich. Kesri, der ein sehr gut gelaunter, scherzhafter Mensch ist, beobachtet mit einem Auge meine zu Recht hängende Nase. – Na, was sagen Sie zur indischen Jagd? – fragt er mit listigem Blinzeln. – Nicht wahr, großartig? So schnell sieht man nichts Besseres! Ich brumme etwas, dass es schön sei, aber dass ich mich doch, wenn ich mich recht erinnere, irgendwo schon einmal Besseres gesehen habe. Daraufhin lacht er los, ich solle nicht traurig sein – sagt er –, wir lassen es nicht dabei bewenden, der Tag ist noch nicht zu Ende. Mein erstes Jaipur-Wild muss ich heute noch zur Strecke bringen. Davon kehrt meine Lust schlagartig zurück. Aber vergeblich frage ich Kesri aus, er ist nicht bereit zu verraten, was er eigentlich im Schilde führt. Wir fahren so lange, bis wir schließlich in Jaipur ankommen. Wir fahren auch durch das Stadttor ein. Ich bin schon dabei zu glauben, dieser schelmische Inder hält mich zum Narren, er will mich doch nicht etwa auf einen heiligen Pfau im Garten schießen lassen? Aber als wir an das Gartentor des Palastes kommen, biegen wir nicht hinein! Wir fahren weiter, quer durch die Stadt, bis wir an einem der sieben Tore wieder ins Freie gelangen. Eine hügelige, mit kleinerem und größerem Dorngebüsch bewachsene, öde wirkende Wildnis breitet sich hier zu beiden Seiten des Fahrwegs aus. Kesri verlässt bald die Spur und schlägt sich in das weglose Dickicht. Der Wagen holpert und kracht gewaltig, diese Behandlung scheint ihm kaum zu gefallen. Auch wir können uns kaum halten und müssen unsere Köpfe vor den vorbeisausenden Dornenzweigen in Sicherheit bringen. Ich habe immer gehört, dass die Autos der Maharadschas, besonders die für die Jagd verwendeten, ein hartes Los haben. Wie Kesri mit diesem Wagen umgeht, das würde bei uns kein Auto dulden. Es würde sofort den Dienst quittieren. Unseres aber muss sich wohl schon in die Grobheiten eingefügt haben. Sicherlich weiß es, dass es zwecklos wäre, sich zu empören. Wenn ihm etwas nicht gefällt, wird es höchstens auf den Müll geworfen und ein anderes kommt an seine Stelle. Ein Wagen mit besseren Nerven. Bei Autos sind Maharadschas nicht kleinlich. Der Dornenwald lichtet sich, verkrautete Ödländer öffnen sich darin. Eine Rebhuhn-artige Vogelschar flattert vor dem Wagengeknatter auf, lässt sich aber wieder nieder und rennt vor uns her im niedrigen Gestrüpp. – Das ist mal ein wohlschmeckender Vogel – sagt Kesri –, man müsste mit der kleinen Flobert-Kugel in sie hineinknallen. Mich muss man zu so etwas nicht lange ermuntern. Schon habe ich die Flobert in der Hand. Kesri bremst ab und wie auf Kommando bleiben auch die Rebhühner stehen. Mit Leichtigkeit schieße ich eines. Sogar daraufhin flattern sie nicht auf, sondern rennen nur kreuz und quer, halten zwischendurch inne und lauschen. Mit acht Schüssen gelingt es mir, fünf herauszuschießen. Eine ganze Mahlzeit voll. Mit unseren Rebhühnern könnte man gewiss nicht so umgehen, in Indien ist offenbar sogar das Rebhuhn fatalistisch. Wir zockeln weiter. – Ich hoffe, wir begegnen noch besserem Wild – Kesri macht mir solche Hoffnungen.

Seine Hoffnung wird bald Wirklichkeit. Etwa dreihundert Schritte vor uns, im lichten Dickicht, bewegt sich ein buntes Wildrudel. Obwohl ich sie bisher nur im Zoo gesehen habe, erkenne ich auf den ersten Blick den Black-Buck. Indiens schönste Antilope (Antilope cervicapra). Eine stattliche Gesellschaft, es mögen wohl vierzig Stück sein. Drei bis vier alte Böcke heben sich auffallend schwarz von den übrigen ab. Bei dieser Antilopenart wird nämlich nur der alte Bock schwarz, daher erhielt er seinen englischen Namen. Die Ricken, ja sogar die jungen Böcke sind rötlich-gelb; die mittleren Böcke sind dunkelbraun und die alten glänzend rußschwarz. Brust und Bauch jedoch sind bei allen gleichermaßen schneeweiß. Die Herren im schwarzen Frack, mit weißer Weste und langen Korkenzieherhörnern sind auffallend schön. Da es unter ihnen so viele Farbvarianten gibt, erscheint ein solches Black-Buck-Rudel schon von weitem bunt. – Bitte sehr, wählen Sie den mit dem besten Gehörn aus! – damit bietet Kesri es mir an. Bald stellt sich heraus, dass dies schwerer zu tun als zu sagen ist. Die Antilopen mögen sich der Bedeutung eines solchen Autobesuchs sehr wohl bewusst sein. Sie fliehen auch schon, vorn das rote Weibsvolk, ganz hinten die alten Schwarzfräcke. Sie verschwinden auch in der Talsenke. Wir versuchen noch einige Male, in ihre Nähe zu gelangen, aber es gelingt nicht. Ich höre, dass man vom Palast aus regelmäßig den gelegentlichen Jagdgast hierher bringt. Es liegt nah an der Stadt, es zieht viel Wild umher, ein Vergnügen, das innerhalb einer halben Stunde erledigt werden kann. – Vorausgesetzt, dass es gelingt – fährt Kesri fort. – Es gibt auch genug Gäste, die alle ihre Patronen verschießen, aber kein einziges Wild nach Hause bringen. Nun, das merkt man in der Tat. Beim Anblick unseres Autos rennt das Antilopenrudel in alle Welt. Da die Sache mit dem Wagen aussichtslos ist, möchte ich absteigen und es zu Fuß versuchen. Kesri jedoch widerspricht. Er behauptet, so sei es noch viel schwieriger. Sie bekämen Wind, bemerkten einen und würden noch mehr verschreckt. Ich lasse es gelten, er ist hier zu Hause, er muss es besser wissen. Aber all sein Bemühen ist umsonst, in welch großen Kreisen er das Rudel auch umkreist, näher als auf dreihundert bis vierhundert Schritte kommen wir einfach nicht heran. Kesri ist vermutlich deshalb gegen die Fußpirsch, weil er fürchtet, sie wäre zu unbequem für eine verwöhnte Herrschaft meiner Art. Die Dornen könnten vielleicht meine schneeweiße Haut aufreißen, ich könnte sehr ins Schwitzen kommen, könnte auch ermüden, ja sogar krank werden. In den Augen indischer Herren ist Bequemlichkeit ein erstrangiges Bedürfnis. Bei ihnen dreht sich so ziemlich alles darum. Sie setzen voraus, dass dies auch für den Gast das Wichtigste sei. Dabei ist es gerade das, was den Fremden ermüdet, diese übertriebene Gastfreundschaft. Mit großer Mühe gelingt es mir dennoch, Kesris Bedenken zu zerstreuen. Ich rede ihm ein, er solle nicht um mein Leben bangen, ich sei schon früher auf Antilopenjagd gewesen und bisher immer mit heiler Haut davonigekommen. Diesmal gelingt es ebenfalls. Nicht nur mit heiler Haut, sondern darüber hinaus mit einem gut gehörnten, rußschwarzen Bock. Wahr ist, dass ich mich fast anderthalb Stunden lang abmühen musste, größtenteils auf dem Bauch kriechend, aber schließlich beschleiche ich das Rudel doch auf etwa einhundertfünfzig Schritte. Völlig arglos grasen sie und besprechen sicherlich, wie geschickt sie jenem verfluchten Maharadscha-Jagdauto ein Schnippchen geschlagen haben. Ich kann die schwarzen Recken des Rudels einer bequemen Untersuchung mit dem Fernglas unterziehen und schieße den mir am besten gefallenden ohne weitere Komplikation heraus. Kein herausragendes, ein mittleres Gehörn, 61 Zentimeter lang. Zur Information merke ich an, dass der bisherige Rekord eines Black-Buck-Gehörns 82 Zentimeter beträgt. Ich habe große Freude an der schönen Beute, dem Ergebnis meines ersten indischen Gewehrschusses. Was immer die Zukunft auch bringt, mit leeren Händen verlasse ich Indien nicht mehr. Wir laden den Bock auf und setzen unsere holperige Reise fort. – Die andere Seite jenes Berges schauen wir uns auch an – rückt Kesri mit der nächsten aufregenden Nachricht heraus –, dort pflegt sich ein Nilgau-Antilopenrudel aufzuhalten. Vielleicht gelingt es uns, auch von ihnen etwas zu ergattern. Richtig, das ist eine Rede nach meinem Geschmack. Es scheint, endlich kommen die Leute darauf, zu welchem

Zweck ich nach Indien gekommen bin. Die Nilgau, oder wie man sie in Indien nennt: die Blue Bull – mit ihrem Hindunamen Rodschra – ist das schiere Gegenteil des Black-Buck. So ansprechend, proportioniert und edel geschnitten letzterer ist, so unförmig, tollpatschig und einfältig dreinschauend ist die Nilgau. Dabei ist sie eine stattliche Antilope, von der Größe eines Hirsches. Ihre Vorderbeine sind jedoch unverhältnismäßig länger als die Hinterbeine, weshalb sie eine abfallende Kruppe und eine Giraffen-artige Gestalt zeigt. Kopfschmuck trägt nur der Bulle, als Schmuck kann man das allerdings auch nicht gerade bezeichnen: ein kaum handbreites, vorwärtsgebogenes Hörnchen. Es ist schon eine Schande, dass sich ein so riesiges Tier mit diesem lächerlichen Hornstumpf begnügt. Die Farbe des Nilgau-Bullen ist, genau wie die des Black-Buck, völlig verschieden von der der Kühe. Diese sind schokoladenfarben, der alte Bulle aber silbergrau, ja in bestimmtem Licht von bläulichem Glanz. Deshalb nennt man ihn Blue Bull. Sein wissenschaftlicher Name: Boselaphus tragocamelus. Ich habe gerade nur so viel Zeit, mit dieser kurzen naturgeschichtlichen Erklärung lästig zu fallen. Schon sind wir auf der anderen Seite des Berges, ja, der auf das Autodach kletternde Kesri meldet auch schon: Ein Nilgau-Rudel zeigt sich in der Ferne. Diesmal habe ich eine schändlich leichte Aufgabe. Kesri warnt mich im Voraus, dass die Nilgau ein einfältiges, flegmatisches Tier ist, sie erwartet den Wagen bis auf leichten Gewehrschuss und kann ohne jede List erledigt werden. Das Rudel besteht aus acht bis zehn Kühen, etwas abseits stehen drei alte Bullen. Bald scheinen sie silbern, bald bläulich, bald wieder ganz schwarz, je nachdem, von welcher Seite das Sonnenlicht sie trifft. Ihr Gehörn ist gleichermaßen kümmerlich, es gibt unter ihnen nichts auszuwählen. Wir stehen etwa einhundertzwanzig Schritte von ihnen entfernt, laut sprechend mustern wir sie, sie denken gar nicht an Flucht. Da laut Kesris Behauptung alle drei gleichermaßen alte, schusswürdige Bullen sind, wähle ich den mit dem größten Körper aus und schieße ihn hier vom Autositz aus in die Flanke. Gerade so, als ob ich auf eines der sieben Stadttore schießen würde. Das liefe auch nicht weg und wäre auch nicht leichter zu treffen. Die arme Nilgau erschwert uns unsere Aufgabe erst jetzt, nach ihrem Tod. Auf das Auto passt sie natürlich nicht, ein so großes Tier könnten wir ohnehin nicht zu zweit hochheben. Um sein Fleisch kümmere ich mich zwar nicht, ich brauche nur sein Gehörn und seine Kopfhaut, um sie für meine heimische Sammlung präparieren zu lassen. Nur haben wir keinerlei Werkzeug bei uns. Dass das aus Kesris Tasche zum Vorschein kommende Perlmutt-Taschenmesser zum Bleistiftanspitzen geeignet ist, glaube ich gern – zum Abschneiden eines Nilgau-Kopfes auf keinen Fall. Es dunkelt auch schon. Kesri wird ungeduldig, er fürchtet, wir verspäten uns zum Abendessen: – Hol der Teufel diesen Blue Bull. Wir kommen morgen heraus, schießen einen anderen, dem schneiden wir dann ganz ordentlich den Kopf ab. Es gibt genug von seiner Sorte. Ich kann nicht widersprechen. Mein Status als Gast verbietet es leider. Aber ein solches Vorgehen verdirbt viel von der Freude an der Jagd. Unvernünftig das Wild abzuknallen, nur damit es dort verrottet – das kann der Magen eines Jägers nicht vertragen. Aber nun gut, andere Länder, andere Sitten. In Indien ist der Jagdanstand nach unserem Geschmack unbekannt. Denn wegen des Gehörns meiner Nilgau könnte ich auch morgen herauskommen, sofern es nicht im Laufe der Nacht von irgendeinem Raubtier verschleppt wird. Hyäne, Schakal, ja sogar der Panther streift hier umher. Aber ohne Kopfhaut könnte ich mit dem Gehörn nichts anfangen, da ich den Nilgau-Kopf doch ausstopfen lassen will. Die Kopfhaut aber zerschneiden bis zum Morgen sicher die nächtlichen Leichenfledderer.

Nach dem Essen spielen wir mit den Flügeladjutanten Karten. Den Maharadscha haben wir den ganzen Tag nicht gesehen.

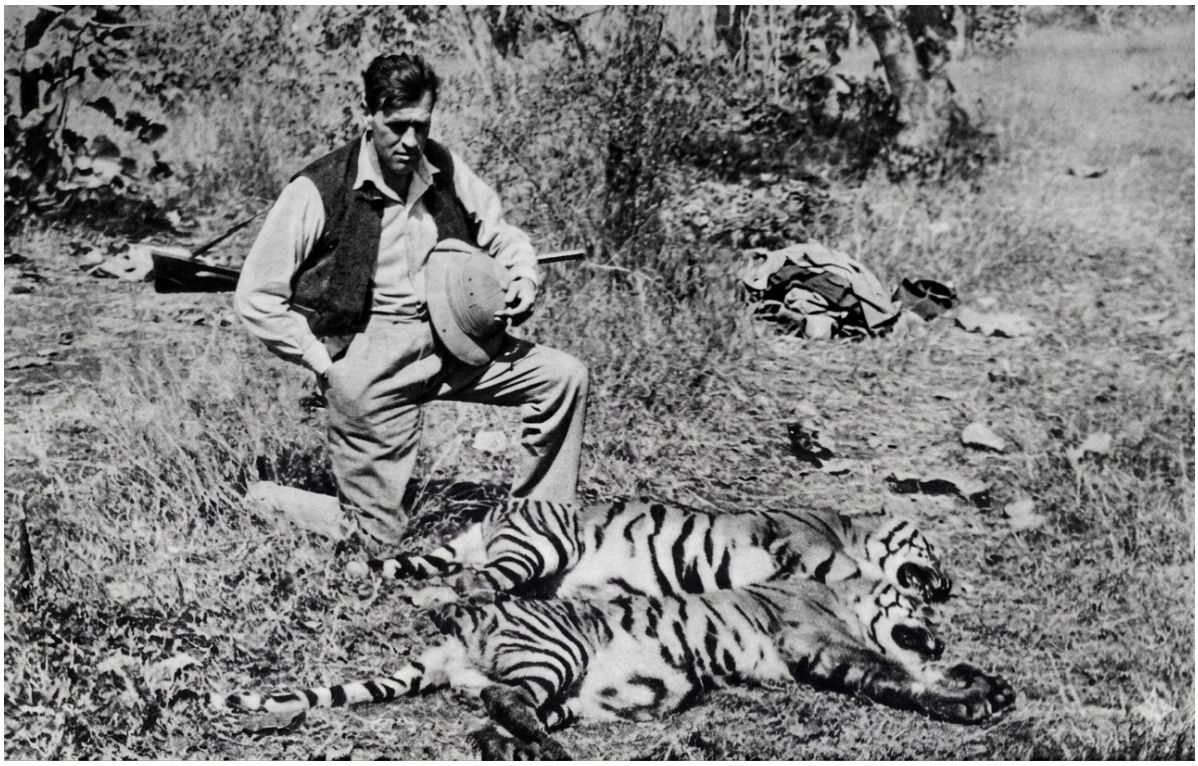
2 Jan. Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana).

Vormittags treiben wir uns zwischen den himbeerfarbenen Häuserreihen der Stadt herum. Ich sage ja nicht, so aus der Nähe betrachtet ist dies auch nicht jener ausgesprochen saubere Ort, als der er vom Auto aus erschien. Wegen ein bisschen Schmutz gehen auch die Jaipurianer nicht zum Nachbarn. Nichtsdestotrotz ist Jaipur nach dem Schmutz und dem Elend der Eingeborenenviertel von Bombay, Nagpur und Kalkutta eine wahre Erleichterung. Und was am wohlsten tut: Bettler, Krüppel, Blinde sieht man kaum. Von Kesri wissen wir – er führt uns wieder –, dass die Stadt Jaipur neueren Datums ist. Sie wurde 1728 von Maharadscha Jai Singh II. gegründet und nach ihm benannt. Zuvor war das uralte Amber die Hauptstadt, welches seither den Sorgen des Verfalls überlassen wurde. Jai Singh II. gefiel das zwischen den Bergen erbaute Amber nicht, er verließ es und ließ sich eine neue, moderne Residenz bauen, die rosa Stadt Jaipur. In den uralten Palästen von Amber nisten seither Eulen und Fledermäuse, Unkraut bedeckt seine Straßen, in seinen baufälligen Ruinen haust ein Heer von heiligen Langur-Affen. Ja, sogar Nahar, der Tiger, schaut ab und zu in den Gassen der einst glorreichen Hauptstadt vorbei... Jai Singh II. muss ein außergewöhnlicher Mensch gewesen sein, ein seiner Zeit weit vorausgreifender Fürst von großem Talent. Seine größte Freude fand er in der Mathematik und in der Astronomie. Wenn er gerade nicht Krieg führte, widmete er seine Tage dem Studium des Sternenhimmels. Wir besichtigen die von ihm erbaute, zweihundert und einige Jahre alte Sternwarte, eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Astronomische Geräte von riesigen Ausmaßen, gefertigt aus Marmor und wertvollen Erzen. Am auffälligsten ist der siebenundzwanzig Meter hohe Gnomon – eine Meridianmauer –, dessen Schatten sich pro Stunde vier Meter bewegt, sodass seine Drehung mit bloßem Auge wahrnehmbar ist. Die herausragende Persönlichkeit des Fürsten seligen Angedenkens beweist auch, dass Aurangzeb – der „All-Empfänger", der letzte wirklich „große" Kaiser der rechtgläubigen Großmoguln, Jai Singh II. mit einem besonderen Titel ehrte. Er verlieh dem gelehrten Maharadscha von Amber den Titel Sawai. Diesen Auszeichnungsnamen trägt seither stolz jeder jeweilige Fürst von Jaipur. Denn Sawai bedeutet: „einundeinviertel Mensch", also auf Deutsch: fünfviertel Mensch. Eine größere Ehre hätte der Mogulkaiser dem Sternwarten-Maharadscha von Amber kaum erweisen können. Umso weniger, als die mohammedanischen Großmoguln – sofern es um einen Inder ging – bekanntlich knauserig bei der Titelverleihung waren. Über Jai Singh jedoch erkannte der Kaiser offen an, dass er um ein Viertel mehr Mensch sei als seine Mitmenschen. Seither tragen die Maharadschas von Jaipur den Titel Sawai, der Fünfviertel, nicht nur im Namen. Unter der fürstlichen Flagge, die am Mast des Palastes weht, lässt der Wind noch eine kleine Flagge gleicher Farbe flattern, genau das Viertel der darüber befindlichen. Ein frisch wehendes Flaggenkind unter der träge wehenden Mutterflagge. Es verkündet laut, dass der Herr des Palastes ein fünfviertel Mensch ist! Und wenn wir schon bei den Titeln sind, werde ich beweisen, dass es unmöglich ist, den Namen unseres gastgebenden Maharadschas mit einem einzigen Atemzug auszusprechen. Er kann auch keine Visitenkarte in der Tasche tragen, so eine Tasche gibt es nicht. Bitte hören Sie nur geduldig bis zum Ende zu: Captain His Highness Saramad-i-Rajahai Hindustan Raj Rajendra Shri Maharaja Dhiraja Sir Sawai Man Singhji Bahadur, Maharajah of Jaipur. Na, wie oft mussten Sie Atem holen? Seine Hoheit hat uns die Sache sehr erleichtert. Seit seiner freundlichen Aufforderung titulieren wir ihn nunmehr nur noch kurz als „Jai". Aber schweifen wir nicht vom Thema ab. Wir sind noch in den Straßen von Jaipur, lenken wir unsere Aufmerksamkeit zurück auf die Sehenswürdigkeiten. Jetzt weiß ich, womit ich die lila-rote, weiß-verzierte Farbe der Häuser am ehesten vergleichen könnte. Mit dem altmodischen, bunt verzierten Osterei, wie man es bei uns in ländlichen Gegenden um die Osterzeit sieht. Man pflegt sie mit Himbeersaft zu färben, dann kratzt man kleine Blumen, Tulpenmuster auf den rötlichen Grund – offensichtlich fertigen sie diese nach Jaipurer Muster an. In der Mitte der Stadt erhebt sich der Palast des vorigen Maharadschas, der City Palace. Einen ganzen Stadtteil nimmt die riesige, aus zahllosen Nebengebäuden bestehende Burgfestung ein, von der wir

aus Zeitmangel heute nur die Tore sehen können. Dem City Palace müssen wir einen eigenen Tag widmen. Die noch lebenden Witwen des vorigen Maharadschas bewohnen ihn, an der Zahl „nur noch" etwa tausend! Zuvor waren es viel mehr, aber die Zeit vergeht, auch sie werden weniger. Natürlich halten sie sich in der „Zenana" auf, dem Harem der Hindus, hinter engmaschigen Fenstern. Außer dem Maharadscha können sie niemals einem männlichen Wesen begegnen. – Dabei sind unter ihnen noch so manche junge – erklärt Kesri –, der letzte Transport. Viele kamen schon im Alter von sieben oder acht Jahren in die Zenana! Wenn der ehemalige Maharadscha bei seinen Reisen durch das Land ein ansprechendes Mädchen sah, zeichnete er es damit aus, dass er es sogleich in die Palast-Zenana heimschickte. Es gab Jahre, in denen er hundert auszeichnete. Ein ausgedehnter Garten, Stallungen für viele hundert Pferde, Kamele, ja sogar Elefanten gehören zum City Palace, darüber hinaus bewahrt man hier die unschätzbaren Juwelen des Staates auf. Es klingt wie Aufschneiderei, ist aber Wirklichkeit: Das Dienstpersonal des City Palace umfasst tausend Personen. Wahrlich, hier gibt es noch etwas in die Suppe zu brocken. Das eigenartigste Gebäude der Stadt ist der Wind Palace – Hawa Mahal – der „Windpalast". Die unzähligen Fenster des fünfstöckigen, nach oben hin stufenweise schmaler werdenden Bauwerks sind allesamt hervorstehende Balkone. Ein Haufen von turmartigen Balkonen ist dieser sonderbare Palast, der auf den ersten Blick vielleicht an riesige Orgelpfeifen erinnert und ebenfalls ein Kind der Phantasie des berühmten Jai Singh ist. Die auf dem Dach aufgereihten kleinen, flaggenförmigen Wetterfahnen quietschen in verschiedenen Tönen. Nicht nur am Windpalast, auch an den übrigen Gebäuden ist die große Anzahl der Balkone auffällig. Niemals habe ich so einen Balkon-Überfluss gesehen. Die Jaipurianer klatschen auf jeden Quadratfuß Wandfläche kleine Balkone. Auch Fenster haben sie viel mehr als nötig. Die unzähligen Fensterchen der Zenanas, der Frauenheiligtümer, werden statt Glas durch aus Stein oder Marmor gehauene, engmaschige Gitter geschützt, die die Hindu-Frau eifersüchtig vor dem unreinlichen Blick des fremden Männerauges verbergen. Zwischen den rosa Häuserreihen erheben sich Tempel von fantastischer Gestalt. Ihre Eingänge werden von Steinpfauen oder Steinelefanten bewacht. Auf dem Hauptplatz aber sehen wir einen auf einem Schemel stehenden Verkehrspolizisten. Und eine solche Masse von Haustauben, dass der venezianische Markusplatz sich dahinter verstecken könnte. Aber schon ist unsere Zeit wieder um, wir dürfen das Gabelfrühstück im Palast nicht versäumen. Dabei hätten wir noch so viel zu sehen in dieser Märchenstadt! Für den Nachmittag steht Tennisspielen auf dem Programm. Wir ziehen uns auch um, da stellt sich heraus, dass an den Plätzen – vier ausgezeichnete Sandplätze leuchten rot im schattigen Teil des Palastgartens – gerade etwas repariert wird. Dann lasst uns also wieder zur Jagd hinausfahren – klingt das vernünftige Angebot aus dem Munde unseres geschickten Kesri. Bald rückt auch eines der Jagdautos vor, und genau wie gestern brechen wir in Begleitung von Kesri zur Autopirsch auf. Unterwegs schneide ich die für mich wichtigste indische Frage an: – Was wird denn nun aus meinem Tiger?

Wird der Maharadscha sein Versprechen halten, beabsichtigt er wirklich, mich einen Tiger schießen zu lassen? Wann beabsichtigt er es und wie? Überhaupt möchte ich wissen, woraus so eine Jaipurer Jagd besteht? Wird der Tiger in einer Treibjagd geschossen? Oder beim Ansitz? Zu Fuß? Vom Elefantenrücken aus? Gibt es hier in der Gegend viele Tiger oder sind sie selten? Ich möchte über die Situation im Klaren sein. Letzten Endes hat mich doch der Tiger nach Indien gelockt, um seines gestreiften Fells willen haben wir einen Monat lang unser Leben in den Dschungeln von Bombay und Kalkutta riskiert. Nun, und den Leser kann ich auch nicht länger warten lassen, auch er wird zu Recht ungeduldig, auch ihm habe ich eine Tigerjagd versprochen, bisher konnte ich jedoch nur Zootiger zeigen. Ich weiß selbst nicht mehr, wie ich ihn bei Laune halten soll. Wenn er nicht über kurz oder lang einen Tiger bekommt, verlangt er den Buchpreis zurück! – Seien Sie nur beruhigt – klopft mir Kesri auf die Schulter –, und auch die Leser mögen sich in

Geduld fassen. Alles Gute kommt zu seiner Zeit. Wer es jedoch eilig hat, der soll lieber nicht nach Indien kommen. Wir haben immer Zeit. Haben auch Sie Zeit und zweifeln Sie nicht. Der Maharadscha hat es versprochen. Der Tiger wird also da sein. Er erzählt weiter, dass auf den vierundvierzigtausend Quadratkilometern des Staates Jaipur – also auf einem Gebiet etwa so groß wie halb Ungarn – jährlich höchstens vier bis fünf Tiger geschossen werden. Dabei könnte man getrost sogar fünfzig schießen. Es gibt genug. Der Maharadscha ist jedoch kein Jäger, auch diese paar Tiger lässt er von seinen Gästen schießen. Da jährlich hunderte von Gästen in Jaipur verkehren, wird wahrlich nur allzu selten jemandem die besondere Ehre des Tigerschusses zuteil. Der Tiger wird, obwohl er natürlich Unmengen an Schaden am Kleinvieh der Eingeborenen anrichtet, auf dem gesamten Staatsgebiet streng geschützt. Das Recht zu seiner Jagd steht ausschließlich dem Herrscher und seinen privilegierten Gästen zu. Königliches Wild, ohne Erlaubnis des Maharadschas darf kein Menschenkind ihn anrühren. Trotz der großen Schonung vermehrt er sich dennoch nicht übermäßig. Der Tiger schätzt keine Gesellschaft. Ein einzelner alter Kater herrscht über einen ausgedehnten Dschungelteil, er duldet keinen Rivalen um sich herum. Die Grenzen seines gewählten Reviers hält er ein und einen etwa dorthin geratenen Wandertiger verbeißt er sogleich. Eine sesshaft gewordene Tigerfamilie beherrscht ihr gewähltes Revier jahralang, bis sie entweder weggeschossen wird oder eine andere, stärkere Gesellschaft sie vertreibt. Die jüngeren, schwächeren Tiger wandern aus, ziehen in Gegenden, wo es mehr Platz und weniger Konkurrenz gibt. Von hier wechseln viele in den benachbarten Staat Alwar über, doch ich höre, dort werden sie überhaupt nicht geschont. – Das Ergebnis ist also – stellt Kesri fest –, dass aus unserer Sparsamkeit die Nachbarstaaten Nutzen ziehen. Sie jagen ständig, dennoch haben sie mehr Tiger als wir. Unser Maharadscha veranstaltet höchstens zwei Tigerjagden im Jahr. Dann zieht er mit seinen Gästen in die Wildnis hinaus, lagert in Zelten. Ein solches Shooting Camp – Jagdlager – dauert jedoch gewöhnlich nur zwei bis drei Tage. Man schießt ein, zwei Tiger, damit hat man dann für ein halbes Jahr den Gedanken an die Tigerjagd verworfen. Ältere, bequemlichkeitsliebende Gäste lässt man den Tiger meist vom Ansitz aus schießen, an einem als Köder angebundenen Büffel. – Übrigens: wie ich höre – fährt er fort –, hat Seine Hoheit für nächste Woche die übliche zweitägige Tigerjagd angeordnet. Das Jagdlager steht schon bereit, etwa sechzig Kilometer von hier entfernt. Vorerst wartet man noch auf die Ankunft der übrigen Gäste. Das ist also die Situation. Weshalb auch ich den Leser noch um einige Tage Geduld bitte. Ich hoffe, dass wir uns nächste Woche gemeinsam mit Nahar bekannt machen können, dem gestreiften Maharadscha des Dschungels. Vorerst müssen wir uns mit unserem gestrigen Jagdgebiet begnügen. Wir sind gerade aus der Stadt herausgekommen, schon biegen wir in das weglose Dickicht ein. Zu den vierzig zum Hauptort gehörenden Kilometer umfassende Zone ist ein hofeigenes Jagdgebiet; hier dürfen ausschließlich die Gäste des Maharadschas waidwerken. In den übrigen Teilen des Landes herrscht freie Bahn, das heißt, jeder Grundbesitzer kann nach Belieben auf seinem eigenen Territorium jagen. Ausgenommen Tiger. Der ist auch dort „Tabu“. Da dieser Teil des Dickichts gerade von zahmem Vieh durchstreift wird – wir begegnen Büffelherden und Ziegenrudeln –, kehren wir lieber um. Hier bräuchten wir jetzt vergeblich nach Wild zu suchen. Nachdem wir die Landstraße erreicht haben, fahren wir an ihr entlang weiter, um etwas später wieder ins Dornengebüsch einzubiegen. Dazu kommt es jedoch nicht, denn in Schussweite von der Landstraße taucht ein Rudel Blackbucks (Bezoarantilopen) auf. Es grast friedlich, offenbar an den Verkehr gewöhnt, und schenkt dem vorbeifahrenden Auto keine Beachtung. Eine weitaus größere Gesellschaft als gestern, es mögen etwa achtzig sein, aber unter ihnen zeichnen sich nur zwei alte Böcke schwarz ab. Es scheint, als hätten die Gäste die schwarzen Böcke bereits gründlich dezimiert.



Auf der dem Rudel gegenüberliegenden Seite springe ich aus dem Auto und ducke mich in den Graben. Der Wagen fährt weiter, und ich kann in aller Ruhe die etwa hundertfünfzig Schritte entfernt arglosen Antilopen beobachten. Genau wie zu Hause beim Pirschen auf Rehböcke im Frühjahr. Dort benutzen wir wenigstens noch einen Pferdewagen. Hier ist die Welt schon so modern, dass statt des Pirschkarrens das Pirschauto fährt. Möge mich der heilige Hubertus nur davor bewahren, dass ich später auch noch meinen Tiger aus dem Auto schießen muss. Denen hier ist alles zuzutrauen.

Den besseren der zwei alten Böcke des Blackbuck-Rudels heben wir bereits ins Auto. Leider waren wir zu schnell mit ihm fertig, „er hat keinen Sport geboten", um es in Englisch-Ungarisch zu sagen. Sein Gehörn ist zwei Zentimeter länger als das gestrige. Später begegnen wir noch zwei oder drei Rudeln, aber ich sehe unter ihnen kein besseres Gehörn als das bereits erlegte. Kesri ermutigt mich unentwegt, ich solle nur schießen, das Horn sei egal, das Fleisch sei auch bei diesen gut! Mir schaudert es auf dem Jägerrücken. Dennoch muss ich den Mund halten.

Auf dem Heimweg läuft uns noch eine Herde Nilgau-Antilopen über den Weg. Auch von diesen will Kesri mich schießen lassen. Da wir auch diesmal weder Werkzeug noch Zeit haben, denke ich gar nicht ans Schießen. Schließlich müssten wir die Nilgau-Antilope wieder nur als Hyänenfutter hierlassen. Ich lasse mir von Kesri feierlich versprechen, dass er mir das nächste Mal einen Sachkundigen mit scharfem Messer und Beil zur Seite stellt, der dann ordnungsgemäß die Kopfhaut abzieht. Erst dann werde ich eine Nilgau-Antilope schießen.

Ich möchte so gerne noch ein wenig hier draußen bleiben. Das Auto auf der Landstraße stehen lassen und in den Dornendschungel hineinspazieren. Dort möchte ich den Sonnenuntergang abwarten und ein wenig vergessen, dass ich nur eine Viertelstunde von der Stadt und meiner marmornen Badewanne im Palast entfernt bin. Hierher dringt wahrlich kein Laut der Stadt, nicht einmal der ferne Schein ihrer Lampen. Eine Bergkette verdeckt sie. Ich möchte ein wenig lauschen, erste Bekanntschaft mit der Nacht der indischen Einöde schließen. Schließlich kenne ich noch keinen einzigen ihrer Laute, nicht einen Atemzug. Denn das hier ist bereits Wildnis, auch wenn die Stadt dort hinter dem

Berg liegt und wir uns jeden Abend in Schale werfen müssen. Hier ziehen nicht nur Antilopen umher, nachts patrouillieren auch ernstzunehmende Raubtiere. Pantherspuren habe ich heute an zwei Stellen gesehen, ja sogar der Tiger, der König des Dschungels, hat letzte Woche einen draußen vergessenen städtischen Büffel geschlagen, kaum ein, zwei Kilometer von meiner heute Nachmittag geschossenen Antilope entfernt. Das hat vorhin einer der Hirten erzählt. Aber unser besorgter Kesri zieht ein ums andere Mal seine Uhr heraus:

— Gehen wir schon, die Zeit vergeht, gleich bricht die Dunkelheit über uns herein, ich bekomme Ärger von Seiner Hoheit, wir sehen ohnehin nichts mehr, was sollen wir in der Dunkelheit anschauen...

Tja, vom Palast aus ist es schwer zu jagen!

3 Januar: Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana)

Heute Nacht bin ich mit der angenehmen Überraschung aufgewacht, dass mich der Schüttelfrost schüttelt. Auch jetzt habe ich Fieber und muss im Bett bleiben. Was zum Teufel mag das sein? Vermutlich Malaria. Am Ende findet die Tigerjagd noch ohne mich statt.

Die Gäste treffen einer nach dem anderen ein. Eine ziemlich lärmende Gesellschaft; seit Mittag ist ständiges Geschrei, vor allem das gellende Kreischen von Frauenstimmen zu hören. F. ist ihnen schon begegnet, wahrlich eine recht buntgemischte Versammlung. Darunter sind ein englischer Lord und ein brasilianischer Kinderarzt, ein mexikanischer Polospieler und ein Hollywood-Filmstar, insgesamt sind etwa fünfzehn angekommen. Wollen die etwa alle einen Tiger schießen? Meine Sorgen wachsen ständig.

Seit der Maharadscha nach Hause gekommen ist, paradiert die Palastwache mit gesteigertem Eifer. Jetzt bringen sie bei der Wachablösung nicht nur die Kapelle, sondern auch eine riesige Fahne mit. Auf den Turbanen der vor den Eingängen strammstehenden Posten glänzt ein goldglitzernder Federbusch, und sooft ein Gast an ihnen vorbeigeht, grüßen sie klappernd mit ihren Bajonettgewehren. Seit so viele Gäste hin- und herrennen, ist das Leben der armen Posten eine einzige unaufhörliche Exerzierübung. Mittag sowie das abendliche Schließen der Stadttore wird durch einen Kanonenschuss angezeigt. Danach leuchten zwei Lichtkugeln an der Spitze des Fahnenmasts am Palast auf, eine größere und eine viermal kleinere: die fünfviertel-elektrische Flagge des Palasts.

Gestern hörte ich von Kesri und den anderen Höflingen: Die Familie des Maharadschas – das Geschlecht der Kachwaha – ist uralt, wie im Allgemeinen der Großteil der rajputischen Fürstendynastien. Ihr Stammbaum wurzelt in der nebligen Mystik der Zeiten vor Christus. Der Herr von Jaipur ist ein Nachfahre des Sonnengottes Rama. Auch der im alten Heldenepos der Hindus, dem Mahabharata, erwähnte König Virata erscheint in der Galerie der Familienahnen.

Der jetzige Maharadscha ist zwar auch ein Spross des alten Geschlechts, aber kein direkter Nachkomme seines Vorgängers. Die Thronfolge von Vater auf Sohn haben die Fürsten von Jaipur bereits vor Generationen eingestellt, aus Angst vor dem alten Fluch: Welcher Maharadscha die Herrschaft von seinem eigenen Vater übernimmt, der stirbt früh, und seine Regierungszeit bringt dem Land Unglück. Aus diesem Grund kann der Thronanwärter seit mehreren Menschenaltern nur der Adoptivsohn des Fürsten sein. Der jetzige Herrscher wurde im Alter von zehn Jahren von seinem Vorgänger adoptiert, der dann auch bald darauf starb. Die Adoption wird durch uralte religiöse Vorschriften geregelt. Die Priester des Landes beobachten die Himmelszeichen und erwarten von

deren Fingerzeig, wo sie den Auserwählten der Götter suchen sollen. Es kommt vor, dass die Zeichen auf eine ärmliche Hütte deuten, denn es gibt auch verarmte Zweige des Kachwaha-Geschlechts.

Was mich jedoch verblüffte: Der jetzige Herrscher hat beschlossen, mit dem alten Aberglauben zu brechen. Als Mensch der modernen Zeit setzt er sich darüber hinweg. Nach seinem Tod soll das Erbe auf seinen eigenen Sohn übergehen. Den sechsjährigen kleinen Prinzen haben wir bereits kennengelernt. Ja, neulich haben wir sogar zusammen die schwere Rechenaufgabe gelöst – oh, hoffentlich erfährt es die gestrenge Miss Forster nicht.

Bubbles – so wird der künftige Herr von Jaipur liebevoll genannt – ist ein außerordentlich lieber Junge. Ich hoffe, alle Götter Indiens werden ihn vor dem alten Fluch bewahren. Jedes Kind weiß, dass die Maharadschas die reichsten Menschen der Welt sind. Aber die normalen Ziffern reichen für sie nicht aus. Die Notwendigkeit trieb sie dazu, besondere Begriffe einzuführen: den **Lakh** und den **Crore**. Ein Lakh bedeutet einhunderttausend, ein Crore hingegen zehn Millionen. So spart man viele Nullen.

Es könnte missfallen, dass ich die Vermögensverhältnisse meines Gastgebers darlege. Da dies jedoch im offiziellen „Indian Year Book" steht, darf ich verraten, dass das jährliche Einkommen des Fürsten von Jaipur lediglich einen Crore und fünfundzwanzig Lakh beträgt (in Rupien, etwa das Doppelte unseres Pengő). Mit Maharadscha-Maßstäben gemessen ist das „lediglich", denn der Nizam von Hyderabad kommt auf stolze neun Crores.

Da mein Buch von Tigern handelt, hier einige Statistiken: Die Zahl der Menschenopfer durch Tiger wird heute auf etwa 1.500 bis 2.000 geschätzt – eine Verbesserung, wenn man bedenkt, dass früher allein in Bengalen 800 Menschen jährlich gefressen wurden. Der Appetit auf Menschenfleisch scheint abzunehmen. Jährlich verzehren sie „nur" noch 1.700 Hindus. Die Dorfbewohner melden Vorfälle oft nicht, aus Angst, die Engländer könnten den Tiger ausrotten. Ohne Tiger vermehren sich jedoch Wildschweine und Hirsche, die viel größeren Schaden an den Saaten anrichten als Nahar, wenn er mal ein oder zwei alte Weiber holt. Im Verhältnis zur Bevölkerung trifft es nur jeden 250.000sten. Das blutrünstigste Raubtier unserer Erde bleibt ohnehin der Mensch (*hors concours*).

4 Januar: Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana)

Mein Fieber hält an. Der Arzt tippt auf Influenza. F. kommt trotz Ansteckungsgefahr ständig herein und erzählt Neuigkeiten: Der Maharadscha hat drei Ehefrauen – ein „Abbau", wenn man bedenkt, dass sein Vorgänger noch tausend Witwen im Palast hat. Die drei Maharanis leben in der Zenana und verlassen diese nur in Autos mit blauen Fenstern (man kann raus, aber nicht reinsehen).

Unser Diener Viktor ist ein Phänomen. Er lächelt nie, ist aber unersetzlich. Abends bringt er Stapel von Abendkleidern und fragt: „Which one should we make her wear tonight?" Er besteht darauf, dass *wir* (Viktor und ich) entscheiden, was F. trägt. Er bereitet das Bad vor und hilft beim Zuknöpfen. Wenn das Geld reicht, nehmen wir ihn als Andenken mit nach Hause.

Heute Abend gibt es ein Bankett für siebzig Personen. Ein Orchester aus Bombay wurde eingeflogen. Dank meiner Krankheit kann ich das Schwänzen der Gala in vollen Zügen genießen. Der Maharadscha schickte mir sogar den goldenen Siegespokal zur Ansicht ins Zimmer – eine rührende Geste.

5 Januar: Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana)

Ich bin wieder gesund und habe heute Tennis gespielt. Unter den Gästen findet sich leider kein einziger Jäger. Die indischen Herren tragen auf dem Land oft **Jodhpurs** (Khaki-Reithosen), abends dann aus weißem Leinen mit einem **Achkan** (Rock), dessen Knöpfe aus Edelsteinen bestehen. Der Name stammt vom Nachbarstaat Jodhpur. Jeder Tourist lässt sich sofort solche Hosen machen. Wir schämen uns, einen Monat ohne sie verbracht zu haben, aber der Hofschneider war gerade da und hat Maß genommen.

In Jaipur gibt es eigene Briefmarken. Ihr Anblick erinnert mich an meine Schulzeit, als ich ein leidenschaftlicher Sammler war. Bis ich eines Frühlings mein ganzes Album einer Dame zu Füßen legte. Seitdem ist viel Wasser die Donau hinuntergeflossen. Was wohl aus dem dunkelgrünen Album geworden ist?

6 Januar: Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana)

An das Pfauen-Geschrei kann ich mich einfach nicht gewöhnen. Jeden Morgen im Morgengrauen schreckt es mich auf. Vergeblich springe ich aus dem Bett und schließe das Fenster. Es gibt kein noch so dicht schließendes Doppelfenster, durch das dieser grässliche Pfauenlärm nicht dringen würde. Um fünf Uhr morgens erwachen die heiligen Vögel von Jaipur. Hunderte von Pfauen. In den Gärten, auf den Hausdächern, Zäunen und Tempeltürmen. Zwischen fünf und sechs Uhr ist nicht nur ganz Jaipur, sondern wohl ganz Rajputana eine einzige Pfauen-Kakofonie. Neuerdings bereite ich mir abends schon die Watte für die Ohren vor. Auch das hilft nichts. Diese Stunde muss man wach liegend überstehen. Drei alte Hähne haben ihren gewohnten Schlafplatz hier auf dem Mangobaum vor meinem Fenster. Bei Tagesanbruch jammern sie eine volle Stunde lang herum, bevor sie endlich auf den Rasen hinabflattern und mit ihrer morgendlichen Insektensuche beginnen. Dort sind sie dann allerdings still. Jeden Morgen versuche ich, die verflixten Vögel zu verscheuchen, damit sie wenigstens nicht direkt vor meinem Bett so ein Gezeter machen. Aber sie sind so hochmütig, dass sie meine Scheuchversuche keines Blickes würdigen. Sie wissen genau, dass sie heilig sind und es verboten ist, ihnen etwas zuleide zu tun.

Drei Adjutanten fällt die schwere Aufgabe zu, die Gästeschar zu beschäftigen. Das bereitet Kesri und seinen zwei Gefährten sicher gründliches Kopfzerbrechen. Denn solch eine Gästeschar ist eine anspruchsvolle Bande; viele Dinge interessieren sie, und jedes Mitglied will etwas anderes. Der eine möchte jagen, der andere Tennis spielen. Jemand will einen Ausflug machen oder die Stadt besichtigen. Polo spielen oder sich die Haare ondulieren lassen. Ausreiten oder bei den berühmten Juwelieren von Jaipur Saphire kaufen. Und all das zu organisieren, es jedem recht zu machen, die für die Durchführung nötigen Autos und Fahrer pünktlich bereitzustellen, auf die hundertlei unsinnigen Fragen der Gäste höfliche und zufriedenstellende Antworten zu geben, für Abreisende komplizierte Zugverbindungen herauszusuchen – all das ist die Arbeit dieser unglücklichen drei Singhs. Der arme Kesri ist ein junger Mann von kaum dreißig Jahren – darüber ist er grau geworden. Ich höre, dass die Adjutanten nach einem besonders ausgiebigen Gästebesuch auf Erholungsurlaub geschickt werden.

Heute wurden wir in drei Hauptgruppen eingeteilt. Eine Gruppe flog mit zwei Maschinen zu einem Besuch beim benachbarten Maharadscha von Jodhpur. Die zweite schlägt den Tennisball. Und die dritte – in die ich das Vergnügen hatte zu kommen – bricht zur Wildentenjagd auf. Unter Kesris Führung fahren wir mit zwei Autos zu dem etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernten *Tank*, also dem Teich. Ein „Tank" bedeutet bekanntermaßen einen Behälter oder ein Becken. Hierzulande sammelt man mangels anderen Wassers das Regenwasser in künstlichen Becken. Der Großteil der indischen Seen

sind solche von Menschenhand gegrabenen Wasserbecken. „Tank“ ist eine so allgemeine Bezeichnung geworden, dass in Indien sogar ein natürlicher See ein Tank ist. In den Tanks hausen meist auch Krokodile. Daher mag das bekannte englisch-indische Sprichwort rühren: *If you live in a tank, get on with your alligator* (Wenn du in einem Tank lebst, versuch mit deinem Alligator auszukommen). Obwohl dies ein im Alltag zu beherzigender Rat ist, ist er zoologisch nicht ganz korrekt, da der Alligator bekanntlich ein Bewohner südamerikanischer Gewässer ist. Dort wiederum gibt es keine Tanks.

Wir fahren an einen flachen See. Einige Trupps Wildenten schwimmen in der Mitte. Die Wasserfläche ist völlig eben, kein einziger Halm Schilf oder ein sonstiges Versteck zeigt sich. Auch am flachen Ufer gibt es keine Deckung, der Schütze hat also nichts, hinter das er sich ducken könnte. Die Autos umfahren den Tank, wir steigen einzeln aus und legen uns am Ufer auf den Bauch. Nachdem wir den See so umstellt – oder besser umlegen – haben, lässt Kesris Flintenschuss die Enten auffliegen. Natürlich schrauben sie sich im Nu bis zu den Wolken hinauf, und wenn sie über unseren Köpfen ankommen, sind sie eigentlich schon nicht mehr zu treffen. Dennoch ertönen fleißig die Flinten, aber wahrlich nur ganz selten taumelt ein Vogel aus himmlischen Höhen herab. Wir nehmen uns noch drei weitere Tanks vor, die Situation ist bei jedem dieselbe. Als wir mit den drei Teichen fertig sind, haben wir mit großer Mühe etwa fünfzehn Enten beisammen. Wie viele Patronen dabei draufgegangen sind, wollen wir lieber nicht untersuchen. Ich habe vier verschiedene Entenarten geschossen, aber nur eine einzige Bekannte: die heimische Krickente. Die schönste unter ihnen ist die braun-weiße *Brahmin Duck* (Kasarkaente), die größer als eine Stockente ist und im Flug eher einer Gans als einer Ente ähnelt.

Am Seeufer liegend essen wir ausgiebig. Ich freue mich über den schönen sonnigen Nachmittag und die Bekanntschaft mit den bisher fremden Wasservögeln. Zum Tee, der auf dem Rasen der Terrasse vor dem Palast serviert wird, sind wir wieder zu Hause. Auch die anderen sind zurückgekommen: die Flieger, die Tennisspieler und die Stadtbummler. Nach dem Tee folgt die Weihnachtsbescherung für die Kinder der Palastbediensteten. Eine ganze Schar von Kindern wird von ihren Vätern zusammengetrieben. Die Mütter, die so etwas sicher viel besser verstünden, dürfen sich natürlich nicht zeigen. Unter dem Jubel der Kinderschar erscheint *Father Christmas*: der Weihnachtsmann. Nennen wir ihn vielleicht lieber Nikolaus. Denn er hat einen langen, weißen Bart, eine rote Kapuzenkutte und bringt die Geschenke in einer auf den Rücken gebundenen Butte. Doch im Gegensatz zu unserem Nikolaus kommt er nicht zu Fuß, stützt sich nicht auf einen Stock und wird auch nicht von einem Rentierschlitten gezogen wie Santa Claus. Der Nikolaus von Jaipur erscheint auf dem Elefantenrücken. Auf einem festlich geschmückten Hofelefanten, an dessen gekürzten Stoßzähnen dicke Goldbänder glänzen. Der Kopf des Elefanten wurde mit kunstvollen Zeichnungen bemalt; bunte Blumen und rankendes Geißblatt zieren ihn. Die Seiten wurden mit bunten Seidentüchern behängt wie ein Maibaum.

Der Rasenplatz vor dem Palast bildet eine weitläufige Terrasse, zu der von zwei Seiten Treppen aus dem Hof hinaufführen. In der Mitte jedoch erhebt sich eine steile Marmorrampe über die Terrasse – der Aufgang für die Elefanten. Dort erklimmt das Reittier des Nikolaus die Höhe. Oben angekommen bleibt es stehen, und auf das Kommando *Salaam!* seines in einen Seidenkaftan gehüllten *Mahouts* (Elefantenführers) wirft es den Rüssel hoch. Es grüßt die versammelten Herrschaften. Mit gestrecktem Rüssel, in wahrer Faschistenmanier. Ein neuer Befehl – und der Elefant legt sich ganz langsam, weich, jedes Bein einzeln wie einen Zollstock unter sich faltend, auf den Bauch.

Der Mahout lehnt eine kleine Holzleiter an die beflaggte Seite des Elefanten, und der bärtige Nikolaus – im Privatleben einer der Adjutanten – klettert hinunter. Er sagt die üblichen Nikolaus-Sinnlosigkeiten auf, dass er nur den braven Kindern etwas mitgebracht

habe und die bösen in die Butte stecke, jawohl, jawohl. Und schon verteilt er die in Schachteln verpackten Geschenke, an Gute wie an Böse gleichermaßen. Sogar F. bekommt ein buntes Holzpferdchen. Einem Kind – einem daumengroßen, rußgesichtigen Schlingel – wird eine napoleonische Ausrüstung zuteil: hohe Stiefel, ein Rock mit weißem Plastron, ein riesiger Dreispitz. Er zieht sie sofort an, schnallt sich den Säbel um und verschwindet fast unter dem großen Napoleonhut. Nach getaner Arbeit elefantelt der Nikolaus davon, begleitet vom „Thank you Father Christmas"-Gezipe des Meisengesangs des Kinderchors.

Danach folgt das Drachensteigen. Das ist ein Nationalsport in Indien. Ein paar Dutzend viereckige, braunrote Papierdrachen werden hervorgeholt, unter uns verteilt, und dazu gibt es tüchtige Garnknäuel. Das heißt, das Knäuel besteht nicht aus einfachem Garn, sondern aus einem fadendünnen, aber unzerreißbaren Seidenfaden. Jeder macht sich daran, seinen Drachen steigen zu lassen. Wir rennen auf dem Rasen hin und her, der Faden des einen verheddert sich in dem des anderen, viele Drachen kommen zu Schaden, noch bevor sie fliegen können. Nach langem Mühen steigen endlich einige empor. Neue Seidenknäuel kommen zum Vorschein, wir verlängern die bereits aufgelassenen Schnüre, bis die Drachen so hoch steigen, dass sie nur noch wie winzige schwarze Fliegenschisse auf dem dunkelblauen Emaille des Himmelsgewölbes wirken.

Doch all dies ist nur Vorbereitung, der eigentliche „Sport" folgt erst jetzt. Das Motto lautet: Jeder versuche, mit dem gespannten Faden seines Drachens den Faden des anderen Drachens zu durchtrennen. Dies ist natürlich nur möglich, wenn sich zwei Fäden hoch oben kreuzen. Die beiden Drachenbesitzer reißen das in der Hand gehaltene Fadenende hin und her, machen sägende Bewegungen, bis schließlich oben ein Faden den anderen durchschneidet. Der Drache, dessen Faden durchgesägt wurde, verliert den Halt und fällt wie ein Vogel mit gebrochenen Flügeln herab. Es ist ein Vergnügen ähnlich dem „Ostereier-Titschen", wenn zwei die Enden der Eier gegeneinander klopfen. Die Frage ist: Bricht das eigene Ei oder gelingt es, das des anderen einzuschlagen? Der Drache, der am Ende als einziger oben schwebt, gewinnt als Sieger einen Preis. Die anderen, die Opfer des Luftkampfes, fallen weit verstreut außerhalb der Palastmauern in die Straßen der malvenfarbenen Stadt.

7 Januar: Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana)

Am Vormittag streifen wir wieder durch die Stadt. Wir besuchen das Viertel der Handwerker, vor allem die Werkstätten der Kupferschmiede, Graveure und Schnitzer. Auch hier haben die Kupferschmiede ein ganzes Stadtviertel besetzt. Die ganze Straße glänzt, funkelt und hämmert. Das sind Kupferschmied-Dynastien; seit Generationen schmieden sie die Kupfergefäße. Nach den Vorschriften des Kastensystems darf der Sohn nur das Handwerk seines Vaters fortführen; aus dem Sohn eines Kupferschmieds kann seit Jahrhunderten nur ein Kupferschmied werden. Die Übung und Sachkenntnis von Generationen kristallisiert sich hier heraus; der Sohn eines Kupferschmieds kommt vermutlich schon mit Hammer und Meißel auf die Welt.

Mit Hammer und Meißel. Denn die Graveure sind die wahren Künstler der Kupferschmied-Gesellschaft. Neben den hundertlei sichtbaren Zeichnungen gravieren sie auch wunderbar vollkommene, hauchfeine Verzierungen, die man fast nur mit der Lupe genießen kann. Blumen, Tiere, ineinander verschlungene, komplizierte Arabesken. Mit überirdischer Geduld hocken die Kupferstecher in verklärter Unbeweglichkeit da. Sie gravieren die nervenzehrende, augenzerstörende Arbeit von Monaten in eine alte Kupferschatulle, nur um sie dann für ein paar Groschen mit Mühe wieder loszuwerden. Die Spezialität der Jaipurer Kupferschmiede ist das Ziselieren und die Emailmalerei. Auf kesselförmige, bauchige Kupfergefäße, flache Kupferplatten, Krüge, Amphoren und

Schatullen brennen sie mit buntem Email die verschiedensten Szenen ein. Das „Jaipur-Red“ ist in ganz Indien als Emailfarbe bekannt. Das beliebteste Motiv ist die Tigerjagd: eine auf Elefanten anrückende vornehme Gesellschaft und der grimmige Tiger, der gerade im Begriff ist, an den Kopf des Elefanten hochzuspringen. Neben dem Tiger regen vor allem die Kobra und der Pfau die Fantasie der Kupferschmiede an. Unter den hunderten bunt emaillierten Gravuren gibt es kaum eine, in der Tiger, Kobra oder Pfau nicht vorkommen würden. Der Pfau führt jedoch auch hier. Für die Emaillierung ist er zweifellos am besten geeignet.

Gehen wir nun in die Straße der Edelsteinhändler. Der Juwelier sitzt im offenen Schaufenster, in ein buntes Laken gewickelt hockt er auf dem Boden. Von seiner Ware sieht man nichts, man würde gar nicht glauben, dass er ans Geschäftemachen denkt. Aber sobald man sich nähert, bittet er einen herein, lässt einen auf dem einzigen Stuhl Platz nehmen, der für weißhäutige Gäste bereitgehalten wird, und präsentiert seine Schätze. Seine wertvolleren Steine bewahrt er in Wildlederwickeln auf; einen nach dem anderen zaubert er sie aus geheimen Taschen hervor, die in den Falten seines Laken-Gewandes verborgen sind. Er wickelt den Stein aus, wischt ihn ab, haucht ihn an; wischt ihn wieder ab, hält ihn gegen das Licht, haucht ihn erneut an, poliert ihn mit dem Wildleder – es vergehen zehn Minuten, bis man ihn ansehen darf. Er bietet Rubine, Smaragde und Opale an, die größte Auswahl hat er jedoch bei den Saphiren. Der weniger wertvolle, hellere oder leicht fehlerhafte Saphire bewahrt er in einem ansehnlichen Leinenbeutel auf. Er schüttet sie dir handvollweise in die Hand – bitte sehr, wählen Sie aus, als wären es Kieselsteine aus der Donau. Die Preise sind, mit europäischen Augen betrachtet, Spottpreise. Bis diese Steine in den Schaufenstern unserer heimischen Juwelierläden landen, springt der Preis auf das Sechs- bis Siebenfache des Jaipurer Wertes. Europäische Juweliere kaufen hier viel ein; ich höre, dass auch die Agenten von Herrn Cartier oft die Saphirhändler von Jaipur durchstöbern. Eine Dame unter den Palastgästen, die Frau eines amerikanischen Polostars, muss sich gestern wohl genau damit beschäftigt haben. Sie kaufte eine ganze Tragetasche voll Steine. Eine ordentliche Spitztüte Saphire.

Am Nachmittag fahren wir erneut zur Jagd in die Dickichte von gestern. Diesmal begleitet uns der neulich angekommene Lord Jersey. Er ist ebenfalls ein Neuling in Indien – und wie ich sehe, auch im Umgang mit der Flinte. Erst nach wiederholtem, vergeblichem Geknalle gelingt es ihm mühsam, seinen ersten Blackbuck und seine erste Nilgau-Antilope zur Strecke zu bringen. Dabei fällt jedoch auch für mich ein Teil des Vergnügens ab: Der Lord trifft nämlich beide Tiere schlecht, nur oberflächlich, und nach dem Schuss machen sich beide davon. Ihn interessiert das Nachsetzen des verletzten Wildes jedoch nicht, sodass die genussvolle Arbeit des Schweißhundes mir überlassen bleibt. Die träge Nilgau-Antilope erreiche ich bald, aber der Blackbuck bringt mich ordentlich ins Schwitzen. Fast eine Stunde lang schleiche ich ihm nach, bis ich ihn schließlich mit einem weiten Schuss erlegen kann.

Da wir noch gut in der Zeit liegen, holpern wir hinaus auf die Landstraße und fahren etwa zwanzig Minuten lang nach Norden. Dort hört das Dornendickicht völlig auf und verliert sich in einer hügeligen, kahlen Sandwüste. Solches Gelände liebt die **Chinkara**, Indiens einzige Gazelle (*Gazella bennetti*). In Nord-Rajputana ist sie sehr verbreitet, in Jaipur findet man sie nur vereinzelt. Aber wenn wir schon einmal hier sind, versuche ich mein Glück. Wir fahren kreuz und her quer durch die löchrige Einöde und wollen gerade umkehren, als in weiter Ferne drei Chinkaras auftauchen. Auf den ersten Blick sind sie das Ebenbild der sudanesischen Dorcasgazelle; Größe und Farbe sind völlig identisch. Nur in der Krümmung der Hörner zeigt sich ein kleiner Unterschied. Mein stark vergrößerndes Fernglas zeigt deutlich, dass einer der drei ein Bock ist. Wir ziehen das Los, wer von uns beiden schießen darf: Das Glück wählt mich. Worüber nicht nur ich mich freue, sondern

offensichtlich auch der Lord, den das vorauszusehende Herumkriechen auf allen Vieren überhaupt nicht begeistert.

In einem weiten Bogen fahren wir unter den Wind, von dort aus mache ich mich zu Fuß daran, mich den Gazellen zu nähern. Wenn ich auch sonst keine Deckung habe, hilft das unebene Gelände. F., Kesri und der Lord setzen sich derweil zum Tee nieder. Und als sie fertig sind, bin ich auch mit dem Chinkara-Bock fertig. Kein besonders berühmtes Exemplar, aber es bereichert meine Sammlung um eine weitere Art. Diesmal ist ein fachkundiger Abhäuter mitgekommen, sodass wir Gehörn und Kopfhaut des erlegten Wildes ordentlich versorgen können.

Auf dem Heimweg schieße ich noch einen schönen Blackbuck. Wieder etwas besser als die bisherigen, aber von einem richtig guten Exemplar ist auch dieser noch weit entfernt. Kaum haben wir das Haupt des schwarzen Bocks abgehäutet, trifft eine aufgeregte Gestalt ein. Ein halb militärisch, halb zerlumpt gekleideter Mann mit Turban: ein herrschaftlicher Wildhüter. Er hält Kesri einen langen Vortrag, zeigt immer wieder zur nahen Bergkette hinauf, und an seinem Blick sieht man, dass er interessante Neuigkeiten bringt. Wir nehmen Kesri ins Verhör:

— Nichts Besonderes – er winkt ab –, nur ein Tiger. Er hat heute Nacht wieder einen Büffel geschlagen. Dort am Berghang! Der Kopf des Büffels liegt immer noch da, heute Abend kommt das Raubtier sicher zurück. Aber jetzt lass uns nach Hause gehen zum Umziehen, in einer Dreiviertelstunde wird serviert!

Damit komplimentiert er uns ins Auto. Schon fahren wir los und lassen den aufgeregten Wildhüter samt Turban, Tiger und halb gefressenem Büffel einfach stehen. Sie werden nicht einmal mehr erwähnt. Ich hoffe, das Mitgefühl meiner Jägerkollegen ist bei mir. Dort liegt der Büffelkadaver am Berghang, in einer Viertelstunde könnte ich dort sein. Ich müsste nichts weiter tun, als mich hinter einen Busch zu kauern und auf den Tiger zu warten. Einen echten indischen Königstiger! Die Sehnsucht meiner Träume, der Hauptpreis unserer Reise!

Ich aber muss nach Hause fahren, mich in den Frack werfen und punkt acht Uhr zum Hofessen erscheinen. So etwas niederzuschreiben ist schon schmerzhaft.

— Kesri – sage ich mit flehender Stimme –, Sie sind doch so ein fähiger Mann. Könnten Sie es nicht irgendwie einfädeln, dass ich draußen bleiben und den Tiger belauern kann? Wenn man schon auf mich und den Tiger keine Rücksicht nimmt, sollte man wenigstens Mitleid mit den armen Büffeln haben! Ist es nicht schade um sie? Dieses böse Raubtier tötet sie nacheinander — Büffel gibt es hier genug – lautet die beruhigende Antwort. – Nur Geduld. Alles hat seine Zeit. Auch Ihr Tiger.

Tja, so ist das mit der Gastfreundschaft eines Maharadschas.

8 Januar: Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana)

Der heutige Tagesbefehl: Gemeinsamer Ausflug zum **Rangadh Palace**. Picknick. Krokodiljagd am Rangadh-See. Abfahrt mit dem Auto um zehn.

— Was ist der Rangadh Palace? – frage ich Kesri. – Ich dachte, dieser Palast hier hieße so.

— Das hier ist Rambagh – klärte er mich auf –, jenes dort ist Rangadh. Ein kleineres Jagdschloss, eine Stunde von hier entfernt.

Sechs identische, dunkelgrüne Autos fahren vor den Palast. Eine Wagenkolonne für den Gästetransport. Die Adjutanten teilen uns ein; sie haben im Voraus berechnet, wer neben wem in welchem Wagen Platz zu nehmen hat. Der Wagen Seiner Hoheit ist noch nicht vorgefahren; er kommt erst später nach, wenn die Karawane der Gäste bereits aufgebrochen ist. Der Wagen Seiner Hoheit ist ohnehin viel schneller und holt die anderen rechtzeitig ein. Zwei junge Damen der Gesellschaft blieben zurück; ihnen wird die Ehre zuteil, im Auto Seiner Hoheit mitzufahren. Unsere Flinten werden in zwei separaten Autos transportiert. Das ist sie also, die vornehme Krokodiljagd!

Nach einer Stunde Fahrt auf staubiger Landstraße liegt der Rangadh Palace vor uns – das „kleine Jagdschloss“. Das kleine Schloss ist zweistöckig und mag etwa fünfundzwanzig Zimmer haben. Ultramoderne Möblierung, schreckliche knallblaue Samtsessel, Telefone, Radios und – eine Cocktailbar! Im „kleinen Jagdschloss“. Von der geräumigen Veranda vor dem Haus bietet sich ein schöner Ausblick auf den großen, glitzernden See, den See der Krokodile. Auf der Veranda stehen Gartenschaukeln, auf denen wir uns niederlassen. Mit dem Fernglas in der Hand untersuchen wir die Tierwelt des Sees. Einige Trupps Wildgänse, ein Gemisch aus Störchen, Reihern und Kormoranen zeigt sich am Ufer, weiter draußen schwimmt eine kleinere Entengesellschaft. Auf zwei, drei Inselchen, die aus dem See ragen, räkeln sich graue, unbewegliche Gestalten: sonnenbadende Krokodile. Das indische Krokodil, der **Mugger**, ist etwas kleiner als sein afrikanischer Vetter, doch auch unter diesen zeigen sich einige beträchtliche Ungeheuer von etwa drei Metern Länge.

A CALCUTTAI UTCA NYOMORULT EMBERRONCSA

HAJTHATATLAN SZENTÜNK
ÖNSZÁNTÁBÓL OLDOTTA MEG A KÉRDÉST

Und was sind die zwei jagenden, glänzendschwarzen Punkte dort im flachen Wasser? Als wären es die glänzenden Rücken zweier Riesenwasserkäfer... Aber schau an, jetzt erreichen sie das Ufer, klettern ans Trockene und strecken sich zu langen, schlanken Tieren... Ein Otterpaar spielt am sonnenbeschienenen Seeufer. Jenseits des Sees erhebt sich ein felsiger, buschbewachsener Bergrücken. Senkrecht zum Grat werden drei, vier Querschneisen hell, als wären Linien in den Berghang geschnitten.

— Ganz recht – erzählt der Maharadscha –, das sind Jagdschneisen, dorthin treiben wir den Tiger. Die Tigerjagd geht von Schneise zu Schneise, genau wie bei Ihnen die Fasanenjagd. Es stimmt, dass wir in diesem Teil seit fünf Jahren nicht mehr gejagt haben. Seitdem kam es nicht mehr dazu. Sehen Sie die dritte Schneise? Dort hat der spanische König seinen ersten Tiger geschossen! Auch Sie werden in Jaipur Ihren ersten Tiger schießen!

Sehr richtig. Das erwarte ich auch. Wenn der spanische König hier geschossen hat, dann geziemt es sich wahrlich, dass auch ich hier schieße. Bessere Leute beginnen ihre Tigerjagd offensichtlich alle in Jaipur.

Im Speisesaal des „kleinen Jagdschlosses" kauen wir uns durch ein sechsgängiges Festmahl. Das ist das besagte, im Programm angekündigte „Picknick". Danach fragt man uns, wer Krokodile jagen, wer auf Wildenten gehen und wer ohne jedes Blutvergießen einfach nur Kahn fahren möchte. Entsprechend der Meldungen werden wir in drei Gruppen eingeteilt. F. und ich bitten natürlich darum, zur Krokodil-Abteilung zu gehören. Wir spazieren zum Seeufer hinunter und gehen an Bord der nebeneinander aufgereihten Motorboote. Die Fahrer lassen die Motoren an. Ein mörderisches Knattern und Paffen – mein unheilvoller Blick wendet sich zu den schlafenden Krokodilen auf der fernen Insel... Aber natürlich. Eines über dem anderen drängen sie sich in den See; innerhalb von Sekunden sind die Inseln leer. Na, sage ich mir, die haben ihr Sonnenbad für heute auch beendet.

Wir tuckern in die fernsten Teile des Sees. Krumme, kanalartige Ausläufer zweigen dort ab, die ebenfalls beliebte Plätze des Muggers sind. Unser Kriegsplan ist folgender: Wir schleichen mit möglichst gedämpftem Paffen in Ufernähe entlang, bis wir in die Nähe einer dieser Mündungen kommen. Dort stellen wir plötzlich die Motoren ab und drehen uns mit dem vorhandenen Schwung lautlos in die gewundene Wasserenge. Den am Ufer schlafenden Mugger, der sich in Sicherheit wähnt, können wir so vielleicht überraschen.

Einmal gelingt es fast. In einer Kurve des Seearms, kaum dreißig Schritte vor uns, liegt ein Krokodil am Uferrand auf dem Bauch. Ein eher kleinerer Mugger, höchstens zwei Meter lang. Der brasilianische Kinderarzt sitzt neben mir, er ist mit dem Schuss an der Reihe. Mit funkelnden Augen greift er nach dem vom Maharadscha geliehenen großen Cordite-Gewehr und donnert mutig auf den Mugger los. Dieser rennt mit dem für seine Art typischen Watschelgang ins Wasser. Er hat sich ordentlich erschreckt. Kein Wunder, das Gewehr war schrecklich laut. Und es hat so getreten, dass es den kleinen Brasilianer fast aus dem Kahn geworfen hätte. Aber dem Mugger hat es nicht geschadet.

Als wir aus der Lagune herauskommen, begegnen wir dem Boot des Maharadschas. Er schlägt vor, uns ihm anzuschließen; vielleicht gelingt uns mit zwei Kähnen ein geschickterer Plan. Während wir uns unterhalten und die fernen Teile des Seeufers untersuchen, gerät ein ansehnliches Krokodil ins Sichtfeld meines Fernglases. Es ist weit weg, etwa fünf- bis sechshundert Schritte, es liegt am Ufer und lässt sich den Rücken von der Sonne bescheinen. Die abgestellten Motoren wagen wir jetzt nicht anzulassen, um den Mugger nicht wieder zu verscheuchen. In jedem Boot finden sich jedoch ein paar Ruder; die holen wir hervor und nähern uns mit leisem Paddeln, dicht nebeneinander fahrend, dem schlafenden Reptil. Wir beide – der Maharadscha und ich – sitzen mit schussbereitem Gewehr im Bug des Schiffes. Wir haben beschlossen, dass wir, sofern es uns gelingt, uns auf etwa hundert Schritte zu nähern, gleichzeitig auf das Krokodil schießen. Näher lässt es uns ohnehin nicht heran, und wenn wir es wecken, rettet es sich mit einer einzigen Bewegung ins Wasser.

Sobald wir die vereinbarte Entfernung erreichen, nehmen wir vorsichtig den Kopf des Muggers ins Visier. Man muss ihn nämlich in den Kopf treffen, nur so kann man ihn an Ort und Stelle halten. Wenn er jedoch einmal ausschlägt, ist er schon verloren und taucht unter. Nach unserer Vereinbarung wird der Maharadscha zählen, damit wir unsere Gewehre möglichst gleichzeitig abfeuern können... Wir zielen immer noch auf das Krokodil. Aus dem schwankenden Kahn ist das Zielen auf den hundert Schritte entfernten grauen Muggerkopf jedoch eine recht unsichere Angelegenheit... Endlich spricht der Maharadscha: *One – two – three!*

Fast gleichzeitig krachen die zwei Schüsse. Und der sonnenbadende Drache – rührt sich nicht. Nicht einmal mit dem Schwanz schlägt er. Nicht einmal mit dem Auge blinzelt er.

— Oho! – Wir sehen uns an. – Den haben wir aber gründlich erledigt. Wir müssen genau den Kopf getroffen haben. Wer von uns hat wohl getroffen? Wir beide?

— Seien wir nicht leichtsinnig – mahnt der Maharadscha vorsichtig –, es kann sein, dass ihn nur ein Streifschuss getroffen hat und er nur betäubt ist. Sicher ist sicher. Geben wir noch zwei Schüsse ab, damit er uns nicht entwischt.

Jeder von uns feuert noch zwei Schüsse ab. Aber der Mugger rührt sich nicht. Offensichtlich kam er nicht einmal dazu, aufzuwachen; wir haben ihn noch im Schlaf getötet. Wir können beruhigt den Motor anlassen und mutig auf das Ufer zueilen. Es war schade um die vier letzten Schüsse; jetzt wird er so viele Löcher haben, dass wir gar nicht mehr feststellen können, wessen Kugel ihn erledigt hat. Wir sind nur noch zehn Schritte von ihm entfernt – da schlägt uns ein entsetzlicher Aasgeruch in die Nase. Jedes Aas stinkt, aber mit einem seit Tagen verrottenden Krokodil kann es kein Geruch aufnehmen. Es stellt sich heraus, dass der große Mugger bereits letzte Woche geschossen wurde. Seitdem lässt ihn die Sonne hier am Ufer weich werden. So wird es für immer ein Geheimnis bleiben, ob einer von uns ihn in den Kopf getroffen hat.

Damit ist die Krokodiljagd beendet. Es folgt ein weiteres Festmahl, Trinken und Tanzen. Es ist nach Mitternacht, als wir uns zu dritt mit Kesri davonschleichen, ins Auto steigen und nach Hause flüchten. Das Stadttor wurde bereits geschlossen; Kesri hämmert etwa zehn Minuten dagegen, bis die Wache bereit ist zu öffnen.

9 Januar: Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana)

Die Jodhpur-Hosen sind da! Wir haben uns auch schon umgezogen; wir haben Beine wie Pfeifenstiele bekommen, wahre indische Herrschaften. Ich werde in meiner neuen Tracht allerdings nicht lange paradieren. Ich schlüpfe wieder in meine gewöhnlichen Pantalons, denn die kann ich ohne jede Assistenz ausziehen. Zum Ausziehen der Jodhpurs hingegen braucht man Hilfe. Man muss sie von den Waden herunterzwingen wie einen zu engen Stiefel. Viktors Adern am Hals schwellen an, bis er mich ausgezogen hat.

Doch außer der neuen Hose freuen wir uns heute noch über etwas anderes. Wir haben eine großartige Neuigkeit gehört, eine lang erwartete Freudenbotschaft: Morgen brechen wir zur Tigerjagd auf! Das ernsthafte Leben beginnt. Vorbei ist es mit Wohlstand, Schwelgerei und Müßiggang. Wir werden im Zelt wohnen, auf harten Feldbetten schlafen und die vielen Gefahren des indischen Dschungels kennenlernen. Ich bin nur gespannt, wie diesen vielen verwöhnten Damengästen, diesen Stadtdamen, die im freien Kessel gekochte Lagerkost schmecken wird. Und das Waschen im kalten Bach und Ähnliches. Wäre es nicht ratsam, den Großteil der Gäste hierzulande zu lassen? Sicher schlafen auch sie lieber in ihren Palastbetten.

Am Nachmittag halten wir wieder eine Entenjagd ab. Heute ist sie viel besser gelungen als gestern. Wir stellen uns an drei verschiedenen Tanks gleichzeitig auf. Das Wild fliegt von einem zum anderen, sodass man besser zum Schuss kommt. Ich bekomme einen besonders guten Platz: Ich stehe am Ende einer schmalen Landzunge, die in den See ragt, in der Deckung einiger geeigneter Gebüsche. Das ist der kleinste Teil des Sees, außer mir kommt sonst niemand hierher. Ich schieße auch etwa zwanzig Stück Wasserwild: Gänse, Enten, Bekassinen gemischt. Ich könnte noch mehr schießen, aber diese Jaipurer Patronen sind erbärmlich. Schon ihr Geruch ist nicht gut, geschweige denn ihre Durchschlagskraft. Gegen das Gewehr kann ich nichts einwenden, das ist mein eigenes. So bin ich gezwungen, jeden Fehler auf die Patronen zu schieben.

Vor dem Schlafengehen stellen wir die Sachen für den morgigen Jagdausflug zusammen. Wir reduzieren alles auf das Minimum.

— Bitte lassen Sie nur das Allernötigste einpacken!

Diese Anweisung haben wir von den Adjutanten erhalten. Wir überlegen schon, ob wir beide in einen gemeinsamen Rucksack packen oder einen separaten Sack riskieren sollen. Wir ziehen auch Viktor in die Debatte mit ein. Er ist ein Experte in Sachen solcher hofeigener Gastfreundschaft; er wird sicher wissen, was zu tun ist. Auf unsere Frage schneidet er jedoch ein völlig verständnisloses Gesicht. Als hätten wir Chinesisch mit ihm gesprochen. Dann – zum ersten Mal seit unserer Bekanntschaft – öffnet sich sein Mund zu einem lauten Lachen. Er wird regelrecht von einem Lachkrampf geschüttelt.

— In einen Rucksack? – stammelt er atemlos. – Aber die Abendkleider – hahaha – und den Smoking – hehehe – wie soll man die da hineinquetschen?

— Einen Smoking in den Dschungel? Zur Tigerjagd? – Jetzt sind wir an der Reihe, ein verständnisloses Gesicht zu schneiden. – Was ist denn los, Viktor, nehmen wir vielleicht auch den Zylinder mit? Was wird dort sein? Ein Hofball? Ich habe schon in so manchem Jagdlager gehaust, aber einen Smoking habe ich noch in keinem vermisst.

— Und doch wird er hier gebraucht – meldet der nur mühsam seine Ernsthaftigkeit wiedererlangende Viktor.

Es stellt sich heraus, dass die Adjutanten uns nur gefoppt haben. Es stellt sich heraus, dass wir sogar einen Schrankkoffer mitnehmen könnten. Es wird reichlich Platz geben, es wird Gepäckwagen geben, wie viele auch immer. Wenn es dann nur auch einen Tiger gibt.

10 Januar: Camp Sawai Madharpur, Jaipur State (Rajputana)

An einem bequemen Mahagoni-Schreibtisch tippe ich die Ereignisse des heutigen Tages, in einem weichen Sessel, beim trauten Licht einer Stehleuchte mit Seidenschirm – im Smoking. In meinem Zelt! In meinem Jagdzelt im Dschungel!

Aber fangen wir von vorne an, der Reihe nach, mit dem Aufbruch aus dem Palast. Es ist gegen neun Uhr, als wir unter dem strammen Gruß der goldbehaubten Torwache aus dem Garten des Rambagh-Palastes rollen. Außer dem Fahrer sitzen wir zu fünft im Wagen: F., Kesri und zwei Frühaufsteher-Engländer. Die übrigen sechzehn Mitglieder der Gästeschar schlafen noch tief; für sie wurde der Aufbruch erst auf zwölf Uhr festgesetzt. Gestern Abend erklärte der Maharadscha nämlich, dass jeder, der unterwegs etwa zu jagen wünsche, frühzeitig aufbrechen solle. Wer aber den Schlaf höher schätzt, für den genüge es, wenn er bis Mittag fertig sei. Außer uns beiden fanden sich noch zwei kühne

Wagemutige, die es wagten, der harten Prüfung der morgendlichen Neun-Uhr-Stunde ins Auge zu blicken.

— Eine einhundertsechzig Kilometer lange Fahrt liegt vor uns – sagt Kesri. – Wir kommen unterwegs an einigen Tanks vorbei, in jedem gibt es Enten, wir können sie der Reihe nach bejagen. So unterbrechen wir wenigstens die Fahrt, und das lange, staubige Autofahren wird nicht so eintönig.

Wir stimmen der vielversprechenden Fahrteinteilung freudig zu, aber wir würden uns noch viel mehr freuen, wenn Kesri nicht am Steuer säße. Wenn er das Fahren lieber dem Chauffeur überlassen würde. Solange nämlich das Steuer in Kesris Hand ist, stehen den Hintensitzenden ununterbrochen die Haare zu Berge. Bei der Antilopenpirsch am Stadtrand ging es noch an. Dort ist er zwischen all dem Gestrüpp und den Löchern gezwungen, langsam zu fahren. Aber auf der Landstraße – da kennt er keine Gnade. Er tritt auf das Gaspedal und geht nicht mehr davon herunter, bis er aus dem Wagen steigen will. Er kümmert sich weder um die Straße noch um die Kurven, weder um die, die ihm entgegenkommen, noch um die, die hinter ihm sitzen. Kesris Auto – sofern er selbst fährt – ist die einzige ernsthafte Gefahr der Tigerjagd.

Diesmal kommen wir mit heiler Haut davon. Unsere Beute auf der Landstraße besteht lediglich aus zwei Hunden und drei Pfauen! Drei heilige Pfauen von Rajputana, die man nicht nur nicht überfahren, sondern nicht einmal mit dem Finger berühren darf. Der arme Kesri hat seitdem keine Ruhe mehr. Nicht nur das Schuldgefühl verzehrt ihn, auch von uns muss er sich einiges anhören. Kesri lässt sich hervorragend foppen, und mit dem Überfahren der Pfauen haben wir unerwartet reichlich Material bekommen – Kesri ist schon ganz verschwitzt von all der Schikane.

Von den drei zur Strecke gebrachten Pfauen hat er zwei auf einen Schlag erlegt. Ein ganzes Rudel heiliger Pfauen stöberte vor uns im Staub der Landstraße, zwischen den heiligen Fladen, die von den heiligen Kühen hinterlassen worden waren. Kesri, bei dem die Hitze des Autofahrens alle religiösen Gesetze vergessen lässt, raste zwar mit Hupen, aber mit unverminderter Geschwindigkeit mitten durch die Pfauenversammlung. Gekreische, Flügelschlagen, ein Aufwirbeln goldgrüner Federn. Hinter uns wanden sich zwei schöne Pfauen im Staub der Straße. Kesri hat sie mit einem Doublette aus dem Trupp geholt. Er hat uns eingeschärft, es niemandem zu sagen. Wir haben es versprochen. Dennoch weiß es die ganze Gesellschaft. Kesri ist übel dran.

Die unterwegs geplante Jagerei taugte hingegen nicht viel. Wir haben etwa drei Tanks umstellt, aber insgesamt nur sechs Enten geschossen. Mit Pfauen hatten wir entschieden mehr Erfolg.

Nachdem wir so, enten- und pfauenjagend, etwa einhundertzwanzig Kilometer gefahren sind, erreichen wir eine felsige, buschige, bergig-talige Gegend. Bald biegen wir auch von der Landstraße ab und wenden uns auf einen schmalen Feldweg. Ein bewaffnetes Gendarmenpaar postiert an der Abzweigung und zeigt von weitem das Einbiegen an. Nicht nur hier, von Jaipur an bewachen alle zwei, drei Kilometer Turban-Soldaten den Weg – der Großteil der staatlichen Streitkräfte muss wohl ausgerückt sein, um unseren Weg zu sichern. Oder vielleicht nur deshalb, damit sie hinter Kesri her die Pfauen aufsammeln?

Gegen vier Uhr windet sich der Weg vor uns auf einen kleineren Hügel, und als wir oben ankommen – bietet sich unseren Augen ein unerwarteter Anblick: unter uns, auf der Lichtung im Tal – leuchtet eine wahre Zeltstadt weiß hervor!

— Was mag das sein? Ein Landesmarkt? Eine Weltausstellung? Der Zirkus Beketow? Dschingis Khans Hauptquartier?

— *This is Sawai Madharpur* – meldet Kesri stolz. – *His Highness's shooting camp* – das Jagdlager Seiner Hoheit!

Mir läuft vor Überraschung ein Schauer über den Rücken. Und während wir uns nähern, wächst mein Staunen ständig. Etwa fünfunddreißig riesige Zelthäuser stehen hier in zwei langen Reihen, davor ein dreibogiges, beflaggtes Tontriumphportal. Mit aufgepflanztem Bajonett ist eine ganze Abteilung der Leibwache an der einen Seite des prächtigen, mit goldenem Wappen verzierten Eingangs aufgestellt, an der anderen eine Blechkapelle. Gellen Kommandorufe: Die Ehrenwache erstarrt in Habtachtstellung, die Kapelle schmettert einen Marsch. So fahren wir in unser beflaggtes Tigerjagdquartier im Dschungel ein. Hier drinnen bleibt mir endgültig der Mund offen stehen. Ich bin in größter Verlegenheit. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, ja nicht einmal, was ich fühlen soll. Soll ich mich wundern oder bedauern? Mich freuen oder erschrecken? Ist das Ernst oder ein Scherz? Wirklichkeit oder Trugbild? Wallfahrt, Maifeiertag oder Operettenbühne? Alles glaube ich. Aber dass dies das Lager von Tigerjägern sein soll, das eine fällt mir wahrlich schwer zu glauben. Die schneeweißen Reihen der wunderschönen Zelthäuser bilden ein völlig geschlossenes Viereck. An den zwei kurzen Seiten des rechteckigen Gevierts befindet sich jeweils ein dreiflügeliges Tor, der mit Ehrenwachen besetzte Eingang der Zeltstadt. Innerhalb der Tore liegt ein tadellos gepflegter Garten. Fein bekieselte Promenadenwege frischgrüne Rasenflächen, bunte Blumenbeete, in Kübel gepflanzte Palmen, malerische Felspartien, bunte Springbrunnen, Wasserbecken und aus Zierpflanzen gelegte Begrüßungen auf Hindi und Englisch – eine wahre Gartenbauausstellung. In der Mitte des Parks steht ein riesiger Segeltuch-Baldachin, darunter kostbare Teppiche, bunt bezogene Sessel, Diwane und Liegen.

Kesri führt uns zu unserem Zelt. Beiderseits des Eingangs prangen Palmen. Auf einer in die Erde gesteckten weißen Tafel ist unser Name zu lesen, damit wir leichter nach Hause finden. Und auf dem Dach unseres Zeltes weht die rot-weiß-grüne ungarische Flagge im Wind! Die rührende Aufmerksamkeit unseres Gastgebers erfüllt mich mit wohltuender Freude. Unsere Nationalfarben verlaufen zwar nicht längs der Flagge, sondern quer – ähnlich wie bei der italienischen Trikolore. Aber dieser kleine Detailfehler ändert nichts am Wert des guten Willens.

Wir sind mit dem Staunen noch lange nicht am Ende. Als wir unser Zelt betreten, verschlägt es uns Sprache und Atem. Abgesehen von den Leinwandwänden und der Leinwanddecke erinnert nichts an diesem glanzvollen Appartement an ein Zelt. Dieses mit herrschaftlichem Komfort ausgestattete Luxusquartier als „Zelt“ zu bezeichnen, wäre etwa so, als würde man den Direktor des Budapester Ostbahnhofs als Eisenbahnwärter titulieren.

Vom „Vorzimmer“ treten wir in den geräumigen „Salon“. Bunt gemusterte, tiefe Sessel, Polsterbänke. Auf Tischchen stehen Blumenvasen, Leselampen und Zigarettendosen. Auf der Kommode ein Whisky-Set. Ein bequemer Schreibtisch mit voller Ausstattung: Tinte, Feder, frisch gespitzte schwarze, blaue und rote Bleistifte. Und natürlich Briefpapier, in dessen Ecke der Wappenaufdruck prangt: *Shooting Camp „Sawai Madharpur“*. Von diesem Wohnzimmer gehen links und rechts jeweils unsere Schlafzimmer ab. Mit Messingbetten, Kleiderschränken und Toilettentischen. Und neben jedem Schlafzimmer befindet sich ein Bad mit entsprechendem Zubehör. Die einzelnen Zimmer sind durch bunte Planen getrennt, die Türen werden durch schwere, dicke Teppiche ersetzt. Unsere Füße sinken auf Schritt und Tritt – sogar im Badezimmer – in samtweichen indischen Teppich.

Das also ist unser Zelt. Das kleine Tigerjagd-Zelt für uns zwei. Und das gleiche Quartier haben auch die anderen gut zwanzig Gäste.

— Zwei Monate lang haben wir am Aufbau des Lagers gearbeitet – rühmt sich Kesri. – Das Abbauen ist schon viel leichter, das schaffen wir in zwei Wochen. Ach, bliebe Seine Hoheit doch nur etwas länger hier. Aber länger als zwei, drei Tage bleibt er nie in seinem Jagdlager. Danach können wir schon wieder mit dem Abbruch beginnen.

— Und woher nehmen Sie das Wasser?

— Unten am Bach im Tal haben wir einen Motor montiert, der pumpt das Wasser hoch in die Bäder. Hören Sie nur – er tuckert gerade fleißig. Dort erzeugen wir auch den Strom, mit dem wir das Lager beleuchten.

Und all das hier, mitten im Dschungel, einhundertsechzig Kilometer von der Hauptstadt entfernt – für eine zweitägige Jagd! Aber gehen wir weiter, wir haben noch nicht alles gesehen. An den bereits erwähnten Baldachin-„Gartensalon" schließen sich zwei riesige Zelte an: das Raucherzimmer und der daraus folgende Speisesaal. In letzterem könnte man für bis zu einhundert Personen decken. In den Kaminen der komfortabel möblierten Zeltsäle knackt lustig das Feuer. Das ist auch nötig, denn hier oben sind die Nächte schon deutlich kühler als unten in Jaipur.

Vorerst scheint jedoch noch angenehm die spätnachmittägliche Sonne. Wir sitzen draußen unter dem Dach des Gartensalons, wo Tee aus schweren Silberkannen serviert wird. Nach und nach trifft auch der Rest der Gesellschaft ein; die Autos biegen eines nach dem anderen durch das Triumphportal ein. Mit ihnen wächst das Stimmengewirr unter dem bunten Zeltdach. Schon läuft das Grammophon, schon werden die Bridge-Tische vorbereitet, schon wird der Whisky eingegossen.

Draußen vor der Zeltreihe aber – lauscht die Wildnis. Tiger streifen umher. Doch von denen spricht niemand. Das Privatleben des Dschungels interessiert die Bewohner des Jagdlagers offensichtlich am wenigsten.

Der Maharadscha ist noch nicht angekommen. Er kommt mit dem Flugzeug; wir können ihn jeden Augenblick erwarten, er braucht von Jaipur aus nur eine halbe Stunde. Für die zweitägige Jagd wurde extra ein Flugplatz angelegt. Vor dem beflaggten Ehrentor entsteht Unruhe. Die Wache, die Kapelle und sogar eine Kamelabteilung stellen sich auf. Im Hintergrund tauchen lautlos schwankende, graue Berge auf: sieben herrschaftliche Jagdelefanten. Adjutanten und Offiziere ordnen und gruppieren. Alles geht sehr akkurat zu; vom „Prunk" darf man auch im Dschungel nicht ablassen.

Fernes Flugzeugbrummen ist zu hören. Ein Auto biegt aus dem Torbogen ab und eilt zum Landeplatz. Und zehn Minuten später, als der Abendgruß der untergehenden Sonne blendend auf den Instrumenten der Blechkapelle funkelt, hören wir auch schon das militärische Kommando. Die Zimbeln schlagen an, der Gruß der Wache dröhnt, und am großen Flaggenmast in der Mitte des Lagers schnellt die fürstliche Flagge empor: Der Herr von Jaipur fährt in das Lager ein.

Das Abendessen ist so, als wären wir zu Hause im Rambagh Palace. Ein bisschen weniger Marmor und mehr Leinwand. Ansonsten sehe ich kaum einen Unterschied zwischen dem Festmahl im Palast und dem im Lager. Und jetzt, wie schon erwähnt, tippe ich im Smoking an meinem Schreibtisch im Zeltsalon beim Licht der Seidenschirmlampe. Draußen schwimmt die Zeltstadt ebenfalls im elektrischen Licht. Die Intimitäten der

Wildnis, das Silber der geheimnisvollen Dschungelnacht, wurden vom Lagergelände ausgesperrt.

Vor unseren Zelten wachen bewaffnete Soldaten. Aus Springbrunnen, die mit bunten Glühbirnen beleuchtet werden, plätschern blaue, rote und grüne Wasserstrahlen. Drunten im Bachtal tuckert der Motor der Wasserleitung. Ein Jagdlager in der Wildnis!

Oje, wo seid ihr geblieben, meine lieben afrikanischen Quartiere! Mein kleines, windgebeuteltes Zelt, dessen offener Eingang statt von einer Prunkwache höchstens von einem flackernden Lagerfeuer bewacht wurde. Eine aufschreckende, wiehernde Zebraherde, ein dumpf stöhnender Löwe, ein auf der Wand meines Moskitonetzes geigender Mückenschwarm – die tausendstimmige afrikanische Nacht! So sehr hat mein Herz vielleicht noch nie nach dir geschmerzt. Denn bei dir war ich zu Hause, in dir habe ich gelebt, ich verstand deine Sprache... Hier aber bin ich fremd. Die Nacht des indischen Dschungels kenne ich immer noch nicht. Wir hatten noch kein einziges Stelldichein, kein einziges Wort haben wir unter vier Augen gewechselt. Und so soll ich zu ihr hinausgehen, im Smoking? Die Torwachen würden mich ja gar nicht hinauslassen. Vielleicht würden sie sogar das Lager alarmieren. Und außerdem haben diese ganze Flut von Licht, die Musik und das Autopuffen das Wild ohnehin in alle Winde vertrieben.

Dabei tötet drüben, an jener nahen Bergflanke, wo wir morgen jagen, vielleicht gerade jetzt der Tiger. Vielleicht schlägt er gerade jetzt den Büffel nieder, der ihm als Abendessen angebunden wurde. Und danach wird er brüllen. Wie brüllt eigentlich ein Tiger? Leider habe ich es bisher nur im Zoo gehört:

— *Aaaooong!*

Ja, so etwa klingt es. Viel leiser, ganz anders als der Löwe... Und auch das nur sehr selten... Ein-, zweimal pro Nacht... Oder hat er den Büffel vielleicht schon geschlagen – den heiligen Büffel, den ein Mensch nicht schlachten darf? ... Ihm aber ist es erlaubt. Er wird ihm sogar angepflockt, an einen Pfahl gebunden, damit *Nahor Sahib* (Herr Tiger) umso leichter mit ihm fertig wird. Damit er ungestört satt werden kann und, träge geworden vom nächtlichen Mahl, sich in der Nähe niederlegt. Damit wir wiederum umso leichter mit ihm fertig werden...

Nehmen wir an, er hat ihn geschlagen. Dass er sich satt gefressen hat, sich danebengelegt hat und den Rest bis morgen bewacht. Aber werde ich, werde ich ihn auch zu Gesicht bekommen? Wir werden doch so viele Jäger sein, warum sollte es ausgerechnet mir vergönnt sein?

— Morgen schießen Sie Ihren ersten Tiger. Hoffentlich einen schönen großen.

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Maharadscha von mir, als sich die Gesellschaft vorhin auflöste. Er sagte es so, als gäbe es daran keinen Zweifel. Als hätte er meinen Tiger im Voraus bestellt.

Warum ist das so sicher? Woher weiß der Maharadscha das? Geheimnisvolle Dinge. Eine unbegreifliche Welt. Diese ganze Hollywood-Zeltstadt. Ein Jahrmarkt mit blauen Springbrunnen und Blechkapelle, der das göttliche Gesicht der Wildnis beschmutzt. Vergebens, ich kann das nicht mit gutem Appetit schlucken. Es widerstrebt mir.

Ich fände es jedoch schade, wenn meine Leser mich missverstehen würden. Wenn sie mich der Undankbarkeit gegenüber unserem Gastgeber bezichtigen würden. Davon ist keine Rede, ich freue mich sogar, ja ich bin glücklich, dass ich das alles einmal sehen darf.

Dass ich daran teilnehmen darf. Aber verstehen – und vor allem lieben – könnte ich es niemals!

11 Januar: Camp Sawai Madharpur, Jaipur State (Rajputana)

Viktor weckt mich damit, dass es Zeit sei; die Kamele seien gesattelt und stünden vor unserem Zelt.

— Was ist los, gehen wir auf dem Kamelrücken zur Tigerjagd?

Ich ziehe meinen Morgenrock an und schaue rüber in das Nachbarzelt zu Lord Jersey; er war schon öfter hier und kennt die Bräuche besser.

— Ach was, wir jagen doch nicht auf Kamelen. Der Maharadscha lässt sie nur deshalb satteln, damit jeder, der Lust auf Morgengymnastik hat, hier zwischen den Zelten eine Runde reiten kann. Wir werden den ganzen Tag an einer Stelle sitzen, wir werden kaum Gelegenheit haben, uns zu bewegen. Ich gehe schon mal los; so vor dem Frühstück tut es gut, die Leber ein wenig durchschütteln zu lassen – *shakes your liver up* – eine sehr gesunde Sache!

— Nur zu, lassen Sie sich nur schütteln, wenn es Ihnen so guttut. Ich habe meine Leber auf Kamelen schon genug schütteln lassen! Aber nur, wenn es sein musste. Zum Vergnügen reite ich nicht auf einem Kamel.

F. jedoch und auch die anderen Damen ergreifen die Gelegenheit beim Schopf. Sie reiten im Kreis durch den Lagergarten, werden ordentlich auf den trottenden Kamelen durchgerüttelt und lassen sich mit Genuss die Leber schütteln! Danach habe ich allerdings das Gefühl, dass ich mit besserem Appetit frühstücke als sie. Dabei habe ich gar nicht geturnt.

Beim Frühstück sagt der Maharadscha:

— Ich habe gerade eben Bericht erhalten: Der Tiger hat in der Nacht den Büffel geschlagen. Er hat sich bereits niedergelegt; meine Leute haben den umliegenden Waldabschnitt umkreist, der Tiger ist nicht daraus hervorgegangen. Ja, den Spuren nach haben nicht nur einer, sondern zwei *Nahors* am Büffel geschmaust. Einer meiner Wildhüter behauptet sogar, es seien drei. Machen Sie sich bereit, in einer halben Stunde brechen wir auf.

Jeder eilt in sein Zelt. Waffen werden untersucht, Patronenschachteln geöffnet, frische Filme in die Kodaks eingelegt. Sechs identische Jagdwagen fahren vor das Speisezelt. Ich komme mit Biron Singh, dem Oberjägermeister, in einen Wagen. Punkt halb elf verlassen wir das Lager. Der Jägermeister – zugleich der Onkel des Maharadschas – ist der Hauptorganisator; er lenkt die vielen Kniffe der Tigertreibjagd, und von ihm hängt vermutlich auch ab, zu welchem der Schützen der Tiger läuft. Denn kaum sind wir unterwegs, flüstert mir Biron Singh vertraulich zu, dass der Tiger auf Befehl Seiner Hoheit zwischen mir und Lord Jersey erscheinen werde.

— Aber wie ist das denn möglich? – frage ich misstrauisch. – Ist der Maharadscha ein so großer Herr, dass er sogar seinen Tigern befiehlt?

— Ja, ja, seien Sie ganz unbesorgt, wir halten den fürstlichen Befehl ein; der Tiger wird die Schützenlinie an der gewünschten Stelle kreuzen. Sobald Sie ihn erblicken, schießen Sie sofort, denn wem der erste Treffer gehört, dem gehört der Tiger. Sie werden es nicht

schwer haben; der Lord ist noch ein Anfänger an der Flinte, ich glaube nicht, dass er es mit dem ersten Schuss allzu eilig haben wird.

— In Ordnung, an mir soll es nicht liegen. Verraten Sie mir nur, wie man den Weg des Tigers lenkt? Wie kann man befehlen, wohin er laufen soll, von welchem Schützen er sich erschießen lassen soll? Was sind das für Tiere, dressierte Zirkustiger? Vielleicht bindet man sie vorher vor dem ausgewählten Schützen an?

— Nun, ganz so weit sind wir dann doch noch nicht. Aber da wir seit langem, ich könnte sagen seit Jahrhunderten, Tigerjagden veranstalten, ist es verständlich, dass wir gewisse Erfahrungen gesammelt haben. Der Tiger lässt sich nämlich, besonders wenn er satt ist, verhältnismäßig leicht treiben. Mit fähigem, erfahrenem Personal lässt er sich ziemlich sicher lenken. Solange man ihn nicht reizt, pflegt er nicht zwischen den Treibern zurückzubrechen, wie man es bei anderem Wild erleben kann.

— Wir beginnen damit, dass wir den Tiger in dem zu bejagenden Waldabschnitt schon drei, vier Wochen vor der Jagd ankirren. Das heißt, wir binden ihm jeden dritten Tag ein lebendes Büffelkalb an. An so ein regelmäßig serviertes Gratis-Mittagessen gewöhnt sich der Tiger schnell, und wenn er nicht gestört wird, kommt er alle drei Tage pünktlich zum Büffel. Er schleppt sein Opfer in das nahe Dickicht, legt sich nach Beendigung seines Mahls nieder und bleibt tagsüber in der Nähe des gewohnten Futterplatzes. Vor allem, wenn er daneben auch eine Tränke findet. Der Büffel muss also in der Nähe eines Baches oder einer Suhle angebunden werden.

— Manchmal bauen wir auch Beobachtungstürme. Das Personal kann von dort aus den schmausenden Tiger beobachten; manchmal hält er es bis in die späten Morgenstunden am Büffelaas aus. So wissen wir ziemlich sicher, wenn der Tag der Jagd kommt, mit wie vielen und welchen Tigern wir rechnen können.

SZOLGÁK A BIKANIRI PALOTA ELŐTT

A MYSORE-JUVARADZSA

— In der heutigen Treibjagd befinden sich zwei, eventuell sogar drei. Sie sind nicht besonders groß, obwohl es voll ausgewachsene, muttergroße Exemplare sind. Sicherlich dreijährige Geschwister aus einem Wurf. Der Tiger ist, im Gegensatz zum Löwen, ein Einzelgänger. Er schließt sich nie zu Gruppen zusammen. Ausgenommen die Jungtiere aus einem Wurf, die oft noch in ihrem dritten Jahr, also im völlig erwachsenen Alter, zusammenbleiben. Mit solch einer Gesellschaft werden wir es heute zu tun haben.

— In diesem Waldabschnitt veranstalten wir oft Treibjagden. Es ist ein äußerst geeignetes Gelände, viele Tiger ziehen hier durch. Eine abgelegene, ruhige Gegend, niemand stört sie. Die in den Dschungel geschlagenen Jagdschneisen – die etwa fünfzehn Meter breiten *Linien* – teilen das Gebiet in quadratkilometergroße Blöcke auf. In der Mitte der Schneise verläuft ein zwei Meter breiter Fußweg, den wir am Abend vor der Jagd mit frischem Sand bestreuen. Auf dem sandigen Fußweg lassen sich Spuren leicht verfolgen. Am Morgen der Jagd stellen wir genau fest, in welchem Block sich der Tiger aufhält. Wir können sichergehen und müssen keine Zeit mit leerem Treiben verlieren.

— Die Schützen lassen sich auf den an der Schneise stehenden *Machans* (Hochsitzen) nieder, etwa einhundertfünfzig Meter voneinander entfernt. Die Treiber, an der Zahl etwa sechshundert, starten von der ersten oder zweiten Schneise ab der Schützenlinie; das Treiben ist also meist ein bis zwei Kilometer lang.

— Bis hierher ist die Sache ziemlich einfach. Das „Kunststück" kommt erst jetzt; die wahren Experten treten erst jetzt in Aktion. Der Tiger muss nämlich so gesteuert werden, dass er die Schneise möglichst in der Nähe des Standes des auserkorenen „Ehrengastes" kreuzt. Vor Beginn der Jagd stellen wir eigens zu diesem Zweck ausgebildete Treiber, sogenannte *Stopps* (Abwehrer), in das Treiben. Und zwar so, dass die Richtung ihrer Aufstellung einen spitzen Winkel bildet. Die offenen Schenkelenden des Winkels weiten sich ungefähr in Richtung des Standorts des Tigers, und die Spitze weist zum Stand des ausgewählten „Ehrengastes".

— Die Stopps teilen sich, ausgehend vom Stand des jeweiligen Schützen, in zwei Gruppen auf; jede Gruppe bildet einen Schenkel des spitzen Winkels. Äußerst vorsichtig schleichen sie in das Treiben hinein. Alle zwanzig, dreißig Schritte bleibt einer von ihnen zurück und klettert auf einen geeigneten Baum.

— Bevor die Stopps aufgestellt werden, haben die *Shikaris* (Wildhüter) bereits festgestellt, wo ungefähr, in welchem Teil des Treibens der Tiger sich niedergelegt hat. Das gesättigte Raubtier legt sich vormittags gegen halb zehn gewöhnlich schon hin. Die kleineren Waldbewohner jedoch, namentlich die Affen, die verschiedenen Vögel und vor allem die Pfauen, beobachten den gestreiften Mörder sehr wachsam; sie behalten die gefürchtete Gefahr des Dschungels ständig im Auge. Mit aufgeregten Rufen und Warnungen geben sie sich gegenseitig Bescheid und telegrafieren den Aufenthaltsort des Tigers durch den ganzen Wald, was sie gleichzeitig auch dem Menschen verraten, der ihre Sprache versteht.

— Die Schenkel des von den Abwehrern gebildeten spitzen Winkels werden von den Shikaris also so ausgerichtet, dass sie den vermuteten Liegeplatz des Tigers möglichst umschließen. Wenn die Sache planmäßig verläuft, wird das von den Treibern aufgescheuchte Raubtier direkt in den von den Abwehrern gebildeten Keil gedrängt.

— Der Lärm des beginnenden Treibens weckt den ruhenden Tiger. Unwillig trottet er vor dem näherkommenden Lärm davon. Wenn er seitlich ausbricht und einer der auf den Bäumen lauernden Abwehrer ihn erblickt, lenkt dieser ihn durch einen leisen Steinwurf oder ein leichtes Klopfen um. Der Tiger verabscheut Lärm; schon das kleinste ungewöhnliche Geräusch lenkt ihn ab. Die Stopps müssen jedoch aufpassen, dass sie ihn

nicht durch unnötigen Lärm zu sehr erschrecken. Ein noch misstrauisches Raubtier, das vor dem Lärm der Treiberreihe hertrottet, lässt sich verhältnismäßig leicht lenken. Ein aufgeschreckter Tiger hingegen ist zornig. Er rennt im Galopp und kümmert sich nicht um das Scheuchen der Stopps.

— Wenn jedoch die auf den Bäumen sitzenden Abwehrer ihr Handwerk verstehen, steuern und wenden sie das lärmscheue, vor Hitze träge gewordene Raubtier mit einem leisen Händeklatschen oder Räuspern so lange, bis sie es früher oder später direkt vor den Stand des auserkorenen Ehrengastes drücken.

— Wenn der Betreffende den Tiger ordentlich erlegt, gibt es kein Problem. Komplikationen treten erst auf, wenn *Nahor* schlecht getroffen wird und verwundet ins Treiben zurückspringt. In einem solchen Fall geben wir sofort ein Hornsignal; bei diesem Geräusch klettern alle Treiber augenblicklich auf die Bäume. Denn ein verwundeter Tiger versteht keinen Spaß. Ihn zu wenden, würde man dann vergeblich versuchen. Und wenn er einem Treiber in den Weg kommt, kennt er keine Gnade mehr. Die größte Sorge des Schützen sollte also sein, den Tiger möglichst schnell und sicher unschädlich zu machen.

Die interessante Rede des Oberjägermeisters verkürzt die etwa fünfzehn Kilometer lange Autofahrt vom Lager erheblich. Der Weg windet sich ein Tal entlang, am Fuße eines mit Dorndschungel bedeckten Berghangs. Ha! Ganz anders hatte ich mir den indischen Tigerdschungel vorgestellt! Als eine prächtige Verwirrung üppig wachsender, wunderbarer Pflanzen, Baumriesen und bunter Blumen. Stattdessen finde ich jetzt laubloses, lebloses, grau-eintöniges Dornengebüsch. Sogar die hier und da aufragenden höheren Bäume sind kahl. Ein dürstender, ausgetrockneter Forst. Nur am schmutzigen Grün der vereinzelt auftauchenden Palmenkronen bleibt das Auge hängen, ansonsten ist der Ausblick unveränderlich farblos. In Indien ist jedes unkultivierte, wilde Gebiet – ob Urwald, Röhricht oder Gebüsch – gleichermaßen „Dschungel". Das indische Wort „Jangal" stammt vom Sanskrit *jangala* ab und bedeutet Wildnis.

Rechter Hand, auf dem waldbedeckten Bergrücken, fällt uns eine turmreiche Schlossburg ins Auge:

— Das dort ist das Jagdschloss – zeigt Biron Singh –, die Damen werden das Treiben von dort aus, vom Balkon des Schlosses, beobachten.

Ich denke mir: Das fängt ja gut an. Im Dschungel baut man ein eigenes Schloss für das Publikum? Ein origineller Gedanke. Das werden wir demnächst auch in Afrika einführen.

— Aber was wird es hier denn noch alles geben, um Himmels willen! Lieber Biron Singh, wie viele Weltwunder verbergen Sie noch vor uns? Bringen wir es endlich hinter uns, ich vertrage keine weiteren Überraschungen mehr, ich erschöpfe mich im Staunen. Wenn das so weitergeht, werde ich mich nicht einmal mehr wundern, wenn der Tiger vor mir Habtachtstellung bezieht und sich zum Abschuss meldet!

Am Waldrand warten, schön in einer Reihe ausgerichtet, sieben riesige Jagdelefanten. Sobald wir vor ihnen bremsen, schlagen sie ihre Rüssel wie Fragezeichen an die Stirn und trompeten laut – sie grüßen gesittet. Die Sattelkiste auf ihrem Rücken – die *Howdah* – ist aus Stahl gefertigt. Von einer Stahl-Howdah habe ich auch noch nie gehört. Eine wahre Panzer-Howdah – tigersicher. Die *Mahouts*, die im Nacken der Elefanten sitzen, stammen offensichtlich aus dem Volk der Sikhs: Sie tragen ihre glänzend schwarzen Bärte aufgerollt und fest ans Kinn gebunden.

Eine steile Schneise führt zu dem auf dem Berg errichteten Schloss hinauf. In die Mitte der Schneise wurde ein zickzackförmiger Fußweg geschlagen; das erleichtert den Elefanten das Klettern. Auch uns erleichtert es das, zumindest denen, die zu Fuß gehen. Die Damen und die bequemeren Herren haben den Elefantenrücken gewählt; so klettern wir zu dem viertürmigen, unbewohnten Burgschloss hinauf.

Als wir uns nähern, bittet der Jägermeister die allzu lärmende Gesellschaft, vor allem deren amerikanische Damen, sich nun etwas ruhiger zu verhalten. Die Schützen werden in dem Tal stehen, das sich auf der anderen Seite des Schlosses vertieft, der Tiger ist auch nicht mehr weit; am Ende lärmen wir ihn noch aus dem Treiben heraus. Doch die Warnung ändert nicht viel an der Situation. Das Gekreische, Gekicher und Hin-und-her-Rufen geht ungestört weiter. Es ist, als würde man mir einen Zahn ziehen. Wäre ich doch nur der Maharadscha! Ich würde dieses ganze unbefugte, unfachmännische Volk nach Hause jagen. Die verdienen es wahrlich nicht, so etwas zu sehen.

Wir kommen oben an. Vor dem Schlosstor lassen sich die Elefanten auf den Bauch nieder, ihre lärmende Fracht klettert aus den Howdahs. Der Maharadscha schickt sie unter der Aufsicht seiner zwei Adjutanten auf die große, offene Terrasse des Schlosses. F. bittet um Erlaubnis, ob sie nicht lieber mit mir auf den Hochstand kommen dürfe; sie möchte den Tiger aus der Nähe sehen. Der Maharadscha erlaubt es gerne. Eine weitere Dame meldet sich; auch sie begleitet uns. Mit Erleichterung sehe ich, dass wir nur fünf Schützen sein werden. Die übrigen Gäste – darunter auch der brasilianische Kinderarzt – werden als Publikum auf den Balkon dirigiert. Auch der Maharadscha sieht ein, dass ihre Bewaffnung eine Gefahr für die Allgemeinheit darstellen würde.

Nachdem wir uns so erfreulich verringert haben, begeben wir uns auf die andere Seite des Schlosses. Von hier aus ist die Lage klar erkennbar. Wir blicken in einen tiefen Talkessel; unter uns liegt die Schneise der Schützenstände. Das Schloss wurde an der Kreuzung zweier Linien erbaut, hierher führen also von vier Seiten Schneisen herauf. Die Schützenlinie ist die Fortsetzung derjenigen, auf der wir soeben heraufgeklettert sind. Vier *Machans* – Hochsitze – sind auf der Schneise zu sehen; der fünfte Schütze wird hier oben stehen, am Fuße des Schlosses. Der Jägermeister winkt uns, ihm zu folgen. Auch von hier führt ein zickzackförmiger Fußweg die Linie entlang hinunter. Vorsichtig und leise steigen wir hinab. Hier unten, auf beiden Seiten des Talbodens, steht jeweils ein Machan. In den diesseitigen kommt Jersey, in den jenseitigen wir. Den Tiger erwartet man offensichtlich hier, auf dem Talboden.

Das Klettern auf den Machan ist eine etwas schwindelerregende Angelegenheit. Einen so hohen Hochstand habe ich noch nie so etwas hatte ich noch nie gesehen. Auch er war aus Eisen gefertigt, genau wie die Howdah, und mochte wohl zehn Meter hoch sein. Eine schmale, steile Eisenleiter führt hinauf, und oben befindet sich ein Matratzensitz. Es gibt hier oben kein Geländer, aber die Matratze ist geräumig genug; der Schütze kann darauf nicht nur sitzen, sondern auch liegen oder sich am Rand niederlassen und die Beine in die Tiefe baumeln lassen. Denn unter uns gähnt tatsächlich ein Abgrund. Es ist unangenehm, hinunterzusehen. Ich bin ohnehin schwindelfrei. Zu allem Überfluss schwankt dieser verflixte Machan auch noch ein wenig.

— Wozu diese Himmelsleiter? — frage ich Amar Singh, der uns zugeteilt wurde. — Diese Höhe erschwert doch sogar den Schuss.

— Damit der aufgebrachte Tiger uns nicht erreichen kann. Der kann nämlich verdammt hoch springen!

Ich glaube gern, dass die Tiger von Jaipur ausgezeichnete Springer sind. Aber ein Zehn-Meter-Sprung dürfte selbst ihnen nicht gelingen. Dieser Tiger muss erst noch geboren werden. Ein halb so hoher Machan würde es auch tun. Wir wären genauso sicher, könnten aber viel besser sehen und uns würde wesentlich weniger schwindelig werden. Zu viert kauern wir auf der Matratze: F., das unternehmungslustige englische Mädchen, Amar Singh und ich selbst. Kesri bewacht den anderen Schützen. Zu unserem gegenseitigen Bedauern. Auf der gegenüberliegenden Seite der Senke, etwa einhundertzwanzig Schritte von uns entfernt, ragt der Machan des Lords auf. Die „schmutzige Konkurrenz". Dort drängen sich ebenfalls vier Personen, unter ihnen der Maharadscha.

— Solch ein Talkessel ist am besten für das Treiben geeignet — erklärt Amar Singh. — Der getriebene Tiger wählt meistens den Weg entlang der Talsohle; in solchen Fällen haben die Stopps nicht viel zu tun. Auch jetzt müsste er hier unten kommen, am Boden des Tals, zwischen uns und dem Lord. Die anderen drei Schützen können nur für den Fall zum Schuss kommen, dass der Tiger etwa durch die Reihe der Abwehrer ausbricht. Das pflegt er jedoch nur dann zu tun, wenn er bereits beschossen wurde. Wenn Sie ihn also erblicken, feuern Sie sofort los, lassen Sie ihn nirgendwohin entkommen.

Gegenüber, auf dem jenseitigen Berggipfel, zwei Kilometer von hier, schimmert die Reihe der in Leintücher gehüllten Treiber weiß herüber. Sie sind von hier aus gut zu sehen, sie stehen noch draußen auf der Schneise; es mögen wohl fünf- bis sechshundert sein. Vier Elefanten trotten zwischen ihnen hin und her, in denen die Haupt-Shikaris sitzen: Aus ihrer erhöhten Position können sie die Linie der Treiber leichter überblicken. Die Abwehrer sind unsichtbar; sie sind bereits zuvor in das Treiben hineingeschlüpft, haben den Tiger „in den Sack gezogen" und ihre Plätze auf den entsprechenden Baumwipfeln eingenommen.

Und jetzt — ein Schuss kracht drüben unter den Treibern ... Er rollt durch das Tal, saust zischend von einer Seite zur anderen ... In seinem Gefolge bricht Geschrei und vielstimmiger Trommelwirbel los ... Das Treiben beginnt!

Ich setze mich an den Rand der Matratze, die Beine hängen herab; so kann ich mich am leichtesten hin- und herdrehen, egal wohin ich schießen muss. Noch einmal überprüfe ich Gewehr, Patrone und Stecher; alles ist in Ordnung. Meinerseits kann die Vorstellung beginnen. Meine weiblichen Begleiterinnen verhalten sich tadellos still, rühren sich nicht, wagen kaum zu atmen. Nur unsere Augen und Ohren arbeiten, stumm lauschen wir in den unter uns schweigenden Dschungel. Doch auf dem Nachbar-Machan, erst recht aber oben auf der Schlossterrasse, stehen die Mäuler ordentlich offen. Wäre es nicht möglich, nur dieses eine Mal, nur für eine kurze halbe Stunde, nur so lange, bis der Tiger herauskommt — ihnen den Schnabel zu verbieten? Die Schnauzen. Meine Damen, ja sogar meine Herren, Erbarmen, es ist gleich vorbei, ich flehe nur um einen kurzen halbstündigen Waffenstillstand. Um Himmels willen, ersticken Sie doch dieses Sperrfeuer in sich! Aber sie ersticken es nicht. Um keinen Preis. Wollte Gott, ich könnte es in ihnen ersticken. Es ist fast unvorstellbar, dass der Tiger hierherkommt, wenn er diesen Radau hört. Dabei müsste er jetzt schon aufgewacht sein, er lauscht sicher schon fleißig ...

Den Rand der Schneise säumt eine künstliche Dornenhecke. Als man die auf der Lichtung gewucherten Gebüschtriebe entfernte, schleppte man sie an den Rand des Dschungels und errichtete daraus einen regelrechten Wall. Sein Ziel ist es, den Tiger, der die Schusslinie durchbricht, aufzuhalten; er soll nicht plötzlich herüberhuschen können, sondern gezwungen sein, auf die Schneise hinauszuspringen.

Mit gewaltigem Lärm, Geschrei und Trommelwirbel bewegt sich die Treiberreihe vorwärts. Zwischendurch lassen sie auch immer wieder einen Gewehrschuss los. Sie sind

noch weit entfernt, aber wir können ihre Richtung genau sehen; die Rücken der zwischen ihnen laufenden Elefanten schimmern grau aus dem Dschungel hervor.

Plötzlich — ein heiseres Knurren vor uns im Dickicht ...

— Nahor! — flüstert Amar Singh — der Tiger! — machen Sie sich bereit ...

Bereit bin ich schon lange. An meiner gespannten Mauser habe ich bereits den Stecher gedrückt. ... Das Knurren jedoch verstummte. Doch jetzt hören wir es wieder ... Aber viel weiter oben am Hang ... Ist das ein anderer Tiger, oder ist dieser dorthin gezogen? ... Jetzt knurrt auch dieser hier. ... Es sind zwei! ... Brummend geben sie einander Zeichen ... Ihre Stimmen scheinen sich langsam der Schneise zu nähern ...

Eine etwa zehnminütige Nervenprobe. Das Knurren verstummt mal, mal ist es wieder zu hören, mal näher, mal weiter weg. Manchmal glauben wir schon fast, einer von ihnen würde auf die Schneise hinausspringen. Dann knurrt es wieder weiter drinnen. Sie laufen im Treiben hin und her. Sicherlich haben sie den Lärm vom Machan gehört, sie ahnen, dass auf der Lichtung Gefahr droht, deshalb zögern sie das Hervorkommen hinaus. Seitlich versuchen sie zwischen den Abwehrern einen Fluchtweg zu finden; offensichtlich sind auch jene nicht untätig und weisen sie immer wieder zurück ... Auch die Pfauen rufen unentwegt — mal hier, mal dort zeigen sie die Richtung der Raubtiere an ...

Achtung! Jetzt knurrt er wieder, ganz unten im Tal, unmittelbar hinter der Dornenhecke ... Es sind nicht mehr als vierzig Schritte. ... Die Waffe ist an meiner Wange, wie beim Taubenschießen, bevor sich die Schachtel öffnet ... Totenstille, jeder hält den Atem an ... ... Ein röchelndes Aufbrüllen — ein goldgelber Blitz — da ist der Tiger! — Meine Flinte knallt — Purzelbaum ... Er liegt mitten auf der Linie. Kaum noch bewegt er sich. Nur sein langer, bunter Schwanz wippt noch schlangenartig ...

Ein erneutes Aufbrüllen. — Unmittelbar hinter dem ersten — springt der zweite heraus ... Das Gewehr des Lords knallt — darunter! Linker Lauf — daneben! Der Tiger wirbelt zurück in das Treiben. Hornsignale erschallen. Sie stoppen den Vormarsch. Die ferne Treiberreihe schießt, wie eine aufgeschreckte Affenhorde, hoch auf die Bäume.

Getroffen wurde der Tiger des Lords zwar nicht; ich habe den Einschlag beider Kugeln deutlich gesehen. Der Jägermeister jedoch, der die Ereignisse vom äußersten Machan aus beobachtet, darf mit Fug und Recht glauben, dass der Tiger verwundet zurückgesprungen ist. Deshalb hat er das Hornsignal gegeben.

Einige Minuten Pause. Hin- und Her-Signale, Trompeten, unverständliche Befehle. Ich lasse meinen Tiger nicht aus den Augen. Er liegt bewegungslos etwa zwei Meter vor der Hecke. Um den muss ich mir keine Sorgen mehr machen. Ich sehe ihm den Schuss auch an; aus seinem Nacken sickert Blut, an einer besseren Stelle hätte ich ihn gar nicht treffen können. Wie ist es geschehen? ... In Sekundenbruchteilen lief das Bild ab, schneller, als ich es erzählen könnte: Mit weit aufgerissenem Maul, zurückgelegten Ohren, steil nach oben stehendem Schwanz und laut röchelnd stürzte er auf die Schneise ... Sobald ich seinen Kopf erblickte, sprach auch schon meine Flinte. Selbst den neben mir Sitzenden schien es so, als wäre er direkt aus dem Dickicht auf die Linie gepurzelt.

Den zweiten hätte ich auch schießen können, aber den musste ich dem Lord überlassen ... Wieder ertönen die Hörner. Die Treiber klettern von den Bäumen herab, sie setzen den Vormarsch fort. Denn der verfehlte Tiger ist ja noch vor uns!

Nicht nur das Treiben, auch die Aufregung beginnt von Neuem. Die Damen laufen ganz rot an, auch mir bricht der Schweiß aus, obwohl es nicht einmal warm ist. Interessant: Je weniger Gefahr besteht, desto aufgeregter bin ich. Wenn ich da unten sein und dem Tiger von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen könnte, wäre ich sicher ruhiger. Aber hier oben, in der Sicherheit des Beobachtungsturms, kann ich mir den Luxus der Aufregung erlauben.

Amar Singh wiederholt ständig: Ich solle bloß nicht auf den nächsten Tiger schießen, ich solle ihn dem Nachbarn lassen, der habe noch nicht geschossen.

— Ich habe schon verstanden, ich schieße sowieso nicht. Seien Sie doch jetzt still ...

Er ist trotzdem nicht still. Er erklärt es aufs Neue. Und jetzt ist wieder das nahende Knurren zu hören ... Wieder hält es auf uns zu ... Drinnen aber, etwa in der Mitte des Treibens — auch dort knurrt ein Tiger! Es sind also noch zwei! ... Einige nervenaufreibende Minuten, dann wiederholt sich die vorige Szene Wort für Wort.

Mit einem gewaltigen Satz und einem heiseren Schnauben stürzt der Tiger hervor — er leuchtet fast golden im Sonnenlicht ... Vier, fünf lange, weiche Sprünge — der Dschungel auf der gegenüberliegenden Seite verschlingt ihn ... Und währenddessen knallt wieder zweimal die Waffe des edlen Lords. Aber beide Kugeln stauben einen halben Meter hinter dem Tiger auf ... Dieser hier ist wohl weg. Ihm fehlt nichts. Dabei hätte ich auch diesen leicht schießen können. Ich hatte das Korn meiner Flinte schon auf ihn gerichtet, es glänzte dort zwischen dem dicken Nacken und der Schulter. Aber umsonst — vorerst hat der Nachbar den Vorrang.

Der Maharadscha ruft uns auf Hindi etwas zu. Amar Singh dolmetscht bereits die Anweisung: Wenn der Lord auch den dritten verfehlt, dann darf auch ich schießen ... Und kaum hat er es ausgesprochen, da knurrt der Tiger schon. Diesmal jedoch etwas weiter entfernt, auf der Seite der Talsohle, die meinem Nachbarn zugewandt ist ... Da, sieh mal! Da springt er schon ... Ich reiße das Gewehr hoch ... Der Schuss des Engländers knallt — schlägt wieder hinter ihm ein — jetzt aber — gut vorhalten ... Auf meinen Schuss hin macht die bunte Katze einen gewaltigen Satz — verschwindet im Dickicht. Ich fühle, dass meine Kugel wieder an der richtigen Stelle gelandet ist. Ich habe es auch gehört, wie sie in den Tiger einschlug. Und dieser gewaltige Sprung, dieses zornige Aufbrüllen, das charakteristische Aufpeitschen der Schwanzspitze — das sind wohlbekannte Zeichen. Jede Katze tut das, wenn sie einen tödlichen Schuss erhält. Löwe wie Panther. Hier gibt es nichts zu zweifeln. Das ist bereits unser Tiger!

Der Lärm der Treiber, der sich beim Klang der Schüsse an der Schützenlinie zu einem höllischen Spektakel steigert, nähert sich immer mehr. Die Rücken der zwischen ihnen gehenden Elefanten schwanken bereits hier, etwa zweihundert Schritte vor uns. Wieder erschallen die Hörner. Es wird hin und her signalisiert. Jedes Hornsignal hat seine eigene Bedeutung. Wir verstehen sie natürlich nicht. Nicht einmal Amar Singh. Von den Treibern her wird etwas gerufen. Der Maharadscha erteilt Befehle. Und schon kommt die Meldung — sie wird von Machan zu Machan weitergegeben:

— Achtung! Ein weiterer Tiger ist noch vor uns!

Also der vierte. Ein unerschöpfliches Treiben! Doch dieser hier will wohl nicht weichen! Er hat sich in ein dichtes Dornengebüsch verkrochen und erschreckt von dort aus die Treiber. Jetzt hören wir auch sein zorniges, immer wieder aufbrüllendes Gebrüll. Hoffentlich tut er niemandem etwas zuleide. Wie schön wäre es jetzt, unter den Treibern

zu sein! Aber natürlich mit einem Gewehr und nicht mit einem Stock wie diese armen Leute in ihren Leintüchern.

Eine weitere Folge von Befehlsworten. Der Schütze jenseits von mir, der oben am Berghang steht — ein amerikanischer Polospieler — klettert von seinem Machan herab. Mit seinen zwei indischen Begleitern — alle drei haben Waffen in der Hand — rennt er auf uns zu. Als er unter unserem Machan ankommt, ruft er im Laufen herauf: Der Maharadscha habe ihn herbeigerufen, er eile zum Lord als Verstärkung! Und er klettert auf den Machan meines Scharfschützen-Nachbarn, der nun einem bewaffneten Wachturm gleicht, so viele Gewehrläufe starren von ihm herab.

Ich richte mein Fernglas auf den Balkon des Burgschlosses. Wie ein Theaterpublikum in den Logen, so reihen sich dort die Zuschauer auf. Jeder von ihnen hat ein Fernglas vor den Augen. Kein Wunder, solch eine Komödie sieht man nicht so bald wieder. Aber setzen auch wir uns wieder auf unsere Plätze. Es hat geläutet, das heißt, das Horn wurde geblasen; der letzte Akt beginnt. An meiner Flinte schließe ich die Sicherung. Teils um Amar Singh zu beruhigen, der erneut betont, dass ich jetzt nun wirklich nicht mehr schießen solle. Teils zu meiner eigenen Beruhigung. Damit ich nicht doch noch irgendwie in Versuchung gerate.

Die Treiber rücken Stück für Stück vor. Der Tiger hat sich offensichtlich bereits aus seinem vorigen Versteck bewegt, denn jetzt ist mal weiter oben, mal weiter unten sein dumpf schnurrendes Knurren zu hören. Dann ist es minutenlang still, er hat sich irgendwo weggeduckt. Der furchterregende Lärm der Treiber setzt schließlich auch seinen Nerven zu. An derselben Stelle, wo zuvor seine Gefährten waren, springt auch er heraus. Aber in welchem Tempo! Wie ein gelber Blitz zuckt er über die Schneise. Mit jedem Sprung lässt er ein furchterregendes Röcheln hören ... Und vom Nachbar-Machan kracht das Gewehr. Nacheinander fliegen fünf Kugeln auf den Tiger zu ... Aber nur in seine Richtung. Ihn scheint keine einzige zu treffen. Er rettet sein buntes Fell unversehrt in die Sicherheit des gegenüberliegenden Dschungels.

Die Treiber sind fast schon am Ziel. Ich will hinunterklettern; ich kann es kaum erwarten, meinen auf der Lichtung liegenden Tiger in Augenschein zu nehmen. Und die Stelle zu untersuchen, an der ich auf den zweiten geschossen habe. Aber Amar Singh lässt mich nicht. Bevor das Hornsignal zum Absteigen nicht ertönt ist, ist es verboten, den Machan zu verlassen. Ein erzürnter, verwundeter Tiger könnte um uns herum sein, unbewaffnete Damen sind unter uns; in solchen Momenten sind die Herren Organisatoren sehr streng.

— Lassen Sie wenigstens mich hinunterklettern! Sehen Sie doch, vom Nachbar-Machan steigen sie auch schon herab! Die kommen noch vor mir zu meinem Tiger! Haben Sie keine Angst um mich, Herr Amar, ich hatte schon mit solchen Katzen zu tun, wenn auch nicht gerade mit gestreiften ...

— Der Tiger ist etwas anderes. Viel gefährlicher als der Löwe. Denn der Löwe ...

Doch Amars Erklärungen kann ich nicht weiter zuhören. Die anderen sind alle beim Absteigen, ich beeile mich ebenfalls.

Und nun stehe ich vor ihm. Vor dem Hauptgewinn meiner Indienreise. Vor dem eingelösten Versprechen des Maharadschas von Jaipur. Von vielen berühmten Jägern habe ich gehört, dass das Tigerfell die schönste Trophäe der Welt sei. Sie mögen recht haben. Eine herrlichere Beute als diese lässt sich wahrlich schwer vorstellen. Auf seinem glänzenden Goldfell wirken die tiefschwarzen Streifen wie frisch gemalt. Die schwarz-weißen Hieroglyphen seines zu einer Grimasse verzerrten Gesichts erinnern mich an die

Gesichtstätowierung eines exotischen Häuptlings ... Ein junger männlicher Tiger. Noch kein selbstständiger, vollreifer Dschungelkönig, nur so eine Art Prinz im Jünglingsalter ... Die einzige Wolke am Himmel meiner grenzenlosen Freude: Wäre es doch nur nicht von dort oben, aus der sicheren Höhe des Machans, nötig gewesen, ihn zu erlegen! Hätten wir uns doch nur von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden, als ich mein Gewehr auf ihn anlegte ...

Dennoch schüttle ich mit vor Glück verschwitzter Hand die Rechte, die mir der Maharadscha entgegenstreckt. Ein größeres Geschenk als meinen ersten Tiger hätte er mir nicht machen können!

Gehen wir nur zu jenem dreizackigen Gebüsch! Ich habe es mir gut gemerkt, direkt daneben sprang mein anderer Tiger herüber, dort muss seine Spur sein. Wir brauchen gar nicht lange zu suchen. Sein auf die Schneise gefallenes Blut leuchtet uns dort rot entgegen, reichliches, schaumiges Lungenblut.

— Ich glaube kaum, dass er es weiter als einhundert Schritte geschafft hat. Gehen wir ihm nach, wir werden ihn bald finden.

Aber sie lassen mich nicht!

— Was denken Sie sich? Sie wollen doch wohl nicht so zu Fuß der Spur des verwundeten Tigers ins Dickicht folgen? Das ist kein Rehbock, mein Freund, mit dem ist nicht zu spaßen. Es gibt nichts Gefährlicheres auf der Welt als einen angeschossenen Tiger!

— Aber bitte — entschuldige ich mich — ich bin mir dessen vollkommen bewusst, es ist nicht das erste Mal, dass ich einem verwundeten Raubtier ins Dickicht folge, ich kann auf mich selbst aufpassen. Wenn ich ihn schon von einem zehn Meter hohen Gestell aus erschießen musste, dann lassen Sie mich wenigstens jetzt hinter ihm hergehen! Das ist doch der wertvollste, spannendste Teil der Jagd. Und außerdem ist es die verdammte Pflicht eines jeden anständigen Jägers, seinem verwundeten Wild zu folgen und es zu erlösen. Das ist das oberste Gesetz unseres Kodex ... Ich bitte Sie sehr, widersprechen Sie nicht ...

Doch gewiss, all mein Flehen ist umsonst. Sie wollen nichts davon hören. Sie regen sich sogar noch über mich auf:

— Verstehen Sie doch, Seine Hoheit ist für die körperliche Unversehrtheit seiner Gäste verantwortlich. Sie können doch nicht verlangen, dass Seine Hoheit ein solches Risiko eingeht! Wenn Ihnen etwas zustieße, wer wäre dann verantwortlich? Wer hält den Kopf hin? Und der Ruf Seiner Hoheit? Was würden die anderen Maharadschas sagen, wenn bekannt würde, dass Seine Hoheit so auf seine Gäste aufpasst? Denken Sie an so etwas nicht?

Nun, ich gestehe, an so etwas habe ich wahrlich nicht gedacht. Wenn ich mich in Afrika auf die Blutspur eines verwundeten Löwen oder Panthers begab, kümmerte ich mich wahrlich nicht darum, wessen Ruf auf dem Spiel stand. Höchstens um meinen eigenen hätte es sich handeln können. Dort gab es nur einen Gedanken: Hinterher!

Nützt nichts. Andere Länder, andere Sitten. Und der Gast soll schweigen und sich mit dem zufriedengeben, was er bekommt. Und ich bin — leider — Gast.

Der gutherzige Maharadscha tröstet mich jedoch. Sein Sportlerherz weiß meine Gefühle zu schätzen. Von den Sicherheitsvorschriften kann er jedoch trotzdem nicht abweichen:

— Wir werden später gemeinsam der Spur des Tigers folgen — auf dem Elefantenrücken! Jetzt aber gehen wir erst einmal hinauf zum Schloss. Sicherlich haben Sie Hunger. Oben im Hof habe ich zum Mittagessen decken lassen.

Dagegen gibt es keine Berufung. Statt der Tigersuche muss man sich ans Essen machen. Dabei bin ich doch gar nicht hungrig! Schließlich liegt mein anderer Tiger dort im Dickicht verendet — ich würde auf alles wetten.

— Es ist nicht einmal sicher, dass es Ihr Tiger ist — bemerkt ein Wohlwollender. — Vielleicht blutet er ja vom Schuss des Lords?

— Kann sein — sage ich —, das wird sich zeigen, wenn wir ihn finden. Ob ihn der Schuss auf der rechten Seite getroffen hat oder auf der linken? Das entscheidet die Frage.

Dass ich den Tiger getroffen habe und der Lord ihn verfehlt hat, daran zweifle ich nicht. Das habe ich sicher gesehen. Ich fürchte nur, dass während wir essen, dort im Dschungel vielleicht irgendwelche Schwindeleien getrieben werden. Ich habe schon von unzähligen ähnlichen Fällen gehört. Dass man einem Ehrengast, der aus irgendeinem Grund nicht zum Tiger kommt, auf künstlichem Wege nachhilft. Maharadscha-Befehl: Herr X. Y. soll einen Tiger schießen. Und wenn es nicht gelingt, ist es die Sorge des geschickten Personals, dass es trotzdem gelingt. Was wird sein, wenn die Shikaris zwischendurch meinen Tiger finden und ihm auch noch eine Kugel in die andere Seite jagen? Nichts wäre dann leichter, als einfach zu behaupten, er sei von beiden Seiten getroffen worden. Da aber das Gewehr des Engländers zuerst knallte, ist klar, dass der Tiger ihm gehört! Bei höfischen Tigerjagden ist so etwas keine Neuigkeit. Die eben gefallene Bemerkung setzt mir also mit Recht einen Floh ins Ohr.

A HÁROM TIGRIS TERÍTÉKEN

— Und jetzt gehen wir hinter dem geschossenen Tiger her — sagt der Fürst schließlich. — Wer Interesse hat, kann mitkommen, es gibt genug Elefanten. Wer lieber ruht, soll hierbleiben; man kann das Geschehen auch vom Schlossbalkon aus beobachten.

Bezeichnend für die Jagdgesellschaft: Außer dem jungen Sir Robert Throckmorton meldet sich niemand. Nur F. möchte noch mit uns kommen, aber sie lassen sie nicht.

— Es tut mir leid — sagt der Maharadscha —, Damen können wir diesmal nicht mitnehmen. Ein verwundeter Tiger greift leicht den Elefanten an. In solchen Fällen kann es vorkommen, dass der Elefant vor Schreck scheut und davonläuft. Dann wird es, besonders in solch einem dichten Wald, eng für die, die auf ihm sitzen. In solchen Fällen ist es am besten, aus der Howdah zu springen. Mit Damen kann ich so etwas doch nicht riskieren.

Die Elefanten trotten herbei. Auf ihrem Rücken die Stahl-Howdahs, nummeriert. Mir fällt die Nummer zwei zu. Eine etwa anderthalb Meter lange, einen Meter breite, oben offene Stahlkiste ist diese Howdah. In ihrem Inneren zwei kleine Sitze, einer hinter dem anderen. An die Flanken der auf dem Bauch liegenden Elefanten lehnen sie Leitern, auf denen wir hinaufklettern. Biron Singh, der Jägermeister, kommt mit mir. Auf dem anderen Elefanten sitzen der Maharadscha und Sir R. T., auf dem dritten zwei Adjutanten. Auf das leise Kommando ihrer Mahouts erheben sich die Rüsseltiere. Ein umständlicher Vorgang, bis sie alle vier Säulenbeine unter sich sortiert haben. Währenddessen haben wir

hier oben alle Hände voll zu tun, uns festzuhalten. Dann setzt sich unter dem Anfeuern ihrer seltsam klingenden Treiber die dreigliedrige Elefantenprozession in Bewegung. Hinunter ins Tal, auf die Blutspur des Tigers zu.

Die Stirn der Elefanten zieren weiße Schriftzeichen. Sie tragen ihre Visitenkarten auf ihren vor Weisheit schwellenden Stirnen; sie verkünden lautstark ihre klangvollen Namen. Meiner heißt Sundari Padmani, was auf Deutsch „Wunderschöne Lotosblüte" bedeutet. Allesamt ausgesuchte, „universitätsgebildete", gelehrte Elefanten, Fach-Elefanten, die für die Tigerjagd ausgebildet wurden. Ihre Schulung dauert viele Jahre, ihr Wert ist unschätzbar. Der Elefant verabscheut nämlich von Natur aus den Tiger. In seinem ungeschulten Alter scheut er sogar schon vor dem Tigergeruch. Solch ein höfischer Jagdelefant jedoch blickt der Gefahr mutig ins Auge, sogar dem Angriff eines verwundeten Tigers. Ja, der erstklassige Tiger-Lehrer-Elefant soll angeblich sogar den Atem anhalten, damit der auf seinem Rücken sitzende Schütze umso sicherer zielen kann.

Es kommt ziemlich häufig vor, dass ein angeschossener Tiger auf den Jagdelefanten losgeht. Er verbeißt sich in sein Bein, springt ihm manchmal sogar auf den Kopf, ja, er schnappt sich sogar den Mahout, der im Nacken des Elefanten sitzt. In einem solchen Fall hängt der Rest natürlich von der Geistesgegenwart und der Schießfertigkeit des Jägers in der Howdah ab. Am unangenehmsten dürfte es jedoch sein, wenn der Elefant seiner instinktiven Panik nachgibt, alles vergisst, was er in der Schule gelernt hat, und davonläuft. Wenn so etwas in einem dichten Wald geschieht, ist das Unglück so gut wie unvermeidlich; das Geäst fegt die Howdah samt Jäger herunter. Der darin Sitzende bekommt es dann beim Sturz mit dem Tiger zu tun. Solch eine schändliche Flucht kommt jedoch nur bei unzureichend ausgebildeten Elefanten vor, die noch nicht „promoviert" haben. Ein wahrhaftiger, geheimer höfischer Jagdelefant tut so etwas nicht.

Wir sind nun an der Stelle des Schusses angekommen, an der noch immer leuchtend roten Blutspur. Mein Elefant, Wunderschöne Lotosblüte, drängt sich krachend in den Dschungel. Hinter uns der Elefant des Maharadschas, schließlich der dritte, im Gänsemarsch. Unmittelbar an den Vorderfüßen meiner Lotosblüte gedrängt, schreiten zwei zu Fuß gehende, mit Lanzen bewaffnete Shikaris; sie beobachten die Richtung der Blutspur, der Mahout ...

und dirigiert den Elefanten nach ihren Anweisungen. Diese beiden Kerle mit den Lanzen müssen das Herz am rechten Fleck haben. Sie besitzen nicht einmal ein Gewehr. Angeblich sind sie so geschickt, dass sie in kritischen Momenten augenblicklich hinter dem Rücken des Elefanten auftauchen. Es passiert ihnen so gut wie nie etwas. Der Mahout, der auf dem Nacken des Elefanten reitet, dirigiert das Tier mit einem kurzen Eisenstab, dem Ankus. Ein Ende des Ankus ist spitz, das andere endet in einer streitkolbenartigen Eisenkugel. Mit dem spitzen Ende sticht der Mahout unaufhörlich auf den Nacken des Elefanten ein. Er sticht ihn blutig. Doch der Elefant nimmt das lediglich als Liebkosung wahr. Denn wenn der Mahout zornig wird – und er wird jede Minute zornig –, dann packt er den Ankus am „glücklicheren" Ende und schlägt mit der Keulenseite so fest auf den breiten Elefantenschädel vor ihm, dass ich fürchte, er könnte einbrechen. Doch für den Elefanten ist das nicht mehr, als wenn man ein Pferd mit der Gerte antippt. Dabei dröhnt der Elefantenschädel bei jedem Keulenschlag wie eine große Trommel.

An das spitze Ende des Ankus ist ein hakenförmig zurückgebogener, gezackter Eisenhaken geschweißt. Dieser kommt jedoch nur im äußersten Notfall zum Einsatz. Das ist die Notbremse. Sollte der Elefant etwa wild werden und vor dem Tiger davonstürmen, hakt der Mahout den Eisenhaken in die Augenhöhle seines Elefanten ein, zieht so die „Zügel" und versucht, das Tier abzubremsen. Während mein Mahout abwechselnd mit

beiden Enden des Ankus den Nacken seines Elefanten bearbeitet, unterhält er sich ununterbrochen mit ihm. Er spricht mit leiser, gesitteter Stimme, bittet Lotosblüte höflich: „Sei so gut und räum diesen Baum weg“, oder „brich bitte diesen großen Ast ab, damit er uns nicht das Auge ausschlägt“. Und der Elefant, der nicht umsonst die „Universität“ besucht hat, erfüllt bereitwillig jeden Wunsch des Mahouts. Mit dem Rüssel greift er nach dem markierten Ast und bricht ihn krachend in der Mitte durch. Sperriges Gebüsch drückt er mit der Brust, der Seite oder dem Hinterteil beiseite, ganz nach dem Wunsch des Mahouts. Denn wenn er nicht beim ersten Wort drückt, wird die bittende Stimme des Mahouts sofort befehlend hart, und er verpasst der Wunderschönen Lotosblüte mit der Keule einen solchen Schlag auf den Kopf, dass sie augenblicklich gehorcht.

So schieben wir uns krachend und berstend, uns den Weg bahnend, immer tiefer und tiefer hinein. Die Blutspur ist weiterhin verfolgbar, doch auf dem ungemein dichten, bergigen und von Schluchten sowie Auswaschungen durchzogenen Gelände kommen wir nur sehr langsam voran. Solch eine Spurensuche auf dem Elefanten ist ein vergnüglicher Zeitvertreib. Die Intelligenz, Besonnenheit und wunderbare Geschicklichkeit dieser Tierriesen versetzt mich in Staunen. Diese vorsichtige Sicherheit, wie sie in die engen, steilwandigen, felsigen Gräben hinabsteigen, niemals stolpern oder ausrutschen, ist wirklich verblüffend. In solchen Momenten ist unsere Lage natürlich alles andere als bequem. Man muss sich ständig festklammern, denn mal stehen die Vorderbeine des Elefanten ein halbes Stockwerk höher, mal setzt er sich auf sein Hinterteil und rutscht so den Hang hinunter. Die vielen dornigen Zweige schlagen dem Reiter zudem ordentlich ins Gesicht. Wir haben unsere Helme fest unter dem Kinn verzurrt und uns so tief wie möglich in die Howdah geduckt. Ein Ast reißt mir irgendwie doch das Fernglas vom Hals, und bevor ich es greifen kann, fällt es hinunter in das dichte Dschungelgestrüpp. Biron Singh ruft dem Mahout etwas zu. Dieser wiederum sagt dem Elefanten etwas. Und schon sucht der dicke, dunkelgraue Rüssel. Er tastet vorsichtig im Gestrüpp. Im nächsten Moment biegt er sich bereits nach oben, an seinem Ende mein Fernglas, und reicht es mir höflich herauf! Ich kann noch kein Wort Hindi, also kann ich mich nur auf Englisch für die Gefälligkeit bedanken. Ich hoffe, meine Schöne versteht es.

Die Lanzenreiter zu Fuß halten inne. Sie zeigen nach vorn. Auch wir bleiben stehen. Doch durch das dichte Dickicht sehen wir nichts. Ein aufgeregter, unverständlicher Wortwechsel ... In der rechten Hand halte ich das gespannte Gewehr, mit der linken reiße ich das Fernglas an die Augen und versuche, eine Lücke im dichten Teppich der Vegetation zu finden. Ich sehe auch schon etwas ... Ein verdächtiges Gelb ... Der Mahout lässt den Elefanten ein wenig vortreten – na klar! Da ist mein Tiger! Die Shikaris werfen einen Stein nach ihm. Er rührt sich nicht. Das Leben ist längst aus ihm gewichen.

Man lässt den Elefanten niederknien. Wir klettern aus der Howdah. Die Shikaris packen den toten Tiger und drehen ihn auf die andere Seite. Ihn hat nur ein einziger Schuss getroffen, genau in die Mitte der linken Schulter. Ich stoße einen Seufzer aus wie ein Schmiedebalg. Es gibt keinen Raum mehr für Zweifel. Es ist mein Tiger. Auch dies ist ein Männchen. Genauso groß wie der erste. Wurfgeschwister, wie wir es schon am Morgen geahnt hatten. Er wird auf den Rücken des letzten Elefanten gebunden, quer hinter die Howdah gelegt. Dann „steigen wir ein“ und trotten glücklich zurück zu den anderen, die beim Schloss warten.

Sobald wir die Schneise erreichen, berichten die dort wartenden Shikaris dem Maharadscha etwas. — Der vierte Tiger — sagt der Maharadscha —, der als Letzter die Linie überquert hat und auf den wir zu dritt fünf Schüsse abgegeben haben, blutet ebenfalls! Aber nur sehr schwach, hier und da ein Tropfen. Neben seinem hinteren linken

Trittsiegel zeigt sich die Blutung; es scheint, als hätte er einen schwachen Streifschuss am linken Lauf abbekommen. Aber wenn wir schon einmal hier sind, gehen wir ihm nach!

Das ist ein Wort. Daraus könnte noch ein ernsthafteres Vergnügen werden. Dem Tiger dürfte offensichtlich nicht viel passiert sein. Schon biegen wir wieder ab, den Shikaris folgend, die die Meldung brachten. Vom Schlossbalkon aus winkt das Publikum. Sie konnten nicht sehen, was wir dort unten ausgerichtet haben. Rufend erkundigen sie sich, ob wir ihn haben. — Und ob! Der Elefant bringt ihn schon hinauf! Jetzt gehen wir hinter dem dritten her!

Lotosblüte beginnt erneut mit der Waldrodung. Nur ist die Sache diesmal nicht so einfach. Der Tiger blutet nur sehr spärlich, alle drei, vier Meter zeigt sich ein Tropfen. Wir stehen oft minutenlang still, bevor wir wieder ein paar Schritte vorankommen. Die Spur führt hinunter in die Tiefe eines gewaltigen Kessels, dorthin, wo das Dickicht am undurchdringlichsten ist. Der Maharadscha mahnt zu erhöhter Vorsicht: — Es ist besser aufzupassen, mit diesem Tiger werden wir uns wohl noch auseinandersetzen müssen. Jeder soll bereit sein, damit keinem meiner Elefanten etwas zustößt. Den Tiger müssen wir jedoch unbedingt bekommen, der arme Lord kann doch nicht mit leeren Händen nach Hause gehen. Sicherlich hat er ihn verwundet. Auf jeden Fall müssen wir es ihm zuschreiben.

Aha – murmele ich in mich hinein –, hier läuft es also auch so! Schon gut, ich schiebe es ihm gern zu, mir kann nichts mehr passieren, meine zwei Tiger sind bereits in Sicherheit. Und ohnehin ließe sich nicht feststellen, wer von den fünf Schüssen den Lauf des Tigers getroffen hat. Der Lord hat nachgeschossen, der Amerikaner auch. Als Letzter hat auch der Maharadscha noch hinterhergefeuert. Am wahrscheinlichsten ist es, dass sein Schuss den Tiger getroffen hat, denn er kann schießen, die anderen beiden hingegen nicht.

Allmählich dringen wir bis zum Grund der Schlucht vor. Der Tiger hat sich kein einziges Mal niedergetan, die Blutung wird immer schwächer. Lange stehen wir dort unten still und finden keine weitere Spur. Schließlich wieder ein Blutstropfen, aber bereits jenseits der Schlucht, am gegenüberliegenden steilen Hang. Das ist kein gutes Zeichen. Der Tiger hat direkt den jenseitigen Berg in Angriff genommen, er muss also noch bei Kräften sein. So können wir ihn nicht einholen. Beratung. — Gehen wir zurück zum Schloss — lautet der Befehl —, dort warten wir, bis die Shikaris die nächste Waldparzelle umkreist haben. Die besandeten Pfade der Schneisen werden verraten, in welcher Parzelle der Tiger geblieben ist. Von dort werden wir ihn dann heraustreiben lassen.

Wir kehren also um und erklimmen erneut den Kessel, hinauf zur Wiese vor dem Schloss, wo man in der Zwischenzeit meine beiden Tiger schön nebeneinander ausgebreitet hat. Sie wurden auch genau vermessen: einer ist 261, der andere 264 Zentimeter lang, von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze. Sie liegen unter einem schattigen Baum, zwei Shikaris fächeln ihnen Luft zu, damit die Insekten sie nicht belagern. Obwohl ihre Größe, Gestalt und Grundfarbe völlig gleich sind, ist das schwarze Muster ihres Fells doch verschieden. Ich höre, dass es auf der Welt keine zwei Tiger mit dem gleichen Muster gibt. Die Anzahl und Form der schwarzen Streifen, die Ringelung des Schwanzes und ganz besonders die feine Zeichnung des Gesichts sind bei jedem Tiger anders. Man könnte das vielfältige Zeichnungsnetz der Tigerhaut mit dem Fingerabdruck des Menschen vergleichen. Individuelle Erkennungsmerkmale.

Während wir hier die beiden Tiger betrachten und vergleichen, kommt mir unwillkürlich die Anekdote in den Sinn, die ich von dem berühmten schwedischen Reisenden Bengt Berg gehört habe: Einem Bauern wurden Zwillinge geboren. Er schaut sie an, schaut sie

an und sagt dann: „Ei, wie sehr ihr euch doch ähnlich seht, du Jóska und du Jancsi. Aber ganz besonders du, Jancsi!“

Es folgt das Fotografieren. Eine wahre Orgie des Fotografierens. Außer dem offiziellen Hoffotografen drohen fast alle Gäste mit ihren Kodaks. Man dirigiert uns kreuz und her: mit F. zu zweit, mit dem Maharadscha zu dritt. Auf dem Elefantenrücken. Stehend, sitzend, liegend. Eine halbe Stunde lang dauert das Klicken der Kameras. Etliche Gäste lassen sich sogar einzeln fotografieren – mit meinen Tigern. Der brasilianische Kinderarzt und seine Gefährten greifen sich Gewehre und lassen sich in Siegerpose mit einem Fuß auf dem Tiger ablichten. Mit meinen Tigern! Und sie sagen es ganz unverblümt: „Wenigstens haben wir zu Hause etwas zum Vorzeigen.“ Ja, sie bestellen beim Fotografen bereits Postkarten, um sie so schnell wie möglich verschicken zu können.

Der Bericht der Shikaris macht dem Zirkus ein Ende: Der Tiger ist nicht aus der nächsten Waldparzelle gewechselt. Die Treiber werden bereits aufgestellt, beeilen wir uns, unsere Plätze einzunehmen; sobald wir dort sind, kann das Treiben beginnen. Diesmal werden sechs Elefanten mit Schützen besetzt. Auf einer Länge von einem vollen Kilometer müssen wir die Schneise abriegeln. Diesmal gibt es keine „Abwehrer“ im Treiben; die Chancen sind für alle Schützen gleich. Das Publikum wird zurück auf den Balkon gescheucht, von dort aus können auch sie die Schützenlinie überblicken.

Die Rüsseltiere schreiten fleißig aus, bald sind wir vor Ort. Hier gibt es keine Machans, wir bleiben auf dem Elefantenrücken und nehmen in Abständen von etwa zweihundert Schritten auf der Linie Aufstellung. Die Mahouts lassen ihre Elefanten etwas zurücktreten, lassen ihr Hinterteil ins Dickicht einrücken; die Vorderseite ragt gerade so weit heraus, dass der auf dem Rücken sitzende Schütze die Schneise entlangsehen kann. Und auf der gegenüberliegenden Seite erschallen bereits die Hörner, die Treiber setzen sich in Bewegung. Hinter mir sitzt wieder Biron Singh, der Oberjägermeister.

Langsam nähert sich das Treiben, viel langsamer als das vorherige. Ein verwundeter Tiger ist eine harte Nuss. Ihn zu treiben, ist ein heikles Unterfangen. Größtmögliche Vorsicht ist geboten. Ein einziger übereilter Schritt, eine unvorsichtige Bewegung kann ein Menschenleben kosten. Die eingeteilten Elefanten gehen in einem solchen Fall vor der Treiberreihe her, bewaffnete Shikaris schützen die unbewaffneten Treiber. Mit noch viel stärkerem Schlachtlärm als bisher kommen sie näher; so in der Art könnte der Angriff rasender Zulu-Kaffern klingen.

Doch vom Tiger bemerken wir vorerst keinerlei Anzeichen. Die Treiberreihe ist fast schon vor uns. Biron Singh meint, dass der Tiger gar nicht im Treiben sei. Er müsse irgendwie entwischt sein, vermutlich habe er den besandeten Fußweg übersprungen, weshalb man keine Fährte gefunden habe, die hinausführte. Ich bin derselben Meinung, sonst hätte er sich bereits bemerkbar machen müssen. Der Jägermeister überlegt bereits, was wir als Nächstes tun sollen, welches Waldstück wir treiben lassen sollen, aber – ein furchterregendes Gebrüll lässt mich das Gewehr fester packen ...

Im nächsten Moment springt der Tiger auf die Schneise hinaus – zwischen mir und dem zweihundert Schritte weiter entfernt stehenden Maharadscha. Zu mir ist er jedoch wesentlich näher, etwa sechzig Schritte. Er erblickt meinen Elefanten zuerst. Er zögert nicht, peitscht mit dem Schwanz und kommt ... mit langen Sprüngen, einem hustenartigen Röcheln und einer blitzend zähnefletschenden Fratze ...

Ich stehe in der Howdah, das Korn meines Gewehres glänzt auf der schneeweißen Brust des angreifenden Tigers – mein Elefant trompetet laut – er tritt aufgeregt auf der Stelle ... ... Er verleißt mich, den Schuss zu verreißen – mein hastig abgegebener nächster Schuss

kracht gleichzeitig mit dem des Jägermeisters. Röchelnd wälzt sich der Tiger – kaum fünf bis sechs Meter vor dem unaufhörlich zappelnden, kreischenden Elefanten – aber er ist schon wieder auf den Beinen und bevor ich meine dritte Kugel abfeuern kann, springt er ins Dickicht. Dort verlassen ihn jedoch seine Kräfte. Er geht nicht weiter, an Ort und Stelle hört man sein heiseres Stöhnen. Aber wir können ihn nicht sehen.

— Er hat genug — sagt der Jägermeister —, er kann nicht mehr weg, er hat die Kugeln von uns beiden abbekommen. Gehen wir, machen wir ein Ende mit ihm. Der Mahout wendet den Elefanten. Er prügelt das unruhige Tier nach Strich und Faden mit der Keule. In der Tat, im kritischen Moment hat Lotosblüte ihre Pflicht ein wenig vergessen. Ihr ist der Mut in die Kniekehlen gesunken. Wenn sie ruhig gestanden hätte, hätte ich mit dem ersten Schuss kaum gefehlt.

Kaum dringen wir ein paar Schritte ins Dickicht ein, erblicken wir auch schon den todkranken Tiger. Er kauert dort unter dem Busch, hält jedoch den Kopf oben ... Unter seinen hochgezogenen Lefzen fletschen zornig seine blutig-schaumigen Fangzähne ... Er legt die Ohren zurück, röchelt uns heiser an ... Im astigen Dickicht lässt es sich unbequem zielen, auch mein Elefant ist nicht gewillt, stillzustehen. Mein Schuss sitzt dennoch gut, denn er wirft den Tiger auf die Seite ... Wild reißt er am Gebüsch, zerfleischt die Erde, sein entsetzliches Gebrüll mischt sich mit dem Trompeten des Elefanten. Ich würde noch einmal hineinschießen, doch der Jägermeister hält mich zurück: — Lassen Sie ihn, er ist schon harmlos! Wir lassen ihn vom Elefanten erledigen. Diesem Hasenfuß von einem Vieh schadet eine kleine Lektion nicht ...

Der Mahout nimmt die arme Lotosblüte in die Mangel. Rasend wirbelt der Eisenstab in seiner Hand, er prügelt und sticht auf den Nacken des Elefanten ein, stachelt ihn mit gellenden Schreien an, reizt ihn zum Kampf ... Bis es dem Elefanten einfällt, wozu er ausgebildet wurde. Bis er seinen verlorenen Mut zurückgewinnt. Er gewinnt ihn schnell zurück und stürzt sich dann mit hochgeworfenem Rüssel auf die in den letzten Zügen röchelnde Bestie. Er stürzt sich auf sie und versetzt dem Kopf des Tigers mit dem Rüssel einen solchen Schlag, dass es nur so knallt. Was er vom Mahout bekommen hat, gibt er nun an den Tiger weiter. Dieser ist schon ziemlich wehrlos, rollt sich auf den Rücken, kann nicht mehr aufstehen, aber seine krallenbewehrten Vordertatzen wehren sich noch hart, sie hieben nach dem schlagenden Rüssel, reißen ihn blutig ... Der Schmerz macht Lotosblüte endgültig wütend. Er kämpft, als wäre er in einer Kneipe, schlägt, tritt und trampelt auf den sterbenden Tiger ein – wir aber klammern uns mit beiden Händen am Rand der Howdah fest, um nicht herauszufliegen.

Der Mahout wischt die Wunden des an mehreren Stellen blutenden Elefanten ab. — Solch eine Gelegenheit nutzen wir immer aus — erklärt Biron Singh. — Der Tiger kann dem Elefanten in diesem Zustand ohnehin keinen ernsthaften Schaden mehr zufügen. Für den Elefanten aber ist solch eine kleine Rauferei eine nützliche Ermutigung. Es stärkt sein Selbstwertgefühl.

Als wir aus der Howdah klettern, scharen sich auch die anderen hierher. Die Treiber ziehen den Tiger auf die Schneise hinaus. Es ist ein Weibchen, etwas kleiner als die beiden vorigen, aber offensichtlich ihre Schwester. Bei den Schüssen ist es schwer, den Überblick zu behalten, sie haben das Fell völlig durchlöchert, vier Kugeln sind hindurchgegangen, auch der Elefant hat es ordentlich beschädigt. Doch seine ursprüngliche, im ersten Treiben erhaltene Wunde finden wir sofort. Am linken Hinterlauf, über dem Knie, hat sie ihn getroffen. Den Knochen hat sie nicht gebrochen, nur das Fleisch aufgerissen. Er hätte sich bald wieder erholt.

Der Maharadscha gratuliert dem Lord jedoch bereits und beglückwünscht ihn zur Erlegung seines ersten Tigers. Wir alle folgen dem Beispiel des Gastgebers. Der frischgebackene Tigerjäger nimmt die Ovationen jedoch etwas argwöhnisch entgegen. Dann findet er sich bald damit ab. Er ist ein stiller Mensch und mag nicht streiten. Ob er wohl glaubt, dass er den Tiger geschossen hat? Oder will er uns nur glauben machen, dass er es glaubt?

Auch der emsige Fotograf ist schon zur Stelle, das allgemeine Fotografieren beginnt von Neuem. Dann fahren wir hinunter ins Tal zu den wartenden Autos. Hier wird die nun auf drei angewachsene Tigerstrecke wieder in einer Reihe ausgelegt. Dahinter stellt sich die Jagdgesellschaft auf, ganz hinten die Elefanten. Der Hoffotograf tritt wieder in Aktion. Es wäre wirklich interessant zu wissen, wie viele Aufnahmen die heutige Jagd verbraucht? Wenn mir noch so viele Jahre bevorstünden, wie oft ich heute fotografiert wurde, würde aus mir ein sehr langbärtiger alter Mann werden ...

— Wir haben noch etwa anderthalb Stunden bis Sonnenuntergang — sagt der Maharadscha —, wir könnten unterwegs noch ein Treiben versuchen. Einen Tiger finden wir zwar kaum noch, aber Antilopen und Schweine wird es sicher geben, und ich hoffe sogar auf einen Sambar-Hirsch. Wer Lust hat, kommt mit uns, die anderen fahren mit dem Auto heim ins Lager.

Diesmal melden wir uns doch zu fünft. Wir steigen ins Auto. Unter dem höflichen Rüsselgruß der in der Reihe stehenden Elefanten. Auch meine Lotosblüte steht pflichtbewusst unter den anderen; ihren vom Tiger zerfleischten, sicher schmerzenden Rüssel hebt sie militärisch korrekt an die Stirn. Leb wohl, brave, kluge, geduldige Sundari Padmani! Ich freue mich, dass wir uns getroffen haben, und bedauere, dass wir keine Zeit hatten, uns besser anzufreunden. Ich bedauere, dass ich kein Hindi kann und mich nicht einmal mit dir unterhalten konnte! ...

Der Dschungel mit dem Burgschloss, der ewig denkwürdige Schauplatz meiner ersten Tigerjagd, entschwindet in der Ferne. Diese neueste, rot markierte Seite im Buch meines Jägerlebens wendet der namenlose Chronist der Zeit mit unsichtbarem Finger um. Er reiht sie ein in das stille Reich der Erinnerungen. Ich frage den Maharadscha, wozu das große Jagdschloss eigentlich benutzt wird, ob dort manchmal jemand wohnt? — Nur sehr selten, wenn ich einen älteren, bequemlichkeitsliebenden Gast habe. In solchen Fällen gewöhnen wir den Tiger an die Schneise unterhalb des Schlosses, dort binden wir seinen täglichen Büffel an. Der Gast kann es dann vom Fenster des Schlosses aus erledigen. Er kann sogar da oben übernachten. Sobald der Tiger kommt, wird er geweckt. Er kann ihn im Pyjama erschießen und sich wieder ins Bett legen.

Gott sei Dank, dass ich kein alter Gast bin! Sie hätten mich den Tiger aus dem Bett schießen lassen. Wenn schon nicht schießen, so muss es doch ein umso größeres Vergnügen sein, einen solchen „bestellten“ Nahor zu beobachten. In den dunklen Dickichten des Dschungels bietet sich wohl so gut wie nie eine ähnliche Gelegenheit zum Studium. Und was für wunderschöne Aufnahmen man dabei machen könnte! Mein sehnlichster Wunsch ist es, nun auch ein paar lohnende Tigerbilder machen zu können. Das habe ich dem Maharadscha gegenüber auch angedeutet, aber – wie soll ich sagen – er hat den ausgeworfenen Haken nicht geschluckt.

Wir kommen am Schauplatz des neuen Treibens an. Auch hier stehen – besser gesagt sitzen – wir auf einer Waldschneise, oben auf einem Machan. Es sind etwas niedrigere Ansitze als die am Vormittag, aber dennoch schwerer zu erklimmen. Man muss sich an einer locker hängenden Strickleiter nach Akrobatenart hochziehen. Mit leeren Händen

mag das noch angehen, aber mit Ferngläsern, Fotokamera und Gewehr ist es eine wahre Kraftleistung.

Wir müssen nicht lange warten, schon knallt das Gewehr. Ja, es bricht eine solche Knallerei los wie bei einem Winzerfest. Mir kommt lediglich ein Schwein, ein mittelmäßiger Keiler, den schieße ich auch. Bei den anderen fallen zwei bis drei Schweine und zwei Nilgau-Antilopen. Und ein armer Treiber, den einer der sachkundigen Herren Schützen in der Hitze des Gefechts am Bein trifft. Er „stangelt" ihn an. Zum Glück nur mit einem harmlosen Streifschuss. Habe ich nicht gesagt, dass meine Jagdgefährten lebensgefährlich sind?

Am Abend ein glanzvolles Festessen im Speisezelt des Lagers. Während des Bratens bringt der Maharadscha einen Trinkspruch auf die frischgebackenen Tigertöter aus; auf den Lord und mich. Allgemeines Anstoßen. Gegenseitige Glückwünsche. Ich bin kein Redner. Ja, es ist mir gelungen, vierzig Jahre lang ohne einen einzigen Trinkspruch davonzukommen. Kein Wunder also, dass er auch diesmal in mir stecken bleibt. Dabei ist mein Herz voll, und das sollte ich dem Maharadscha irgendwie mitteilen. Wenn es schon während des Essens nicht gelungen ist, so will ich wenigstens hier, in der Ungestörtheit meines Zeltzimmers, sagen, wie glücklich mich dieser heutige Tag gemacht hat. Und wie viel Jägerfreude die Zukunft auch für mich bereithalten mag, den 11. Januar 1938 werde ich nie vergessen. Auch Jaipur nicht. Auch nicht den edlen Maharadscha von Jaipur, von dem ich die große indische Auszeichnung erhalten habe. Meinen ersten Tiger!

12 Jan. Camp Sawai Madharpur, Jaipur State (Rajputana).

Die Tigerjagd ist mit dem gestrigen Tag beendet. Wir bleiben jedoch noch ein, zwei Tage hier; man kann die drei Monate lang gebaute Zeltstadt doch nicht nach vierundzwanzigstündiger Nutzung links liegen lassen. Flugzeugbrummen ist zu hören. Auf meine Frage erhalte ich die Antwort: „Nichts, nichts, nur die Maschine aus Jaipur, sie bringt die Post." Die Post des Lagers wird täglich mit dem Flugzeug geliefert. Das ist wahrlich das Mindeste. Diesen minimalen Komfort darf sich der arme Tigerjäger doch wohl erlauben.

Während die anderen den zweifelhaften Freuden des Rittes auf Kamelen vor dem Frühstück frönen, spaziere ich zum unteren Ende des Lagers zum Zelt der Shikaris. Sie arbeiten an den Fellen unserer gestrigen Tiger. Noch am Abend haben sie alle drei abgezogen, jetzt reinigen und bürsten sie bereits die ausgebreiteten bunten Teppiche. Mit ihren rasiermesserscharfen Messern schaben sie die innere Hautfläche ab und befreien sie auch von den letzten Spuren von Fleisch- oder Fettresten.

Der Haupt-Shikari überreicht mir die lucky bones meiner Tiger, die sauber gewaschenen, ordentlich in Papier eingewickelten „Glücksknochen". Diese dünnen, flachen, gebogenen Knöchelchen erinnern mich an meine afrikanischen Jagden. Man findet sie gleichermaßen in der Schulter aller großen Raubkatzen, bei Löwen wie bei Panthern. Offensichtlich werden sie auch hier als Talisman behandelt, genau wie in Afrika.

Außer den Glücksknochen erhalte ich vom Haupt-Shikari noch zwei kleine Papierpäckchen. Was mag da wohl drin sein? Ich öffne sie: weiße Haare – die Barthaare meiner Tiger! Es stellt sich heraus, dass die Shikaris diese noch gestern an Ort und Stelle ausgerissen haben. Damit kein anderer sie ausreißen konnte. Denn in den Augen der Eingeborenen ist der Tigerbart ein wertvoller Zauberstoff. Wenn die Shikaris sich nicht beeilen, ziehen die Treiber die schönen langen Borsten auf einmal heraus und verunstalten den Tigerkopf, der ausgestopft werden soll. Den geretteten Bart muss mein Präparator zu Hause dann Haar für Haar wieder in den Tigerkopf einnähen.

Nach dem Frühstück fahren die Autos vor. Wir brechen zur Wildentenjagd auf, hinunter in die Ebene zu einem der bereits bekannten Teiche (Tanks). Diesmal ist unser Versuch jedoch völlig erfolglos. Es zeigen sich kaum Enten, wir schießen insgesamt nur zwei. Wir verlassen den See auch schon, setzen uns wieder in die Wagen und halten wieder auf die bewaldeten Gebiete zu. In einem steilen, felsigen Tal windet sich der schmale, staubige Waldpfad. Jedes Mal, wenn wir auf ein einheimisches Kuhgespann treffen, müssen wir anhalten und warten, bis der Fuhrmann unter großer Aufregung und Geschrei seinen Wagen ins Dickicht hineingezwungen hat. Überholen ist unmöglich.

Ab und zu erreichen wir auch Dörfer: in der Wildnis verborgene, aus nur wenigen Gebäuden bestehende, äußerst malerische Siedlungen. Wie Schwalbennester kleben diese paar Häuschen am Berghang; ihre Fassaden sind mit Arkaden auf Steinsäulen und winzigen Balkonen geschmückt, die Eingänge mit uralten Steinelefanten verziert, die ihre Rüssel ineinander verschlingen. Aus der Ferne wirken diese steinernen Häuschen, als wären sie direkt aus dem Glasschrank eines Antiquitätenhändlers dort an den Hügel versetzt worden. Am Rande eines Dorfes, im Schatten einiger gigantischer Feigenbäume, halten wir Mittagsruhe. Lange Teppiche wurden auf der Erde ausgebreitet, rundherum bunte Seidenkissen verteilt, auf denen wir uns niederlassen. Nach einem schier endlosen, üppigen Mahl – das durch ein zeitraubendes Zielschießen auf leere Flaschen noch verlängert wird – fällt der Gesellschaft endlich wieder ein, dass wir uns eigentlich auf einer Jagd befinden, oder was zum Teufel auch immer, und dass wir aufbrechen sollten.

Nach kurzer Autofahrt erreichen wir den Eingang eines schönen, stillen Nullah (Tals). Entlang des Tals reihen sich wieder Machans mit Strickleitern auf, ähnlich denen von gestern. Der Jägermeister teilt uns ein. Diesmal gibt es so viele Machans und so viele unternehmungslustige Amateure, dass sogar für zwei schießende Damen Plätze gefunden werden. Sogar der englische Chauffeur des Lords wird auf einen Machan gesetzt – mit einer Schrotflinte für die Entenjagd! Dennoch sitzen wir weit voneinander entfernt, etwa zweihundert Schritte. Das Treiben ist sehr breit und offensichtlich auch lang. Seit einer halben Stunde warten wir bereits; das Hornsignal zum Aufbruch ist längst verhallt, doch der Lärm der Treiber ist kaum zu vernehmen.

HABIB PÁRDUCÁT KIHOZZÁK A HAJTÁSBÓL

Der aus der schwülen Mittagsstille erwachende Dschungel würde die Landschaft normalerweise mit wohltuender Ruhe und vogelgesang-erfülltem Schweigen füllen. Doch das Gekicher und laute Geplauder von den Machans verhindert jegliche Einkehr oder das Anfreunden mit der Wildnis. Das absehbare Ergebnis dieses Spektakels ist, dass ein schöner Lippenbär genau auf den äußersten Schützenstand der Linie zuläuft – auf dem der Chauffeur mit seiner auf Vogelschrot geladenen Waffe lauert. Er ist der einzige Herr

Schütze, der stillbleiben konnte. Er erschrickt auch nicht vor dem Bären, sondern gibt tapfer aus beiden Läufen Schrot ab. Das sehen wir natürlich nicht, wir hören nur das Doppeln. Dem Bären macht der Vogelschrot nicht das Geringste aus; er springt zurück ins Treiben und hält – entgegen all meiner Vorhersagen – schnurstracks auf den Machan der lautesten Dame zu. Auch das sehen wir nicht, wir hören nur das Peitschen eines weiteren Schusses, diesmal jedoch aus einer Kugelhase. Am Ende des Treibens stellt sich heraus, dass die amerikanische Dame, die in ihrem Leben vielleicht zum zweiten Mal ein Gewehr hielt, den struppigen, kohlrabenschwarzen Meister Petz mit einem Purzelbaum erlegt hat. Das launische Schicksal liebt solche Scherze. Es hat recht. Wäre ich das Schicksal, ich würde mich auch damit amüsieren, der Reihe nach all die hochmütigen Menschlein hereinzulegen, die glauben, alles zu wissen.

Später wechselt ein Sambar-Hirsch mit schönem Geweih im langsamen Schritt über die Schneise. Er ist weit von mir entfernt, aber von hier aus gut zu sehen. Er spaziert bis zur Mitte der Linie, dann beginnt man auf ihn zu schießen. Mit einem erschrockenen Satz stürzt er sich in das dichte Dickicht der gegenüberliegenden Seite – mit unversehrter Decke. Auch auf ein Wildschwein fallen einige erfolglose Schüsse, dann ist das Treiben bald beendet. Mein Gewehr bleibt diesmal unbenutzt.

Man schleppt den Lippenbären herbei – auf Hindi Bhalu genannt – dieses kleinwüchsige, aber angeblich umso zornigere, kohlrabenschwarze Mitglied der Bärenfamilie (Melursus ursinus). Erst die hereinbrechende Dämmerung kann dem Fotografieren des stolzen Erlegers ein Ende setzen. Auf dem Heimweg sitzen wir zu dritt im Auto, mit F. und Kesri. Unser Wagen ist der letzte; wir bleiben einige Kilometer hinter den anderen zurück, um nicht so viel Staub schlucken zu müssen. Es wird rasch dunkel, und wir haben die Scheinwerfer bereits eingeschaltet, als Kesris scharfes Auge oben am Berghang auf einer im Gebüsch dämmernden kleinen Lichtung zwei Sambar-Hirsche entdeckt. Wir bremsen, nehmen die Ferngläser zur Hand und können gerade noch feststellen, dass der hintere von beiden ein Hirsch ist. Mit bloßem Auge ist er kaum noch zu erkennen, aber da er nicht weit weg ist, kann ich durch das lichtstarke Zielfernrohr meines Gewehres einen ziemlich sicheren Schuss abgeben. Der Hirsch bleibt im Feuer liegen.

Eilig klettern wir zu der Beute hinauf, die uns so unerwartet in den Schoß gefallen ist. Leider erweist er sich als ein Hirsch mit schwachem Geweih, dennoch freue ich mich sehr über ihn, bereichert er meine Sammlung doch um eine weitere, nunmehr fünfte Wildart. Der Sambar (Cervus unicolor) ist die größte der indischen Hirscharten. Vom Körperbau her ist er etwas schwächer als unser Rotwild, doch sein Geweih – obwohl es im Gegensatz zum Rothirsch nur sechsendig wächst, also pro Seite nur drei Enden entwickelt – erreicht manchmal gewaltige Ausmaße und eine außergewöhnliche Dicke. Hier in Rajputana sind die Sambars verhältnismäßig schwach, doch in Zentralindien, besonders im Staat Bhopal – unserer nächsten Station – wachsen kapitale Sambar-Hirsche heran. Das Weltrekord-Sambar-Geweih in der Sammlung des Maharadschas von Bhopal wiegt neun Kilo und kann sich somit mit den besten ungarischen Hirschen messen.

13 Jan. Camp Sawai Madharpur, Jaipur State (Rajputana).

Der letzte Tag des harten Lagerlebens. Die Entbehrungen in der Wildnis sind beendet; am Nachmittag kehren wir zu den Fleischtöpfen des Palastes von Jaipur zurück. Hier wird nun die bunte Zeltstadt eingepackt. Ihr Eintagsfliegen-Dasein ist vorbei; an ihre Stelle kehrt die Stille des Dschungels für ein weiteres Jahr zurück. Und die Tiger müssen sich wieder nach ihrem täglichen Brot umsehen. Sie müssen sich an die Jagd auf Hirsche und Wildschweine machen; vorbei ist es mit der bequemen Freiküche, von nun an bindet ihnen niemand mehr fette Büffelkälber an.

Nach dem Frühstück brechen wir mit Kesri zu zweit zu einer bewaffneten Autotour auf. Wir nehmen nicht nur die Kugelbüchse und die Flinte mit, sondern sogar einen kleinen Flobert-Karabiner. Bei solch einer Dschungelfahrt im Auto weiß man nie, was einem vor den Lauf kommt. Ich bitte nur den für solche Dinge zuständigen Heiligen Hubertus, dass mir kein Tiger über den Weg läuft. Das ist für mich vorerst ein verbotenes Wild, habe ich doch ohnehin schon doppelt so viele geschossen, wie es sich geziemt hätte. Die Einladung des Maharadschas galt schließlich „einem Tiger".

Obwohl wir auf kein größeres Wild treffen, erleben wir dennoch ein erwähnenswertes Abenteuer. Ein seltsamer Fall, der sich in meinem Leben kaum wiederholen wird. Der Waldweg führt auf eine kleinere Lichtung, und da unsere Zeit abläuft, nutzen wir diese Lichtung zum Wenden. Drinnen, auf dem schmalen Dschungelpfad, kann man nicht rangieren. Während Kesri schaltend mit dem Wagen kämpft, fliegen Vögel über unsere Köpfe hinweg, deren Flug dem von Sandflughühnern ähnelt. Nicht in Schwärmen, nur einzeln, auch nicht besonders hoch, aber sehr schnell. Kesri nennt sie painted quail, „bunte Wachtel". Zufällig habe ich das geladene Flobertgewehr in der Hand und sage scherzhaft zu dem krachend schaltenden Kesri: — Schauen Sie her, wenn Sie etwas sehen wollen! Und direkt vom Sitz aus knipse ich die kleine Flobertkugel auf eine Wachtel ab, die gerade über uns hinwegfliegt. Rein aus Übermut. Und was macht der Zufall – die Wachtel fällt herunter. Ich weiß nicht, wer von uns beiden mehr überrascht ist, Kesri oder ich? Meinen jägerischen Lesern muss ich nicht erklären, was das bedeutet. Doch den anderen muss ich verraten, dass es ungefähr so ist, als würde ich eine von der Kettenbrücke fallengelassene Nähnadel vom Grund der Donau wieder heraufholen. Ich beeile mich jedoch, meinen offenstehenden Mund zu schließen und so zu tun, als würde ich mich gar nicht wundern. Kesri schaut mich seitdem wie ein Weltwunder an.

Um elf Uhr sind wir wieder im Lager. Das Packen ist in vollem Gange; die Gepäckwagen fahren mittags ab. Wir erst gegen Abend. Zuvor steht noch eine Rebhuhnjagd an – auf dem Elefantenrücken!

Unterhalb der Bergkette des Tigerdschungels flacht das Gelände ab. Auch der Wald wird lichter und niedriger; nur noch kleine Dornenhaine und vereinzelte Gebüschgruppen bedecken die zerklüftete, von Auswaschungen gezeichnete Landschaft. Auch das ist Dschungel, obwohl es den Namen kaum verdient. Hier sehen wir unsere Bekannten von vorgestern wieder, die sieben Jagdelefanten. Sie empfangen uns mit der üblichen Begrüßung und lassen sich dann auf den Bauch nieder, damit wir ihre Rücken über die Leitern erklimmen können. Mir fällt wieder Sundari Padmani zu, die tigertötende Lotosblüte. Auf ihrem Rüssel schwellen die Spuren des Kampfes von vorgestern an.

Wir entwickeln uns zu einer breiten Schützenlinie, etwa hundert Schritte voneinander entfernt. So brechen wir in den Dschungel auf, schön gerade ausgerichtet, genau wie bei einer Treibjagd auf Hasen zu Hause. Wir führen sowohl Kugelgewehre als auch Flinten mit. Eine sogenannte general beat, eine allgemeine Jagd – wir schießen auf alles außer auf Pfaue. Es gibt nicht besonders viel Wild, aber dennoch knallt es hier und da, mal die Flinte, mal die Büchse, je nachdem, ob eine Kette Rebhühner auffliegt, eine Wildtaube streicht oder eine Antilope springt oder eine Gazelle flüchtet. Ich muss sagen, es ist eine äußerst amüsante und vor allem bequeme Art der Jagd. Zu Hause bei der Rebhuhnjagd, in der flimmernden Hitze der Maismeere im August, könnte ich solch einen Jagdelefanten gut gebrauchen. Ich würde sogar einen Sonnenschirm über der Howdah aufspannen, aus dem schattigen Sitz heraus jagen und dabei kühle Getränke schlürfen. Aus mir würde ein ausgezeichneter ungarischer Maharadscha werden.

Neben der Rolle des „mobilen Hochsitzes" erfüllen diese zweckmäßigen Elefanten sogar die Rolle des Jagdhundes. Das geschossene Rebhuhn reichen sie in den ersten Stock zum

Mahout hinauf, der es dann in den zweiten, in die Howdah, weitergibt. Nach etwa anderthalbstündigem Zickzack-Streifen gelangen wir wieder auf die Straße zu den wartenden Autos. Wir haben vierzig und einige Rebhühner sowie vier Antilopen zusammengebracht. Die anderen trugen nur zur Zahl der Rebhühner bei; ihre Kugelgewehre richteten im Wildbestand keinen Schaden an.

Die Sensation der Strecke – ich hätte sie fast vergessen – war der Hase! Selbst ein Tiger hätte keine größere Aufregung auslösen können als dieser eine „Meister Lampe". Er ist hier eine große Seltenheit, eine Ausnahmeerscheinung; in Jaipur gibt es wahrscheinlich mehr Tiger als Hasen. Sogar mein Elefant erschrak vor ihm. Er sprang vor meinem Nachbarn auf und lief in seiner Verwirrung nicht nach vorn, sondern direkt auf mich zu. Ich schoss aus nächster Nähe auf ihn, sodass er direkt vor den Füßen meines Elefanten einen Purzelbaum schlug. Lotosblüte hielt beim Anblick des aufspringenden Hasen inne, warf den Rüssel hoch und blies laut hinein. Offensichtlich glaubte sie, sie müsse wieder kämpfen. Aber selbst unter den Shikaris und Mahouts löste der „Hasenfall" eine auffällige Verwirrung aus. Sie schrien, erschreckten das arme, zu Tode geängstigte Tier, und sein Überschlagen wurde mit schallendem Gelächter quittiert.

Der Hase von Jaipur erinnert mich an die Erzählung meines Freundes aus der Tiefebene, der einen Herrn aus Siebenbürgen zur Hasenjagd eingeladen hatte. Der Gast aus den Bergen, für den die Unmenge an Hasen neu war, wollte schon auf dem Weg vom Bahnhof aus dem Wagen springen, so sehr packte ihn die Jagdleidenschaft. Und als mein Freund ihn beruhigte, er solle nur Geduld haben, er werde im Treiben genug schießen können, entschuldigte dieser sich mit den Worten: „Bären, mein lieber Vetter, schoss ich schon zahllose, aber Hasen erst drei!" Wie es scheint, verhält es sich in Jaipur ähnlich: Tiger schossen sie hier schon zahllose, aber Hasen – vielleicht noch keine drei.

Während der Heimfahrt im Auto schwebt unser Leben erneut in Gefahr. Obwohl Kesri diesmal die Pfaue schont und sich sogar damit begnügt, nur einen einzigen Hund zu überfahren, fehlt einige Male nicht viel, und er steuert in den Graben. Er erklärt uns nämlich ständig die Sehenswürdigkeiten um uns herum, mal mit der einen Hand, mal mit der anderen, mal mit beiden gleichzeitig. Zwischendurch dreht er sich immer wieder nach hinten und beschäftigt sich mit allem Möglichen, nur nicht mit dem Lenkrad. Der „Zigaretten-Fall" jedoch schlägt dem Fass den Boden aus. Kesri fällt die brennende Zigarette aus dem Mund. Er bückt sich danach, tastet mit einer Hand unter dem Sitz herum, sucht überall. Das Tempo des Autos ändert er dabei jedoch nicht im Geringsten. Als er dann plötzlich vom Sitz aufspringt – es stellt sich nämlich heraus, dass er auf der brennenden Zigarette sitzt – glauben wir wirklich, es sei um uns geschehen. Wir beschreiben Schlangenlinien zwischen den beiden Grabenrändern, die kein Eiskunstläufer besser hinbekommen hätte. F. und ich geloben uns, Kesri nicht mehr ans Steuer zu lassen. Wir haben keine Lust, uns in Indien begraben zu lassen. Auch nicht darauf, vorzeitig zu ergrauen.

14 Jan. Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana).

Der heutige Tag vergeht ohne besondere Ereignisse. Am Vormittag zeigt sich niemand. Die Gesellschaft ruht sich aus; die vielfältigen Strapazen und Entbehrungen der Wildnis haben alle sehr mitgenommen. Am Nachmittag teilt man uns in zwei Gruppen auf. Ein Teil von uns schlägt den Ball auf dem Tennisplatz, der andere auf dem Polofeld. Da ich nicht Polospielen kann, schwitze ich unter den Tennisspielern. Viel Nutzen haben sie von mir jedoch auch hier nicht. Wie soll man sich auch auf den Ball konzentrieren, wenn in den Kronen der umstehenden Bäume ein Akrobatentrupp von Languren-Affen turnt und blaue Pfauenhähne mit ihren Schleppen über den Platz fliegen.

Nach dem Tennis erledigen wir mit F. und Viktor eine erfolgreiche „Gepäckminderung". Die Zeit der Weiterreise rückt näher, das Gepäckproblem wird also wieder aktuell. Als Ergebnis unserer nüchternen Abwägung füllen wir einen ansehnlichen Koffer bis zum Rand mit den verschiedensten Überflüssigkeiten. Wir schicken ihn nach Bombay ins Hoteldepot. Gleichzeitig geben wir die erste Sendung an die „Gebrüder Murray" auf. Die Geschichte der Gebrüder Murray ist folgende: Bevor wir seinerzeit von Bombay aufbrachen, nahm ich das dortige Adressbuch zur Hand und suchte im Branchenverzeichnis nach Tierpräparatoren. Vier Namen von Taxidermisten werden dort erwähnt, als erste die Gebrüder Murray. Ich telefonierte mit ihnen, erzählte, dass ich auf eine Jagdrundreise aufbreche und meine Trophäen von Zeit zu Zeit an ihre Adresse schicken würde. Sie sollten sie nochmals reinigen, vergiften und ordentlich verpacken, damit die lange Seereise ihnen später auf dem Heimweg nichts anhaben könne. Die Gebrüder Murray, mit denen ich bisher noch nicht das Vergnügen hatte, erhalten nun die erste Ladung: Felle und Schädel von zwei Tigern sowie die Hörner und Stirnhäute von fünf Blackbucks, einem Sambar, zwei Nilgaus und einer Chinkara. Hier hat noch niemand von den Gebrüdern Murray gehört. Auch bei meinen Bekannten in Kalkutta habe ich nachgefragt, auch die wussten nichts von einem Präparator dieses Namens. Ich hoffe, ich falle mit den Herren Murray nicht herein und werde meine Tigerfelle unversehrt wiedersehen.

Morgen früh ist pig sticking – das Schweinestechen! Was keineswegs mit dem Schlachten von Schweinen gleichzusetzen ist. Obwohl auch hier Schweine getötet werden. Nur eben keine zahmen, sondern wilde, nicht mit dem Messer, sondern mit der Lanze und vor allem nicht zu Fuß, sondern zu Pferd. Das pig sticking, auch hog hunting genannt, ist die „indischste" aller Sportarten. Es ist ein direkter Abkömmling des einst in Bengalen üblichen Bären-Lanzierens. Noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts lanzierten die Herrschaften in Bengalen Bären. Als dann die Zahl der Bären abnahm, mussten sie mit dem Wildschwein vorliebnehmen. Die damals immer tiefer vordringenden Engländer hielten den männlichen und gefährlichen Sport des Schweinelanzierens für ein Vergnügen ganz nach ihrem Geschmack. Sie lernten es schnell, vervollkommneten es, verbreiteten es und machten es so populär, dass es heute allgemein als der wahre Nationalsport Indiens gilt. Vor allem unter den Soldaten ist es verbreitet. Polo und pig sticking sind das tägliche Brot der in Indien dienenden englischen Offiziere. Unter den Reiterleuten der Welt ist der Kadir Cup eine fast ebenso berühmte Trophäe wie der Davis Cup unter den Tennisspielern der Welt. Und der Kadir-Cup ist nichts anderes als der Meisterpokal des Schweinestechens. Der hochberühmte nordindische Meerut Tent Club richtet jährlich die ausgewählten Wettkämpfe im Schweinestechen aus. Ende März wird der Kadir-Cup „gespielt" – oder vielmehr gestochen –, der nicht nur für Indien ein herausragendes Sportereignis ist, sondern ein Treffen von Sportfreunden, die aus aller Welt hierherströmen. Eine riesige Zeltstadt wird dann dort errichtet, draußen in der Wildnis findet der Wettbewerb statt, eine Schar von Elefanten trägt das Publikum und die Teilnehmer, die auf ihren Einsatz warten.

Die Reiter mit den Lanzen treten paarweise vor einem zu treibenden Dschungelstück an, und sobald sie das von den Treibern herausgejagte Schwein erblicken, stürmen sie hinterher. Wer von beiden als Erster seine Lanze in das Schwein stößt, es also als Erster blutig schlägt, gewinnt die Runde. Im englischen Sportjargon heißt es: he has the spear – er hat die Lanze – oder he wins the heat – er gewinnt den „Lauf". Wer schließlich die meisten Läufe gewinnt, dem gehört der Kadir-Cup. Neben dem wettstreitenden Paar galoppieren auch Kampfrichter her, die entscheiden, ob das Blutigschlagen des Schweins regelgerecht erfolgte. Das Schwein, obwohl es anfangs in schnellem Tempo flieht, greift nach dem ersten Stich gewöhnlich den Reiter frontal an. Weitere Lanzenstiche erledigen es dann. Es mag ein ziemlich grausames Vergnügen sein, soll aber angeblich ein großartiger

Sport sein. Unfälle gibt es ohne Zahl. Das Jagen über das zerklüftete, steinige und buschige Gelände führt zu vielen Stürzen, und das mit Stichen gereizte Tier mit seinen Hauern ist ein überaus mutiges Geschöpf, das nicht selten dem Pferd oder sogar dem vom Pferd fallenden Lanzierer schwere Wunden zufügt.

Die Gesellschaft der indischen hog hunters kann als eine wahre soziale Klasse bezeichnet werden, eine Art religiöse Sekte, genau wie die Gemeinschaft der Parforcejäger in England. Und so wie es in den Augen der englischen Parforcejäger ein Kapitalverbrechen ist, einen Fuchs zu schießen, so ist es unter den indischen Schweinestechern ein ebenso unverzeihliches Vergehen, ein Schwein zu schießen. To shoot a pig in a rideable country – ein Schwein in einem reitbaren Gelände zu schießen – kommt einem Vatermord gleich. Von diesem berühmten „Stechen" werden wir also morgen einen Vorgeschmack bekommen.

15 Jan. Jaipur, Rambagh Palace.

Um acht Uhr morgens brechen wir mit dem Auto auf. Das Interesse ist unerwartet groß; etwa acht der Gäste ziehen mit hinaus. Auch der Maharadscha kommt mit uns, ebenso etwa fünf seiner Adjutanten und Offiziere. Die Jagd findet am Rande der Stadt statt, dort, wo wir die Antilopen geschossen haben. Eine ganze Herde von Reitpferden wartet hier draußen auf uns, lauter erstklassige Polo-Ponys; jeder kann unter ihnen wählen. Wir steigen zu Pferd, Lanzen erhalten jedoch nur die Einheimischen. Uns kommt lediglich die Rolle der Zuschauer zu.

Das Schweinestechen ist kein leichtes Handwerk, und die Lanze ist in ungeübter Hand sogar noch gefährlicher als das Gewehr. Das Gelände ist übersät mit Dornengestrüpp, Auswaschungen und Steinen – zum Galoppieren nicht gerade ideal. Die Treiber stehen, unter der Führung einiger Reiter, oben am Berghang; von dort werden sie das Dickicht nach unten drücken. Hier unten öffnet sich eine kleine Lichtung, auf der die Lanzierer warten: der Maharadscha, Kesri und noch einige Herren von hier. Wir hingegen, was das Schweinestechen betrifft absolute Laien, halten uns etwas weiter hinten in gebührendem Abstand, um beim Zustechen nicht im Weg zu stehen.

Ein Schwein springt heraus. Die Lanzierer galoppieren mit gellenden Schreien hinterher. In ihrem Gefolge die Gäste. Manche von ihnen stehen mit ihrem Pferd ziemlich auf Kriegsfuß; diese bleiben bald zurück. F. jedoch, der nicht nur ein guter Reiter, sondern als Engländer auch ein erfahrener Parforcejäger ist, sprengt bereits ganz vorne unter den Lanzierern mit. Es gibt so viel Gebüsch und Staub, dass man kaum etwas sehen kann. Aber das arme Schwein quiekt bereits; offensichtlich wurde es getroffen. Als ich heranreite, stechen bereits vier Mann auf das elende Tier ein und können es doch nicht zur Strecke bringen. Angreifen kann es nicht mehr, aber entkommen auch nicht. Umso lauter schreit es. Ich gestehe ein: Wer es versteht, für den mag es ein ausgezeichneter Sport sein, aber als Anblick ist es doch ziemlich hässlich. Ich glaube auch nicht, dass diese Herren hier ihr Handwerk wirklich verstehen. Ich habe immer gehört, dass die Lanze in der Hand eines Fachmanns das Schwein mit einem Schlag erledigt.

Noch ein Schwein wird herausgetrieben. Auch dieses gelingt es zu erstechen. Aber nicht nur das Schwein – sondern auch eines der schönen, teuren Polo-Ponys! Ich selbst sehe es nicht, da ich etwas zurückbleibe und ein Busch zwischen mich und das Schwein gerät. F. jedoch, der den Lanzierern dicht auf den Fersen galoppiert, sieht den Vorfall genau. Ich überlasse ihm das Wort: — Zuerst sticht der junge Parbath Singh auf das Schwein ein, doch seine Lanze bleibt einen Moment im Tier stecken, und als er sie herausreißt, lässt er sie fallen. Kesri, der hinter Parbath und direkt vor mir reitet, galoppiert schnurstracks in die herrenlose Lanze hinein. Im Fallen dreht sich die Lanze nämlich so unglücklich, dass

sie sich in den Bauch von Kesris Pferd bohrt ... Ich sehe nur noch, wie das Blut aus dem Hinterteil des Pferdes strömt. Die Lanze war hinter dem Sattelgurt in das Pferd eingedrungen, hatte die Weichen durchbohrt und kam am Oberschenkel wieder heraus. Ein Pferdetransporter bringt das verletzte Tier fort. Es besteht kaum Hoffnung, dass es überlebt.

So traurig endete die Vorführung des Schweinestechens. Der Schaft der Lanzen ist eine etwa zweieinhalb Meter lange Bambusstange. An einem Ende befindet sich eine handlange Stahlspitze, am anderen ein Bleigewicht – dieses gleicht die Gewichtsverteilung der Lanze aus, so dass sie leichter zu handhaben ist. In solch einem Fall jedoch rächt sich das. Bei einer aus der Hand gefallenen Lanze dreht sich das verbleite, also schwerere Ende nach unten, die Spitze gerät nach oben – und das Unheil ist angerichtet. Ich höre gerade, dass vor drei Jahren ein ähnliches, aber weitaus tragischeres Unglück geschah: Die fallengelassene Lanze durchbohrte nicht nur das Pferd, sondern auch den Reiter. Beide kamen dabei ums Leben.

Am Mittag trifft ein fürstlicher Gast ein: der Maharadscha von Jodhpur. Na, sage ich zu F., jetzt werden wir sehen, wie eine echte Jodhpur-Hose aussieht! Denn wer könnte eine bessere haben als der Fürst von Jodhpur höchstpersönlich? Leider jedoch – er hat keine, oder wenn doch, hat er sie nicht angezogen. Er ist ein kleiner, kahlköpfiger Mann, der sichtlich eingeengt in einem stutzerhaften europäischen Anzug steckt. Sein Flugzeug hingegen, mit dem er von Jodhpur hierher flog, ist umso größer. Von unserem Freund Kesri erfahren wir, dass Jodhpur der größte der Rajputana-Staaten ist und sein Maharadscha der Schwager unseres Gastgebers. Kesri schreibt mir auch seinen vollen Namen auf; er ist noch viel länger als der unseres Maharadschas, ich könnte ihn in einer Woche nicht auswendig lernen.

Nachdem der feierliche Empfang und das förmliche Eis aufgetaut sind, stellt sich heraus, dass der Fürst von Jodhpur auch in Ostafrika gejagt hat; wir haben dieselben Gegenden bereist und entdecken sogar einen gemeinsamen Jagdgefährten. Die gegenseitigen Erinnerungen schlagen eine Brücke zwischen uns; wir finden auf „afrikanischer Basis“ zueinander. Der Maharadscha schlägt vor, wir sollten übermorgen mit ihm nach Jodhpur fliegen, um seine afrikanischen Trophäen und Aufnahmen zu besichtigen. Leider können wir seine Einladung nicht annehmen, da wir zu diesem Zeitpunkt bereits in Bhopal sein müssen. Und außerdem – aber das sage ich nur flüsternd, damit der Maharadscha es nicht hört – gibt es in Jodhpur keine Tiger. Und wir müssen uns nun einmal nach den Jagdmöglichkeiten richten. Unsere rapide schwindende Zeit reicht nicht für fruchtlose Besuche aus.

— Wer Interesse hat, kann die Staatsjuwelen besichtigen, erklärt unser Gastgeber während des Mittagessens. Die Augen der weiblichen Gäste leuchten auf. Für sie bedeutet das so viel, wie wenn man mir eine Tigerjagd versprechen würde. Die Staatsjuwelen von Jaipur – the Jaipur state jewels – werden draußen in der Schatzkammer des City Palace aufbewahrt, jenem „Stadtpalast“, den ich neulich bereits erwähnte. Sie werden nur bei außergewöhnlichen Feierlichkeiten oder offiziellen Durbars verwendet; bei solchen Gelegenheiten wird der Maharadscha dann bis zum Gehtnichtmehr damit behängt. Sogar für den fürstlichen Elefanten fallen noch einige Kisten davon ab. Bei weniger glanzvollen Anlässen trägt der Maharadscha lediglich seinen persönlichen Schmuck. Den hat er den Gastdamen bereits neulich gezeigt; noch immer schwärmen sie seufzend von dem Gesehenen.

Während wir hinausfahren, wickelt sich Kesri, der heute einen europäischen Anzug trägt, ein endloses schwarzes Musselintuch um den Kopf. Ohne Turban ist es ihm nämlich untersagt, den City Palace zu betreten. Ohne Spiegel und mit bewundernswerter

Geschicklichkeit schlingt er die etwa zehn Meter lange Stoffbahn um seinen Kopf; mit wenigen Griffen baut er einen Turban auf, so groß wie ein gewaltiger Kohlkopf. Seiner Meinung nach ist das leichter zu binden als unsere Krawatten.

Der City Palace ist – wie ich neulich schon erwähnte – der einstige Palast des Vorgängers des Maharadschas. Ich sagte auch, dass diese gewaltige Residenz einen ganzen Stadtteil umfasst: Gärten, Teiche, Brunnenbecken, Ställe für Hunderte von Pferden und Gemächer für die Hofelefanten. Mauern aus Gebäuden umwallen die Palaststadt, in die man nur durch eines der großen, prunkvollen Tore gelangt. Durch das Haupttor, das Tripolia Gate, fahren wir ein, vorbei an einem Spalier der prächtigen Palastwache. Unser gewohnter abendlicher Bridge-Partner, Rai Bahadur Pandit Amar Nath Atal – der Finanzminister des Staates Jaipur – empfängt uns in voller Gala. Denn der kurznamige Finanzminister ist zugleich der oberste Hofschatzmeister. Die Bewachung der Staatsjuwelen vermehrt seine Sorgen.

Der Palast ist, wie ältere indische Paläste im Allgemeinen, eine Abfolge von geschlossenen Höfen. Die mit bunten Marmorplatten gepflasterten Höfe sind durch prachtvoll geschnitzte Steinportale verbunden. Die beiden ersten Höfe sind das übliche Diwan-i-Am und Diwan-i-Khas der Großmoguln; ersteres ist die Halle für öffentliche, letzteres für persönliche Audienzen. In der kioskartigen, rundherum offenen Halle des Diwan-i-Am wurden die Juwelen ausgestellt, zur Freude der Gästeschar. Ein langer, breiter Tisch in der Form eines Billardisches wurde in die Mitte der Halle gestellt; darauf wurden die blendenden Schätze ausgebreitet. Meterlange Perlenschnüre von der Größe von Haselnüssen, mit walnussgroßen Diamanten besetzte Diademe, mit bunten Edelsteinen glitzernde Schwerter, Halsketten, Armreife, Agraffen, Turbanschmuck, Spangen, Ohr- und Nasenringe – eine wahre Sammlung des Krösus glänzt auf dem Tisch.

Unter all diesen sind jedoch die berühmten Smaragde von Jaipur am interessantesten. Vier ungeschliffene Smaragd-Riesen, jeder für sich größer als eine gewöhnliche Streichholzschachtel. Das behaupte ich nicht nur so ungefähr; ich lege meine Streichholzschachtel auf einen davon, und ringsherum schaut der Rand des Steins hervor. Wenn der Finanzminister es uns jedoch nicht erklären würde, hätten wir die berühmten Edelsteine sicherlich gar nicht bemerkt. Es sind nämlich glanzlose, formlose, schmutzig-grüne Gesteinsbrocken; mit solchen werfe ich am Wasserufer gerne um mich. Und da sie ziemlich flach sind, würden sie sicherlich prächtig über den Wasserspiegel hüpfen. Auf ihrer groben Oberfläche sind Schriftzeichen eingraviert. Wir erfahren, dass vor Zeiten einer der Großmoguln ein Auge auf eine der damaligen Maharanis von Jaipur geworfen hatte. Und zwar so sehr, dass er in seiner Begeisterung die großen Smaragde als Briefpapier benutzte. Die vier ungeheuren Edelsteine sind jeweils ein Liebesbrief. Die Liebe des Großmoguls kann jedoch nicht allzu beständig gewesen sein. Oder ging ihm etwa das Briefpapier aus? Er schrieb insgesamt nur vier Briefe.

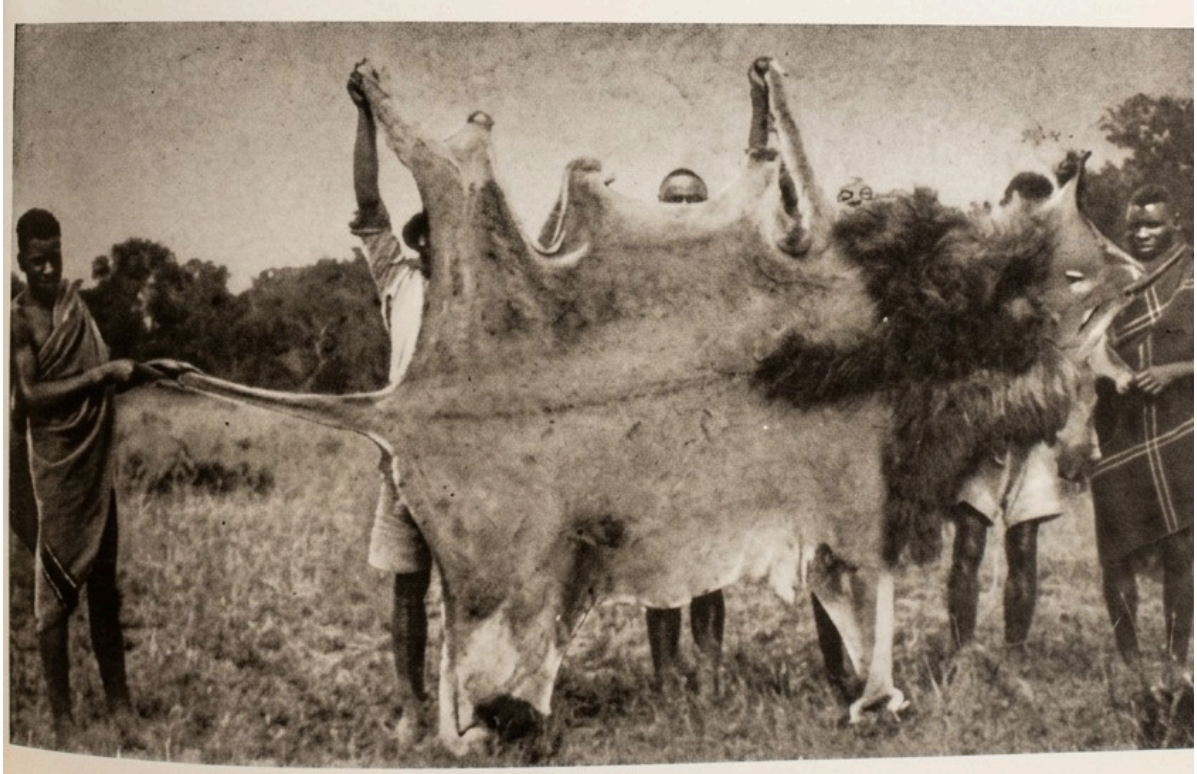
Einige der weiblichen Gäste scheinen beim Anblick der vielen Edelsteine den Verstand verloren zu haben. Denn siehe da, sie machen sich daran und probieren der Reihe nach die Schmuckstücke an. Die eine die Halskette, die andere das Diadem, die dritte den Ring. Das uralte Erbe des Fürsten! Die Ehrfurcht gebietenden, jahrhundertealte Traditionen ausstrahlenden Königsschätze. Sie lassen sie im Sonnenlicht hin und her blitzen – was sagst du dazu, Liebes, welcher passt besser zu meiner Haarfarbe, der mit den Rubinen oder der mit den Saphiren? Empörend. Mir bricht bei so etwas der Schweiß aus. Ich schäme mich vor den Indern, die uns mit stummem Ernst beobachten. Ich muss erröten wegen meiner weißen Hautfarbe. Ein Braunhäutiger würde so etwas sicherlich nicht tun, wenn er uns besuchte. Wenn er, sagen wir, in der Budaer Burg frei herumlaufen dürfte, käme ihm wohl kaum in den Sinn, die Stephanskrone anzuprobieren.

Nach den Schätzen zeigt man uns noch andere Teile der Palaststadt. Leider fehlt uns wieder einmal die Zeit; wir können den eigentlichen Palast, den siebenstöckigen, mit unzähligen kleinen Balkonen überladenen Chandra Mahal, nur im Hundegalopp sehen. Die Säle, zumindest jene, durch die wir eilig hindurchlaufen, sind bis auf einige wunderschöne Teppiche leer. Am meisten bewundere ich die schweren Metalltüren, die mit Silber und Perlmutt eingelegt sind. Als schön kann man diese zwar nicht unbedingt bezeichnen, aber man sieht ihnen zumindest an, dass ihr Schöpfer den zweifellosen Wunsch des Bauherrn erfolgreich umgesetzt hat: dass die Türen seines Palastes so teuer wie nur möglich sein sollten.

In der an das fürstliche Heim anschließenden endlosen Zenana, in die natürlich kein Fremder und außer dem Maharadscha nicht einmal ein einheimischer Mann seinen Fuß setzen darf, leben noch heute etwa tausend Frauen – der zusammengeschrumpfte Rest der Frauen des vorangegangenen Fürsten. Während ich zwischen den schattigen Parklauben, Wasserbecken und bunten Springbrunnen vor der Zenana umherwandere, habe ich unwillkürlich das Gefühl, dass ich mit meinem Besuch in Jaipur zu spät gekommen bin; fünfzig Jahre früher hätte ich hierher kommen sollen, als der verlassene Palast noch in seiner vollen Pracht erstrahlte. Und ich kann die Denkweise unseres Gastgebers beim besten Willen nicht verstehen, der seine nach Luxushotel schmeckende Residenz, den ultramodernen Rambagh Palace, höher schätzt als dieses uralte, wahrlich aus Tausendundeiner Nacht stammende Heim.

Von hier, aus dem Garten des City Palace, sieht man eine felsige Gebirgskette. Burgruinen und Festungsmauern schimmern grau auf ihrem Gipfel, als wären es Festungsanlagen, die aus dem bleifarbenen Gestein des Gebirgskamms selbst herausgehauen wurden. Am höchsten Punkt des Bergrückens kauert das niedrige, geheimnisvoll-legendäre Nahar Garh – die „Tigerburg“. Einer der kriegerischen Maharadschas der Mogulzeit kehrte von seinem afghanischen Raubzug mit fabelhaften Juwelen, Gold und Edelsteinen beladen heim. Und da er an Schmuck ohnehin keinen Mangel litt und zudem ein vorsichtiger und sparsamer Mensch gewesen sein mochte, versteckte er die erbeuteten Schätze. Und zwar dort oben, in einem der geheimen Keller der „Tigerburg“.

„KABURII . . .“
(Jan. 1.)



NAGY OROSZLÁNOM LEFEJTETT BŐRE
(jan. 1.)

Gemäß dem letzten Willen des geizigen Maharadschas darf allein der jeweilige Herrscher von Jaipur die im Nahar Garh eingeschlossenen Kostbarkeiten besichtigen. Aber in seinem Leben nur ein einziges Mal. Hier unten weiß angeblich niemand den genauen Standort der Schatzkammer, nicht einmal der Fürst selbst. Nur die Mitglieder des ausgestoßenen Räuberstammes, die die Tigerburg bewachen und denen es unter Androhung der Todesstrafe verboten ist, die Burg zu verlassen. Der Maharadscha wird bei

seinem einzigen Besuch im Nahar Garh mit verbundenen Augen an die Burgwächter mit der dunklen Vergangenheit übergeben, die erst vor Ort, im geheimen Versteck der Schatzkammer, die Augenbinde des Fürsten entfernen. Nach der Besichtigung der Kostbarkeiten darf der Maharadscha unter ihnen wählen. Er darf jedoch nur ein einziges Stück auswählen. Das darf er als Erinnerung an seinen Besuch mit sich nehmen. Unser Gastgeber hat von seinem Recht auf den Besuch der Tigerburg bisher noch keinen Gebrauch gemacht. Aber neulich zeigte er uns das Erinnerungsstück seines Vorgängers aus Nahar Garh: einen vierzig Zentimeter hohen, massiven Goldvogel, der reich mit feuerfarbenen Rubinen besetzt ist!

Am Abend versammelt sich die Prominenz von Jaipur zu einem Festmahl mit fünfzig Personen zu Ehren des zu Gast weilenden Maharadschas von Jodhpur. Diesmal gelingt es mir nicht, fernzubleiben, obwohl mir eine Ausrede ähnlich der von neulich nicht ungelegen käme. Das Abendessen ist, obwohl meinen Erwartungen entsprechend langwierig und langweilig, dennoch herrlich und entschädigt durch einen glänzenden Anblick. Zwischen den Märchenfiguren der beiden Maharadschas mit ihren Diamantohrringen und Perlenhalsketten, dem teuren Seidenbrokat und den bunten Kopftüchern der örtlichen Herrschaften, den schimmernden Uniformen und blutroten Turbanen der Offiziere, drücken wir uns fast entschuldigend herum – banale Frackträger. Wir passen keineswegs in den prachtvollen Glanz dieser Farborgie, die unter den riesigen Glaskronleuchtern noch bunter aufblüht. Wir sind abgerissene Spatzen unter prächtigen Paradiesvögeln.

Nach dem Abendessen ordnet man uns in Autos und bringt uns zum bereits bekannten City Palace hinaus, wo ein einheimischer Tanz zur Unterhaltung der Gäste vorbereitet ist. Schon am Nachmittag verbreitete sich das Gerücht, der Maharadscha habe die berühmtesten, schönsten und teuersten Tänzerinnen aus Delhi kommen lassen. Sowie Indiens bestes Orchester. Voller Erwartung biegen wir durch das Tor des City Palace ein. Wir werden hinduistische Schönheiten sehen! Es ist wirklich an der Zeit: Seit einem Monat sind wir in Indien, aber eine schöne Inderin hat man uns noch keine einzige gezeigt.

In einem der Säle des Palastes stehen Stuhlreihen, in denen wir Platz nehmen. Moderne europäische Dutzendstühle – sicherlich aus dem Rambagh Palace –, anstatt uns auf den alten Diwanen und Liegen des Palastes niederzulassen. Die Theaterstuhlreihe und der moderne elektrische Kronleuchter drehen dem Stimmungsembryo, den ich mitgebracht habe, mit einem Handgriff den Hals um. Ein riesiger, wunderschön gewebter Teppich, der Tiger und Pfaue darstellt, bedeckt den Marmorboden des Saales. Am gegenüberliegenden Rand des Teppichs hocken in glitzernden Saris vier Mädchen mit verschreckten Gesichtern: die aus Delhi importierten, wunderschönen und schrecklich teuren Tänzerinnen. Zwei von ihnen sind bereits ziemlich beleibte Ballerinen, die schon so manchen indischen Frühling gesehen haben; sie sind jene ganz Berühmten. Die anderen beiden sind weniger berühmt, aber jung und hübsch. Eine von ihnen kann man sogar als ausgesprochen schön bezeichnen. Milchkaffeefarben, von schlankem Wuchs, mit mandelförmigen Augen, einem verschleierten Blick und blitzenden Zähnen. Unmengen an Schmuck glitzern an ihnen; ihre Arme können sie vor den vielen Goldreifen kaum bewegen. Seitlich am Rand des Teppichs sitzt mit überkreuzten Beinen das dreiköpfige Orchester: Einer hält eine alte Trommel in der Hand, die beiden anderen ein noch älteres, gitarrenähnliches Gebilde.

Auf das Zeichen des Maharadschas legt die Kapelle los. Leise zirpen sie, zupfen an jenen paar verrosteten Saiten, entlocken ihnen jedoch nicht einmal die Spur einer Melodie. Für ein europäisches Ohr ist dieser als Musik verspottete Lärm völlig unverständlich. Wir haben das Gefühl, als würden diese Gitarristen zum ersten Mal Gitarre spielen. Eine der

Tänzerinnen steht auf, trippelt in die Mitte des Teppichs, verbeugt sich tief und beginnt mit dem, was man hier offensichtlich Tanz nennt. Aber sie steht nur auf der Stelle, bewegt lediglich ihre Hände, lässt manchmal ihre Hüften ein wenig erzittern und stampft von Zeit zu Zeit einmal mit dem Fuß auf. Dabei summt sie auch in einem dünnen, klagenden Ton. Ich weiß nur so viel, dass dies eine Art sängerische Tänzerin ist. Sie trägt ein altes Heldenepos vor. Eine halbe Stunde lang hält sich die dicke Frau mit diesem Kram auf, dann verbeugt sie sich und setzt sich wieder zu ihren Gefährtinnen.

Es kommt die nächste. Mit unbedeutenden Abweichungen produziert sie dasselbe. Auch die dritte und die vierte. Die beiden jungen lasse ich mir noch gefallen. Doch dann fangen sie von vorne an. Wieder sind die alternden Dicken an der Reihe. Jene ganz Berühmten. Wir bemühen uns, Genuss oder zumindest Interesse vorzutäuschen. Jede Nummer beklatschen wir höflich. Wir behaupten, diese habe uns am besten gefallen, sie sei noch schöner als die vorherige gewesen. Aber als es schon auf ein Uhr nachts zugeht – das Vergnügen begann um zehn –, haben wir die Nase gestrichen voll von der indischen Musik. Uns gehen die Lobworte aus. Es nützt auch nichts, sie weiter zu loben, denn ein Großteil der Zuhörerschaft, allen voran die Maharadschas, ist in ihren Stühlen süß eingenickt. Bei dem einen oder anderen härteren Trommelschlag schreckt zwar mal dieser oder jener auf, aber nachdem er sich davon überzeugt hat, dass die Vorstellung noch läuft, macht er es sich wieder bequem und schlummert weiter.

Man muss jedoch lassen, dass alle vier Tänzerinnen zu Recht mit ihren Händen und Füßen prahlen können. Besonders ihre Hände sind schön. Schmale, lange, fast durchsichtige, bewundernswert verfeinerte Hände, auch wenn sie in einer für mich unverständlichen Sprache erzählten. Endlich, um zwei Uhr nachts, ist das Repertoire der Tänzerinnen erschöpft. Vier volle Stunden lang haben sie ununterbrochen getanzt – das heißt, von wegen getanzt – den Tanz gestanden. Uns wären zehn Minuten genug gewesen. Nein, das kann das Ohr eines weißen Menschen nicht fassen. Dabei mag ich Musik doch sehr. Aber darin ist es mir nicht gelungen, auch nur einen Takt, geschweige denn eine Melodie zu entdecken. Gähnend rappelt sich die Zuhörerschaft auf. Man kann es kaum erwarten, ins Bett zu kommen, um den auf dem Tanzabend begonnenen Schlaf etwas bequemer fortzusetzen.

So ein schlechter Schläfer ich auch bin, mich konnte selbst die indische Musik nicht schläfrig machen. Zu Hause angekommen, mache ich mich daran, mein Tagebuch zu schreiben. Und während ich schreibe, dringt ein vertrauter Laut aus der Wildnis an mein Ohr: ein dünnes, jaulendes Fuchsbellen, das Kläffen des heimlichen Dschungeldiebes, des Schakals. Siehe da, sogar hierher in den Palastgarten schleicht sich dieser unverschämte Strolch ein. Was mag er hier wohl suchen? Interessant, draußen im Tigerlager habe ich seine Stimme kein einziges Mal gehört. Kesri erwähnte neulich, dass Schakale oft in den Park kommen. Man jagt sie mit der Meute zu Pferd, wie in England den Fuchs.

16 Jan. Rambagh Palace, Jaipur (Rajputana).

Ein ereignisloser, uninteressanter Tag. Das gestrige Festmahl und das anschließende Tanzvergnügen haben die Gäste so mitgenommen, dass wir im Laufe des Vormittags nichts von ihnen hörten. Am Nachmittag half ich Bubbles, dem kleinen Thronfolger, seine Rechenaufgabe zu lösen. Wieder einmal gelang es uns, die strenge Miss Forster hereinzulegen. Dann schlagen wir den Tennisball. Zum Cocktail sind wir in Kesris Haus eingeladen.

Das Zuhause von Kesri und den Seinen ist ein originelles Gebäude: ein zweistöckiges Holzhaus in einem großen Garten. Die Zimmer liegen nicht auf einer Ebene nebeneinander; der Boden des einen liegt höher, der des anderen tiefer; man muss sich

über kleine Treppen von Zimmer zu Zimmer bewegen. Kesri wohnt hier mit seinen drei Brüdern, sie sind alle verheiratete Männer. Frauen und Kinder bekommen wir jedoch kein einziges zu Gesicht, obwohl ich höre, dass es sie in stattlicher Zahl gibt. Die Möblierung ist haarsträubend. Altes, aussortiertes Zeug, das ohne den leisesten Schimmer von Geschmack zusammengestellt wurde. Aber europäisch. Was offensichtlich die Voraussetzung für Vornehmheit und Eleganz ist. Die Wände sind vollgehängt mit den furchtbarsten Schmierereien – ich habe in meinem Leben noch keinen Pinsel in der Hand gehabt, aber wenn man mir einen Revolver an den Kopf halten würde, könnte selbst ich so etwas malen. Glücklicherweise hängen auch einige Tigerfelle zwischen den Bildern. Die hat die Natur gemalt, die versteht wenigstens etwas davon.

Gegen Mitternacht, als der Großteil der Gäste sich bereits zur Ruhe begeben hat, bittet mich der Maharadscha beiseite und flüstert mir zu, dass er uns seiner Frau, der Maharani, vorstellen möchte. Die Sache ist nicht so einfach. Die Maharani ist bekanntlich eine Gefangene der Zenana, und dort hat außer dem Maharadscha kein Mann Zutritt. Die Maharani war jedoch schon in Europa, wo sie eine völlig normale, freie Lebensweise führte und täglich in der Öffentlichkeit erschien. Sie würde sich also auch hier gerne mit den europäischen Gästen ihres Mannes unterhalten. Doch in Jaipur würde dies maßloses Entsetzen hervorrufen. Man muss also äußerst vorsichtig vorgehen. Man muss warten, bis der Rest der Gäste, vor allem aber jene paar Adjutanten und das Palastpersonal, schlafen gegangen sind. Der Maharadscha bittet uns, uns ebenfalls in unsere Zimmer zurückzuziehen; er werde uns holen, sobald die Luft rein sei.

So geschieht es auch. Nach einer halben Stunde Wartezeit schleicht unser Gastgeber uns hinterher und führt uns auf Zehenspitzen durch dunkle Korridore und uns bisher unbekannte Durchgänge in die Zenana. Wir haben die Ehre, der jüngsten der Maharanis vorgestellt zu werden. In einem Salon, der mit leidlich europäischem Geschmack eingerichtet ist, empfängt uns eine etwa zwanzigjährige, hübsche junge Dame. Sie ist nicht in einen Sari gekleidet, die übliche Tracht der Hindu-Frauen, sondern in ein pyjamaartiges Samtgewand mit Hosenbeinen. Sie unterhält sich in recht gutem Englisch, sehr liebenswürdig und ungezwungen. Lachend beklagt sie sich über die rückständige Auffassung der strengen Zenana-Regeln. Wie langweilig es sei, die Zeit hier unter Verschluss zu verbringen, während sie wisse, dass sich drüben am anderen Ende des Palastes eine gut gelaunte Gesellschaft amüsiere. Und dass ihr vom Besuch gewiss kein anderes Vergnügen zuteil werde, als hinter dem Gitterwerk ihrer Fenster die Fremden zu beobachten, die im Garten spazieren gehen oder in die Autos steigen. Bei einem oder zwei Whiskys und Grammofonmusik unterhalten wir uns noch recht lange. Außer dem blassgrünen Empfangszimmer der Maharani sehen wir jedoch nichts von der Zenana.

17 Jan. Rambagh Palace, Jaipur (Rajputana).

Es stellt sich heraus, dass bei der Trophäensendung, die an den Präparator in Bombay geliefert wurde, irgendwie die Stirnhaut der Nilgau-Antilope fehlte. Das muss ich unbedingt nachholen; wer weiß, ob ich noch einmal Gelegenheit haben werde, ein Nilgau zu schießen. Mit Kesri fahren wir also in das bereits mehrfach beschriebene Dickicht hinaus, wo es mir bald gelingt, einen recht guten Nilgau-Bullen zur Strecke zu bringen. Während wir ihm die Stirnhaut abziehen, erfahren wir von einem zufällig vorbeikommenden Ziegenhirten, dass ein Leopard in der Gegend sein Unwesen treibt und regelmäßig die Herden dezimiert. Erst im Morgengrauen habe er einen schönen schwarz-bunten Ziegenbock geschlagen und ihn dort drüben am Fuße des Felsens verzehrt; wenn wir es nicht glauben„Schauen wir nach, der Ziegenkopf liegt immer noch dort. Abends pflegt er sich ganz oben auf jenen würfelförmigen Felsen zu setzen, der auf dem Hügelrötlich schimmert; von dort späht er sich sein Opfer aus, das sich von der Herde wegverirrt.“ So ermutigte uns der Ziegenhirte. Und durch Kesris geschickte

Vermittlung erhielten wir tatsächlich die Erlaubnis: Gegen Abend durften wir uns auf den Leopardenansitz begeben.

Um vier Uhr nachmittags sind wir bereits draußen am Fuße des Hügels. Zu dritt – mit F. und Kesri – erklimmen wir die dornige, felsige Flanke. Der Aufstieg ist steil, aber nicht hoch; in einer Viertelstunde sind wir oben. Hier oben ist alles voller Abgründe und Dornengebüsch; wir müssen lange suchen, bis wir einen geeigneten Ansitzplatz finden. Wir müssen uns in Deckung begeben, aber so, dass wir im Sitzen zu jenem roten Felsen hinaufsehen können, den der Hirte uns gezeigt hat – den angeblichen Spähposten des Leoparden.

Die Lage ist nicht allzu ermutigend. Den Leoparden könnten wir nur dann sehen, wenn er sich tatsächlich auf diesen roten Felsen setzen würde. Um uns herum ist das Gelände bürstendicht, hineinzusehen ist unmöglich. Kesri geht zurück ins Tal und lässt mich mit F. allein, doch selbst so finden wir kaum Platz in unserem Versteck. Wenn es heute nicht gelingt, den Leoparden zu sichten, werde ich morgen Abend eine Ziege anbinden und daneben lauern. Damit lässt sich ein Raubtier, das an Haustiere gewöhnt ist, am ehesten überlisten. Schade, dass ich erst heute von den Taten des Leoparden erfahren habe. Ich kann nur noch den morgigen Nachmittag dafür opfern; übermorgen verlassen wir Jaipur und brechen nach Bhopal auf.

Ein friedlicher, sonniger Nachmittag vergoldet die Landschaft. Über uns, im bodenlosen Blau des Himmelsmeeres, schwimmen winzige schwarze Punkte: Erst mit Hilfe meines Fernglases erkenne ich die Geier, die mit unbeweglichen Schwingen kreisen. Auf unserer ziegelroten Felsdeckung jagen sich derweil smaragdgrüne Eidechsen. Ich könnte jede beliebige mit der ausgestreckten Hand fangen, so vertrauensvoll sind sie. Flink strecken sie ihre fadenartigen Zungen zum Fliegenfang aus; in ihren weichen Hinterleibern pulsiert sichtlich das Leben.

Aus dem Tal hört man das Meckern der Ziegen und gelegentlich das schläfrige Brüllen einer Kuh, ansonsten herrscht völlige Stille und Reglosigkeit. Unten auf der Landstraße fährt gerade ein Auto vorbei und verschwindet rasch hinter dem Berg am Stadtrand. Sein leises Summen folgt ihm nach, doch die gelbrötliche Staubwolke, die hinter ihm aufwirbelt, setzt sich nur schwer ab. Sie breitet sich zu beiden Seiten der Straße aus und schwebt dort auf der Stelle wie tiefer Herbstnebel.

Und nun – welch unerwartete Überraschung – dringt ferner Glockenklang an unser Ohr. Nicht aus der Richtung der Stadt; von dort würde man ihn hierher wohl gar nicht hören, die Gebirgskette zwischen uns würde ihn abfangen. Er klingt von hier aus, von der Ebene her, ganz leise, von sehr weit her – ein dünner, abendlicher Glockenschlag. Ich wusste gar nicht, dass man in Indien die Glocken läutet.

Das Brüllen einer heimkehrenden Herde, eine dörfliche Abendglocke, fernes Autosummen! Säße ich zu Hause auf dem Rehbockansitz an einem Sommerabend, würde ich sicherlich genau dasselbe hören. Dort sind es vertraute Klänge, gewohnte Elemente der dörflichen Sonnenuntergangsstimmung. Doch zum Leopardenansitz passen sie irgendwie nicht. Wir warten auf die blutrünstige Bestie des Dschungels – beim Klang der Abendglocke.

Um uns herum rufen die Pfaue. Über die ganze Gebirgskette hinweg antworten sie einander. Leider jedoch nicht mit ihrem warnenden Ruf, der einen Tiger oder Leoparden verrät. Den habe ich bei der neulichen Tigerjagd gelernt, den würde ich sofort erkennen. Nein, sie rufen sich wohl nur zu, weil die Zeit gekommen ist, sich zur Ruhe zu setzen.

Unten in der Ebene, neben der von hier aus sichtbaren Kuhtränke, stehen einige einsame Bäume: der gewohnte Schlafplatz der Pfaue vom Berghang.

Aber was ist das für ein eigentümliches Rauschen? Vorsichtig erhebe ich mich; ich weiß nicht, was ich von diesem ungewöhnlichen Geräusch halten soll ... Jetzt sehe ich es: Pfaue lassen sich zum Wasserloch hinab, um vor dem Schlafengehen zu trinken. Einzeln flattern sie vom Berggipfel auf, ziehen dann ihre Flügel zusammen und gleiten kopfvoran in die Tiefe, genau wie ein Jagdfalke auf Beutezug. Und während der schwerfällige Vogel fällt, rauscht es so, als würde eine Kanonenkugel die Luft schneiden. Einer nach dem anderen lassen sie sich um den kleinen Pfuhl nieder. Ich betrachte sie durch das Fernglas: Sie rahmen den Wasserspiegel der Suhle mit einem blauen Kranz ein.

Auch die Sonne ist heimgekehrt; sie hat auf dem in der Ferne blau schimmernden Gebirgskamm ein Feuer entfacht. Ja, sie sinkt bereits allmählich dahinter zurück. Aus den auf den Berggipfeln zerbröckelnden Burgruinen machen sich die Flughunde mit ihren zwei Spannen breiten Flügeln und viele Arten kleinerer Fledermäuse auf den Weg. Immer mehr von ihnen flattern über dem Tal; sie haben früh mit dem abendlichen Insektenfang begonnen. Auch die Zikaden haben ihr eintöniges Lied angestimmt und morsen einander eifrig Zeichen zu. Alles ist hier. Pfaue, Fledermäuse, Zikaden. Nur eben kein Leopard. Es zeigt sich nicht das geringste Zeichen von ihm.

Kesri winkt von unten bereits heftig, dass wir kommen sollen – weiteres Warten sei vergeblich. Aber dieses eine Mal geben wir nicht nach; wir warten das völlige Verlöschen des Tageslichts ab. Erst dann, als die Umrisse des Leopardenfelsens bereits durch das Sinken des Abends in eine Ahnung verschleiert werden, erst dann brechen wir das nunmehr hoffnungslose Belauern ab.

Kesri empfängt uns sehr ungeduldig: — So spät sind wir noch nie zum Essen gekommen. Das darf ich wieder ausbaden. Und das gerade heute, wo ein so hoher Gast im Palast weilt! — Das macht mir nichts aus, mein lieber Kesri, ich halte meinen Rücken gerne neben den Ihren. Dieser Abend war mehr wert als so manches feierliche Festmahl im Palast.

Kesris Sorge erwies sich als unbegründet. Der gastgebende Maharadscha speist drüben mit seiner Schwester, der Maharani. Die weiblichen Gäste essen heute separat – sie halten eine „Henparty“ ab. Wir wiederum werden vom Offizierskorps des Hausregiments von Jaipur im Kasino der Kaserne bewirtet. Und da dort eine Stunde später serviert wird als im Palast, bleibt Zeit für ein bequemes Umziehen. Wenn ich nur nicht jeden Tag in den Frack schlüpfen müsste! Vom Leopardenansitz direkt in den Frack! Wer hat so etwas schon gehört?

In der offenen Vorhalle des Kasinos empfängt uns der Maharadscha an der Spitze seines Offizierskorps; er ist zugleich der Kommandeur seines Garderegiments. Hier, beim Regimentsessen, ist er also ebenfalls der Gastgeber. Außer uns, den Gästen aus dem Palast, sitzen etwa fünfzehn Offiziere am Tisch. Der Maharadscha trägt, zusammen mit seinen Offizieren, die tadellos geschnittene Uniform des Hausregiments von Jaipur: blaue Hosen und eine blutrote Tunika. Sie sehen gut aus, diese Gardeoffiziere aus Jaipur; sie würden in die Leibgarde jedes europäischen Hofes passen.

Ihr Essen hingegen – das wäre schwerlich zu loben. Es gibt indische Kost, und die verträgt ein europäischer Magen nur schwer. In fettigen Soßen schwimmende, überwürzte Unkenntlichkeiten. Sie brennen im Hals, als würde man Feuer schlucken; wenn man danach ein Streichholz anpustet, entfacht man eine Flamme. Kein Wunder, dass wir mehr

oder weniger hungrig bleiben, wir verwöhnten, weißhäutigen Frackträger. Dabei war ich nach diesem langen, regungslosen Leopardenansitz so hungrig geworden!

Schon beim Eintreten fiel mir das große Farbbild an der Wand auf: Es stellt eine wunderbare weibliche Monstergestalt dar, sicherlich eine Göttin. — So ist es – klärt mich mein Nachbar später auf –, die „Hausheilige" unseres Regiments. Er nennt auch ihren Namen, aber ich konnte ihn mir nicht merken. Nach dem letzten Gang springt der jüngste Offizier auf, nimmt vor dem Bild der Göttin Haltung an und leert sein Glas auf ihr „Wohl"! Daraufhin erheben wir uns nach seinem Beispiel ebenfalls und trinken auf das Wohl der Schutzheiligen des Regiments. Erst danach, nach diesem göttlichen Trinkspruch, dürfen wir uns eine anstecken. Nach dem Abendessen spielen wir gemütlich mit den Offizieren Karten und werfen danach mit kleinen Handpfeilen (Darts) auf eine Zielscheibe.

18 Jan. Rambagh Palace, Jaipur (Rajputana).

Unser Gastgeber fliegt heute nach Jodhpur, in Gesellschaft seines Schwagers, des Gast-Maharadschas. Ein Großteil der hiesigen Gäste begleitet sie; auch wir sind eingeladen, aber für einen einzigen Tag lohnt es sich wirklich nicht, einen so großen Umweg zu machen. Übermorgen müssen wir bereits in Bhopal sein.

Um elf Uhr vormittags ziehen wir alle zum Flugplatz hinaus. Drei große Passagiermaschinen stehen startbereit: eine aus Jodhpur und zwei von hier. Der Flugplatz ist völlig modern und so bequem wie möglich. An den Hangar schließt sich auch ein geräumiger, salonartiger Warteraum an; an der Bar werden dem abreisenden Gast Abschiedsgetränke angeboten. Am interessantesten ist der Raum im Obergeschoss, der Warteraum der Maharanis. Ich sagte bereits, dass nach dem Gesetz außer ihrem erlauchten Gemahl kein Mann die Maharani sehen darf. Doch manchmal hätte auch die Maharani Lust, ihren Mann zum Flugplatz zu begleiten. Um dies ohne Gesetzesbruch tun zu können, fährt sie in einem Auto mit blauen Fenstern aus dem Garten ihrer Zenana heraus. Durch das blaue Glas kann niemand hineinsehen, die Maharani hingegen kann hinaussehen. Am Hangar angekommen, fährt das Auto mit den blauen Fenstern unter einen eigens zu diesem Zweck errichteten, geschlossenen Eingang. Von dort führt eine Treppe hinauf in das Wartezimmer im Obergeschoss, dessen große Fenster ebenfalls aus blauem Glas bestehen. Von dort aus kann die Maharani bequem die Ankunft oder Abreise ihres Mannes beobachten, ohne dass sie jemand sehen könnte. Ob sie wohl auch jetzt von dort aus zuschaut? Aber danach geziemt es sich nicht zu fragen.

In der Bar des Wartezimmers verabschieden wir uns nach einem ziemlich langwierigen Umtrunk von unserem Gastgeber und unseren abreisenden Mitgästen. Die in solchen Momenten üblichen höflichen Banalitäten und gegenseitigen Glückwünsche gehen im ohrenbetäubenden Rattern der drei großen Motoren unter ... Man sieht sie von hier aus noch, aber man hört die drei großen Silbervögel, die Richtung Jodhpur fliegen, kaum noch. Wir wiederum fahren zurück in den leer gewordenen und vor allem still gewordenen Palast, von dessen Giebel die fünfviertel-farbige Flagge eingeholt wurde. Und wir machen uns ans Packen.

Am Mittag sind wir Gäste des Finanzministers mit dem unendlichen Namen. Er wohnt in einer hübschen Villa inmitten eines wahren Rosenmeeres. Der Herr Minister ist ein leidenschaftlicher Gärtner, offensichtlich ein Spezialist für Rosen und Orangen. Denn in seinem ausgezeichnet gepflegten Garten sieht man so gut wie nichts anderes. Die Rosenblüte steht gerade in ihrer vollsten Pracht, und auch die Orangen reifen gerade. Dunkelgrüne Baumalleen biegen sich förmlich unter der Last der unzähligen Goldkugeln.

Der Minister hat uns gestern damit gelockt, dass er heute indische Speisen nach unserem Geschmack kochen lässt. Er werde uns schon zeigen, was gut ist. Nach unseren bisherigen Erfahrungen empfingen wir das Versprechen des Ministers mit berechtigtem Zweifel. Unser Misstrauen erweist sich jedoch als unbegründet; so schmackhaft haben wir nicht mehr gegessen, seit wir in Bombay an Land gegangen sind. Es scheint, dass man auch auf indische Art gut kochen kann. Was wir essen? Ich könnte es wahrlich nicht sagen. Etwa zwölf kleine Schälchen stellt man uns gleichzeitig hin. Kleingeschnittenes Fleisch, seltsamer Brei, unbekanntes Gemüse. Eines besser als das andere. — Das ist kashmirische Küche – erklärt der Minister stolz –, ich stamme von dort!

Kashmir! Die schönste Perle in der Krone des Kaisers von Indien. Dorthin möchte ich gelangen! Doch in diesem Jahr wird daraus auf keinen Fall etwas werden. Das vielfältige Hochwild Kaschmirs, die wunderschönen Wildziegen und Wildschafe des Himalaja sind erst nach der Schneeschmelze im Mai zugänglich. Bis dahin reicht leider weder unsere Zeit noch unser Geld. Seit der Minister uns bewirtet hat, sehne ich mich noch mehr nach Kashmir. Nach dem Essen naschen wir im Orangenhain unseres Gastgebers, bis die Zeit für den nachmittäglichen Leopardenansitz gekommen ist.

Ich versuche noch einmal mein Glück mit dem ziegentötenden Leoparden. F. bleibt hier in der Villa des Ministers, wo sich unterdessen Bridge-Spieler zusammengefunden haben. Ich selbst fahre mit Kesri, der mich abholt, zum Schauplatz des gestrigen Leopardenansitzes. Die Ziegenhirten empfangen uns mit aufgeregten Erklärungen: Der Leopard habe heute am helllichten Vormittag eine schöne Ziege geschlagen. Kaum habe sich die Herde im Dickicht am Fuße des Hügels zerstreut, sei das Raubtier hervorgesprungen und habe sich sein Opfer geschnappt. Das Geschrei der Hirten habe ihn zwar wieder ins Dickicht zurückgejagt, aber der Ziege sei nicht mehr zu helfen gewesen; die gefleckte Mörderin habe ihr bereits die Kehle durchgebissen. Den Ziegenkadaver habe man auf den Gipfel des Hügels geschleppt; zwei Hirten bewachen ihn seitdem, damit weder das Raubtier noch das hungrige Geiervolk sich daran sattfressen können. Auch für ein Zicklein wurde gesorgt; das werden wir dann neben dem Aas anbinden. Das Meckern des Zickleins wird den Leoparden sicherlich hervorlocken.

Voller Hoffnung erklimme ich die Bergflanke. Die Hirten führen uns ein Stück weiter nach oben als zu unserem gestrigen Ansitz. Hinter einem geeigneten Felsen ist unser Versteck; etwa zehn Meter unter uns liegt eine kleine Lichtung, auf der die Ziege mit der durchbissenen Kehle liegt. Man bindet das zappelnde weiße Zicklein dort an, dann steigen sie eilig ins Tal hinab. Wir bleiben zu zweit mit Kesri zurück. Wir richten uns bequem ein, um bis Sonnenuntergang in der Stille zu lauern. Auf den höheren Bäumen und den hervorstehenden Felszacken hocken Geier. Sie warten darauf, dass auch sie etwas vom Ziegenfleisch abbekommen. Kaum sind die Hirten verschwunden, fliegen auch schon einige Aasvögel auf und kreisen hier über der Beute; doch als sie uns erblicken, drehen sie mit rauschendem Flügelschlag ab und lassen sich wieder unter ihren Gefährten nieder. Sie bringen die Nachricht, dass der Markt noch nicht offen ist und das Ziegenfleisch noch unter Bewachung steht.

Lange sitzen wir regungslos; beide Beine schlafen mir ein. Es ist nach sechs Uhr, die Sonne neigt sich zur Ruhe, aber außer den bekannten grünen Eidechsen hat sich noch nichts gezeigt. Dabei ist die Luft heute verdächtig. Die Pfaue machen ständig Geräusche. Aber nicht so wie gestern. Nicht in ihrem üblichen miauenden Klageruf, wie sie es unten im Palastgarten zu tun pflegen. Sie geben kurze, nervöse, bellende Warnsignale von sich. Sie zeigen einen Feind an ... Zweifellos schleicht das Raubtier hier in der Nähe herum. Warum bekommt es dann keine Lust auf das Abendessen? Dabei meckert unser armes, zum Tode geweihtes Zicklein ununterbrochen; mit kläglicher Stimme ruft es seine Mutter und versteht nicht, warum sie es hier allein gelassen hat, an einen Baum gebunden und

hilflos. Die Leopardengefahr ahnt es wohl kaum, sonst würde es verstummen; der Schrecken würde ihm das Wort im Halse ersticken ...

Die Pfaue rufen einander immer aufgeregter zu, dabei wäre es schon an der Zeit, dass sie ins Tal hinabgleiten. Gestern um diese Zeit waren sie schon längst auf dem Weg zum Wasserloch. Heute vergessen sie offensichtlich, auf die Uhr zu schauen. Drei alte Hähne sehe ich von hier aus. An verschiedenen Punkten des Gebirgskamms, auf der Spitze vorspringender Felszacken, lässt die sinkende Sonne ihre Emaillebrüste glänzen. Sie stehen dort wie Wachtposten in Paradeuniform. Mein starkes Fernglas rückt sie fast greifbar nah heran. Mit schmal gewordenen Körpern und hochgehaltenem Hals spähen sie und rufen einander ständig zu: — Siehst du es? — Ich sehe es. — Siehst du es auch? — Ich auch. — Lärmen wir nur weiter, lass ihn sich ärgern ... Sicherlich sagen sie so etwas. Denn dass sie den Leoparden im Auge behalten, darauf würde ich alles wetten. Wenn sie ihn mir nur zeigen würden!

Als das Zwielicht der Möglichkeit eines sicheren Schusses eine Grenze setzt, stehen wir auf. Und die unten wartenden Hirten beginnen aufgeregt zu schreien. Da sie alle gleichzeitig sprechen, versteht auch Kesri nicht, was sie rufen. Aber das ist ja ohnehin nicht mehr wichtig; die Dämmerung ist über uns hereingebrochen, wir werden unten schon hören, was sie wollen. Zuerst aber los, befreien wir unser armes, angebundenes Zicklein. In ziemlicher Dunkelheit stolpern wir abwärts. In Kesris Armen liegt das weiterhin beharrlich quäkende Zicklein. Vergebens versucht mein Freund, dem Zicklein das Maul zuzuhalten; es ist eine kräftige kleine Ziege, die ihren Kopf immer wieder aus Kesris Griff reißt, um ein herzzerreißendes Meckern auszustoßen. — Beeilen wir uns von hier weg – brummt Kesri hinter mir –, ich möchte nicht, dass der Leopard es sich ausgerechnet jetzt anders überlegt ...

Als wir unten ankommen, stellt sich heraus, dass die Hirten den Leoparden bereits seit einer halben Stunde beobachten; dort habe er sich auf den Felsen gesetzt, kaum vierzig Schritte hinter unser Versteck. Die Leute wagten nicht zu rufen, um ihn nicht zu verscheuchen. Sie verstanden nicht, warum das Gewehr nicht knallte; sie glaubten, wir müssten das Raubtier unbedingt sehen. Das Unglück wollte es jedoch so, dass er sich nicht auf seinen gewohnten Felsen setzte, sondern ein Stück weiter, an eine von unserem Versteck aus nicht einsehbare Stelle. Es gibt dort so viele Mulden, Abgründe und einander verdeckende Felsblöcke, dass es unmöglich ist, alle von einem Ort aus im Auge zu behalten. Sobald wir aufstanden – sagen die Hirten –, sprang der Leopard sogleich vom Felsen herab. Das riefen sie uns zu. Wir sind also wieder einmal gescheitert. Hätten diese drei Pfauenhähne doch nur Ungarisch gekonnt! Sie haben den Leoparden zweifellos gesehen; sie schrien unentwegt, dass er dort hinter unserem Rücken sitzt, aber was nützt das, wenn man die Pfauensprache nicht versteht.

Morgen reisen wir ab. Aber den Morgengrauen opfere ich noch dem Leoparden. Es täte mir sehr leid, sein Fell hierlassen zu müssen.

19 Jan. Jaipur, Rambagh Palace (Rajputana).

Die Sterne blinzeln noch eifrig, als wir mit Kesri ins Auto steigen. Auch das Stadttor ist noch geschlossen; nur mit Mühe gelingt es uns, die schläfrigen Torwächter wachzuklopfen. Die Hirten jedoch sind wach; sie erwarten uns hier am Fuße des Leopardenhügels. Gemäß unserer gestrigen Anweisung sind sie noch am Abend bei Fackelschein zum Ansitz hinaufgelaufen und haben das Ziegenaas heruntergebracht, damit der Leopard sich im Laufe der Nacht nicht daran sattfressen konnte. Und nun – das Morgenlicht färbt den östlichen Himmel bereits grünlich-bleich – binden sie erneut eine Lockziege an, diesmal eine kohlrabenschwarze. Gestern Abend hatten sie eine schneeweiße angebunden, damit wir sie in der zunehmenden Dämmerung so lange wie möglich sehen konnten.

Diesmal warten wir nicht oben auf dem Gipfel. Auf Rat unserer Begleiter verstecken wir uns unten am Fuße des Hügels, dort, wo der Leopard gestern Vormittag getötet hat. Die Hirten kehren zu ihrer im Pferch meckernden Herde zurück. Auf den Bäumen rund um das Wasserloch erwachen die Pfaue unter ihrem üblichen morgendlichen Gekreische. Hier und da dringt ein dünnes Schakalkläffen aus der Morgendämmerung herüber. Unsere schwarze Ziege meckert lustlos ab und zu. Ein unangenehmer Wind kommt auf, lässt das dornige Gebüsch an der Flanke rauschend rascheln und erstickt die Stimmen des erwachenden Dschungels. Ein Schauer der Schläfrigkeit läuft uns über den Rücken; wir ziehen den dünnen Mantel enger um unsere Schultern.

Es wird Tag. Ein windiger, wolkenverhangener, mürrischer Tag wird geboren. Ich kann diese totgeborenen Tage nicht ausstehen – diese Morgen, die sich müde und widerwillig entfalten. Kaum einen Steinwurf weit stolpert eine Wildschweinfamilie aus dem Dickicht hervor. Zwei alte Bachen mit einer etwa achtköpfigen Kinderschar. Sie beginnen arglos zu wühlen; die Frischlinge stoßen sich spielerisch gegenseitig in die Seite. Ein Leopard kann

kaum in der Nähe sein, sonst wären auch die Schwarzkittel nicht so zutraulich. Bald darauf treiben auch die Hirten aus. Ihre meckernde Herde zieht in diese Richtung; der Wind wirbelt eine gelbe Staubfahne in ihrem Gefolge auf. Wir geben die unverrichteter Dinge schwarze Ziege zurück und schlendern zu dem am Pferch wartenden Auto. Die gefleckte Jacke des Ziegentöters von Jaipur wird niemals die Wand meines Pester Hauses zieren.

Zu Hause angekommen, schlüpfe ich ins Bett. Ich habe noch Zeit für ein paar Stunden Schlaf. Um elf Uhr fahren wir mit dem Auto nach Agra. Den Zug besteigen wir erst dort. Wir verabschieden uns von Kesri und unseren anderen Freunden aus Jaipur. Es tut mir leid, Kesri hierlassen zu müssen. Ich wünschte, er käme mit uns und würde mich auf meinen kommenden Jagden begleiten. Während unseres fast dreiwöchigen Aufenthalts haben wir uns angefreundet. Kesri ist ein guter Jäger. Ich könnte sagen, der einzige wahre Jäger in Jaipur.

Viktor und das Gepäck passen natürlich nicht ins Auto; wir schicken sie mit dem Zug nach Agra. Er wird erst am Abend dort ankommen; wir werden die Strecke angeblich in drei Stunden mit dem Auto zurücklegen. Die Uhr des Palastes zeigt halb zwölf, als wir unter dem knallenden Ehrensalut der Leibgarde durch das eisengitterne Gartentor des Rambagh Palace hinausfahren. Jaipur, die rosarote Märchenstadt von Rajputana, rückt in der Folge der Ereignisse einen Schritt nach hinten. Sie zieht in die Eigentumswohnung ein, die in der Galerie der Erinnerungen für sie reserviert ist.

SECHSTES KAPITEL ALABASTER-AGRA

Da der Weg lang und langweilig, die Gegend staubig und uninteressant ist und am Lenkrad anstelle unseres Freundes Kesri ein zuverlässiger Hofchauffeur sitzt, habe ich Zeit für eine ruhige Plauderei. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, um ein paar einleitende Worte über das Ziel unserer heutigen Reise zu verlieren, Indiens berühmte historische Stadt – Agra. Nehmen wir also das Lehrbuch zur Hand und orientieren uns ein wenig, damit uns Agra nicht völlig unvorbereitet trifft.

Ich bin überzeugt, dass meine Leser ausnahmslos mit der Geschichte Indiens vertraut sind. Sollte es jedoch jemanden geben, vor dessen geistigem Auge Unsicherheit oder – Gott bewahre – gar gähnende Leere klafft, so ist es vielleicht doch keine vertane Liebesmüh, die Historie Indiens in großen Zügen, sozusagen in einer Nußschale, in Erinnerung zu rufen. Obwohl das keine einfache Sache ist. Denn die Geschichte Indiens und eine Nußschale sind schwer zu vereinbarende Begriffe. Mit anderen Worten: Es wächst wohl kaum eine Nuss von solcher Größe, in deren Schale man selbst die am engsten gefasste Vergangenheit Indiens hineinzwängen könnte. Es ist so vielerlei geschehen, die in den Nebel der Vergangenheit zurückreichenden Distanzen sind so schwindelerregend, im Laufe der Jahrtausende haben sich so viele Völker vermischt und so viele Dynastien abgelöst, dass es beinahe unmöglich ist, dies alles in einer zeilenkurzen Zusammenfassung zu bündeln. Da wir aber ohne dieses Wissen die Sehenswürdigkeiten von Agra kaum gebührend würdigen könnten, müssen wir uns dennoch daranwagen. Ich werde mich beeilen, das verspreche ich, damit wir damit durch sind, wenn wir Agra erreichen.

Obwohl unsere verlässlichen kalendarischen Daten erst in der „jüngeren Vergangenheit“, im Jahre 326 v. Chr., mit Alexander dem Großen und seinem erfolglosen Indienfeldzug beginnen, wissen wir aus uralten Überlieferungen, Heldenepen und architektonischen Überresten, dass Indien bereits viel früher, in der mystischen Ferne der Jahrtausende vor Christus, von Völkern bewohnt war, die auf einer sehr hohen Kulturstufe standen. Die Draviden – so nennen wir diese schwarzbändigen Ureinwohner – bevölkerten damals ganz Vorderindien und dehnten sich sogar über den Indus hinaus bis zur Grenze von Belutschistan aus. Direkte Nachfahren dieses hochkultivierten Volkes leben noch heute in den südlichsten Teilen Indiens. Freilich nicht mehr auf der alten, hohen Kulturstufe. Die Zeit der Dravidenherrschaft dürfte in etwa mit der Blütezeit Babyloniens zwischen Tigris und Euphrat zusammengefallen sein. Wohlgemerkt, ich denke dabei nicht an das „moderne“ Babylon, wohin bekanntlich erst „vor kurzem“, vor etwa zweieinhalbtausend Jahren, der Emporkömmling Nebukadnezar das Volk Juda in die Gefangenschaft schleppte. Sondern an das alte Babylonien, das von Nebukadnezar zeitlich etwa so weit in die Vergessenheit zurückreicht wie Nebukadnezars Neu-Babylon von unseren Tagen. In jener uralten Zeit also könnten die hochkultivierten Draviden Zeitgenossen jenes ersten Babyloniens in Indien gewesen sein.

Um etwa 3000 v. Chr. setzt auf dem großen zentralasiatischen Hochplateau eine gewaltige Völkerwanderung ein. Die dortigen Ureinwohner, die weißhäutigen Arier, gerieten in Bewegung. Vermutlich trieb sie eine großangelegte Naturkatastrophe dazu, sich in die Welt aufzumachen und nach einer geeigneteren Heimat Ausschau zu halten. Wie lange diese weltbewegende Flut der arischen Rasse andauerte, darüber haben wir nicht einmal annähernde Daten. Wahrscheinlich über viele Jahrhunderte hinweg. Wir wissen jedoch, dass sich der Volksstrom in drei Hauptrichtungen ergoss: Ein Teil nahm den Weg nach Persien, ein anderer über den Kaukasus nach Europa. Die dritte Gruppe,

die sogenannten Indo-Arier, wandte sich nach Südosten, überquerte die afghanischen Gebirgsketten, später den Indus und überflutete den Punjab, das nordindische Fünfstromland. Die Wege der europäischen Arier und der Indo-Arier trennten sich also bereits damals, zur Zeit jener großen zentralasiatischen Bewegung vor etwa fünftausend Jahren. So ist es kein Wunder, dass es heute schwerfällt, die Verwandtschaft zu erkennen, etwa zwischen einem vornehmen englischen Lord und einem nackten, struppig bärtigen indischen Wanderfakir. Und doch sind sie im Grunde Brüder, Schösslinge aus demselben Nest.

Nach der Besetzung des Punjab breitete sich die arische Welle allmählich aus. Sie überflutete die fruchtbaren Ebenen des Ganges und der Jumna und sickerte bis zum Fuße des Himalaja vor. Dabei trieb sie die Draviden ständig vor sich her. Schließlich drängte sie diese bis an die Südspitze der indischen Halbinsel zurück, wo sie, wie oben erwähnt, bis heute fortbestehen. Doch die eingewanderten Arier waren im Vergleich zu den alten Draviden ungebildete Nomadenhirten. In der großen Sackgasse des indischen Kontinents festgesetzt, waren sie gezwungen, ihr Wanderleben aufzugeben. Sie ließen sich nieder und bauten auf den Ruinen der dravidischen Kultur ihre eigene Zivilisation auf. Ihre damals entstehende Religion, der uralte Brahmanismus – den wir in seiner heutigen populären Form Hinduismus nennen – ist also viel älter als das Christentum. Deshalb ist es möglich, dass manch ein indischer Fürst – Maharadscha – seinen Stammbaum auf Jahrtausende vor Christus zurückführt und sogar auf Privilegien pocht, von denen er bis heute nicht bereit ist abzurücken!

Im Jahre 560 v. Chr. wird im Staat Nepal am Fuße des Himalaja Buddha geboren, der große Religionsstifter. Der „Erleuchtete" – das bedeutet das Wort Buddha – vereinfachte den alten Brahmanismus. Seine Lehren fielen auf so fruchtbaren Boden, dass bald ganz Indien der neuen Religion anhing. Zu Beginn unserer Zeitrechnung war bereits ganz Indien buddhistisch.

Neben den religiösen Kämpfen tobten auch zwischen den verschiedenen Dynastien der Arier ständige Kriege. Mal gewann der eine, mal der andere die Oberhand und unterwarf die übrigen. Man könnte sagen, dass Indien mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen ein ständiges Schlachtfeld wurde und dies auch blieb bis in unsere Tage – beziehungsweise bis zum Beginn der englischen Herrschaft vor etwa zweihundert Jahren. Seither liegt eine verhältnismäßige Stille über dem im Kampf gealterten Land der Inder. – Doch wie lange noch?

Im Jahre 327 v. Chr., also anderthalb Jahrhunderte nach Buddhas Tod, fällt ein kaum dreißigjähriger makedonischer Jüngling, Alexander der Große, verblendet von der Sucht nach Welteroberung, in Indien ein. Nachdem er die Perser besiegt hatte, wollte er das einstige Reich des Dareios, das sich bis über den Indus erstreckte, vollständig unterwerfen. Es gelang ihm zwar, einige indische Arier-Fürsten zu besiegen, doch sein Heer verweigerte am Fluss Sutlej den Gehorsam, und er musste sich zurückziehen. Obwohl er mit seinem Feldzug kläglich scheiterte, hinterließ Sikandar – so wird Alexander hier genannt – dennoch unvergessliche Spuren in Indien. Entlang des einstigen Weges des jungen Eroberers ist bis heute griechischer Einfluss nachweisbar.

Unter den arischen Herrschern der letzten Jahrhunderte vor Christus sei Asoka aus der Maurya-Dynastie erwähnt. Dieser Herr ist nämlich dafür bekannt, dass er einen so großen Teil Indiens unter seine Herrschaft brachte, wie erst zweitausend Jahre später die heutigen Herren der Halbinsel, die Engländer. In der Zwischenzeit gelang es nur einem einzigen indischen Kaiser, ein Reich von ähnlicher Größe zu formen: dem Großmogul Aurangzeb, etwa einhundertfünfzig Jahre vor der Eroberung durch die Engländer.

Um die Zeit der Geburt Christi und während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung strömten neue fremde Stämme nach Indien: Tataren, Hunnen, Ephtaliten und ähnliche kriegerische Völker aus Zentralasien. Sie alle kamen auf den Spuren der vorangegangenen Eroberer durch den einzigen Durchgang der afghanischen Gebirgsfestung, Indiens ewige Achillesferse, den vielzitierten Khyber-Pass. Diese Völker tatarisch-türkischen Ursprungs gingen, obwohl sie jahrhundertelang im Kampf mit den bereits ansässigen Ariern standen, allmählich in diesen auf, bewahrten jedoch ihre alte kriegerische Tugend. Die tapfersten Kriegerstämme des heutigen Indiens, die besten Soldaten und Polizisten der Engländer, die Sikhs und die Rajputen, können als ihre Nachfahren angesehen werden.

Die Zeit des 4. und 5. Jahrhunderts n. Chr. war neben vielen Kämpfen und Unruhen auch durch neue religiöse Wirren gekennzeichnet. Der alte brahmanische Hinduismus blühte wieder auf und verdrängte rasch den fast tausend Jahre lang vorherrschenden Buddhismus. Die Religion Buddhas wurde über die himmelstürmenden Ketten des Himalaja abgedrängt und nistete sich in Tibet ein. Ab dem 10. Jahrhundert verschwand der Buddhismus fast völlig aus Indien und sein Platz wurde wieder vom Brahmanismus (Hinduismus) eingenommen.

Zur Zeit unseres heiligen Stephanus [von Ungarn] wurde Indien erneut von einem furchtbaren Angriff getroffen. Der Khyber-Pass spie die fanatischen Heere des Islam aus, der neuesten Macht des Ostens. Mit Feuer und Schwert wütete die Lehre des Propheten; mohammedanische Fürstentümer entstanden und eroberten nacheinander die Länder der hinduistischen Maharadschas, die untereinander in ständigem Krieg lebten. Damit begann der ewige Kampf des Mohammedanismus gegen den Hinduismus: die Unvereinbarkeit des romantischen, fanatisch begeisterten Muslims mit dem Hindu, der in mystischer Untätigkeit verharrt. Diesen charakteristischen Eigenschaften der beiden Religionen ist es zuzuschreiben, dass die zweihundertfünfzig Millionen Hindus Indiens bis heute nicht die Oberhand über die knapp siebzig Millionen Mohammedaner gewinnen konnten.

Wo ich gerade von der Zwietracht zwischen diesen beiden großen Gegensätzen spreche, lassen Sie mich der historischen Reihenfolge ein wenig vorgreifen. Ich möchte erwähnen, wie sehr diese uralte Fehde der späteren Festigung des britischen Imperiums zugutekam. Das bewährte Prinzip der britischen Eroberungsmethode, divide et impera (Teile und herrsche), nutzte die Kluft zwischen Islam und Hinduismus geschickt aus und sorgte beständig dafür, dass diese Kluft niemals überbrückt wurde. Gibt es Probleme mit den Hindus, hetzt man die Mohammedaner auf sie; gibt es Probleme mit den Mohammedanern, stachelt man die Hindus gegen sie an. Nichts ist leichter als das, und aus Sicht der herrschenden Macht ist es überaus praktisch. Es lenkt die Aufmerksamkeit der Streitenden von einem selbst ab.

Doch zurück zur Chronologie, sonst werden wir die Geschichtsstunde vor Agra kaum beenden können. Wir waren beim Einfall der Mohammedaner stehengeblieben. Damals, genau im Jahre 1001, führte ein gewisser Mahmud, Fürst von Ghazni, die Heere unter der grünen Flagge des Propheten gegen Indien. Sein Triumphzug war gezeichnet von Gemetzel und Brandschatzung. Mit Unmengen an Sklaven und märchenhaften Schätzen kehrte er in seine Heimat zurück. Er wiederholte seine Raubzüge mehrfach; die zerstrittenen Maharadschas kamen mit ihren Gegenangriffen stets zu spät, und Mahmud schickte seine plündernden Truppen immer tiefer ins Land. Seine Nachfolger nisteten sich schließlich dauerhaft im Punjab ein und gründeten ein gewaltiges muslimisches Kaiserreich, das sich allmählich über ganz Nord- und Zentralindien erstreckte. Nur mit den Dschungeln von Rajputana wurden sie nicht fertig. Den Rajputenfürsten, die sich in

die unwegsamen Wildnisse zurückgezogen hatten, gelang es, ihre verhältnismäßige Unabhängigkeit zu bewahren. Ansonsten aber wehte die Halbmondfahne des Propheten – abgesehen von der südlichsten Spitze der Halbinsel – scheinbar unbesiegbar über ganz Indien.

Die Hauptstadt des muslimischen Kaiserreiches war Delhi; auf seinem Thron folgte eine Reihe glorreicher mohammedanischer Sultane aufeinander, bis zum Schicksalsjahr 1526. Dieses Unglücksjahr stürzte nicht nur das ungarische Königreich, sondern auch das Sultanat von Delhi in Trauer. Indiens türkischer Sultan konnte sich nicht mit den europäischen Erfolgen seines Kollegen Süleyman rühmen. Erneut nahte das Schicksal aus Richtung Afghanistan, in Person von Babur – genannt „der Tiger" – aus Ferghana. Babur, der einem türkischen Feldherrengeschlecht entstammte, machte an der Spitze seiner mongolischen Heere kurzen Prozess mit der Armee des Sultans von Delhi. Er nahm die Hauptstadt ein und setzte sich selbst die Krone der indischen Sultane auf. Danach machte er sich daran, seine Namensvettern, die Tiger, zu jagen. Die Geschichte erinnert wiederholt an seine Jagdleidenschaft. Es wird geschrieben, dass Babur ganze Armeen aufbot, um „Indiens Bestien mit dem gestreiften Fell" vor sich her treiben zu lassen.

Wie viel Babur auch jagte, sein Leben war dennoch kein Honigschlecken. Auch er musste viel Krieg führen, sein Thron war mehrfach in Gefahr, und schließlich wurde er sogar aus Delhi und Agra vertrieben. Seinem Sohn Humayun gelang es jedoch, die beiden berühmten Städte zurückzuerobern. Doch erst Humayuns Sohn, Akbar, festigte endgültig die indische Herrschaft seiner Dynastie. Mit seinem Namen beginnt der relativ kurzlebige, aber umso unvergesslichere Ruhm des ewigdenkwürdigen Mogulreiches.

„Mogul" – Mongol – ist eigentlich eine falsche Bezeichnung, denn die Großmoguln waren keine Mongolen, sondern Türken. Da aber Baburs Mutter eine Nachfahrin von Dschingis Khan, dem berühmten mongolischen Eroberer, war und das Wort „Mongole" in Indien Furcht erregte, wählte Baburs Dynastie den Namen Mogul. Die vier Größten der Mogulkaiser – Akbar, Jahangir, Shah Jahan und Aurangzeb – spielten zwischen 1550 und 1700 die Hauptrolle auf der Bühne Indiens. Beispielloser Glanz, Pracht und Ruhm kennzeichnen diese anderthalb Jahrhunderte. Ein Großteil der architektonischen Meisterwerke von Delhi und Agra sind Überreste dieser Blütezeit der Großmoguln. Die Mogulkaiser verlegten ihre Residenz von Delhi nach Agra. Teils versöhnten sie sich, teils verbündeten sie sich mit Hunderten von Hindu-Fürsten und gliederten ihrem Reich immer mehr Gebiete an, sodass Indien zur Zeit Aurangzebs schließlich wieder ein Kaiserreich von derselben Größe war, wie es fast zweitausend Jahre zuvor unter Asoka gewesen war.

Doch nun empfehle ich, eine kurze Mittagspause einzulegen. Es ist nach zwei Uhr, ich bin durch das viele Reden sehr hungrig geworden; halten wir an und beißen wir etwas. Entlang der staubigen, dornigen und unfreundlichen Landstraße gelingt es uns nur mit Mühe, einen schattigen Baum zu finden. Wir lassen uns darunter nieder, packen den Proviantkorb aus Jaipur aus und machen uns ans Essen. Wir haben mehr als die Hälfte des Weges hinter uns; in anderthalb Stunden sollten wir in Agra sein, der einstigen Hauptstadt der Großmoguln.

Die Grenze des Staates Jaipur haben wir längst hinter uns gelassen; ein Zollschranken hat dies angezeigt. Jetzt machen wir Rast auf dem Gebiet des benachbarten Staates Alwar. Laut Kesri kommen die überschüssigen Tiger aus Jaipur hierher herüber. Dort drüben, das im Fernen blau schimmernde dschungelige Gebirge, ist Rajputanas berühmtestes Tigerrevier. Wie gerne würde ich dorthin gehen! Mit nur einem Zelt und dem nötigsten

Kram, nach Art einer afrikanischen Safari. Ob wohl jemand merken würde, wenn ich dort ganz allein auf Wilderersuche ginge? Würde man mich vielleicht festnehmen und zum Maharadscha bringen? Ich höre, er ist gar nicht zu Hause, er lebt seit Jahren in Paris. Es kann auch sein, dass sich keine Seele um mich scheren würde. Man müsste es versuchen. Wenn man mich zur Rede stellte, würde ich höchstens sagen, ich sei mit den örtlichen Gepflogenheiten nicht vertraut. Aber bis dahin hätte ich sicher schon einige große Tiger...

Die bunten Hörner der hiesigen Zugkühe habe ich wohl noch gar nicht erwähnt. Die zweirädrigen Karren, die die Landstraße befahren, werden von buckligen, weißen Kühen gezogen. Ihre nach oben gebogenen, kurzen Hörner sind bunt bemalt: blau, grün, rot. Und auf der Stirn tragen sie Perlenschnüre aus himmelblauen Glasperlen. Auch wenn die Zugkuh nicht zu den besagten Tempeltieren gehört, ist sie dennoch ein hochgeachtetes, ja zu verehrendes Tier – deshalb wird sie so prächtig herausgeputzt. Sie zu schlachten ist niemals erlaubt, ihr Fleisch zu essen verboten. Das hindert die Menschen jedoch nicht daran, sie auf eine andere, wahrlich unmenschliche Weise zu quälen.

Der hinduistische Karrenführer sitzt in seinem Gefährt unmittelbar hinter dem Hinterteil der Kuh. Seine gespreizten Beine ruhen auf den Gabeln der Deichsel, die das Hinterteil der Kuh umschließen. Der Schwanz der Kuh baumelt also direkt vor der Nase ihres Treibers, in bequemer Reichweite seiner Hand. Diese günstige Gelegenheit nutzend, treibt der hinduistische Kutscher seine Kuh nicht mit Peitschenhieben oder antreibenden Worten an, sondern durch Schwanzreißen. Er packt den Schwanz seiner heiligen Kuh mit den grünen Hörnern und den Perlenschnüren und reißt ordentlich daran. Beziehungsweise packt er ihn gar nicht erst – er hält ihn ständig in der Faust, wie ein guter Kutscher den Peitschenstiel. So muss er wenigstens nicht erst danach greifen, wenn er reißen will. Das allein könnte man vielleicht noch nicht als Tierquälerei bezeichnen; ich glaube nicht, dass die indische Kuh an ihrem Schwanz besonders empfindlich ist. Aber der religiöse Hindu sorgt dafür, dass sie empfindlich wird. Er bricht der Kuh noch im Kälberalter einige Schwanzwirbel. Dies wächst kaum jemals wieder zusammen; der Kuhschwanz verkrüppelt krumm und bleibt so empfindlich, dass sein unglücklicher Besitzer bei jedem kleinsten Ruck vor Schmerz aufbrüllt. Das ist erlaubt. Schlachten und Essen ist verboten. Und man muss die Hörner schön glänzend bemalen, wie es sich für ein zu verehrendes heiliges Tier gehört.

Nun, aber jetzt setzen wir uns wieder ins Auto und setzen unsere Fahrt fort. Dabei wollen wir schnell die Geschichtsstunde beenden. Viel ist ohnehin nicht mehr übrig, nur ein paar flüchtige Jahrhunderte. Wenn ich mich recht entsinne, bekamen wir um das siebzehnte Jahrhundert herum Hunger. Es war die Rede von der Ära der Großmoguln, deren Ruhm, Macht und Pracht den Orient und den Okzident gleichermaßen berauschten. Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts jedoch, mit dem Tod Aurangzebs, sinkt auch der strahlende Stern der Mogulkaiser. Anstelle des zerfallenden Reiches schießen bisher unterdrückte oder neu entstehende Kleinkönigreiche wie Pilze aus dem Boden. Einheimische Fürsten, Führer und Statthalter machen sich selbstständig.

Ich erwähnte seinerzeit, dass die etwa siebenhundert kleineren und größeren Fürstentümer des heutigen Indiens auf unterschiedliche Weise unter die Oberhoheit des Mutterlandes England gerieten. Und jetzt, wo wir vom Erstarken der einheimischen Staaten nach dem Zusammenbruch des Mogulreiches sprechen, ist es vielleicht an der Zeit zu erwähnen, dass man diese Vielzahl von Kleinkönigen, deren Länder von kaum tausend Morgen Grundbesitz bis zur Größe unseres Heimatlandes variieren, im Allgemeinen in vier Hauptgruppen einteilt:

Zur ersten Gruppe zählen die seit Urzeiten ununterbrochen herrschenden Rajputenfürsten, die sich selbst den Moguln niemals unterwarfen, sondern sich lediglich in die unzugänglichen Wildnisse ihrer Länder zurückzogen und von dort aus für ihre Unabhängigkeit kämpften. Dazu gehören zum Beispiel Jaipur, Jodhpur und Udaipur.

Zur zweiten Gruppe gehören die einstigen Prinzen oder Statthalter der Mogulherrschaft, die nach dem Zerfall des glanzvollen Reiches die Herrschaft über einzelne Gebiete an sich rissen. Zu ihnen zählt der reichste der Maharadschas, „Seine Erhabene Hoheit" der Nizam von Hyderabad, der ein Nachfahre eines Vizekönigs der Mogulkaiser ist.

Die Mitglieder der dritten Gruppe sind jene Fürsten, die von den expandierenden Engländern ernannt oder wieder auf ihren einstigen Thron gesetzt wurden. Dazu gehören die Dynastien der mächtigen Staaten Kashmir in Nordindien und Mysore in Südindien, die ihre Herrschaft rein den Engländern zu verdanken haben.

Zur vierten Gruppe zählen wir jene Fürsten, die sich beim Erscheinen der Engländer nicht auf Kämpfe einließen, sondern freiwillig den Schutz der Eroberer suchten – vor allem, um sich vor den Übergriffen eines mächtigeren Nachbarstaates zu schützen.

Und damit sind wir bei der letzten Station der Geschichte Indiens angelangt: dem Erscheinen der neuesten Eroberer, der Engländer. Bereits zur Zeit der Blüte des Mogulreiches beginnt das Einsickern der Abenteurer-Händler des Westens in Richtung der indischen Küsten. Die geheimnisvollen Schätze des Orients, der märchenhafte Reichtum der Nabobs von Indien ziehen die unternehmungslustigen, abenteuerhungrigen Seefahrer Europas wie ein Magnet an. Die Portugiesen machen den Anfang. Vasco da Gama landet als Erster im Jahre 1498. Sie nisten sich an der Küste ein und beginnen Handel mit den Einheimischen. Als Zweite treffen die Holländer ein, etwa hundert Jahre nach den Portugiesen. Später die Franzosen und erst danach die Engländer.

Von Eroberung oder Kolonisierung ist jedoch noch keine Rede. Denn die hier einsickernden Fremden sind keine Soldaten, sondern geldgierige Händler; sie kommen nicht, um zu besetzen, sondern um reich zu werden. Und das so schnell wie möglich, ohne besondere Wahl der Mittel. Wem es gelingt, etwas zu erwerben und sich hinreichend zu festigen, der richtet sich gründlicher ein und ist darauf bedacht, mit den einheimischen Fürsten das eine oder andere größere Geschäft oder gar einen Handelsvertrag abzuschließen. Anfangs nur auf eigene Rechnung oder auf die ihrer Aktionäre, später bereits im Namen ihres Heimatlandes. So wird im Jahre 1600 die berühmte englische East India Company gegründet.

Mit dieser bescheidenen Basis beginnt die allmähliche, mit viel Blutvergießen und Aufopferung verbundene, von vielen Verbrechen gezeichnete und zweieinhalb Jahrhunderte dauernde Expansion der britischen Macht in Indien, die 1858 mit der Niederschlagung des Sepoy-Aufstandes – der Mutiny – endet, der die englischen Ambitionen fast zunichtegemacht hätte. Im Jahre 1877 wird Königin Victoria zur Kaiserin von Indien gekrönt, und damit wird das vielgeprüfte Schicksal des gewaltigen Morgenlandreiches in jene Bahnen gelenkt, die bis heute bestehen. Was in jenen zweieinhalb Jahrhunderten von der Gründung der East India Company bis zur offiziellen Einverleibung alles geschah, dafür fehlt jetzt die Zeit – darüber ließen sich ganze Bände füllen. Die Engländer waren jedenfalls nicht untätig. Mit Schwert und Feder, offen und heimlich arbeiteten sie mit gleichem Fleiß. Hart, beharrlich und unter vielen Opfern. Und nach Ablauf von zweihundertfünfzig Jahren erwachte die Menschheit zu der Erkenntnis,

dass England ein orientalisches Weltreich gegründet hatte, das einem wahren Kontinent gleichkam – ein Reich von solcher Größe, wie es zuvor nur.

Nur dem indisch-arischen Kaiser Aurangzeb war dies gelungen. Natürlich gelang es jedem von ihnen nur vorübergehend. So wie alles auf der Welt vergänglich ist. Wir haben gesehen, dass auch die jahrtausendealte Geschichte Indiens nichts anderes ist als eine Abfolge von Veränderungen. Eine Kette von fremden Kometen, die aufleuchten und wieder verglühen. In welches der kommenden Jahre wohl das Schicksal – das Kismet[2], das über den Orient waltet – das andere Ende der Bahn des englischen Kometen wohl eingeschrieben hat? [2] Verhängnis, Schicksal

Wie schrieb doch vor fast einem Jahrtausend jener alte Zecher Omar Chajjam, der Astrologen-Dichter aus Nischapur: „Die Erde ist ein baufälliger Serail, durch den der Nachtwind sein Klagegeheul jagt; wer weiß, wie viele Sultane ihre morsch gewordenen Lippen dort schon öffneten und wieder schlossen!“

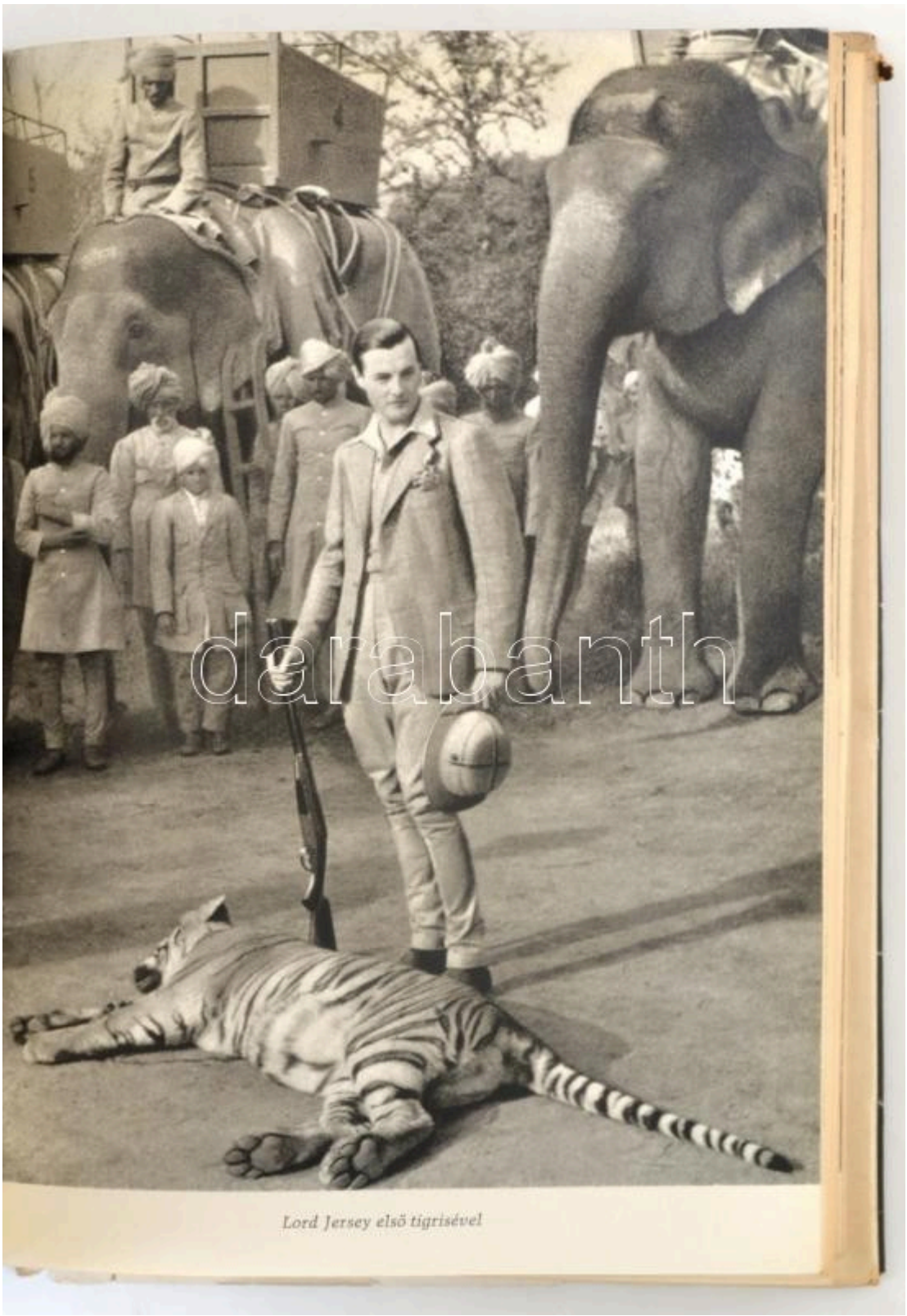
Es ist nach vier Uhr, als wir in die Stadt Agra einfahren. Unsere Zeit ist leider wieder knapp bemessen; uns bleiben nur die verbleibenden Stunden des heutigen Nachmittags. Bereits am Abend müssen wir in Richtung Bhopal aufbrechen. In der Stadt halten wir gar nicht erst an. Wir setzen unseren Weg zu jenem Weltwunder fort, das etwa zwei Kilometer außerhalb von Agra liegt – der Köder Nummer eins für jeden Indien-Touristen, der von Dichtern als „in Marmor gehauener Traum“ bezeichnete Taj Mahal.

Von der Stadt kommend, sieht man zunächst nicht viel von der berühmten Moschee. Die Jalousien der Baumalleen verdecken sie; nur für Augenblicke blitzt hier und da ein schneeweißes Kuppelteil hervor. Das Taj kokettiert mit uns, um sich schließlich aus unerwarteter Nähe ganz plötzlich zu enthüllen. Es weiß, dass es den Fremden, der herbeiströmt, um es zu bewundern, mit diesem Überraschungsangriff noch mehr verzaubert und ihm das Wort des Staunens sicherer im Halse ersticken lässt.

Einer meiner Freunde, der schon hier war, sprach mir gegenüber einmal so über das Taj Mahal: „Es ist unbeschreiblich schön. Wundervoll. Ich bedauere nur, dass ich es mir angesehen habe. Denn wenn ich es nicht gesehen hätte, würde es mir noch viel besser gefallen.“ In dieser Aussage liegt viel Wahrheit. Was wir zu oft hören, was jeder über alle Maßen preist, dessen Bild wir in jedem Bilderbuch finden und dessen Vorzüge wir auswendig kennen – das braucht man sich eigentlich gar nicht mehr anzusehen. Denn die menschliche Fantasie ist grenzenlos. Ihre Schwingen sind unermüdlich. Und eine überreizte, zu hoch geflogene Vorstellung wird von der Realität nur höchst selten eingeholt. Was immer die Hand des Menschen auch Schönes erschaffen mag, die Vorstellungskraft vermag es stets zu überbieten; sie behält immer das letzte Wort.

Vielleicht erwecke ich den Anschein von Hochmut – denn wie kann es einem gewöhnlichen Laien zustehen, das zu kritisieren, was jedes Forum des Weltgerichts als vollkommen anerkennt? Doch es soll gar keine Kritik sein. Ich schreibe nur nieder, was ich in jenem Moment empfand, als der weltberühmte Marmortempel vor meinen Augen erschien: — „Hoppla!“, stammle ich, denn die Überraschung lässt auch mich stammeln, „genau wie jene türmchenbesetzte Zitroneneis-Burg, die am letzten Abend beim Abschiedsdinner auf der Conte Verde serviert wurde!“ Und ich bin überzeugt, dass ich diesen ernüchternden Vergleich – das Fehlen meiner Fähigkeit, mich auf die gebührende Höhe der Situation zu erheben – rein der übertriebenen Popularität des Taj Mahal zuschreiben kann. Die Realität hielt der in mir aufgestauten Erwartung nicht stand. Das Taj Mahal muss man entweder sehen, oder man muss davon hören. Beides zusammen verkraftet es nicht.

Im ersten Moment fesselt der Anblick der drei Farben meine Aufmerksamkeit: Das Dunkelgrün der langen, doppelten Reihe von Zypressen im Vordergrund, dahinter das glänzende, jungfräulich-weiße Marmorwunder und darüber das Kornblumenblau des indischen Himmelsgewölbes.



Nach indischen Maßstäben ist das Taj kein altes Bauwerk. Der Großmogul Shah Jahan ließ es vor etwa dreihundert Jahren errichten. Seine überraschende Unversehrtheit und das leuchtende Weiß des Marmors lassen den Betrachter jedoch glauben, es sei tatsächlich brandneu, als wären die Steinmetze vielleicht noch gar nicht bezahlt worden... Vorerst betrachten wir nur von hier, vom vorderen Ende des von Zypressen gesäumten,

mit Lotusblumen bedeckten Wasserbeckens, die marmornen Kuppelblasen, die im Himmel baden. Bevor wir jedoch näher treten, springen wir dreihundert Jahre zurück und widmen einige Worte dem verliebten Bauherrn, dem traurig geendeten Shah Jahan.

Der unumschränkt herrschende Mogulkaiser ist erst zwanzig Jahre alt, als er die Zahl seiner Ehefrauen um die wunderschöne kashmirische Prinzessin Arjumand Banu erweitert. Die junge Prinzessin ist so schön, dass man sie Mumtaz Mahal nennt – „das Licht des Palastes". Da die Großmoguln von ihren Ehefrauen, sobald diese die Dreißig überschritten haben, gewöhnlich keine Notiz mehr zu nehmen pflegen, ist es außergewöhnlich, dass Mumtaz Mahal auch mit achtunddreißig Jahren noch die Favoritin des Kaisers ist, obwohl sie ihm inzwischen acht Söhne und sechs Töchter geschenkt hat. Doch die Geburt ihres letzten Kindes kostet die schöne Prinzessin das Leben.

In der Biografie des Kaisers lese ich wörtlich: „Der Tod von Mumtaz Mahal verbittert Shah Jahan so sehr, dass er seinen goldenen, mit Edelsteinen besetzten ‚Pfauenthron' verlassen will. Er will als Einsiedler in die Welt hinausziehen. In seinem Schmerz legt er all seinen Schmuck und seine bunten Kleider ab und benutzt keine Wohlgerüche mehr. Man sieht ihn täglich weinend aus der Zenana kommen, und sein kohlschwarzer Bart beginnt rapide zu ergrauen. Sogar seine tägliche Lieblingshalskette lässt er wegschließen – jene Schnur aus einhundertfünfundzwanzig großen, sanft glänzenden Rubinen, deren mittlerer Stein einhundertachtundzwanzig Karat wiegt."

Schließlich befiehlt er alle namhaften Architekten, Planer und Steinmetze seines riesigen Reiches herbei und lässt für Mumtaz Mahal ein Grabmal errichten. Nach elf Jahren Arbeit, angeblich zum Preis von fünfunddreißig Millionen Rupien, wird hier am Ufer des Flusses Jumna die letzte Ruhestätte für das „Licht des Palastes" fertiggestellt – das Aushängeschild einer unsterblichen Liebe: das Taj Mahal. Der Kaiser lässt den planenden Architekten die Augen ausstechen, damit sie so etwas Schönes niemals wieder erschaffen können.

Nun, nachdem wir uns gebührend haben rühren lassen, treten wir näher und nehmen die Wundermoschee in Augenschein. Breite Treppenfluchten führen auf den quadratischen Marmorsockel von einhundert Metern Seitenlänge; darauf ruht der Alabasterbau mit seiner milchweißen Kuppel und dem muslimischen Halbmond. An den vier Ecken ragen schlanke Marmorminarette in den Himmel: vier schneeweiße Grabkerzen.

Im Halbdunkel der Halle unter der Kuppel befindet sich hinter einem Gitterwerk aus spitzenfeinem Marmor der mit Edelsteinen besetzte Alabaster-Sarkophag: der Grabstein von Mumtaz Mahal. Und daneben ein weiterer, etwas kleinerer Grabstein: der des Kaisers. Auch ihn hat man hier bestattet, obwohl der Arme es so nicht geplant hatte. Nach der Fertigstellung des Taj Mahal begann er mit dem Bau seiner eigenen Grabstätte, die am gegenüberliegenden Ufer der Jumna nach dem Vorbild des Taj, jedoch aus schwarzem Marmor, hätte entstehen sollen. Zwischen den beiden Moscheen plante der fantastische Kaiser eine Brücke aus Silber. An der endgültigen Ausführung seiner Träume wurde er jedoch von seinem rebellischen Sohn und Nachfolger Aurangzeb gehindert, der seinen Vater gefangen nahm und in die Festung von Agra sperrte. Shah Jahan konnte nur von dort, vom Turm seines Gefängnisses in Agra, während seiner siebenjährigen Haft im Alter die in der Ferne glänzenden Kuppeln sehen – den schneeweißen Tempel seines unvergesslichen Schmerzes. In der Stunde seines Todes, die angeblich in einer Vollmondnacht eintrat, ließ er sich auf den Balkon der Festung hinaustragen, damit sein brechender Blick einen Abschiedsblick auf das in Perlmuttlicht getauchte Taj Mahal werfen konnte.

Die feingliedrigen Meißelarbeiten an den Marmorwänden der Halle, der ringsum verlaufende Blumenschmuck aus zwanzig Arten von Halbedelsteinen, bei dem jedes Blütenblatt eine andere Nuance hat – Onyx, Lapislazuli, Achat, Türkis, Granat, Jaspis, Nephrit, Karneol – sind überraschend schön. Hier zeigen die Tempelwächter mit ihren biblischen Bärten kleine Vertiefungen an den Seiten der Grabsteine: Hier funkelten einst Diamanten, Rubine und Saphire. Im Laufe der Zeit kamen sie jedoch abhanden; die verschiedenen Eroberer der letzten drei Jahrhunderte haben sie herausgekratzt.

Schließlich demonstrieren die alten Bärtigen noch die Akustik der Halle. Einer von ihnen stimmt mit tiefer, vibrierender Bauchstimme an: — „Allah akba-a-ar!“ Wie Orgelbrausen grollt das Echo um uns herum. Es wirbelt hinauf in die Kuppelspitze, und wenn es dort verhallt, ist es, als würde die ferne Stimme eines hundertköpfigen Chores das Gebet des alten Muezzins wiederholen...

Eigentümlich, grüble ich vor mich hin, während wir in der lauen Dämmerung in Richtung Agra fahren – eigentümlich, dass gerade hier, im Land der Großmoguln, der Harems, der Zenanas und der Vielweiberei, in der Heimat der Unterdrückung der weiblichen Würde und der Verleugnung edlerer Ehegefühle, gerade hier die fünfunddreißig Millionen Rupien teure Apotheose der Liebe erstrahlt!

Wieder ein neues Beispiel für das, was wir bisher auf Schritt und Tritt erfahren: Indien ist das Reich der Widersprüche, der Extreme. Und es vergisst nie, von seinen vielen Gesichtern mal das eine, mal das andere dem fremden Besucher zuzuwenden. Davon wird der fremde Besucher verwirrt. Er weiß nie, woran er ist. Er hat das Gefühl, dass er vergeblich versucht hat, Indien in die Augen zu schauen, in die Schlupfwinkel seiner verhängten Seele auch nur einen verstohlenen Blick zu werfen. „Indienbesuch“ – darüber kann man nur lächeln. Denn so etwas gibt es nicht. Viereinhalb Millionen Quadratkilometer, dreihundertfünfzig Millionen Menschen, eine halbe Million Orte kann man nicht „besuchen“. Nicht einmal im übertragenen Sinne. Mit solchen astronomischen Zahlen kann man sich nicht anfreunden. Nicht nur eine einige Monate dauernde Reise, selbst ein langjähriges Studium reicht wohl kaum aus, um ohne Wimpernzucken aussprechen zu können, was hier gewesene Touristen so oft und leichtfertig behaupten: Ich kenne Indien!

Denn der höchste und der tiefste Punkt der Welt, der größte Reichtum und das kläglichste Elend, der patriarchalischste Feudalismus und der nach modernsten Prinzipien geführte Nationalkongress – all das passt in jene achttausendachthundert Meter Höhenunterschied, die den Mount Everest vom Meeresspiegel trennen. In diese dreieckige Halbinsel, die wir beim Drehen unseres Schulglobus gewöhnlich mit diesen sechs Buchstaben abtun: INDIEN.

SIEBENTES KAPITEL SCHNEEWEISSES BHOPAL

20 Jan. The Palace Guest House, Bhopal (Zentralindien).

Es scheint, als gehöre es sich, bei einem Maharadscha nur im Morgengrauen anzukommen. Genau wie neulich in Jaipur rüttelt mich auch hier Viktor bei Tagesanbruch wach. Diesmal verspätet er sich sogar gründlich. Kaum sind wir zu uns gekommen, bremst der Zug auch schon, und man ruft bereits: „Hinaus, wir halten nur zwei Minuten!“ Ein furchtbares Gehetze. Den Pyjama in die Hosentasche, die Hausschuhe in den Mantel, Gewehre, Taschen, Kodaks um Viktors Hals. Ein Glück, dass es erst dämmert und man für uns keinen großartigen Empfang bereitet hat. Denn so, wie wir zerzaust, ungeknöpft, mit ungeschnürten Schuhen herausstolpern – den Tropenhelm am Arm, der diesmal als Korb für vergessene Kleinigkeiten dient –, dürften wir kaum ein schöner Anblick sein. Meine Krawatte umkrampfe ich noch beim Einsteigen ins Auto, doch dann stopfe ich auch sie in den Helm zu dem anderen Kram.

Während wir hineinfahren – der Bahnhof liegt außerhalb der Stadt –, erzählt der Gardeoffizier, der zu unserem Empfang entsandt wurde, dass der Maharadscha nicht zu Hause sei; er ist nach Bombay zu einem Poloturnier gereist. Vor seiner Abreise habe er jedoch unsere Angelegenheiten geregelt, für alles gesorgt und hoffe, dass wir uns auch ohne ihn wohlfühlen und erfolgreich jagen werden.

Gerade geht die Sonne auf, als wir in die weiß getünchte Stadt Bhopal einfahren. Auf die verschnörkelten, mit unzähligen kleinen Balkonen und Türmchen überladenen schneeweißen Gebäude haucht das Morgenrot ein hauchzartes Rosa; die Stadt hat jetzt die Farbe eines Flamingoflügels. Durch eng gewundene, hügelige Straßen gleitet mit uns der vornehme Rolls-Royce des Maharadschas. Er passt so gar nicht in das altertümlich verwinkelte, aber schon auf den ersten Blick auffallend sauber wirkende Städtchen. Wir fahren hindurch und eilen dann einen steilen Berg hinauf.

Oben angekommen, blicken wir auf einen riesigen, glitzernden See hinab, auf dessen indigoblauem Spiegel die Segel kleiner Boote weiß schimmern. Und schon liegt das von Wachen behütete Gartentor vor uns. Bekieselte Wege. Ein schattiger Park. Endlose Rasenteppiche. Grelle, taunasse Blumenbeete. Dann die blendend weiße fürstliche Residenz. Wir halten nicht davor, sondern fahren weiter in einen entfernteren Teil des großen Parks, vor ein einstöckiges, säulengeschmücktes Schloss mit Veranda. — „The Palace Guest House“, sagt unser Begleiter, „das Gästehaus des Palastes.“ Hier wird unser Quartier sein.

Ein dickbäuchiger Herr mit lächelndem Gesicht empfängt uns. Von Viktor, der schon mehrfach hier war, wissen wir, dass dies Mahmud ist, der Hofmeister, der für das Wohl der Gäste sorgt. Er führt uns in unsere freundlichen Zimmer. Er zeigt uns die schöne offene Terrasse, auf der ein ausgezeichnetes Frühstück wartet und die eine herrliche Aussicht auf den im morgendlichen Sonnenlicht badenden See bietet. Wir hausen allein in dem herrschaftlichen, mit modernem Komfort eingerichteten Schloss. Mahmud erkundigt sich sogleich nach meinem Freund Pál Pálffy, der letztes Jahr hier wohnte. Er überreicht uns auch den Brief des Maharadschas: Unser gütiger Gastgeber – den wir übrigens bisher nur vom Poloplatz in Kalkutta, und auch dort nur aus der Vogelperspektive der Tribüne kennen – schreibt all das, was wir bereits am Bahnhof erfahren haben: Er musste verreisen und hofft, dass wir uns auch ohne ihn in Bhopal wie zu Hause fühlen.

Zuerst einmal schlüpfen wir ins Bett. Wir müssen die verkürzte Nachtruhe nachholen. Später, während wir genüsslich auf der sonnigen und doch angenehm luftigen Veranda frühstücken, trifft unser Freund aus Kalkutta ein, Oberst Simpson, der Militärsekretär des Maharadschas. Er erzählt, dass Seine Hoheit, der Nawab, das Programm für unseren Aufenthalt in Bhopal detailliert zusammengestellt hat. Er hat angewiesen, dass man mich unbedingt einen Tiger schießen lassen solle. Das Jagdlager stehe auch schon bereit – zwar nur eine ganz bescheidene, einfache kleine Unterkunft – etwa zweieinhalb Autostunden von hier entfernt, in einem Waldgebiet namens Lothia. Und wenn es uns recht sei, könnten wir in einer halben Stunde aufbrechen. Major Habib – His Highness's Shikar Officer, der Jagdmeister Seiner Hoheit – werde unser Begleiter sein; wir könnten im Lager bleiben, solange es uns beliebt.

Wir danken Simpson für diese uns sehr willkommene Nachricht und machen uns sogleich daran, unsere Jagdausrüstung zusammenzusuchen. Bald darauf erscheint auch Major Habib, ein etwa vierzigjähriger Inder mit martialischem Gesicht und Tropenhelm. Er fährt mit zwei Ford-Wagen vor das Haus; in einen steigen wir, in den anderen Viktor mit dem Gepäck. Um zwei Uhr sind wir bereits unterwegs in Richtung des Dschungels von Lothia. Unterwegs erfahren wir viel von Habib, der sich als sehr gesprächiger Mensch erweist. Man muss ihn nicht ermutigen, er erklärt ununterbrochen, wir müssen nur zuhören.

Er erzählt unter anderem, dass Bhopal ein muslimisches Fürstentum sei; obwohl nur die Herrscherfamilie mohammedanisch ist, ist der Großteil der Bevölkerung hinduistisch. Das Gebiet umfasst siebzehntausend Quadratkilometer – anderthalbmal so groß wie das Komitat Pest. Bhopal ist kein uralter Staat, erst zweihundert und einige Jahre alt; er wurde von einem General des Großmoguls Aurangzeb, Sardar Dost Mohammed Khan, gegründet. Dieser Staat ist dafür bekannt, dass in seiner Geschichte weibliche Herrscher eine außergewöhnliche Rolle spielten. Ja, die zweite Hälfte des zweihundertjährigen Bestehens von Bhopal ist eine ununterbrochene Folge der Herrschaft von Maharanis. Die Begums von Bhopal – die Fürstinnen – waren herausragende, hochverehrte Herrscherinnen; der Staat verdankt seine heutige Entwicklung und seinen Fortschritt vor allem ihnen.

Bhopals letzte Nabobine, die Mutter des derzeitigen Fürsten, Nawab Sultan Jahan Begum, taucht seltsamerweise sogar in meinen Kindheitserinnerungen auf. Ich habe die Nabobine nie gesehen, aber an ihre Bilder erinnere ich mich heute noch gut. An den Winterabenden meiner Kindheit blätterten mein Vater und ich oft in den alten, gebundenen Jahrgängen des englischen Graphic. Noch heute schwebt mir das Bild der Krönung von Georg V. vor Augen, wo unter den an den Feierlichkeiten teilnehmenden farbenprächtigen Maharadschas eine in Laken gehüllte, gespenstische Erscheinung zu sehen ist – jemand, der von Kopf bis Fuß verhängt ist. Auf meine Fragen erhielt ich damals die Antwort, dass dies die Begum von Bhopal sei. Was das damals in meiner Fantasie bedeutete – ob Mensch, Hexe oder ein anderes märchenhaftes Ungeheuer –, das könnte ich nicht mehr sagen. Aber die mit einer Plane bedeckte Gestalt und jenes mysteriöse Wort „Bhopali Begum" habe ich bis heute nicht vergessen.

Besonders jetzt erinnere ich mich daran, als ich von Habib höre, dass die Begum mehrfach in Europa war, ihr Gesicht jedoch niemand sehen durfte; sie hielt streng am Purdah fest und ging immer „bis zu den Füßen verhängt". Die vielfältigen Vorzüge ihres Sohnes, des derzeitigen Fürsten von Bhopal, sind allgemein bekannt. Er ist nicht nur der berühmteste Schütze und ein ausgezeichneter Polospieler Indiens, sondern auch im politischen Leben eine auffällige, hochgeachtete Persönlichkeit. Sein relativ kurzer Name lautet wie folgt: Seine Hoheit Sikander Saulat Nawab Iftikhar-ul-Mulk Mohammad Hamidullah Khan Bahadur.

Es mag eine halbe Stunde her sein, seit wir die Stadt verlassen haben. Bisher kamen wir auf einer tadellosen Landstraße voran, doch jetzt schlängeln wir uns auf einem schmalen Feldweg zwischen wogenden Weizenfeldern und ausgedehnten Baumwollplantagen dahin. Die Provinz Zentralindien – zu der Bhopal gehört – ist offensichtlich Zentralindien ist viel freundlicher als das dornige, felsige und sandwüstenartige Rajputana. Die ährentragenden Weizenfelder, aus denen daheim nur noch die Geweihspitzen eines roten Rehbocks herausschauen würden, erinnern mich an die getreidereifende Zeit des ungarischen Frühsommers. Auch das Wetter ist ähnlich: wolkenlos, sonnig, ohne dass die Wärme zur Last fiele.

Eine weitere Stunde vergeht, bis das kultivierte Land um uns herum schwindet und an seine Stelle der Dschungel tritt – die ohne menschliches Zutun wuchernde, zerzauste, ungekämmte Wildnis. Anfangs erreichen wir nur eine dornbuschige Heidelandschaft, ähnlich wie in Jaipur, doch später verschwinden die Lichtungen, die Bäume werden höher, bis sie sich schließlich zu einem richtigen Wald verdichten. Obwohl selbst diese Landschaft noch weit entfernt ist vom „Dschungel“ unserer Fantasie, jener üppig wachsenden Märchenwelt tropischer Urwälder.

Der Waldbestand besteht zum großen Teil aus dem breitblättrigen Teakbaum (Tectona grandis). Leider wirft auch dieser gerade sein Laub ab; eine dicke Schicht braun vertrockneter, an Tabak erinnernder großer Blätter bedeckt den Boden. Grün sieht man nur sehr wenig. Die Bäume sind fast alle kahl oder hüllen sich höchstens in die zerfetzenden Überreste ihres fallenden Laubkleides. Umso auffälliger sind die blutrot blühenden Bäume, die hier und da aus dem verblichenen Wald hervorstechen. Auch sie sind laublos, aber an ihren nackten Zweigen blühen magnolienartige Tulpen mit brennend roten Blütenblättern. Unser Freund Habib nennt sie Flame of the Forest, „Waldflamme“ (Poinciana). In der Tat, diese aus der farblosen Einförmigkeit herauslodernden Blumensträuße sind regelrechte Fackeln des bleichen Waldes.

Gegen halb fünf erreichen wir unser weiß schimmerndes Quartier auf einer etwa anderthalb Joch großen Lichtung – das im Brief des Maharadschas erwähnte „einfache, einsame kleine Jagdlager“. Nun, ich sage es ja: Im Vergleich zum überladenen Prunk der Zeltstadt von Jaipur ist es einfach. Aber gemessen an meinen afrikanischen Lagern ist selbst dies der Gipfel des Luxus. In unser Wohnzelt würden vier bis fünf afrikanische Jagdzelte hineinpassen. Die schneeweiße Plane ist mit bunt gemustertem Leinen gefüttert. Im Inneren, das mit einem dicken Teppich ausgelegt ist, stehen zwei große Messingbetten, Kleiderschränke, gepolsterte Sessel und ein Schreibtisch. Selbst an Blumenvasen wurde nicht vergessen; auf dem Schränkchen neben dem Bett sehe ich sogar einen Abreißkalender, bei dem der gestrige Tag bereits entfernt wurde – er zeigt genau den 20. Januar. An beiden Enden des Zeltes befindet sich jeweils eine Waschkabine mit einer emaillierten Badewanne. Ein Stück weiter steht das quadratische Speisezelt mit einem gedeckten Tisch, Silberschüsseln und feinem Porzellan. Daneben steht das etwas kleinere, aber ebenfalls mit einem Badezimmer ausgestattete Zelt von Major Habib – kurzum, wenn es auch keine Zeltstadt wie in Jaipur ist, so doch ein ganz ordentliches kleines Zeltdorf. Auf elektrisches Licht müssen wir diesmal verzichten. Ebenso auf die prunkvolle Lagerwache und die bunten Springbrunnen. Mit diesen schmerzlichen Verlusten abzufinden, ist nicht leicht. Ich weiß gar nicht, wie wir es ohne bekieselte Wege, ein Esszimmer mit Kamin und das Kamelreiten vor dem Frühstück aushalten sollen.

Unter dem Baumriesen, der sich in der Mitte des Lagerplatzes ausbreitet, wurde ebenfalls ein Teppich ausgelegt und bequeme Sessel aufgestellt. Hier trinken wir Tee, während Viktor meine verschiedenen Jagdutensilien bereitstellt. Ein zweirädriger Karren, gezogen von buckligen heiligen Kühen, holpert vor unser Zelt. — „Das ist unser Pirschwagen“, erklärt Habib, „zu Fuß zu gehen wäre um diese Zeit vergeblich. Das viele trockene Laub

raschelt so sehr, dass es unmöglich ist, lautlos zu gehen. Das Rattern des Wagens stört das Wild weniger; es wartet den herannahenden Karren eher ab.“ Wie bei uns daheim sind auch hier die Dämmerungsstunden am Abend und am Morgen am besten für diese Art der Wagenpirsch geeignet.

Wie ich höre, ist der Wildbestand der Dschungel von Bhopal recht vielfältig. Neben den aus Jaipur bekannten Nilgau-Antilopen, Black-Bucks, Chinkara-Gazellen und Sambar-Hirschen kommen hier auch der schlanke, gefleckte Chital-Hirsch und die kleine Vierhornantilope vor. Auch die großen Raubtiere – Tiger, Panther und Lippenbär – sind hier heimisch. — „Es stimmt“, sagt Habib, „dass dieses Lothia nicht unser bestes Tigerrevier ist, obwohl sich ständig ein oder zwei Tiger darin aufhalten. Dort drüben, jene fernen Berge, das sind unsere besten Tigerplätze. Neulich haben wir dort mit dem Maharadscha von Kashmir gejagt, der für einige Tage unser Gast war. Er hat auch drei Tiger geschossen. Dort haben wir vorerst genug Lärm gemacht; jetzt will ich dort für einige Tage nicht stören. In Lothia wurde jedoch seit letztem Jahr kein Tiger erlegt. Der Maharadscha möchte also, dass ich meinen möglichst hier schieße.“ Für Bären und Sambar-Hirsche soll dies wiederum der beste Waldabschnitt sein. Die Aussichten sind also überaus vielversprechend.

Wir klettern alle drei auf den Karren, worauf zu sitzen eine recht knifflige Angelegenheit ist. Wer es nicht gewohnt ist, seine Beine nach Inder-Art unter sich zu ziehen und zu kauern, gerät auf einem solchen Wagen in Verlegenheit. Er weiß nicht, wohin mit seinen unteren Gliedmaßen. Die dünne Polsterung im Inneren des Karrens verbessert das höllische Rütteln des ungefederten Wagens in keiner Weise. Der holprige, steinige Waldweg schüttelt das in erzwungener Lage eingepferchte Opfer so unbarmherzig durch, dass ich meinerseits bald auf das weitere Karrenfahren verzichte und zu Fuß hinter unserem Karren hertrotte. F., der sich streng an das englische Sprichwort hält: „Steh nicht, wenn du sitzen kannst, und geh nicht, wenn du fahren kannst“, harrt heroisch im Karren aus. Doch als wir nach Hause kommen, schmerzt ihm jeder Knochen einzeln.

Außer einer kleinen Gruppe von Black-Bucks und einem hie und da plötzlich aufblitzenden Chital-Hirsch sehen wir nichts. Der Waldspaziergang hat mir jedoch – zumindest mir – sehr gutgetan. Unser Abendessen lassen wir nicht im Speisezelt, sondern draußen unter dem großen Baum servieren. Habib zieht sich bald zurück, aber wir beide bleiben noch lange in der lauen, sternenklaren Dunkelheit sitzen. Wir lauschen dem Ständchen der Ziegenmelker, Grillen und Zikaden und genießen schweigend pfeiferauchend die flüsternden Geistergeschichten der Wildnis bei Nacht. Endlich ein kleiner Vorgeschmack auf das, wonach ich mich am meisten gesehnt habe. Endlich eine vertraute Annäherung an die wachschlafende Nacht des Dschungels.

Sie ist stiller und geräuschloser als die afrikanische Nacht. Und gerade deshalb vielleicht auch geheimnisvoller. Nahar, der gestreifte König des Dschungels, meidet den Lärm. Er ist ein schleichendes, samstpfötiges, verschwiegenes Tier, das seine Stimme nur sehr selten hören lässt. Und selbst dann nur vereinzelt, mit vornehmer Bescheidenheit, nicht so wie sein lautstarker afrikanischer Verwandter, der aus vollem Hals brüllende Löwe. Die Stimme eines in der Wildnis umherstreifenden Tigers habe ich leider noch nie gehört. Habib erzählte vorhin, dass er in einer dunklen, bewölkten Nacht eher antwortet als in solchem klaren Sternenlicht. Aber auch dann hört man höchstens einen heiseren Seufzer von ihm...

... Doch was ist das? – Es war mir, als hätte gerade ein vertrautes Wort einer afrikanischen Sprache mein Ohr getroffen... Na gewiss! Zwei Schakale kläffen einander an. Mit einer traurigen, dünnen Kapaunenstimme. Aus ihrem kläglichen Gekläffe versuche ich jedoch vergeblich, die bekannte Behauptung der englisch-indischen Jäger herauszuhören. Ihrer

Meinung nach sagt der Schakal nämlich: *Dead Hin-doo! Where, where, where?*[1] Die Schakale von Bhopal sprechen offensichtlich kein Englisch. [1] „Toter Hindu! Wo, wo, wo?“

21 Jan. Camp Lothia, Bhopal State.

Wir stehen vor dem Morgengrauen auf, wie es sich für Jäger gehört. Unter dem großen Baum prasselt bereits ein Lagerfeuer, um das herum wir unseren Morgentee schlürfen. Wenn es so weitergeht, wähne ich mich noch in Afrika. Am Ende gewinne ich dieses fremdartige Indien noch lieb.

Für heute hat Habib zwei Kuhkarren aus dem nahen Dorf bestellt. Mein Plan ist, zwischen den beiden hintereinander fahrenden Wagen zu gehen. Gestern war es nämlich so: Wenn die Kühe ein wenig anzogen, blieb ich immer hinter dem Karren zurück. In solchen Momenten bemerkt das Wild sofort den Fußgänger und springt ab. Wenn ich mich jedoch zwischen zwei Wagen dränge, erwecke ich sicher weniger Verdacht. Ich laufe gerne auch den ganzen Tag, solange ich nicht auf diesen verflixten Karren steigen muss. Er lockert mir jeden Zahn.

So breche ich auf, im Schutz zweier Wagen. Im ersten lässt sich Habib durchschütteln, im hinter mir fahrenden F. Es dämmert bereits ordentlich, aber schießen könnte man noch nicht; aus dem Schatten der Bäume verzieht sich die Dunkelheit nur langsam. Auf das aus indischen Jagdbeschreibungen bekannte Wecksignal des Junglefowl, das morgendliche Krähen des Dschungelhahns, warte ich vergeblich. Hier ist der charakteristische Vogel der indischen Wälder, der wilde Vorfahre unseres Hausgeflügels, offensichtlich nicht heimisch.

Auf einer größeren Lichtung hocken auf den Wipfeln einiger einzelner Bäume drei Pfauenhähne. Sie erwachen gerade. Sie sträuben sich, putzen ihr Gefieder und schütteln sich den Schlaf aus dem Leib. In Bhopal ist der Pfau kein heiliger Vogel, nur in Rajputana wird er als solcher verehrt. Und da sein Fleisch ausgezeichnet ist und ich ohnehin noch keinen wilden Pfau geschossen habe, gebe ich Habibs Drängen nach, der den Pfauenhahn für unsere Küche möchte; F. ist jedoch dagegen. Er hat von jemandem gehört, dass es Unglück bringe, einen Pfau zu schießen; ich würde unsere ganze Reise damit verderben, ein Unheil nach dem anderen werde uns treffen, wir würden den Fluch der Pfauen auf uns ziehen. Es ist eine alte schlechte Angewohnheit von mir, dem Aberglauben immer die Stirn zu bieten. So eine Art Widerspruchsgeist – nur um zu sehen, was es mit diesem Aberglauben auf sich hat.

Vorerst nur so viel: Er lässt mich den Pfau glatt verfehlen. Mit dem kleinen Flobertgewehr schieße ich auf ihn, ruhig aufgelegt, auch nicht allzu weit entfernt, etwa achtzig Schritte. Zweimal hintereinander. Aber die Kugel trifft nicht einmal eine Federspitze des großen, glänzenden Vogels. Er fliegt nicht einmal weg. Es macht ihm nichts aus, er putzt sich weiter. Ein drittes Mal versuche ich es gar nicht erst. Man muss das Pech schließlich nicht erzwingen. F. atmet erleichtert auf: — „Siehst du, der heilige Hubertus hat uns bewahrt und nicht zugelassen, dass wir in Schwierigkeiten geraten.“

Wir sind schon etwa drei Stunden mit den Wagen unterwegs. Ich habe mich schweißnass gelaufen und beginne schon fast mit dem herben Gedanken zu liebäugeln, mich doch in den Karren zu setzen, als wir endlich das erste Wild erblicken. Ein stattlicher, silbergrauer Nilgau-Bulle beobachtet uns aus dem Gebüsch am Hang, etwa einhundertfünfzig Schritte entfernt. Ich trete hinter einen Baum, die Karren ratterm weiter. Bei meinem Schuss höre ich deutlich den Kugelschlag, doch die Antilope springt ohne jedes Zeichen, scheinbar bei bester Gesundheit, ab. Wir suchen alles am Anschuss ab, laufen die Umgebung kleinteilig ab – wir finden nichts. Kein einziger Tropfen Blut, kein einziges Haar – nicht einmal eine

Spur zeigt sich auf der trockenen Laubschicht. Was kann das nur sein? Das Geräusch der einschlagenden Kugel höre ich immer; das ist eine unfehlbare Nachricht, sicherer als jedes Zeichen des Wildes. Auch diesmal traf der scharfe Knall deutlich mein Ohr; ich zweifle keinen Moment daran, dass die Antilope die Kugel erhalten hat. Zudem benutze ich eine neue Art von Munition, die gewöhnlich eine besonders reichliche Schweißspur hinterlässt. In Jaipur habe ich all mein Wild mit dieser Kugel geschossen; alle haben tadellos geschweißt.

... Sollte etwa dieser unselige Pfau Schwierigkeiten machen? Ich habe den jämmerlichen Vogel ja nicht einmal berührt, er hat nicht einmal gemerkt, dass ich auf ihn geschossen habe. Oder rächt er sich etwa schon für meine Absicht? – Schon höre ich F.s vorwurfsvolle Worte: — „Habe ich es nicht gesagt? Mit Pfauen ist nicht zu spaßen." Aber kaum hat er es ausgesprochen, sagt er erneut: — „Hier ist ein Tropfen Blut."

Ich muss zugeben, dass man sich keinen besseren Fährtenleser als F. wünschen kann. Und wenn es nur ein stecknadelkopfgroßer Bluttropfen ist – er findet ihn. Schweißhunde könnten bei ihm in die Lehre gehen. Da es offensichtlich nicht mehr als diesen einen Tropfen gibt, gehen wir nur so nach Gefühl in die Fluchtrichtung. Und wir gehen kaum achtzig Schritte, da liegt die Antilope verendet da, mit einem guten Blattschuss. Die Kugel ist nicht durchgegangen; die feiste Haut hat die Wunde verstopft, deshalb hat sie nicht geschweißt. F. lässt jedoch auch jetzt nicht davon ab, dass dies bereits das Werk der Pfauen sei. Eine schwache Warnung für den morgendlichen Anschlag. Und als ich auf dem Heimweg auch noch eine Chinkara-Gazelle verfehle, strahlt F. förmlich vor Stolz. Seine Pfauenfluch-Theorie ist nun unwiderlegbar.

Sinnlose Tierquälerei empört mich mehr als alles andere. Ich sehe ein, dass dies von meiner Seite aus wie eine widersprüchliche Aussage klingt, auf dessen Kerbholz so viele Tierleben stehen. Oder verabscheue ich das leidende Tier vielleicht gerade deshalb? Wie dem auch sei, die Treibmethode unserer beiden Karrenführer geht mir in keiner Weise ein. Ich erwähnte ja neulich schon, dass die Eingeborenen die Schwanzwirbel des Zugviehs brechen lassen, damit die vor den Karren gespannten Kühe umso empfindlicher für das Schwanzreißen sind. Auch die Schwänze unserer Kühe sind krumm verkrüppelt und hängen leblos herab wie ein knotiges Glockenseil. Das arme Geschöpf kann ihn nicht einmal bewegen, kann nicht nach den stechenden Bremsen fächeln, kann ihn nicht einmal heben, wenn es der Lauf der Natur erfordert. Und als ob es nicht genug wäre, dass der gefühllose Treiber ständig daran dreht und fast einen Knoten in den zu Tode gequälten Schwanz macht, hält er auch noch einen spitzen Stock in der Hand und sticht der Kuh damit unter den Schwanz, um sie zu schnellerem Schritt anzutreiben.

Nach einer anderthalbstündigen Rast im Lager sind wir wieder unterwegs. Da die für die Nacht angebundenen Köder-Büffel unversehrt geblieben sind – ein Tiger hat sich also nicht gemeldet –, plant Habib kleinere Waldtreiben. Die Treiber, an der Zahl etwa siebzig, warten draußen vor Ort. Ein alter Shikari mit weißem Schnurrbart ist ihr Anführer, der älteste und liebste Jäger des Maharadschas. Sein Vater – der ebenfalls Hofjäger war – wurde von einem Tiger getötet, und er führt nun seit vierzig Jahren das gefährliche Handwerk der Shikaris fort. — „What he doesn't know about tigers, isn't worth knowing"[2], sagt Habib. Ein hageres, kleines Männchen ist der Alte, aber aus seinem faltigen, mahagonifarbenen Gesicht leuchtet die Entschlossenheit eines vertrauenerweckenden Augenpaares. Eine Waffe sehe ich bei ihm nicht, es sei denn, er verbirgt einen Dolch unter den Falten seines zerfetzten Laken-Gewandes. [2] „Was der Alte über Tiger nicht weiß, ist es nicht wert, gewusst zu werden."

Habib führt mich zu einem Machan – einem Hochsitz; F. und ich klettern hinauf. Der Jagdmeister geht weiter zum benachbarten Machan, der in etwa einhundert Schritten

Entfernung zu sehen ist. Dies sind keine aus Eisen gefertigten Luxus-Machans mit Matratzen wie in Jaipur. Es sind nur so aus Holz zusammengezimmerte, mit einer dünnen Laubschicht verkleidete, einfache Ansitze.

A *shikari*-k, első medvémmel. (26. oldal.)

É és egy hajtó a kutyát megsebező kannal. (28. oldal.)

Das erste Treiben bringen wir recht schnell hinter uns, ohne dass es zum Schuss kommt. Dabei lässt mich das Sambar-Rudel, das mit lautem Krachen auf mich zu bricht, das Gewehr schon fest umklammern. Drei Kühen folgt ein Bulle mit einem recht ordentlichen Geweih, viel besser als der Sambar, den ich in Jaipur erlegt habe. Ich ziele schon, aber Habib, von dessen Stand aus sich das Wild nähert, ruft herüber, dass der Bulle schwach sei und es nicht wert, geschossen zu werden.

Das nächste Treiben wird im gegenüberliegenden Tal vorbereitet. Während wir hinübergehen, zeigt sich frische Bärenlosung auf dem Waldpfad. Dieser Dschungelabschnitt soll ein guter Bärenplatz sein. Habib ist sehr zuversichtlich, dass es gelingen wird, aus einem der Treiben einen Bären herauszutreiben. Mit einem Exemplar des besagten kohlrabenschwarzen Lippenbären mit weißem Halsschmuck, dem Sloth Bear der Engländer, haben wir bereits in Jaipur Bekanntschaft gemacht. Dieser relativ kleingewachsene, aber umso wütendere, zerzauste Bär mit dem struppigen Fell (Melursus ursinus) ist in ganz Vorderindien heimisch, vom Himalaja bis zur Insel Ceylon. Er ist nicht zu verwechseln mit dem noch etwas kleineren, ebenfalls kohlrabenschwarzen Kragenbären mit der weißen Kehle, aber glänzendem, weichem Fell (Ursus tibetanus), der die nördlichen Teile Indiens bewohnt, vor allem die Wälder von Kashmir.

Wieder sitzen wir oben auf einem Machan; Habib hat sich etwa zweihundert Schritte weiter positioniert. Vor uns liegt der Dschungel mit Schluchten und dichtem Gebüsch; wir können kaum ein paar Meter weit sehen. Der niedrige, steile Hügel hinter uns ist jedoch von etwas lichterem Wald bewachsen. Die Machans stehen an einer wegähnlichen, geraden Schneise. Habibs Stand ist von hier aus gut zu sehen. Es ist ein äußerst vergnüglicher Zeitvertreib, so eine Treibjagd im Urwald. Ich hoffe, Habib lässt uns von nun an nur noch so jagen, denn dieses lärmende Karrenfahren halte ich für völlig vertane Liebesmüh. Vom Morgengrauen bis zum Rückenbruch können wir uns durchschütteln lassen und erreichen doch nichts. Bei einer solchen Treibjagd hingegen kann alles Mögliche kommen. Das ist ja gerade das Interessante, dass wir auf das Erscheinen so vieler Wildarten hoffen können. Es kann sein, dass ein kapitaler Sambar- oder Chital-Bulle auf uns zu bricht; wir können mit jeder Art von Antilope rechnen; ein Panther kann über die Schneise schleichen; auch ein Bär kann sich zeigen. Ja, es ist nicht einmal unmöglich, dass das Treiberheer einen Tiger aufscheucht. So ist jedes kleinste Geräusch, ein fernes Knacken, das Brechen eines Astes – jedes Mal eine neue Aufregung. Das Rufen der Treiber, das immer wieder ertönende Signal der Pfauen und Affen hält den Jäger in ständiger Bereitschaft und gespannter Erwartung. Seiner freien Fantasie eröffnet sich ein weites Feld für Wanderungen.

Diesmal fantasiere ich leider umsonst. Das Treiben nähert sich dem Ende, ohne dass sich auch nur ein einziges Stück Wild zeigt. Dabei war vorhin so aufgeregtes Rufen von den Treibern zu hören; ich dachte schon, sie seien auf einen Tiger gestoßen. Was mögen sie wohl gesehen haben? Aber siehe da! Jetzt winkt Habib vom Machan. Er klatscht, gestikuliert – offensichtlich verscheucht er etwas – er ruft auch, aber wir verstehen ihn nicht. Aus seinem Zeichengeben wird jedoch klar, dass etwas auf uns zukommt...

Im nächsten Augenblick steht er auch schon auf der Schneise – der Bär! Ein kohlrabenschwarzer Teufel. Ich reiße das Gewehr hoch, aber ich schieße noch nicht – er kommt ja hierher, die Schneise entlang... ... Fast rollend nähert er sich – eine struppige schwarze Fellkugel... Als er auf etwa vierzig Schritte heran ist, biegt er ab, zeigt die Flanke – mein Gewehr knallt – der Bär knurrt – und springt in den Wald hinter mir. Für Augenblicke schimmert er noch schwarz hervor, während er den lichteren Hügelhang anstrebt. Ich schieße ihm noch zweimal nach; ich habe das Gefühl, dass beide Kugeln ihn treffen – dann verschwindet er endgültig.

Die Treiber kommen heraus. Wir steigen vom Machan herab. Habib rennt schon auf uns zu. Er erzählt, dass der Bär schnurstracks auf seinen Stand zugelaufen sei; er habe ihn jedoch rechtzeitig bemerkt, zu klatschen begonnen und ihn förmlich hierher gescheucht. Von der Stelle meines ersten Schusses führt bereits eine breite Schweißspur den Hügel hinauf. Die Shikaris setzen auch ihre zwei struppigen, bunten Köter auf die Fährte an, obwohl es unnötig ist; der Schweiß leuchtet deutlich rot vor uns auf. Und sobald wir die Hügelkuppe erreichen, erblicken wir auch schon den Bären. Er lebt noch, ja, beim Anblick der ihn ankläffenden Hunde versucht er sogar, sich auf die Hinterbeine aufzurichten. Meine Kugel fährt ihm in die Brust, dort, wo in seinem schwarzen Fell die keilförmige Zeichnung weiß hervortritt. Lautlos sackt er in sich zusammen. Die Köter zausen ihn wütend.

Es ist ein ziemlich stattlicher Bär, er mag wohl einhundertdreißig Kilo wiegen. Er hat alle drei Schüsse erhalten, den ersten etwa in der Mitte der Flanke, die anderen beiden etwas weiter hinten. In seinem langen, zotteligen Fell hat er sich über und über Kletten und Dornen eingefangen. Ein hässlicher, zerzauster, schwarzer Satan. Nur auf seiner Brust leuchtet die keilförmige Zeichnung, als trüge er eine weiße Halskette. Nachdem das Fotografieren beendet ist, legen sie ihn auf eine aus Stangen zusammengebundene Trage und bringen ihn so heim ins Lager.

Wir aber eilen Habib hinterher; ein Treiben steht noch aus. Diesmal steht unser Machan an einem sehr geeignet erscheinenden Ort: am Boden eines breiten Tals, entlang eines gewundenen Waldbaches. Hier ist das Gelände vor uns viel lichter, wir können weit blicken, und auch um uns herum ist das Schussfeld weitläufig. Habib hofft in diesem Treiben vor allem auf Sambar-Hirsche. Und tatsächlich, kurz nachdem die Treiber losgegangen sind, ist das Krachen flüchtigen Wildes auf der gegenüberliegenden Hügelkuppe zu hören. Habib können wir jetzt nicht sehen; er hat sich irgendwo seitlich, an der Flanke, angestellt.

Es vergehen etwa zehn Minuten. Mal weiter oben, mal wieder tiefer bricht ein Ast, bis wir endlich den Verursacher des Geräusches erblicken – eine großohrige Sambar-Kuh. Sie tritt an den Rand der Lichtung und sichert von dort aus rückwärts nach dem langsam näher kommenden, trommelnden und pfeifenden Lärm der Treiber. Dann prescht sie vor – und hinter ihr knackt der Wald: Im Gänsemarsch springen vierzehn Sambars hervor. Kühe, Kälber und zwei Jährlingsbullen mit dünnem Geweih. Sie eilen an unserem Stand vorbei und überspringen mit leichter Eleganz den Graben des Baches. Kaum ist ihr Krachen verhallt, tritt auch schon ein neuer Gast auf die Hügelkuppe: ein einsames Schwein. Ein stattliches Stück, sicher ein alter Keiler. Er sichert nicht lange und trabt zum Tal hinab, er kommt auf besten Schuss. Ich halte ihn für einen mürrischen Einsiedler; er dürfte seinen Tageseinstand nicht gerne verlassen haben.

Als er am Bachufer ankommt, bleibt er stehen. Die Entfernung zwischen uns mag höchstens dreißig Schritte betragen; ein leichter Schuss bietet sich an. Ich ermuntere auch F., es zu versuchen, aber er winkt ab – ich solle es nur erledigen. Ich schieße dem Keiler also auf den Teller; er bricht auf der Stelle zusammen. Er zappelt noch ein wenig, wie ein an Land geworfener Fisch, dann streckt er sich. Die Gesellschaft der berittenen Schweinespeer-Jäger würde mich nun sicher verdammen. Aber in diesem Dickicht könnten sie das Schwein ohnehin nicht einholen. Habib, der an der Spitze der bald darauf erschienenen Treiberschar herankommt, fragt schon von weitem: — „Ist das große Schwein zur Strecke gekommen?“ — „Und ob! Dort liegt es am Bachufer.“ — „Dann ist es gut, denn einem unserer Hunde hat er den Bauch aufgeschlitzt!“

Es stellt sich heraus, dass der Keiler durch die Treiber zurückbrechen wollte, aber die Hunde sich ihm in den Weg stellten. Bevor sie ihn jedoch vorwärts jagen konnten, hat der

alte Keiler einen von ihnen übel zugerichtet. Den Verletzten können wir nicht mehr sehen; Habib hat ihn sogleich nach Hause geschickt. Wir hoffen, dass die Hundeknochen auch in Indien wieder zusammenwachsen. Der alte Schwarzrock, an dessen verhältnismäßig kurzen Hauern noch das Blut des Hundes zu sehen ist, ist ein etwa siebzig Kilo schwerer Keiler in recht schlechtem Zustand. Das indische Wildschwein (Sus cristatus) ist etwas kleiner gewachsen, hat kürzere Hauer und einen längeren Kopf als das unsere.

Wir sind mit dem heutigen Ergebnis sehr zufrieden und trinken in bester Stimmung Tee im Zelt unter dem großen Baum vor dem Zelt. Die Schikaris ziehen gerade das zerfledderte Fell meines Bären ab, und auf seinem beiseite geworfenen Kadaver streiten sich bereits ausgiebig die Aasgeier. So ist es recht. Unser Lager nimmt – zumindest teilweise – das lang ersehnte Bild einer afrikanischen Jagdstation an. Nachdem die Geier sich am Bärenfleisch sattgefressen hatten, sind sie zur Nachtruhe hierher auf den großen Baum im Lager aufgebaumt. Wir haben vergessen, das abscheuliche Volk rechtzeitig zu vertreiben. Jetzt, da es dunkel wird, weigern sie sich, unsere Einschüchterungsversuche zur Kenntnis zu nehmen. Wir werden unseren Abendtisch wohl ein Stück beiseite rücken lassen müssen, denn die über uns hockenden Geier vergessen sich im Schlaf schon mal selbst.

22 Jan. Camp Lothia, Bhopal State.

Im Morgengrauen müssen wir uns wieder mit der Karrenpirsch begnügen; Aussicht auf ein Treiben besteht erst für den Nachmittag. Auf dem gewundenen Weg oberhalb eines bewaldeten Bergrückens erblicken wir im Tal unter uns einen passabel erscheinenden Sambar-Bullen. Er ist ziemlich weit entfernt, etwa 250 bis 300 Schritte, und zieht langsam äsend durch den von Lichtungen durchsetzten Buschhang. Da es aussichtslos ist, näher heranzukommen – nur von hier oben auf dem Kamm kann ich ihn sehen –, wage ich den sehr unsicheren Schuss. Das Glück ist mir jedoch hold; der Hirsch zeichnet den Schuss gut an und stürzt nach einigen Fluchten zusammen. Wir klettern zu ihm hinunter, aber der Karren kann erst viel später auf einem großen Umweg herankommen.

Das Geweih des Bullen erweist sich als schwächer, als es von oben, aus der Höhe des Gipfels, ausgesehen hatte. Obwohl es weit besser ist als mein Sambar aus Jaipur, ist es nach Bhopaler Maßstäben immer noch dürftig. Ich erwähnte bereits in Jaipur, dass das Sambar-Geweih, obwohl es sich meist nur zum Sechsender entwickelt, manchmal ein beachtliches Gewicht erreicht. Das Rekordgeweih, dessen Träger ebenfalls auf Bhopaler Gebiet zur Strecke kam, ist 135 cm lang. Seine Dicke kann man sich leicht vorstellen, wenn man bedenkt, dass ein Sechsender-Geweih sogar die Zehn-Kilo-Marke überschreiten kann! In diesem Bewusstsein erscheint das ohnehin schon mickrige Geweih des vor mir liegenden Bullen noch dünner. Nur mit großer Anstrengung – er mag wohl anderthalb Zentner wiegen – gelingt es uns, den Hirsch auf den Karren zu hieven.

Während wir hinter dem quietschenden Wagen her nach Hause trotten, begegnen wir einem Nilgau-Bullen. Für meine Sammlung benötige ich die ohnehin uninteressanten kurzen Nilgau-Hörner nicht mehr, aber Habib lässt mich nicht ablassen; die vielen Treiber brauchen Fleisch. Auf meinen Schuss hin springt der Nilgau mit gutem Zeichen in das Dickicht. Der Ärger von gestern wiederholt sich: Weder Blut noch Haar, keinerlei Spur. Dabei ist es wieder zweifelsfrei, dass ich die Antilope getroffen habe.

Mit Habib gerate ich fast aneinander. Er respektiert nicht einmal die elementarsten der weltweit geltenden Jagdregeln. Wie ein schlecht erzogener Vorstehhund, der einem aufspringenden Hasen nachprellt, rennt auch Habib unkontrolliert dem beschossenen Wild hinterher. Wenn ihm dann die Puste ausgeht, erklärt er einfach: „Schade um die Zeit,

das ist gut für den Tiger, gehen wir weiter, suchen wir anderes Wild.“ Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie sehr einen Jäger unserer Art eine solche „Aasjägerei“ ärgert. Das kopflose Herumrennen verdirbt natürlich auch die Suche, da es das kranke Wild nicht zur Ruhe kommen lässt.

Diesmal suche ich allein nach der Fährte. Habib will sie um jeden Preis liegen lassen. Ein verwundetes Tier interessiert Habib nicht mehr, sofern es nicht auf der Stelle liegen bleibt. Nach langer Zeit gelingt es mir tatsächlich, einige Tropfen Blut zu finden, aber es ist so wenig, dass es unmöglich ist, sich daran zu orientieren. Und da auf dem trockenen Laubteppich auch der Hufabdruck nicht zu erkennen ist, muss ich die weitere Suche schließlich doch aufgeben. Mir läuft auch die Zeit davon; ich muss nach Hause eilen, sonst verpasse ich das für den Nachmittag geplante Treiben. Nur mit großer Mühe gelingt es mir, Habib das Versprechen abzuringen, später einige Leute aus dem Lager zurückzuschicken, um die abgebrochene Suche fortzusetzen. — „Wozu das?“, argumentiert Habib erneut. „Der Tiger wird das ohnehin erledigen!“ Vergeblich beharre ich darauf, dass wir meines Wissens das Mittagessen für die Treiber und nicht für den Tiger schießen wollten.

Wir sind schon nahe am Lager, als ich im lichten Hang neben uns ein rehgroßes, rotbraunes Tier erblicke. — „Fourhorned!“, sagt Habib. „Vierhornantilope!“ Nachdem wir festgestellt haben, dass es ein Bock ist, schieße ich. Er bleibt an Ort und Stelle liegen. Diese interessante Zwergantilope ist nun meine siebte indische Wildart. Vor seinen kaum zehn Zentimeter langen, spießförmigen Hörnern lässt dieses eigenartige kleine Tier noch ein weiteres, viel kürzeres Hornpaar von nur zwei bis drei Zentimetern wachsen; deshalb nennt man sie Vierhornantilope (Tetracervus quadricornis).

Während wir unter dem großen Baum im Lager unseren Lunch verzehren, schießt F. mit dem Flobertgewehr von hier, direkt vom gedeckten Tisch aus, einen Geier sowie einen hübschen blau-gelb-bunten Star. Er ist überaus stolz auf seine Beute, da dies sein erster Versuch war. Er bekommt solchen Geschmack daran, dass er sein Flobert von nun an auch zur Jagd mitnehmen will. Ich fürchte jedoch, dass er es außer für Pfauen kaum für etwas anderes gebrauchen kann. Und auf einen Pfau, so glaube ich, wird er es nicht zu schießen wagen.

Wieder sind wir unterwegs. Habib verspricht Treiben, die denen von gestern ähneln. Leider hat sich der Tiger auch in der vergangenen Nacht nicht gemeldet. Die Bodas – die Büffelkälber – haben den Morgen auch diesmal unversehrt erlebt. Habib will noch ein, zwei Tage darauf verwenden. Wenn es jedoch bis morgen früh keine Khabbar – Tigernachricht – gibt, ziehen wir übermorgen in einen anderen Waldabschnitt um. Ich für meinen Teil würde liebend gerne noch hierbleiben. Unsere Zeit reicht reichlich aus, und diese bunten Waldtreiben sind überaus vergnüglich.

Wir erreichen ein viel ernsteres Waldgebiet als gestern. Eine bergig-talige, felsig-schluchtige, wahrhaft wildromantische Gegend. Das kühle Bachbett, das sich unter dem dichten Laubdach windet, erscheint als hervorragender Tigerplatz, obwohl am Boden seines ausgetrockneten Betts jetzt nur noch hier und da eine restliche Pfütze schimmert. Habib warnt mich auch, wachsam zu sein; es könne leicht passieren, dass ein Tiger ins Treiben kommt.

Unser Machan steht auf einer Hügelecke, die einen guten Ausblick bietet, geschützt durch einige höhere Bäume. Ein sumpfig erscheinendes, mit schilfartigem Unkraut und vereinzelten Buschgruppen bewachsenes Tal weitet sich unter uns. Dahinter steigt das Gelände wieder an; von dort, aus dem dichter werdenden Dschungel auf der Hügelkuppe, erwarten wir das Treiben. Das Tal – es mag dreihundert Schritte breit sein – können wir

gut überblicken, ja sogar in der Länge weit einsehen; über mangelndes Schussfeld können wir uns diesmal wahrlich nicht beklagen. Das diesseitige Ufer des Tals ist jedoch steil und felsig; direkt unter uns ist der Boden des Kessels also nicht sichtbar, er wird durch die vorspringende Felswand verdeckt.

Habib positioniert sich diesmal sehr weit, etwa vierhundert Schritte von uns entfernt; wir sehen ihn nicht einmal, da sich Wald zwischen uns verdichtet. Kaum ist das ferne Hornsignal des beginnenden Treibens verklungen, sehen wir auch schon Wild: Ein Chital-Rudel erscheint auf dem gegenüberliegenden Hügelrücken – Kühe, Kälber und ein schwacher Bulle im Bast. Sie bleiben eine Zeit lang oben stehen – der Lärm der Treiberkette ist noch weit weg –, dann kommen sie ganz langsam durch das Tal herüber und verschwinden im Dickicht hinter uns. Der Chital (Cervus axis) ist ein viel kleinerer, weiß gefleckter Hirsch als der Sambar. Auch sein Geweih entwickelt sich nur zum Sechsender. Derzeit stehen die Chital-Bullen offensichtlich noch im Bast; ich werde hier also kaum etwas Passendes für meine Sammlung finden.

Kurz nach dem Abziehen des gefleckten Hirschrudels muss ich erneut zum Fernglas greifen: Ein kohlrabenschwarzer Knäuel zeigt sich auf dem gegenüberliegenden Kamm: ein Bär! Leider steigt er jedoch nicht ins Tal hinab, sondern entfernt sich entlang der gegenüberliegenden Seite. Er mag vierhundert Schritte weit weg sein, und auf diese Distanz will ich keine unsichere Schießerei riskieren. Der Meister Petz beeilt sich immer mehr, er scheint fast schon zu rollen. Dann bleibt er plötzlich stehen, besinnt sich eines Besseren und wendet sich doch dem Tal zu. Dort sehen wir ihn nicht mehr, aber kurz darauf knallt Habibs Dublette, die – wie sich später herausstellt – das weitere Schicksal des Bären besiegelt.

Eine Vierhornantilope ist der nächste Gast. Da es jedoch eine Ricke ist, hat sie nicht nur keine vier, sondern nicht einmal ein einziges Horn. Mit kecken Sprüngen überquert sie das Tal; sie macht regelrechte Bocksprünge wie ein Damhirsch. Und nach etwa zehn Minuten Pause – schwärzt sich dort drüben wieder ein Bär ab! Ein stattliches Tier; auf den ersten Blick sieht man, dass er größer ist als der vorige. Einige Minuten lang wittert er auf der Stelle, prüft den Wind, setzt sich dann bequem auf sein Hinterteil und rutscht so ins Tal hinab. Dort unten gibt er jedoch Gas und eilt hastig durch das schilfig-buschige Unkraut. Auch er ist sehr weit von mir entfernt, mindestens zweihundert Schritte, aber diesen kann ich nun doch nicht ohne Schuss ziehen lassen. Wie unsicher es auch sein mag, ich muss es versuchen, denn wie ich sehe, dürfte er von Habibs Stand noch weiter entfernt sein. In der Mitte des Tals wölbt sich eine leichte Anhebung; ich warte, bis er dort oben ist, von dort aus sieht man ihn vielleicht deutlicher...

Auf den Knall meines Gewehres zieht er den Kopf ein und schlägt etwa vier Purzelbäume... Zusammengerollt kullert er bis zum Boden der Senke – dort kommt er jedoch wieder auf die Läufe und verschwindet mit ein, zwei Sprüngen aus unserem Blickfeld... Das Einschlagen der Kugel habe ich diesmal nicht gehört. Bei einem Bären ist das Purzelbaumschlagen nicht unbedingt ein Zeichen für einen Treffer. Es kommt nämlich vor, dass ein ins Tal flüchtender Bär, besonders wenn auf ihn geschossen wird, vor Schreck einen Purzelbaum schlägt. Dies ist meines Wissens eine allgemeine Eigenschaft von Bären. Auch die europäischen und amerikanischen Verwandten tun dies, und der Lippenbär ist – wie ich hörte – besonders geneigt zu solchem Herunterrollen am Hang.

Während F. und ich darüber grübeln, ob ich den Bären getroffen habe oder ob er nur „simuliert" hat, ertönt direkt unter unserem Ansitz ein röchelndes Knurren... Das Geräusch nähert sich, wird immer lauter, aber durch den vorspringenden Fels können wir nicht hinuntersehen. Ich erwarte fast schon, dass der heraufkletternde Bär – denn ich

ahnte, dass es nur er sein kann – direkt unter dem Machan erscheint. Dann verstummt es plötzlich...

Ich warte einige Minuten. Da sich jedoch nichts mehr rührt, klettere ich vorsichtig vom Machan herunter und schleiche hinaus auf den vorspringenden Fels. Und als ich in den Abgrund blicke – da liegt der Bär unter mir! Er liegt auf dem Rücken im steinigen Bett des trockenen Bachlaufs, alle Viere von sich gestreckt, genau wie ein schwarzhaariger Urmensch. Offensichtlich war er im Schutz unterhalb des schluchtartigen Ufers nähergekommen und wollte genau hier, in Richtung des Machans, heraufklettern. Da hörten wir sein Knurren. Bevor er oben ankommen konnte, verließen ihn die Kräfte, und er rollte zurück auf den Talgrund.

Da auch die Treiber bereits herausgekommen sind, können auch wir in Ruhe hinuntersteigen. Es ist ein stattlicher Bär, laut Habib einer der größten. Nach meiner Schätzung mag er wohl einhundertsechzig Kilo wiegen. Im Vergleich zu meinem sieben bis acht Zentner schweren Kodiakbären aus Nordamerika könnte ich ihn natürlich höchstens als Jungtier bezeichnen, aber unter den Lippenbären ist er ein wahrer Riese. Die Kugel hat ihn an der besten Stelle, hinter dem Blatt, getroffen. Ich weiß gar nicht, worüber ich mich mehr freuen soll – über den seltenen Schuss oder über die wahrhaft ausgezeichnete Trophäe. — „Bara bhalu!“, nicken die Treiber. „Großer Bär!“

Kurzerhand legen sie den großen schwarzstruppigen Bhalu auf aus Ästen zusammengehauene Prügel, und wir machen uns singend mit ihm auf den Weg zum Lager.

Beim letzten Treiben stehen wir vor einem weiten Tal, ähnlich den vorigen. Als Erstes nimmt eine Sambar-Kuh mit Kalb, später eine Rotte von etwa zehn Schweinen den Weg auf uns zu. Da es jedoch allesamt Überläufer und schwächere Frischlinge sind, wäre es schade, durch meinen Schuss eventuelles ernsteres Wild zu verscheuchen. Einige Minuten später trottet ein einsames, zurückgebliebenes Ferkel der Rotte hinterher. Das gottgegebene Ding ist kaum hasengroß, hält das Tempo nicht durch und trippelt laut quiekend seiner Familie nach. Das wäre doch ein Happen für unsere Küche – spricht in mir der Raubmensch –, und ich greife schon zum Flobertgewehr; damit könnte ich es leicht erlegen. Aber F. bittet um Gnade für den kleinen mickrigen Nachzügler – er wird nie erfahren, was für eine niederträchtige Absicht ich gegen ihn hegte. Noch einige schillernde Pfauenhähne rauschen über uns hinweg, damit endet die heutige Jagd.

Für den Abend hat der hofjagdliche Abdecker reichlich zu tun; die das Lager belauernden Geier können sich an Bärenfleisch krank fressen. Über den Bhalu, den Lippenbären des indischen Dschungels, höre ich unter anderem, dass er im Wald umherziehende Eingeborene – Holzfäller, Honigsammler – oft angreift. Über seine Taten gelang es mir sogar, offizielle Daten zu erhalten. Nach der statistischen Aufstellung der Engländer fielen im Laufe der letzten acht Jahre etwa tausend Menschen den Lippenbären zum Opfer. Demgegenüber – fährt die Statistik stolz fort – stehe die Zahl von dreizehntausend in diesen acht Jahren geschossenen Bären.

Es geht auf Mitternacht zu, alle haben sich schon zur Ruhe gelegt; ich allein schreibe noch unter dem großen Baum, von dem ich – belehrt durch die Erfahrungen von gestern – die Geier noch vor Sonnenuntergang vertreiben ließ. Wie Schmuckstücke funkelt über mir der mit Sternen überladene indische Himmel. Eine jener vollkommenen Nächte, in denen selbst die kleinsten Lämmer der Sternenherde auf die Himmelsweide getrieben werden... Ich packe gerade zusammen, meine Kerze unter dem Glassturz habe ich schon ausgeblasen, als ein überraschender Laut an mein Ohr dringt. Ein erschütterndes, tief

röchelndes, gedehntes Seufzen. Es ist von weitem zu hören, eigenartig, fast gespenstisch... Aaaoooong!... Aber nur ein einziges Mal. Vergeblich lausche ich, ich höre es nicht mehr.

Dennoch weiß ich genau, wer da sprach. Das kann man nicht verkennen. Und dabei sage ich ja, dass ich bisher noch kein einziges Mal das Vergnügen hatte: Nahar –, der schwarzgelbe Herr des Dschungels, ließ seine heisere Katzenstimme hören! Unsere armen, an Bäume gebundenen Büffelkälber. Unsere zum Tode verurteilten, geduldig blickenden „Bodas"! Für einen von euch hat wohl die Stunde geschlagen.

Ich setze mich wieder unter den großen Baum. Die Kerze zünde ich nicht mehr an, nur meine Pfeife. Ich rauche sie geduldig zu Ende und klopfe dann den Tabak sorgfältig aus, indem ich sie gegen das Bein des Lagertisches schlage. Aber vergeblich schinde ich Zeit, vergeblich warte ich. Der Tiger meldet sich nicht mehr.

23 Jan. Camp Lothia, Bhopal State.

Heute gehen wir nicht im Morgengrauen hinaus. Die nächtliche Tigerstimme veranlasst uns, vor allem den Bericht der Schikaris abzuwarten, welche die Bodas abgehen. Übrigens bin ich heute vierzig Jahre alt geworden. Ich glaube nicht, dass dies den Leser besonders interessiert, mir hingegen würde es sehr gefallen, wenn ich mich selbst mit einem schönen großen Tiger beschenken würde.

Um acht Uhr kommen die Schikaris herein, jedoch bringen sie auch diesmal nicht die heiß ersehnte Khabbar, die Tigernachricht. Sie fanden alle drei Bodas bei bester Gesundheit vor; vergnügt kauten sie an dem Heubündel, das man ihnen bereitgestellt hatte. Man hat sie wieder in ihren Tagespferch zurückgebracht. Dort werden sie bis zum Abend gehalten, und vor Sonnenuntergang werden sie erneut an den Richtplatz gebunden. Ob ihnen wohl morgen noch einmal der Morgen graut? ...

Dem Leser mag das Schicksal des als Tigerlockvogel benutzten Büffelkalbs zu Recht grausam und unmenschlich erscheinen. Immer wieder bindet man den Ärmsten fest; nachts muss er alle Schrecken der Todesangst durchleiden, bis ihn das Schicksal ereilt. Doch die Sache verhält sich nicht ganz so. Experten behaupten, dass der Büffel gar nicht ahnt, warum er dort angebunden wird. Ja, er fühlt sich sogar wohl. Schließlich bereitet man ihm reichlich Futter und frisches Wasser, er wird viel besser gehalten als zu Hause. Was den Tiger betrifft, so erledigt dieser ihn schneller und auf humanere Weise als der geschickteste Metzger. Laut Habib kann es der Boda kaum erwarten, dass es Abend wird und man ihn an seinen gewohnten Baum fesselt. Ich bezweifle doch stark, dass der Boda – hätte er die Gelegenheit dazu – sich ähnlich äußern würde.

Der Vormittag vergeht mit einem erfolglosen Treiben. Wir haben in einem bisher unbekannten Abschnitt gejagt, etwa zwei Marschstunden vom Lager entfernt. Steile Berge und Täler lösen einander dort ab; auch die Hitze war unangenehm, so waren wir mit der fünfstündigen Kletterei durchaus bedient. Laut Aussage der Treiber kamen zwei Bären, ja sogar ein Panther ins Treiben, aber sie brachen zurück – zwischen den vielen Schluchten gelang es nicht, ihnen den Weg zu verstellen.

Während wir nach Hause holpern, schießt F. – angestachelt durch das gestrige Ergebnis – vom Ochsenkarren aus auf Vögel. Es gelingt ihm tatsächlich, eine schöne bunte Blauracke zu treffen. Sie sieht genau aus wie unsere „Grünkrähe" aus dem Komitat Somogy, nur die Schwanzfeder ist ein wenig länger. Laut Habib ist jedoch nicht der Pfau, sondern dieser Vogel der Unglücksbringer, und F. wagt es nun nicht, die schöne blaue Feder an seinen Hut zu stecken. Es gibt hier viel Ärger mit blaubefiederten Vögeln.

Zu Hause angekommen, essen wir hastig eine Kleinigkeit, spülen sie mit unzähligen Gläsern Wasser hinunter und eilen schon weiter. Ein neues Treiben wird vorbereitet. Wieder vertieft sich ein Tal vor uns; dies sind die geeignetsten Stände, da wir so leichter ins Dickicht hineinsehen können. Diesmal gibt es im Tal keine lichte Lichtung; ungebrochenes, gleichmäßiges Buschwerk bedeckt es, glücklicherweise nicht besonders hoch. Ein hirschgroßes Tier würde noch daraus hervorschauen. Das Tal ist viel schmaler als das gestrige, höchstens einhundertfünfzig Schritte. Die beiden Machans stehen auf einer kaum zwei bis drei Meter breiten Schneise, in Schussweite voneinander entfernt. Auf den einen geht Habib, auf den anderen klettern wir. Kurz nach dem Beginn des Treibens wechseln zwei schwache Sambar-Bullen durch das Tal zwischen unseren beiden Ständen hindurch. Nur ihre geweihbesetzten Köpfe und ab und zu ihre Hälse ragen aus dem dornigen Unkraut hervor. So wäre ein Schuss auf sie viel zu unsicher; man müsste warten, bis sie auf die schmale Schneise vor den Machans traten. Da ihr dürftiger Kopfschmuck jedoch keine erstrebenswerte Trophäe ist, lassen wir lediglich unsere Fotoapparate in ihre Richtung „auslösen".

Kaum sind sie verschwunden, springen zwei Sambar-Kühe auf den gegenüberliegenden Hügelrücken, und in ihrem Gefolge stürmt krachend ein Bulle mit einem wahrlich stattlichen Geweih herbei... Einen so schönen Sambar haben wir noch nicht gesehen. Das langstangige, kohlrabenschwarze Geweih lässt mein Herz höherschlagen... Doch er kommt ganz anders daher als vorhin die schwachen Bullen. Mit gewaltigen Sätzen poltert er durch das Tal... Das silberne Korn meines Gewehres folgt ruhig dem immer wieder aus dem Dickicht aufblitzenden Blatt des Hirsches, doch ich warte ab; ich will lieber auf der Schneise schießen, dort kann ich ihn deutlicher sehen. Und in dem Moment, als er hinübersetzt – verfehle ich ihn!

Das habe ich gründlich vermasselt. Sicher, es war nicht leicht, denn er flog förmlich über die schmale Öffnung hinweg. Aber warum habe ich nicht früher geschossen? Während er durch das Tal galoppierte, hätte ich Zeit für drei Schüsse gehabt. Beginnt ein Jäger mit vierzig Jahren etwa schon zu verblöden?

Ich muss meinen Ärger jedoch jäh unterbrechen: Die schwarzen Gestalten von drei Bären erscheinen dort drüben!... Einer groß, zwei etwas schwächer. Offensichtlich eine Bärin mit ihren zwei Vorjahresjungen. Reglos spähen sie am gegenüberliegenden Talhang. Die Alte macht nun einige Schritte vorwärts und wittert mit hoch erhobener Nase. Flüsternd berate ich mich mit F., ob ich schießen soll. Eine Bärin schießt man gewöhnlich nicht von ihren Jungen weg. Andererseits sind die Jungen quasi schon erwachsen. Stünde die Alte nicht vor uns, merkten wir kaum, dass es sich um Halbwüchsige handelt... Wir sprechen das Urteil über sie aus...

Auf meinen Schuss hin bricht die Mutterbärin lautlos zusammen. Die Jungen stieben auseinander. Eines flüchtet in Richtung Habib, das andere in die entgegengesetzte Richtung den Hang entlang. Unsere beiden Gewehre sprechen. Habibs dreimal, das meine zweimal... Und bis das zischende Echo der Schüsse verhallt, teilen die beiden Jungen das Schicksal ihrer Mutter. Doch darüber kann ich mich irgendwie nicht richtig freuen. Die ganze Familie hätte man doch nicht ausrotten müssen... Nun schieße ich schon meinen vierten Bären innerhalb von drei Tagen. Ich hoffe, der Maharadscha findet das nicht zu viel. Morgen jedoch, wenn wir wieder nichts vom Tiger hören, kehren wir nach Bhopal zurück. Von dort wird man uns in einen anderen Waldabschnitt schicken, wo ich den versprochenen Tiger angeblich leichter vor das Rohr bekommen kann.

A nagy tigris más-más oldalról. (334. oldal.)

Gegen Abend trifft ein Kurier aus der Stadt ein. Er bringt Post, ein ganzes Bündel Briefe aus der Heimat und Zeitungen. Die Lektüre beansprucht die halbe Nacht. Das Studium des im Schlaf sprechenden Dschungels entfällt diesmal.

24 Jan. Camp Lothia, Bhopal State.

Im Morgengrauen pirschen wir mit dem Wagen in der Umgebung des Lagers. Auf Habibs Drängen schieße ich einen Nilgau und einen schwachen Chinkara-Bock. Ich brauche zwar keinen von beiden, und unsere Küche benötigt auch kein Fleisch, da das Lager heute ohnehin aufgelöst wird. Will Habib die Treiber vielleicht mit Wildbret bezahlen?

Nach acht Uhr frühstücken wir bereits im Lager. Das Packen ist in vollem Gange, die Autos aus Bhopal sind bereits eingetroffen; wir beabsichtigen, in einer halben Stunde abzufahren. Ein Kurier trifft ein und bringt eine Meldung. Wir schicken ihn in Habibs Zelt. Offensichtlich ist die Nachricht nicht wichtig, zumindest kann sie uns kaum interessieren, da Habib sie nicht einmal erwähnt. Er setzt sich zu uns an den Frühstückstisch und beginnt zu essen. Eine ganze Weile stopft er schweigend in sich hinein, dann platzt er plötzlich heraus: — „We can't leave this morning, the tiger has killed last night."[3] Und er habe auch schon nach den Treibern geschickt. Er hat das Treiben auf zwölf Uhr angesetzt.

Das ist eine Überraschung! Im allerletzten Augenblick. Wäre der Kurier eine halbe Stunde später gekommen, hätte er nur noch unsere Spuren suchen können. Aber warum hat Habib uns die lang ersehnte Nachricht nicht gleich mitgeteilt? Warum ließ er Viktor weiterpacken? Warum zögerte er so lange, bevor er die gute Nachricht herausrückte? Wollte er vielleicht doch nach Hause und hat sich erst später zum Tigertreiben entschlossen? Unverständlich. Oder hat er vielleicht ein unheilvolles Himmelszeichen gesehen? [3] „Wir können heute Morgen nicht aufbrechen, der Tiger hat letzte Nacht geschlagen."

Man wird aus diesen Leuten nicht schlau. Es wäre vergeblich, ihre verschlungene Denkweise entwirren zu wollen. Also blasen wir den Aufbruch ab. Wir werfen das bereits auf die Autos verladene Gepäck wieder herunter. Viktor darf erneut auspacken.

Habib stürmen wir natürlich mit einer Flut von Fragen: — „Müssen wir weit gehen? Hat ein einsamer Tiger den Büffel geschlagen, oder spricht der Bericht von mehreren Fährten? Wissen sie, wo er liegt? Ist es sicher, dass er im Treiben geblieben ist? Wie ist das Gelände dort? Ist es leicht zu treiben?" Laut Habib ist alles in bester Ordnung. Eine einzige große Tigerfährte zeigt sich an der Stelle des geschlagenen Büffels. Es handelt sich also zweifellos um einen einsamen männlichen Tiger. Sie wissen genau, wohin er den Büffel geschleift hat; an einen besseren Ort hätte er ihn nicht bringen können. Das Gelände dort ist so günstig, dass der Tiger praktisch gar nicht entwischen kann. Er wird ganz sicher an den Stand kommen. Unsere Aussichten sind also rosigst. Unsere Stimmung ist dementsprechend.

Wir können es kaum erwarten, dass die Zeit vergeht und es halb elf wird – für diese Zeit hat Habib den Aufbruch angesetzt. Vor den Mittagsstunden ist es nämlich nicht ratsam, das Treiben zu beginnen. Um die Mittagszeit hat sich der Tiger sicher schon niedergetan; die heißesten Stunden des Tages verschläft er gewöhnlich. Dann rührt er sich ungern, es sei denn, man lärmt ihn aus seinem Lager auf. Früher jedoch, wenn er eventuell noch auf den Läufen ist, bekommt er leicht Wind von der sich vorbereitenden Einkreisung und könnte vorzeitig entfliehen.

Mit Tagebuchschreiben, Lesen und Schießen mit dem Flobert versuchen wir, die Zeit zu beschleunigen, und schauen dabei alle fünf Minuten auf die Uhr. So schwerfällig sie auch dahinkriecht, schließlich schlägt es halb elf. Der Kuhkarren fährt vor. Kaum eine halbe Stunde sind wir unterwegs, als mit der in den Tropen bekannten Plötzlichkeit der Himmel donnert und innerhalb von Minuten ein prasselnder Wolkenbruch über uns hereinbricht.

Wir sind nur im Hemd bekleidet, da beim Aufbruch nicht ein einziger Wolkenfetzen zu sehen war. Habib will umkehren, um Mäntel zu holen, aber wir lassen es nicht zu, denn nun sind wir an der Reihe mit dem Aberglauben. Der heimische Jägerglaube besagt nämlich, dass man niemals umkehren darf. Es sei denn, Gewehr oder Patronen fehlten. Es ist ein bekannter Jägeraberglaube: Wer wegen vergessener Sachen umkehrt, bleibt am besten gleich zu Hause. Sein Jagdglück hat er für diesen Tag verspielt.

So erreichen wir, bis auf die Haut durchnässt und im klitschnassen Hemd, den Ort des Geschehens. Doch der Regen lässt schon nach, der Himmel klart auf – wenn nur die Sonne herauskommt, sind wir im Nu trocken. Die in Gruppen kauernden Treiber bemerken wir kaum. Sie haben sich große Palmblätter umgelegt, einen Dschungel-Regenmantel; unter dem Blätterdach schaut niemand hervor. Als sie bei unserer Annäherung aufspringen, ist es, als nähme das Laub des Waldes selbst menschliche Formen an.

Habib gibt die letzten Anweisungen. Die Stops, die aus dem Jaipurer Tigertreiben bekannten „Flankierer", haben ihre Positionen bereits eingenommen. Die Treiberschar muss auf einem großen Umweg zum Ausgangspunkt gelangen; wir hingegen haben einen viel kürzeren Weg. Ich höre, dass unser Machan nur eine Viertelstunde entfernt steht. Die etwa hundertköpfige Schar der in Laken gewandeten Treiber bricht auf. Mit einer Hand drücken sie sich den langen, faltigen Blättermantel, der über ihren Rücken fällt, gegen den Kopf. Während sie sich entfernen, wirken sie wie riesige Palmblätter, die sich auf braunen Pfeifenstielbeinen bewegen.

Sie gehen kaum hundert Schritte, da bleiben sie stehen. Beratend rotten sie sich auf dem schmalen Waldpfad zusammen. Dann drängen sie sich seitlich ins Dickicht und erklimmen einzeln einen Felsen, der in der hohen Uferwand weiß schimmert. Wer dort ankommt, kauert sich nieder und berührt mit der Stirn den flachen Felsblock. Und schon kehrt er auf den Pfad zurück. Einer nach dem anderen wirft sich vor dem unbedeutend erscheinenden, grauweißen Steinpfosten nieder. — „Was machen sie da?", frage ich Habib. — „It's the Jungle Goddess." – „Dieser Stein ist die Göttin des Dschungels!" Vor einem Tigertreiben rufen sie sie immer zu Hilfe.

Ich habe das Gefühl, als gehöre es sich auch für mich, hinaufzuklettern und meine Stirn gegen diesen weißen Felsen zu drücken. Sicherlich würde die Dschungelgöttin das würdigen. Wenn es niemand sähe, würde ich es bei Gott auch tun. Aber so könnten sie noch glauben, ich triebe Gespött mit ihrem Glauben. In Afrika nehme ich immer an diesem Hokuspokus der Eingeborenen teil. Es tut ihnen gut, wenn der weiße Mann versucht, mit ihnen zu fühlen. Und letztendlich – warum sollte ich nicht auch an der Gnade der Göttin teilhaben? Ein wenig Protektion kann auch ich gebrauchen.

Unser Machan steht an der Kreuzung zweier Schneisen. Einen schöneren Platz haben wir noch nicht gesehen, seit wir Indien bereisen. Und wunderbarerweise scheint die Trockenheit hier noch nichts verwelkt zu haben; der Wald grünt in üppigen Laubfarben. Zur Rechten fällt das Gelände leicht ab, bis es den etwa einhundertfünfzig Schritte entfernt glitzernden, mit Lotusblumen bedeckten Waldsee erreicht. Vor uns dichter Dschungel, doch auf der sich unter unserem Machan kreuzenden Schneise können wir dennoch gut hindurchsehen. In vier Richtungen kann ich also getrost schießen.

Habib lässt uns allein und geht weiter zum benachbarten, von hier aus unsichtbaren Machan. Wir finden eine schmale Sitzbank auf dem ziemlich niedrigen und recht baufälligen „Hochstand". Wir richten uns ein. In meiner Hand das schussbereite Gewehr, in F.s Hand der ebenfalls schussbereite Fotoapparat. Er hat fest vor, den Tiger heute unbedingt „abzuknipsen" – falls er denn erscheint.

Vom Gewitter ist keine Spur mehr da; das Wetter hat sich sonnig aufgeklart, der Himmel ist dunkelblau. Der regengewaschene Dschungel glitzert und funkelt und stellt den Schmuck jedes Maharadschas in den Schatten. Auf indigoblauen Segeln schwebt ein nie gesehener, prächtiger Schmetterling die Schneise entlang. Smaragdbrüstige, leise pfeifende Papageientauben huschen durch die mit Lianengirlanden durchwebten Laubdächer. Ein wahres Paradies. Offensichtlich hält jener schöne große See oder seine unterirdische Wasserleitung diesen Waldabschnitt in solch frisch grünendem Zustand.

Laut Habibs Behauptung müsste der Tiger von rechts, auf dem Schneisenabschnitt zwischen unserem Stand und dem Seeufer, herüberwechseln. Ich behalte also diese Seite im Auge, während F. nach vorne und links späht. Die einzige nachteilige Folge des ansonsten wohltuenden Gewitters – abgesehen von unserer klammen Kleidung – ist, dass das aufgeweichte Laub nicht raschelt. Wir müssen unsere Seh- und Hörorgane auf höchste Schärfe spitzen, denn wenn er kommt, kommt der Tiger jetzt gewiss lautlos. Unter seinen Samtpfoten ist der vor einer halben Stunde noch knisternde Laubteppich stumm und weich geworden.

Seit etwa zehn Minuten läuft das Treiben. Offensichtlich ist es nicht besonders lang; man hört das Rufen der Treiber schon recht gut hierher. Der durchnässte Wald um uns herum rührt sich jedoch nicht. Nur die von den Bäumen fallenden, von Blatt zu Blatt klopfenden Regentropfen flüstern.

... Doch jetzt – war es mir, als hätte ein sehr leises, kaum vernehmbares Knacken eines Zweiges mein Ohr getroffen... Ich zische F. eine Warnung zu, umfasse das Gewehr fester; wir beobachten starr den zum See abfallenden Schneisenabschnitt... Es scheint, ich habe mich geirrt. Kein einziger Zweig regt sich. Der beschleunigte Herzschlag ist gerade dabei, sich wieder zu beruhigen, als dort, wo ich das Geräusch gehört zu haben glaubte – der Tiger erscheint!

Er trottet langsam über die Schneise... man sieht ihn nicht deutlich, nur hier und da leuchtet es golden aus dem Laub hervor... Doch zum Warten ist keine Zeit. Wenn er noch ein paar Schritte macht, verschwindet er... Auf den Knall meines Schusses hin schlägt er – wie ein Hase mit Kopfschuss – einen Purzelbaum... — „Hast du ihn fotografiert?“, frage ich F. — „I wo, ich hatte keine Zeit.“ — „Kam er dir groß vor?“ — „Mir nicht, eher viel zu klein.“ — „Mir ist es auch verdächtig; das kann kaum Habibs großer Tiger gewesen sein.“

Und während wir so zweifeln, packt F. meinen Arm: — „Look!“, haucht er, „schau hierher!“ Ach, du meine Güte! Direkt vor uns, praktisch schon unter dem Machan, steht ein Tiger! Er muss auf Geisterpfoten gekommen sein; wir haben nicht ein einziges Geräusch von ihm gehört... Vorsichtig drehe ich mein Gewehr in seine Richtung. Er bemerkt meine Bewegung dennoch. Er hebt seinen neugierigen Blick zu mir... Sein bunt gezeichnetes Gesicht verzieht sich zu einem fletschenden Grinsen... Er zeigt die schneeweiße Zielscheibe seiner Brust... — „Schieß ihn!“, flüstert F.

... Und als er den Kopf wieder senkt und mit langsamen Schritten losläuft, schieße ich ihm praktisch senkrecht auf den Kopf... Lautlos streckt er sich auf dem Bauch aus. Dabei fühlte ich doch, dass ich nicht hätte schießen sollen! Denn gewiss, auch dies ist nur ein schwacher Jungtiger... Warum habe ich ihn mir denn nicht besser angeschaut! Warum bin ich der Versuchung erlegen! Das habe ich gründlich verpfuscht. Ich weiß wohl: „Späte Reue ist Hundesorge“... Aber warum behauptete dieser verrückte Habib, dass nur ein einziger großer Tiger im Treiben sein würde? Und dass ich nicht lange prüfen, sondern sofort schießen solle, sobald ich ihn erblicke. Nun, ich habe geschossen, gleich auf zwei. Aber es ist kein Grund zur Freude.

Und was passiert nun? Wäre im Treiben tatsächlich noch ein großer Tiger? Selbst wenn, auf den wagte ich ohnehin nicht mehr zu schießen. Er könnte sich getrost hier unter den Machan setzen. Schließlich wurde ich zu einem Tiger eingeladen, nicht zu dreien! Wenn nur... — „Da, schau! Noch einer!“ Etwa fünfzehn Schritte von unserem Stand entfernt... Er schleicht gemächlich über die sonnenbeschienene Linie... Sein gestreifter Goldmantel leuchtet förmlich... Aber auch dieser ist nicht größer als die ersten beiden, aus demselben Wurf...

An einen Schuss denke ich natürlich nicht mehr. Doch F. ist diesmal nicht träge; mit seinem Fotoapparat „knipst“ er der ahnungslosen Katze zweimal in die Flanke... Und kaum ist er verschwunden, tritt hinter ihm – die Muttertigerin hervor! Ein Stück weiter kreuzt sie die Schneise, leider genau in der Mitte eines Schattenstreifens, doch F. erwischt sie dennoch... Die Kamera in seiner Hand arbeitet flink, genau wie die eines Reporters... Auch ich richte das Gewehr auf sie; ich könnte sie leicht rollen lassen, aber ich will die Gastfreundschaft nicht missbrauchen.

... Geduckt gleitet sie über die Lichtung; sie trottet nicht so ahnungslos dahin wie ihre Söhne... Sicherlich ahnt sie, worum es geht; sie kennt die Bedeutung eines Gewehrschusses... Auch den Blutgeruch muss sie wahrgenommen haben, denn sie schleicht dort genau am Kadaver ihres zuerst erschossenen Jungen vorbei... Sobald sie über die Linie ist, verschwindet sie.

Doch nach einigen Sekunden sehen wir sie erneut; sie umgeht unseren Machan in einem Halbkreis... Immer wieder bleibt sie stehen, blickt zurück. Als ob sie auf ihre zurückgebliebene Familie wartete... Sie spürt, dass etwas nicht stimmt. Nur ist sie sich nicht im Klaren darüber, von wo die Gefahr droht... Jetzt lässt sie ein sehr leises, schnurrendes Knurren hören. Brodelt die Wut in ihr, oder ruft sie nur ihre Söhne? ...

Während sie sich langsam entfernt, ist es, als wäre sie eine durchsichtige Geistererscheinung. Die Schattenmuster und Lichtflecken, die auf sie fallen, vermischen sich so sehr mit dem bunten Muster ihres Fells, dass sie das gewaltige Tier praktisch verschwinden lassen. Im Stehen ist sie fast unsichtbar. Und wenn sie losläuft, ist es, als huschte eine Schattengestalt dahin...

Ich kann nicht aufhören, über meine Gier zu fluchen. Warum war ich nicht ein wenig geduldiger! Hätte ich die Jungtiger erkannt, hätte ich mit Recht mit dem Erscheinen der Muttertigerin rechnen können. Wie leicht hätte ich sie schießen können! Und ihre Söhne hätte ich verschonen können. Sie sind schon stark genug, sie könnten leicht auf eigenen Beinen überleben... Aber all das ist nun: „Nach dem Regen der Mantel“. Weder die Jungen zum Leben zu erwecken noch die Muttertigerin zu schießen, steht nun in meiner Macht.

— „Warum haben Sie mich nicht gewarnt“, frage ich Habib, „dass eine ganze Tigerfamilie ins Treiben kommt? Unmöglich, dass man davon nichts gewusst hat!“ Aber ich frage vergeblich. Ein geheimnisvoll-verschmitztes Lächeln ist die einzige Antwort. Dann tröstet er mich so: — „Heiei, was für ein Jammer, dass Sie die Muttertigerin haben ziehen lassen! Die hätten Sie auch noch schießen müssen!“

Das hat gerade noch gefehlt. Ich habe diese Bemerkung fast erwartet. Einmal will ich bescheiden sein, und prompt erhalte ich dafür einen Vorwurf. Jetzt hat dieser Habib gut reden. Hätte ich nur auch das alte Weibchen geschossen, dann dächte er sicher anders. Ich kenne ihre Denkweise schon. — „Dabei“, fährt er mit honigsüßer Stimme fort, „war doch auch der alte männliche Tiger unter ihnen! Aber als er den Gewehrschuss hörte, trennte er sich von den anderen. Er spazierte dort direkt an meinem Machan vorbei!“

Damit schlägt er mir endgültig den Boden aus dem Fass. Demnach waren also fünf Tiger im Treiben statt des einen angekündigten. Und von den fünfen ist es mir gelungen, die zwei kleinsten herauszusuchen! Es wäre doch gut gewesen, jenem wunderwirkenden Felsen einen Besuch abzustatten! Die Göttin des Dschungels hätte das Treiben sicher anders gelenkt...

Sie schleppen meine zwei Tiger nebeneinander. Einer ist männlich, der andere weiblich, an Größe sind sie jedoch gleich. Zweijährige Jungtiere. So groß wie ein stattlicher Komondor-Hund. Wenn wir die Muttertigerin auch haben laufen lassen, setzen wir großes Vertrauen in das Gelingen der Fotos. F. hat ganz in Ruhe geknipst, über die Beleuchtung konnten wir uns auch nicht beklagen; vielleicht haben wir ja gute Tigerbilder. Und das ist, besonders so mitten im Treiben, eine weitaus bedeutendere Beute als das Tigerfell!

Um zwei Uhr sind wir wieder im Lager. Unser Skinner macht sich sogleich an das Abhäuten, wir uns an das Mittagessen. Die Aufregungen des Vormittags haben uns ordentlich hungrig gemacht. Die im Lager schmarotzende Geiergesellschaft sitzt rund um den Skinner herum, wie das Publikum in einem Zirkus. Die Fleischfetzen, die er von den Häuten löst, schnappen sie ihm förmlich aus der Hand. Ich könnte mit einem Stock mitten unter die sich auf den Rücken der anderen bekämpfenden Aasvögel werfen.

Schön zusammengefaltet kommen nun auch die Tigerfelle auf das Auto, oben auf das restliche Gepäck. Dann verlassen wir unter dem ehrerbietigen Salaam der Treiberschar Camp Lothia, den Schauplatz vier unvergesslicher Jagdtage. Wir haben diesen Ausflug nach unserem Geschmack überaus genossen – dieses leider nur oberflächliche Hineinschnuppern in das Privatleben des Dschungels.

Auf dem Heimweg fahren wir durch ein, zwei Dörfer. Die Behausungen, die vor den kleinen Betelnuss-, Zuckerrohr- und Bananenfeldern der Eingeborenen aufgereiht sind, könnte ich nicht einmal als Hütten bezeichnen. Ein Schilfgebilde, das zwischen vier Pfähle gebunden ist – daraus besteht die luftige Kalibe der armseligen Dorfbewohner. Der örtliche „Großgrundbesitzer“ – zumindest nennt Habib ihn so – hat uns zu Ehren einen aus Zweigen geflochtenen Triumphbogen errichten lassen. Zu anderen Zeiten geht er sicher auch im Laken-Gewand, doch jetzt hat er sich festlich gekleidet: Khaki-Jodhpurhose, Sakko, Tropenhelm. Zwar hat er vergessen, sein Hemd in die Hose zu stecken, es hängt der nationalen Mode entsprechend draußen. Er begrüßt uns sehr freundlich, doch wir verstehen kein Wort. Er bietet uns warmen Tee an, und für Habib lässt er eine gewaltige, verzierte Narghile aus seinem Dorf bringen. Die Narghile – die Engländer nennen sie treffend „Hubble-Bubble“ – ist eine überaus komplizierte Art des Rauchens. Das Rauchen ist mit viel Mühe und noch mehr Schlürfgeräuschen verbunden. Eine Narghile-Pfeife lässt ein gurgelndes Grunzen vernehmen, das einer Störung in der Wasserleitung ähnelt. Habib fühlt sich bei seinem Kumpan, dem Grundbesitzer, sehr wohl. Es dauert lange, bis sie sich ausgesprochen und ihre Pfeifen zu Ende geschlürft haben. Wir sitzen derweil unter dem Triumphbogen und können an der indischen Debatte nicht teilnehmen.

Gegen acht Uhr erreichen wir unsere Bhopaler Kurie, wo uns Mahmud, der ewig lächelnde, dickbäuchige Haushofmeister, mit einem guten Abendessen und neuer Heimatpost erwartet. Kaum haben wir unsere übliche Kartenpartie nach dem Essen beendet, bricht ein entsetzliches Unwetter los. Wie es nur in tropischem Klima vorkommen kann. Ein Glück, dass wir heimgekommen sind. Ein solcher Sturm hätte vielleicht sogar unser feines Maharadscha-Zelt davongetragen. Es gießt in Strömen. Der Sturm bricht krachend die Bäume im Garten um. Immer häufiger blitzt es; ständig

aufzuckende bläuliche Lichtadern zerschneiden die Nacht. Die Aussicht zum großen See hin ist majestätisch. Ein wild knallendes, zischtend blitzendes, höllisches Feuerwerk...

1. Jan. The Palace Guest House, Bhopal (Zentralindien).

Auch für heute war eine Jagd geplant. Aber das nächtliche Unwetter hat das Land unpassierbar gemacht und Bäume auf die Fahrbahn geworfen. Wir müssen zu Hause bleiben. Es regnet immer noch leise vor sich hin. Die Luft hat sich angenehm abgekühlt und riecht balsamisch. Der Vormittag vergeht mit Briefe- und Tagebuchschreiben.

Nach dem Mittagessen kommt ein weiterer Adjutant für uns. Er fährt uns herum und zeigt uns die Sehenswürdigkeiten. Die Stadt Bhopal ist – genau wie Jaipur – von einer Festungsmauer umgeben. Wir fahren hinauf zu der auf dem Hügel errichteten, zitadellenartigen Befestigung, dem historisch bedeutsamen Bhopal-Fort; von dort bietet sich ein schöner Ausblick auf die schneeweiße Stadt, den Fürstenpalast und den glitzernden Seespiegel. Unser Begleiter erklärt uns gewissenhaft die Geschichte der Kämpfe, die unter den Bhopaler Bastionen ausgefochten wurden, von der Zeit des Staatsgründers Sardar Dost Mohammed Khan, einem Mogul-Führer, bis hin zum Beginn der englischen Herrschaft.

Gebeugte, weißbärtige Greise mit Turbanen bewachen die reiche Sammlung altertümlicher Waffen, Säbel und Dolche, die im Burghof aufgehäuft sind. Wir besichtigen auch den alten Palast der einstigen Herrscherinnen von Bhopal, der Begums. Niemand kümmert sich um das auffallend schöne Schloss, das viel herrschaftlicher ist als der Palast des jetzigen Fürsten. Sein Hof ist mit Unkraut überwuchert. Seine verlassenen, herrenlosen Säle sind ein spinnwebverhangenes Gratisquartier für arme Handwerker, Bettler und Fledermäuse. Es ist unverständlich, wie man diese uralten Paläste so vernachlässigen und dem Verfall preisgeben kann.

Über die schneeweißen Gebäude der Stadt, die mit spitzenfeinen Balkonen, Türmchen und Gesimsen verziert sind und durch deren tunnelartige Durchgänge und Bogentore sich die Straßen zwängen, habe ich schon bei unserer Ankunft gesprochen. Der Verkehr von vielen Pferden, Kamelen, Büffeln, Unmengen an Fußgängern, einigen Radfahrern und hie und da einem verirrten Auto wird von Polizisten mit Regenschirmen geregelt. Sie befestigen den Griff ihres schwarzen Paraplues am Koppel, damit sie beim Zeichengeben beide Hände frei haben, um herumzufuchteln.

Schließlich umfahren wir den großen See. Auf der gegenüberliegenden Seite schimmert ein villenartiges Gebäude weiß hervor – das Heim des Neffen des Maharadschas. Der Prinz ist nicht zu Hause, er spielt ebenfalls Polo in Bombay. Unser Begleiter zeigt uns dennoch das Haus, das vor allem deshalb interessant ist, weil der Prinz – den wir in Kalkutta trafen – ein großer Jäger ist und eine beachtliche Trophäen-Sammlung zusammengetragen hat. Besonders seine Sambar-Geweihe habe ich rühmen hören.

Wir fahren durch das Gartentor. So schön der Park auch ist, so baufällig ist das Wohnhaus. Die Einrichtung übertrifft jedoch jede bisher gesehene Geschmacklosigkeit. Goldbefranste, azurblaue Plüschmöbel, Figürchen aus europäischen Billigkaufhäusern und ähnliche Scheußlichkeiten. Bei uns ist das Wartezimmer eines Dorfarztes viel vornehmer eingerichtet als das dieses steinreichen Nabobs. Und wer mag wohl die Bilder an der Wand verbrochen haben? Darf man so etwas ungestraft malen? Umso schöner sind die Teppiche. Für jeden einzelnen könnte man getrost das ganze Haus mitsamt allem Zubehör hergeben.

Und unter den Sambar-Geweihen prangen wahrlich wunderbare Exemplare. Manche haben so dicke Stangen, dass ich sie nirgends umfassen kann. Einige sind mit fantastisch geformten, vielendigen Kronen geschmückt. Letztere sind jedoch abnormale Geweihe, außergewöhnliche Seltenheiten, da der Sambar – wie ich bereits wiederholt sagte – gewöhnlich nur einen Sechsender-Kopfschmuck schiebt.

In der Halle der Villa fressen die Motten einen riesigen, vollständig ausgestopften Tiger. Ein schlechter ausgestopftes Tier habe ich vielleicht nicht einmal im Nationalmuseum gesehen. (Und dort gibt es welche!) Ein unförmig großes Wasserhaupt, einen schielenden Blick, einen bis zum Boden hängenden Bauch und krumme O-Beine hat ihm sein Stümper von Präparator konstruiert. Trotz seiner unproportionierten Maße sieht man jedoch, dass er zu Lebzeiten ein Tiger von außergewöhnlicher Größe gewesen sein muss. Und da sich sonst kaum etwas zum Loben findet, deute ich auf die schieläugige Karikatur und sage: — „Ei, was für ein schöner großer Tiger!“ Natürlich meine ich nur seine Größe. Unser Begleiter glaubt jedoch offensichtlich, dass ich die künstlerische Qualität der Ausstopfung rühme. Mit bejahendem Nicken antwortet er: — „Das glaube ich wohl! So etwas sieht man nicht so bald wieder. Sogar den ausländischen Herren, die neulich hier waren, hat er so gut gefallen, dass sie ihn vom Prinzen ausgeliehen haben. Sie haben ihn mit dem Lastwagen in den Dschungel transportiert und ihn dort fotografiert. Jawohl!“

Im ersten Moment halte ich die Bemerkung unseres Begleiters für einen Scherz. Doch dann sehe ich, dass er es bitterernst meint. Wenn ihn sogar die ausländischen Herren so sehr geschätzt haben, dann muss es ja wirklich ein schöner Tiger sein! Die braven Ausländer wollten offensichtlich die zu Hause gebliebene Verwandtschaft mit Aufnahmen vom König des Dschungels in freier Wildbahn verblüffen. Ich hoffe, sie haben die Missgeburt vor dem Fotografieren tief ins Dickicht gestellt, sonst gibt es keinen noch so gutgläubigen Verwandten, der den Schwindel nicht bemerkt.

Außerhalb des Villengartens vertieft sich ein dschungelgefülltes Tal. Hier endet die Zivilisation, und die Wildnis beginnt. Ein festungsartiger Steinbau ragt hier als einsamer Wachturm empor; aus seinen Fenstern kann man gut in das Dschungeltal blicken. Wir erfahren, dass dies der Panther-Ansitz-Turm des Prinzen ist. Es gibt sogar ein Bett darin, und ringsherum in den Wänden befinden sich Schießscharten. Während die am Hang angebundene Ziege meckernd auf den Tod wartet, wartet der im Turm versteckte Jäger, auf seinem Bett vor sich hin dösend, auf das Jagdglück. Wenn der beobachtende Schikari den ziegentötenden Panther bemerkt, weckt er seinen Herrn und drückt den Knopf des Scheinwerfers, der auf den Schauplatz der Tragödie ausgerichtet ist. Und der kühne „Jäger“ feuert durch die Scharte hindurch tapfer auf das Raubtier. Danach kann er sich wieder ins Bett legen. Oder er kann sogar die fünf Minuten zu seiner wartenden Villa spazieren, wo das Bett hoffentlich weicher ist als im Ansitz-Turm. Für so etwas braucht man einen indischen Jagdgeschmack. Sport? Das hängt davon ab, was man als solchen bezeichnet.

Nach dem Abendessen veranstaltet der dickbäuchige Mahmud, von dem sich herausstellt, dass er wie wir ein leidenschaftlicher Bridgespieler ist, eine Kartenpartie für uns. Er bringt einen ungarisch gezwirbelten, schwarzbärtigen Adjutanten als Vierten mit, der zwar nur Indisch spricht, aber dennoch sehr gut Karten spielt. Freundliche, gesellige Menschen sind diese Bhopaler, viel natürlicher und einfacher als die vornehmen Jaipuris. In bester Stimmung spielen wir Karten bis zwei Uhr nach Mitternacht. Falls wir die Karten vielleicht nicht im wörtlichen Sinne schlagen, so tun es unsere beiden Freunde gewiss: Je höher die Karte ist, mit der sie stechen, desto härter klopfen sie sie auf den Tisch. Wenn sie mit einem Ass einen König stechen, knallt der Tisch ordentlich.

26 Jan. The Palace Guest House, Bhopal (Zentralindien).

Habib lässt mich schon früh am Morgen ans Telefon rufen: — „Halten Sie sich bereit", sagt er, „vielleicht müssen wir bald aufbrechen. In einem Waldabschnitt beobachten wir seit Tagen einen starken Tiger. Falls er in der Nacht wieder den Büffel geschlagen hat, fahren wir zum Treiben hin. Ich erwarte jetzt den Boten, er kann jeden Moment eintreffen."

Das ist wahrlich eine Überraschung. Ich dachte, die Bhopaler Tigerjagd sei für uns beendet. Dieser brave Habib will nun offensichtlich meinen neulichen Irrtum wiedergutmachen: Er will mich doch noch einen großen Tiger schießen lassen. Wir beeilen uns also mit den Vorbereitungen. Dann setzen wir uns vor das Haus und warten voller kühner Hoffnungen. Ich versichere F., dass es keinen Schatz der Welt gibt, für den ich auf jenen Tiger schießen würde – es sei denn, er wäre so groß wie der gestrige ausgestopfte!

Um halb zehn telefoniert Habib erneut: Er kommt erst um elf, er hat immer noch keinen Bericht erhalten. Unsere Hoffnungen sinken. Es geht auf Mittag zu, als der Jägermeister endlich eintrifft. — „Wir haben Zeit", sagt er, „essen Sie erst einmal in Ruhe zu Mittag. Danach fahren wir hinaus und veranstalten ein, zwei kleinere Treiben." Vom Tiger hat er nichts gehört. Vor meinem geistigen Auge verblasst das Bild des großen Tigers rapide.

Um zwei Uhr fährt das Auto vor. Habib setzt sich ans Steuer; F. und ich tauschen vielsagende Blicke. Nach unseren bisherigen Erfahrungen haben wir eine berechtigte Abneigung gegen indische Herrenfahrer. Unsere böse Vorahnung wird bald zur bitteren Gewissheit: Habibs Fahrstil stellt sogar den von Kesrie in den Schatten. Bis wir am Ziel sind, hört unser Rücken keinen Moment auf zu kribbeln. Wir sind fast überrascht, als wir nach der Jagd, die schwindelerregende Kurven und andere Hindernisse völlig ignoriert hat, unversehrt aus dem Wagen steigen. Mit einer so glücklichen Errettung hatten wir nicht gerechnet.

Doch die armen Affen kommen nicht so glimpflich davon. Eine Schar grauer Langurenaffen mit Mohrgesichtern vergnügt sich vor uns in einer Pfütze auf der Landstraße. Der Anführer der Langurenschar ist ein vorsichtiger Oberaffe; er sieht die herannahende Gefahr von weitem und glaubt, seinen Affen rechtzeitig den Befehl zum Ausweichen zu geben. Doch mit Habibs Tempo hat auch er nicht gerechnet. Er verspätet sich um den Bruchteil einer Sekunde. Ein doppeltes Klopfen unter dem Auto. Um uns herum ein Momentbild kreischender, drohender Affen... Und als ich zurückblicke, verschluckt die dahinrasende Ferne die reglosen Körper zweier schöner Languren...

Wir lassen das Auto stehen und wandern etwa eine halbe Stunde durch den Dschungel, der immer dichter wird und von schönen großen Bäumen beschattet ist. Die trockenlaubigen Teakbäume und kahlen Babul-Akazien (Acacia arabica) des Lothia-Lagers sehen wir hier praktisch gar nicht. Reich belaubte Shal-Bäume (Shorea robusta), Toon-Bäume (Cedrela toona) und gewaltige Mowha-Bäume verflechten ihre ästigen Kronen ineinander und spannen ein kühles Dach über das wuchernde Gewirr des Unterholzes. Auf einem immer schmaler werdenden Pfad, der schließlich zu einem Wildwechsel zusammenschrumpft, führt uns Habib, bis wir unser Machan auf einer winzigen Lichtung erreichen. Es ist eigentlich gar keine Lichtung, da sich das Gewölbe der Baumkronen in ungebrochener Gleichmäßigkeit darüber wölbt; nur das Unterholz ist hier ausgedünnt, sodass wir zwanzig bis dreißig Schritte rundherum sehen können. Hinter uns verbirgt das Dickicht angeblich eine Suhle[4]. Auch die von allen Seiten hier einmündenden Wildwechsel sprechen dafür. [4] bekannter als „Dagonya"; ein sumpfiges, schlammiges Gebiet.

BOMBAY-I UTCAJELENETEK.
1. Járdamenti kávézó. — 2. Szabadtéri borbélyok.

Habib wartet, bis wir hinaufgeklettert sind – na –, denkt er, – wird das baufällige, alte Machan sie wohl aushalten? – Dann entfernt er sich beruhigt. Lautlos verschluckt ihn das Dickicht; auf dem vom gestrigen Unwetter aufgeweichten Boden hören wir nicht das Knacken eines einzigen Zweiges. Wir sitzen lange reglos da. Außer den üblichen

Vogelstimmen regt sich nichts. Offensichtlich muss ein hoher Hügel vor uns liegen, der den Lärm der Treiber abfängt, denn vorerst ist auch davon nichts zu hören. — „Was war denn das? ...“ ... Ein hustenartiges Ausstoßen. Sambars warnen auf diese Weise. Jetzt hören wir es wieder... Ein röchelnder Laut, kaum ein Sambar. Sollte es ein Tiger sein? ... Ich strenge mein Gehör so sehr an, dass ich sogar das hauchdünne Geigenspiel der Insekten höre, die sich in den Spinnweben verfangen haben... Aber die Stille ist wieder eingekehrt...

Doch nun rascheln Zweige aus der Richtung des vorigen Röchelns. Wir hören auch ein, zwei leise Knackgeräusche. Etwas nähert sich, offensichtlich hält es hierher, zur Suhle... Man kann sie noch nicht sehen, aber ihre Stimmen verraten die Ankommenden nun. Beruhigt kann ich das Gewehr senken. Eine Affenschar hat ihren Weg in unsere Richtung genommen. Zwar kaum aus freiem Willen. Etwas muss die Gesellschaft erschreckt haben, sei es ein Tiger oder ein Panther. Denn wenn auch leise, so „meckert“ das Affenvolk doch überaus aufgeregt miteinander und hat es sehr eilig. Schon sind sie hier und füllen schlagartig die Bäume um das Machan. Mit gewaltigen Sprüngen setzen sie von Ast zu Ast über, als liefen sie ein Hindernisrennen. Derjenige, der gerade über uns gerät, blickt verblüfft ins Machan hinein; um sein kohlrabenkohlschwarzes Gesicht sträubt sich erschreckt der weiße Haarkranz. Und schon schwingt er sich weiter und erklärt seinen Gefährten im Sprung, was für eine Scheußlichkeit er gesehen hat... — „Die werden von etwas gejagt“, sage ich zu F., „oder zumindest erschreckt. Und jenes seltsame Röcheln klang sehr nach Panther...“

Von Habib her knallt nun ein Schuss. Noch einer. Und noch einer. Danach lange Stille. Schließlich kommen die Treiber zum Vorschein. Zusammen mit ihnen machen wir uns auf den Weg zu Habibs Stand. Wir sehen noch nicht hin, aber Habib hat offensichtlich unser Nahen gehört, denn er ruft uns zu: — „Vorsicht! Die Treiber sollen stehen bleiben, nur der mit dem Gewehr soll kommen! Aber vorsichtig nähern! Ich habe einen Panther angeschossen! Er hat sich hier im Gebüsch versteckt, es kann sein, dass er noch lebt!“

Ein angeschossener Panther ist kein Spaß. Nach meinen afrikanischen Erfahrungen fürchte ich ihn mehr als einen Löwen. Die Treiber schicke ich schleunigst zurück. F. auch, doch er ist dazu nicht bereit. Er folgt mir auf dem Fuße. Dabei ist das ein unnötiges Risiko. — „Wahrscheinlich sehen wir ihn schon“, sagt Habib, der mit zwei anderen auf einen Baum geklettert ist und von dort aus die vor ihm liegende Vertiefung mustert.

Ich klettere zu ihm hinauf, da er kein Fernglas hat, mit dem er besser in das unkrautbewachsene Loch hineinsehen könnte. Mit meinem scharfen Glas kann ich bald feststellen, dass der Panther tatsächlich dort am Boden der Schlucht liegt. Er liegt auf dem Bauch. Ob er jedoch noch atmet, kann ich nicht ausmachen. Es folgt die in solchen Fällen übliche Vorsichtsmaßnahme. Wir lassen einen Steinhagel auf den Panther niedergehen. Wir stellen ihn auf die Probe. Er rührt sich nicht. Mutig nähern wir uns. Drei Schikaris ziehen die recht kleinwüchsige, aber schön befellte Pantherfähe hervor. Ihr Fell, das leider von den zwei großkalibrigen Cordite-Kugeln zerfetzt wurde, schenkt Habib der F. Offensichtlich haben wir das Röcheln dieses Panthers gehört. Wahrscheinlich wollte sie einen Affen schlagen, noch bevor sie das Geräusch der Treiber bemerkte. Außer den Kötern der Dschungeldörfer ist Affenfleisch der liebste Leckerbissen der Panther.

Im nächsten Treiben steht unser Machan am Grunde eines schmalen Tals. Vor uns ein bewaldeter Hang, und zwar so dicht, dass es unmöglich ist, hineinzusehen. Nur hier unten, entlang des Tals, lichten sich einige kleinere Lichtungen im Buschmeer. Das Treiben läuft schon eine ganze Weile, als von links, oben am Hang, einige leise Klopfgeräusche zu hören sind. Gleichmäßig, wie das Hämmern eines Spechtes. Wir

kennen dieses nervenpeitschende Geräusch bereits gut. Wir wissen auch, dass dort „Terelők“ die Flanke schützen. Die müssen etwas sehen und wollen es mit ihrem Klopfen hierher lenken... Jetzt hören auch wir das Nahen des Wildes. Wir ahnen auch, was es sein könnte, obwohl wir es keineswegs sehen können, da es gegenüber am bewaldeten Hang entlangzieht. Ein Zweig knackt, das Gewehr klopft hier und da gegen einen Baum – ein Sambar-Bulle geht dort! Und seinem Krachen nach zu urteilen, ist es kein schwacher BurscheEr entfernt sich und schlägt den Weg in Richtung des gegenüberliegenden Treiberflügels ein. Kurz darauf wird es still. Es scheint, als ziehe er direkt auf Habib zu... Nach einigen Minuten hören wir ihn jedoch erneut. Es scheint, als käme er nun wieder näher. Die Stops der gegenüberliegenden Flanke müssen ihn offensichtlich zurückgejagt haben. Immer lauter kracht es im Gebüsch, er hält direkt nach unten; er rechnet wohl damit, hier am Talboden durchbrechen zu können... Er kommt immer näher... Ich sehe sogar schon, wo er das Dickicht bewegt – gleich tritt er ins Freie – da, schau an! – Ein langes Geweih blinkt auf seinem Kopf... Mein Mauser knallt. — „Er hat ihn!“, ruft F.

Doch der Bulle stürmt weiter... Seine dunkelbraune Flanke zeigt sich immer wieder in den kleinen Lücken... Noch zweimal schieße ich hinterher... Er verschwindet... Doch wir hören sein Krachen immer noch... Dann ein lauter Bruch. – Stille. Wir wissen, dass er liegt. Dennoch halten wir uns an die Regeln. Vorschriftsmäßig suche ich den Ort des ersten Schusses auf. F. bleibt auf dem Machan und dirigiert mich von dort aus; hier unten im Dickicht wäre es schwer, sich zurechtzufinden. Bald finde ich auch den hellen, schaumigen Lungenschweiß. Ich warte auf F., und gemeinsam folgen wir der reichlich rötenden Schweißfährte. Und nach kaum fünf Minuten Pirschen erblicken wir auch schon den verendeten Bullen. Er hat ein recht gutes Geweih, viel stattlicher als das meiner bisherigen zwei Sambars. Doch von den berühmten, armstarken Bhopal-Bullen ist gewiss auch dieser noch weit entfernt. Ich schätze seinen recht langen, aber ziemlich dünnen Kopfschmuck auf höchstens fünf Kilo.

Alle drei Kugeln sind in sein Blatt eingeschlagen. Und zwar in einem Umkreis von der Größe eines Suppentellers – was meine Jägerbrust mit unleugbarem Stolz schwellen lässt. Er war zwar nicht weit weg, insgesamt nur etwa vierzig Schritte, aber dafür hatte er es verdammt eilig und war schlecht zu sehen. Kaum haben sich die Treiber um ihn geschart, treffen auch schon die Aasgeier ein! Rauschend fallen sie vom Himmel und besetzen die Bäume um den verendeten Hirsch. In ihrem Gefolge lassen sich die heiser krächzenden Dschungelkrähen und die schrill kreischenden Schwalbenschwanzmilane nieder. Ein für menschliche Sinne unfassbarer Alarm ruft die verschiedensten Raubvögel zur festlichen Versammlung. Während die Schikaris den Hirschkopf abhäuten, lagern wir auf der Erde und essen aus dem reichlich gefüllten Picknickkorb. Der Korb leert sich, unsere Mägen füllen sich. Dann nehme ich den Flobertkarabiner und schieße auf die Unmengen von Raubvögeln, die über unseren Köpfen kreisen. Es gibt unter ihnen solche, die tief fliegen, und solche, die in den Wolken kreisen – für jeden Bedarf etwas. Vier gelingt es mir zu erlegen. Natürlich nur von den am tiefsten fliegenden. Mit wie vielen Patronen, das lassen wir lieber unerforscht.

Bei der Abfahrt überlisten wir Habib listig und halten ihn vom Lenkrad fern. Ich setze mich neben den Fahrer, F. nach hinten. So ist Habib, da er den Fahrer wohl kaum neben F. setzen kann, gezwungen, sich nach hinten zu setzen. In wohliger Ruhe fahren wir nach Hause. Die zwei Langurenaffen, die bei der Hinfahrt überfahren wurden, liegen immer noch dort. Aber nicht mehr mitten auf der Straße, sondern am Rand im Graben. Ob wohl Affen ihre toten Gefährten beiseitegezogen haben, oder ob ein Mensch Hand angelegt hat? Auf einen Affen könnte ich niemals ein Gewehr richten. Und mit dem Auto möchte ich erst recht keinen überfahren. Irgendwie fühle ich auch jetzt, dass dies keine verendeten Affen sind. Sondern tote Affen.

Zuhause angekommen, verabschiedet sich Habib mit dem Versprechen, morgen um neun Uhr anzurufen. Er hofft sicher, eine gute Nachricht vom großen Tiger überbringen zu können! Also doch noch? ...

Doch kaum setzen wir uns zu unserer Kartenpartie nach dem Abendessen, erscheint Habib erneut. Eine Zeitlang schaut er wortlos dem Spiel zu; wir glauben, er sei zum Kibitzen gekommen, weil er sich zu Hause sicher langweilt. Dann aber steht er unerwartet auf und rückt damit heraus, dass er gekommen sei, um sich zu verabschieden. Seine morgige Pflicht rufe ihn an einen anderen Ort. Damit ist die Sache mit unserem großen Tiger endgültig erledigt. Nun hören wir von Mahmud, dass morgen ein neuer Gast erwartet wird. Wer es ist, verrät er nicht. Nur so viel, dass der neue Gast einen großen Tiger schießen soll. „Unseren" Tiger. Fürstlicher Befehl. Den neuen Gast haben wir nie zu Gesicht bekommen. Auch Habib sahen wir nicht mehr wieder. Im geheimnisvollen Indien ist das so Sitte.

Müde vom Kartenspielen bereiten wir uns auf die Nachtruhe vor. In den Zimmern ist es drückend heiß. Die dichten Moskitonetze, die vor den Fenstern gespannt sind, lassen sich nicht entfernen, obwohl auch sie die Luftzirkulation behindern. So versuchen wir durch das Öffnen der Türen, die ins Freie führen, einen Durchzug zu schaffen. Wir lassen die Gartentüren beider Zimmer weit offen, ebenso den Durchgang zwischen uns. So kann die milde Nachtluft recht luftig in unserer Wohnung zirkulieren. Bald schlafen wir auch ein.

Kurz darauf schrecke ich jedoch durch ein klagendes, jaulendes Geräusch auf. Es schien aus dem Nebenzimmer zu kommen... F. träumt manchmal laut. Sicherlich – sage ich mir – jagt er jetzt im Traum wieder einen Tiger oder Panther und ahmt dessen Stimme nach. Ich rufe ihm etwas zu. Er murmelt auch etwas zur Antwort. Und da es danach still bleibt, nicke ich ebenfalls wieder ein. Doch bald darauf schreckt mich das sonderbare Geräusch erneut auf. — „Hör schon auf zu jaulen", rufe ich hinüber, „schlaf lieber!" — „Ich habe doch gesagt, dass ich nicht jaule!", kommt die entrüstete Antwort. „Ich höre es auch... Hier läuft irgendein Tier in den Zimmern herum."

Wir lauschen, horchen und warten darauf, dass es sich noch einmal meldet. Da sich jedoch nichts rührt, schlafen wir erneut ein. Der dritte Weckruf ist jedoch kein Jaulen mehr! Ein schrecklicher Lärm in F.s Zimmer. Fauchen, Prusten, Kreischen! F. kreischt auf: — „Hier sind sie, in meinem Bett!"

Ich springe auf, finde aber vor Aufregung weder den Lichtschalter noch meine Streichhölzer. Ich stürze in F.s Zimmer, in dessen stockfinsterer Nacht sich unsichtbare Ungeheuer jagen. Sie zanken, sie kreischen. Ihre markerschütternden Stimmen verraten es: Eine Katzenschlacht findet um uns herum statt! — „Wieder ist eine auf meinem Bett!", brüllt F. „Schlag sie tot!"

Meine tastende Hand findet endlich den Wandschalter. Das Licht flammt auf. Nur für einen Moment sehe ich zwei große schwarze Kater in den benachbarten Salon huschen. F. tanzt mit zerzaustem Haar auf seinem Bett. Er fuchtelt mit Kissen herum. — „Ihnen nach in den Salon!" Wo der Schlachtenlärm unter dem Schutz der Dunkelheit munter weitergeht. Keiner von uns weiß, wo er den Schalter im Salon suchen soll. Eine der Katzen, offensichtlich die Gejagte, springt gegen das Fenster. Das Moskitonetz, das im Fensterrahmen gespannt ist, kracht. Der glücklose Flüchtling stürzt zurück, sein Verfolger erreicht ihn, sie verkrallen sich ineinander. Ihr höllisches Geheul erfüllt die Nacht.

Dann öffnet sich die Salontür, das Licht geht an. Mit einem gewaltigen Stock in der Hand, in makellos weißer Kleidung, mit hellblauem Gürtel und Turban, erscheint ein Diener. Die beiden Katzen aber stürmen los, auf die Tür zu, zwischen den Beinen des Dieners

hindurch – und ab hinaus in die Dunkelheit! Der Stock des Dieners schlägt hart nach ihnen – trifft aber nur den Marmorboden. Wir fragen ihn, warum er denn nicht früher gekommen sei, ob er den schrecklichen Aufruhr nicht gehört habe, wo er doch schon so lange dauere! — „Natürlich habe ich es gehört", antwortet er. „Aber ich habe mich nicht getraut, bevor ich nicht vollständig angezogen war. Auch den Turban musste ich erst ganz ordentlich binden."

Auf die Nachtruhe können wir vorerst verzichten. Es dämmert bereits, bis sich unsere aufgewühlten Gemüter einigermaßen beruhigt haben. Doch F. wird auch danach von furchtbaren Träumen gequält. Schwarze Panther, ja am Ende sogar Tiger raufen sich in seinem Bett.

27 Jan. The Palace Guest House, Bhopal (Zentralindien).

Erst jetzt sehen wir die zerstörerischen Spuren der nächtlichen Katzenschlacht. Zwei Tische sind umgekippt, drei Blumenvasen zerbrochen, die Stehlampe ist stark beschädigt, meine ordentlich aufgereihten Schuhe liegen überall zerstreut. Das Moskitonetz eines Fensters ist völlig verbogen.

Vielleicht erinnert sich der Leser noch daran, dass wir seinerzeit auch Einladungen von den Maharadschas von Patiala und Bikaner erhalten hatten. Ich erwähnte bereits, dass der Fürst von Patiala schwer erkrankt war. Sein Zustand hat sich leider seither nicht gebessert, sondern verschlechtert sich von Tag zu Tag. In der heutigen Zeitung lese ich, dass nunmehr sechs europäische Professoren an das Krankenbett des Fürsten gerufen wurden. Sie trafen mit dem Flugzeug ein, aus London, Berlin, Paris, Stockholm... Ich fürchte also, dass es mit unserem Besuch in Patiala und den dort im Dschungel in Aussicht gestellten großartigen Jagden vorbei ist.

Der Maharadscha von Bikaner hingegen hat zu einer weltberühmten Sandgrouse-Jagd (Sandflughuhn) eingeladen. Die genaue Zeit der geplanten Jagd wussten sie damals – bei unserer Ankunft in Bombay – noch nicht; sie sagten nur, wir sollten mit Anfang Februar rechnen. Soeben ist ein neues Telegramm aus Bikaner eingetroffen: Wir werden für den 29. erwartet. Also packen wir bereits. Heute Abend geht unser Zug in Richtung Delhi.

Gegen Mittag erscheint der Hof-Skinner, unser Bekannter aus dem Lothia-Lager. Er bringt meine schön ordentlich verpackten Trophäen: die Felle von zwei Tigern und vier Bären, Geweihe, Hörner. Obendrein noch eine ordentlich gesalzene Rechnung. Ich ahne, dass er Schabernack treibt; davon weiß der Fürst sicher nichts, ein Hofangestellter darf dem Gast wohl kaum eine Rechnung ausstellen. Zwei schöne Pantherfelle zeigt der Skinner auch noch und bietet sie zum Kauf an. F. hätte sie gerne für einen Pelz. Der Skinner verlangt 80 Rupien dafür. F. bietet leichtfertig 40 an und bekommt die Felle ohne ein Wort. Sicherlich hätte sie sie auch für 20 bekommen können.

Unser Personal aus dem Lothia-Lager hat offensichtlich von unserer Abreise Wind bekommen. Nun besuchen sie uns nacheinander: Koch, Fahrer, Diener, Schikaris treffen einer nach dem anderen ein. Angeblich kommen sie, um sich zu verabschieden, und wünschen nur ein „Chit", ein Zeugnis. In Wahrheit lockt sie jedoch ausschließlich die Hoffnung auf Trinkgeld hierher. Da sich viel mehr melden, als draußen im Lager mitgeholfen haben, bin ich etwas in der Klemme. Der ausgezeichnete Mahmud vertreibt jedoch die schlaue Gesellschaft.

Während wir essen, platzt unerwartet unser Freund Colonel Simpson herein. Wir dachten, er befinde sich noch mit dem Maharadscha in Bombay. Wir freuen uns sehr über Simpson, er ist unser beider Liebling. Noch mehr freuen wir uns über die Nachricht, die

er bringt: Der Maharadscha wird noch im Laufe des Nachmittags zu Hause eintreffen. Vor unserer Abreise wünscht er uns kennenzulernen. So haben wir wenigstens die Gelegenheit, uns persönlich für die genussvolle Bhopaler Gastfreundschaft zu bedanken.

Simpson berichten wir haarklein jedes Detail unserer einwöchigen Jagd; auch er ärgert sich über mein Missgeschick mit den Lothia-Tigern. Hätte er nur nicht nach Bombay reisen müssen – sagt er –, er wäre mit uns gekommen. Sicherlich wäre der große Tiger zur Strecke gekommen! Aus jedem Wort Simpsons spricht der fachkundige Jägersmann. Beim Anblick der Felle meiner Jungtiger ist er sehr empört: — „Eine Schande! Mit so dürftigen Tigerfellen dürfen Sie Bhopal nicht verlassen. Das muss ich unbedingt durch Seine Hoheit wiedergutmachen lassen." — „Nur zu", sage ich mir. „Auch ich mache meinen Fehler nur zu gerne wieder gut. Wenn ich nur die Gelegenheit dazu bekomme."

Um fünf Uhr führt uns Simpson zum Palast. Auf einer der Terrassen des großen weißen Schlosses empfängt uns der Fürst. Ein Mann um die vierzig, mit glatt rasiertem Gesicht und hagerer Statur. Von ruhigem Wesen, wortkarg, und dennoch ein äußerst gewinnender, freundlicher Mensch. Auch seine Kleidung ist denkbar einfach: weißes Pajama, schwarzes Atchkan, an den nackten Füßen rote Pantoffeln. Während wir Tee trinken, wird eine mit Edelsteinen besetzte, aus Silber getriebene Narghile vor den Maharadscha getragen. Mit Genuss schlürft er daran, während er sich erst unsere Bhopaler Erfahrungen und dann die verschiedenen Arten der Jagd in Ungarn erzählen lässt. An seinen fachmännischen Bemerkungen sieht man, dass auch er ein Vollblut-Nimrod ist. Sein alter Plan – wie er sagt – sei es, in Ungarn zu jagen. Früher oder später werde er ganz sicher kommen.

Als wir uns verabschieden – wir müssen uns schon zum Bahnhof beeilen –, lässt er uns versprechen, ihn noch einmal aufzusuchen, bevor wir Indien verlassen: — „You must get your big Bhopal tiger, before you leave the country!"[5] („Sie müssen Ihren großen Bhopal-Tiger erlegen, bevor Sie das Land verlassen!") — Mit diesen Worten trennen wir uns.

Der ausgezeichnete Simpson – ich ahne, dass wir seiner Vermittlung die neue Einladung zu verdanken haben – begleitet uns zum Bahnhof. An der Seite unseres reservierten Abteils hängt bereits unser Namensschild. Der Maharadscha schickt Lebensmittel und sogar einen Koch mit uns, damit er unterwegs unser Abendessen im Zug kochen kann! Hier im Abteil arbeitet der Koch an einem Schnellkocher. Viktor deckt schön auf – Tisch und Stühle stellen wir aus unseren Koffern zusammen – dann verzehren wir mit gutem Appetit die wahrlich schmackhaften Speisen. Nach dem Essen packt der Koch zusammen. An der nächsten Station steigt er aus und wartet auf den Gegenzug. Wir aber legen uns zur Ruhe. Bhopal ist uns sehr ans Herz gewachsen. Mit Freude denken wir daran, dass wir bald wieder hierher zurückkehren können.

ACHTES KAPITEL: DAS ZAUBERHAFTE BIKANER

28 Jan. Delhi, The Maiden Hotel.

Um zehn Uhr vormittags treffen wir mit anderthalbstündiger Verspätung in Delhi ein. Ich sehe schon, das geplante Sightseeing fällt erneut aus. Vielleicht auf dem Rückweg von Bikaner. Aber heute haben wir noch viel zu erledigen, und am Nachmittag reisen wir bereits weiter. Vom Bahnhof eilen wir direkt in das bekannte Maiden-Hotel. Bis wir mit Waschen, Frühstück und dem bei uns beiden schon sehr fälligen Haareschneiden fertig sind, ist der Vormittag vorbei.

Jetzt stellt sich heraus, dass die Reise nach Bikaner, obwohl es nur 350 Kilometer entfernt liegt, ein wahres Rätsel ist. An Auswahl mangelt es zwar nicht, wir könnten auf viererlei

Arten reisen, aber eine ist komplizierter als die andere. Eine Hauptlinie gibt es in jener Richtung nicht, man kann nur durch raffinierte Umstiege und seltsame Umwege dorthin gelangen. Schließlich wählen wir die folgende vereinfachte Lösung: Wir mieten ein Auto, mit dem wir zum einhundertsechzig Kilometer entfernten Hissar fahren; dort erreichen wir die Vizinalbahn in Richtung Bikaner. Im Laufe der Nacht werden wir noch zweimal umsteigen müssen, und am nächsten Vormittag sollen wir angeblich am Ziel sein.

Viktor, der mit dem Gepäck natürlich nicht in unser Auto passt, bricht nun mit dem Omnibus auf, damit er mit der vereinten Hilfe von Shiva und seinen unzähligen Götterkollegen bis zum Abend Hissar erreichen kann. Mit gemischten Gefühlen verabschiede ich mich von ihm, vor allem aber von unseren Koffern. Ob wohl etwas aus dem heutigen Wiedersehen wird? Nachdem wir das komplizierte Problem der Reiseart verhältnismäßig einfach gelöst haben, springen wir noch kurz in die von hier recht weit entfernte Innenstadt. Seit Kalkutta, also seit fast einem Monat, waren wir in keiner Großstadt mehr. Die Liste der inzwischen angehäuften Besorgungen erscheint mir dann doch etwas lang.

Mich beschäftigt jetzt in erster Linie die Patronenfrage. Hier muss ich nämlich die zweitausend Schrotpatronen besorgen, die für die Bikaner-Jagd notwendig sind. Meine Bekannten haben mir Buksh Elahee empfohlen, den besten Büchsenmacher in Delhi. Damals – noch von Jaipur aus – hatte ich die Munition bereits bestellt. Glücklicherweise finde ich alles in bester Ordnung vor. Meine Patronen sind sogar schon eingepackt. Herr Buksh Elahee, der im Übrigen eine ausgezeichnete Erscheinung ist, überrascht mich mit hochwertiger, in England hergestellter Munition. Er erzählt mir, dass er neulich erst zwanzigtausend Patronen nach Bikaner geliefert hat; hätte er gewusst, dass ich dorthin fahre, hätte er diese gleich mitgeschickt. Ich lasse ihn eine Art feierliche Erklärung unterschreiben, dass er eventuell übrig bleibende Patronen zum gleichen Preis zurücknimmt, und dann eilen wir weiter – Seife kaufen. Und Lesestoff. Und Filmrollen. Und warme Unterwäsche, denn angeblich sind die Morgenstunden in Bikaner kalt. Und so weiter. Von Laden zu Laden. Und natürlich müssen wir – abgesehen von den zweitausend Patronen – die ganzen Einkäufe in unzähligen Papierpaketen mitschleppen, da in die Koffer kein einziges Stück mehr passen würde und diese ohnehin schon unterwegs sind, fortgebracht vom Omnibus. Wohin er sie wohl gebracht hat? Irgendwie traue ich dem Wiedersehen heute Abend keineswegs.

Vor der Abreise suchen wir unseren Landsmann Imre Schwaiger auf, der gegenüber dem Hotel wohnt und den ich bereits bei unserem letzten Aufenthalt erwähnte: den Antiquitätenhändler. Schwaiger ist ein weithin bekannter Indien-Kenner, der nicht nur hier, sondern auch in London ein vornehmes Geschäft führt. Seine in einem schönen Garten stehende Villa in Delhi ist eher als Museum denn als Geschäft zu bezeichnen. In seinen Glasschränken überrascht den Besucher eine Sammlung indischer Altertümer und vielfältiger Kunstschätze, eines schöner als das andere. Schwaiger spricht zwar noch tadellos Ungarisch, ist aber seit Jahren englischer Staatsbürger. Er empfängt uns außerordentlich freundlich, ja, beim Abschied beschenkt er F. sogar mit einem hübschen Andenken. So sehr uns beim Anblick der vielen schönen Dinge auch das Wasser im Munde zusammenläuft, können wir leider nicht für einen Pfennig einkaufen. Wir brauchen das Geld für Patronen, und Herr Schwaiger bemisst seine Preise ohnehin nach Maharadscha-Taschen.

Um vier Uhr verlassen wir Delhi. Wegen der vielen Patronenkartons und der anderen kleinen Pakete haben wir in dem engen Auto kaum Platz. Ein Bein muss ich heraushängen lassen. Verfallene, graue Ruinen, Überreste einstiger Paläste, Moscheen mit Kuppeln und Grabmäler zeigen sich auf beiden Seiten der löchrigen Landstraße: zerfallende Boten untergangener Königreiche. Davon abgesehen ist die Gegend eintönig

und langweilig. Gegen sieben Uhr erreichen wir das unfreundliche Drecknest namens Hissar. Es ist schon dunkel geworden, und fast fahren wir an der Gestalt mit der karierten Mütze vorbei, die trübsinnig auf den Koffern hockt: Tatsächlich, er ist es, unser braver Viktor, der hier auf dem dunklen Dorfplatz auf sein Glück wartet! Ein Mühlstein der Erleichterung fällt mir vom Herzen. — „Na, wann sind Sie denn angekommen?“ — „Vor einer halben Stunde. Hier haben sie mich aus dem Bus gesetzt. Aber ich traue mich nicht weg, damit nichts gestohlen wird.“ — „Klug gemacht. Bleiben Sie nur hier, wir schicken das Auto vom Bahnhof aus zurück.“

Der Bahnhof von Hissar ist stockfinster. Nur um ein paar flackernde Öllampen schwärmen die unzähligen Insekten und Nachtfalter der indischen Nacht. So ahnen wir eher, als dass wir das gewaltige Menschenheer sehen, das den Bahnhof überflutet. Wohin reist diese entsetzliche Menge? Pilger? Auswanderer? Sie wälzen sich durcheinander, schlafen, machen Feuer, kochen Abendessen, besetzen jeden Quadratzentimeter Platz. Nicht nur die Gleisseite des Bahnhofs, auch diese Seite ist pechfinster, wo wir aus dem Auto, das mit unserem Gepäck zurückgekehrt ist, ausladen. Viktor stört das jedoch am wenigsten. Er verschwindet in der Nacht und taucht bald darauf an der Spitze der üblichen Kuli-Horde wieder auf. Wir richten die Scheinwerfer unseres Autos auf die übel riechende Menschenflut, um die Gänsemarsch-Reihe unserer sich durchzwängenden Träger einigermaßen im Auge behalten zu können. Getreu Viktors Befehl warten wir vorerst hier im Auto. Wir folgen ihm gerne, da wir keine Lust haben, uns in das dunkle, schmutzige Getümmel zu mischen. Wir haben ja Zeit, anderthalb Stunden müssen wir uns bis zur Abfahrt des Zuges gedulden.

Viktor kehrt jedoch bald zurück. Er bittet uns aus dem Wagen: „Bitte mir nach.“ Mit einer Eisenbahnerlaterne leuchtet er uns den Weg durch die Lücke, die seine fuchtelnden Arme in die Menge schlagen. — „Ich habe schon das Restaurant erster Klasse öffnen lassen“, erklärt er, „auch das Gepäck habe ich dorthin bringen lassen, dort können wir in Ruhe auf den Zug warten.“

Wir betreten ein winziges Zimmerchen. Es ist nur halb so groß wie unser Zeltzimmer im Camp Lothia. Die von der Decke hängende Öllampe wurde gerade erst angezündet; sie blinzelt schwach, man muss mit dem Aufdrehen noch warten, damit sie nicht rußt. Um einen mit Wachstuch bespannten Tisch stehen vier Stühle, in der Ecke ein Tresen wie in einer Schenke. An der Wand hängen alte Drucke von Königin Victoria und George V. Gegenüber steht Gandhi, in etwas besserer Qualität. So anspruchslos das Restaurant erster Klasse auch ist, es ist dennoch sauber und ordentlich. Das Leinenhemd und der Turban des alten Gastwirts sind makellos weiß. Sicherlich hat er sie erst jetzt, auf Viktors Bestellung hin, angezogen. Das Abendessen ist zwar etwas mager, ich kann nicht behaupten, davon satt zu werden, aber was sie servieren, ist schmackhaft. Wir bekommen Tee, jeder zwei weichgekochte Eier, schwarzen Kaffee und Whisky. Das Essen steht also in keinem Verhältnis zu den Getränken.

Zwischen dem Wirt und Viktor entsteht eine Meinungsverschiedenheit bezüglich des Rechts zu servieren. Draußen vor der Tür stehen bewaffnete Wachen Posten. Es stellt sich heraus, dass Viktor auch diese herbestellt hat – durch den Bahnhofsvorsteher! Damit keine unbefugten Gaffer das Abendessen der ausländischen Gäste stören. Vorhin, als ich hinausging, grüßten die Posten vor der Tür mit dem Gewehr. Und als ich anderthalb Minuten später zurückkehrte, standen sie erneut stramm. Genau wie im Rambagh Palace in Jaipur! Nach dem Essen holen wir die Karten hervor. Beim Schein eines Öllämpchens spielen wir Rommé, in der Sicherheit bewaffneter Schildwachen – in der leeren Bahnhofswirtschaft des stockfinsteren Hissar.

Gegen neun Uhr kommt der Vorsteher herein und teilt uns respektvoll mit, dass wir, wenn es uns beliebt, aufbrechen könnten. Und dass wir natürlich einen eigenen Wagen bekommen, der unterwegs immer umgehängt wird, damit unsere Nachtruhe nicht durch Umsteigen gestört wird. Wir könnten beruhigt bis Bikaner schlafen, niemand werde uns behelligen. Das ist doch mal was! Bisher konnten wir uns nur eines eigenen Abteils rühmen, jetzt haben wir schon einen eigenen Wagen. Danach kann nur noch ein Sonderzug folgen. Dabei haben wir kein einziges Wort gesagt, niemanden um etwas gebeten. Viktor hat dem Vorsteher nur gesagt, dass wir nach Bikaner wollen und Gäste des Maharadschas sind. Und schon wurde der eigene Wagen angehängt. Das ist doch eine feine Welt! Hätten sie nur wenigstens noch ein weichgekochtes Ei gegeben! Aber der Vorrat des Restaurants bestand nur aus vier Eiern.

29 Jan. Bikaner, Gajner Palace.

Um sieben Uhr morgens weckt mich Viktor mit den Worten, das Bikaner-Frühstück und die Post seien da. Im ersten Moment verstehen wir nicht, was er meint, wir glauben, wir seien schon angekommen und er habe uns wieder zu spät geweckt, wie neulich in Bhopal. Ich springe sogar aus dem Bett, bereit zu fluchen. Es stellt sich jedoch heraus, dass kein Grund zur Aufregung besteht. Viktor hat vollkommen recht: Hier ist das Bikaner-Frühstück und die Post. Dabei kommen wir erst in einer Stunde in Bikaner an! Aber soeben ist der uns entgegengeschickte Kurier aus Bikaner zugestiegen; er hat das in Körbe gepackte Frühstück und warmen Tee in Thermoskannen gebracht. Dazu die von Bombay nach Bikaner weitergeleitete Heimatpost! Und die Mitteilung des Sekretariats des Maharadschas, die das genaue Tagesprogramm bekannt gibt. Vom Bahnhof in Bikaner – so heißt es im Brief – fahren wir direkt zum Lallgarh Palace, nehmen am Nachmittag an einer Entenjagd teil und verbringen die Nacht im Gajner Palace. Kurz gesagt: von Palast zu Palast. Ach, wären wir doch noch in unserem Zelt in Lothia! Was für ein schöner Frieden herrschte dort. Was uns hier erwartet, scheint mir im Vergleich dazu selbst den Prunk von Jaipur verblassen zu lassen. Besonders im Hinblick auf die gestrigen zwei kleinen Eier.

Als ich aus dem Zugfenster blicke, könnten wir ebenso gut in der Sahara sein. Eine endlose Wüste breitet sich um uns aus, ein unbewegtes Sandmeer. Sein grau-gelber Spiegel wird vom pausbackigen Flammenantlitz der heraufziehenden Sonne golden erleuchtet. Hier und da ein paar verwitterte Dornbüsche. Und dort Gazellen! Ihr Rücken ist fast von der gleichen Farbe wie die Sandgegend, nur ihre Unterseite schimmert weiß. Entlang der Schienen ein einsamer Reisender, der auf einem Kamel dahinreitet. Später eine Kamelkarawane. Noch ein paar Gazellenrudel. Und dort in der Ferne eine fata-morgana-artige Erscheinung in der Wüsteneinsamkeit: eine perlmuttene Vision von Türmen und Kuppeln. Eine weiße Stadt schwebt im rosafarbenen Morgennebel: Bikaner!

1. *Bombay*-i taxisoför.
2. Utcai kovács, szenttehenet patkol.

Das schöne große Bahnhofsgebäude – in Flaggenprunk! Vom Eingang bis zu den Schienen ein breiter, dunkelroter Samtteppich. Ein Schauer läuft mir über den Rücken. Werden wir etwa mit so viel Brimborium erwartet? Aber nein. Man muss sich ja nichts einbilden. Die Parade gilt nicht uns. Nur der übliche Adjutant des Hofes eilt uns entgegen;

von ihm hören wir, dass der Vizekönig erwartet wird, er kommt morgen an, und für seinen Empfang werden die Vorbereitungen getroffen. Vorsichtig umgehen wir den roten Teppich; wir steigen in einen großen, kirschroten Rolls-Royce und fahren damit zum fürstlichen Schloss, dem Lallgarh Palace. Durch einen von einer Ehrengarde bewachten, tempelartigen Eingang biegen wir in den Park ein. Wir fahren an einer unter einem Turmgewölbe stehenden, schneeweißen Marmorstatue vorbei – dem Ebenbild des Vorgängers des jetzigen Fürsten. Wir kurven hierhin und dorthin durch den mustergültig gepflegten Schlossgarten und erreichen bald den gewaltigen, erdbeerfarbenen Palast. Die verschwenderische sarazenische Pracht von Marmorgitterfenstern, pagodenartigen Türmen, Kuppeln, Balkonen, Türmchen und Steinmetzarbeiten blendet unsere Augen. Eine Menge Diener in karmesinroten Talaren, mit breiten Goldgürteln, schneeweißen Turbanen, schneeweißen Rajputen-Bärten und nackten Füßen verneigt sich in der säulengeschmückten Marmorhalle.

Durch eine Folge fürstlicher Säle führt man uns direkt in den Speisesaal, zu dem reich gedeckten, endlos langen Frühstückstisch. Wir erfahren, dass sich eine Gästeschar von neunzig und ein paar Köpfen im Palast aufhält. Aber es ist noch früh, außer der Legion des bunt gekleideten Personals ist noch niemand wach. Nach englischer Sitte ist das gemeinsame Frühstück auch hier keine „offizielle" Mahlzeit; jeder frühstückt, wann es ihm beliebt. Und da wir die allerersten sind, setzen wir uns zu zweit an den Tisch, der unter dem Silberschmuck für neunzig Gedecke förmlich zusammenbricht. Es gelingt mir jedoch keineswegs, meine Aufmerksamkeit auf die mir servierten Speisen zu konzentrieren, denn an allen Wänden des riesigen Speisesaals breiten sich Tigerfelle aus. Vierundzwanzig gewaltige Tigerpelze mit bleckenden Köpfen wetteifern hier miteinander, lauter Exemplare von außergewöhnlicher Größe, ausgesuchte Stücke. — „Seine Hoheit hat in seinem Leben einhundertzweiundsiebzig Tiger geschossen", klärt mich der Oberkellner mit dem Tegetthoff-Bart auf, „hier in den Speisesaal kommen nur die vierundzwanzig größten." Erstklassige Geweihe von Chital- und Sambarhirschen hängen zwischen den Tigerfellen – dazu Meisterwerke weltberühmter Tiermaler. Auch von dem früh verstorbenen, meiner Meinung nach einzigartigen deutschen Jagdmaler Wilhelm Kuhnert erkenne ich einige wunderschöne Tiger- und Elefantenbilder.

Ich muss anmerken, dass ich die Zahl der vom Maharadscha erlegten einhundertzweiundsiebzig Tiger als verhältnismäßig gering erachte. Der Fürst ist bereits siebenundfünfzig Jahre alt und seit seiner Jugend ein leidenschaftlicher Jäger. Wohingegen zum Beispiel der Maharadscha des Staates Rewa, der erst fünfunddreißig Jahre alt ist, bereits über sechshundert Tiger geschossen hat, und ich höre, dass es seine feste Absicht ist, nicht vor dem tausendsten aufzuhören. Es ist allerdings wahr, dass unser jetziger Gastgeber all seine Tiger auf Einladung geschossen hat, da es im Staat Bikaner keine Tiger gibt.

Man führt uns in unser Quartier, in eines der „Gästeschlösser" rund um den Palast. Auf dem Tisch unseres Zimmers finden wir ein gedrucktes Tagesprogramm mit goldenem Wappen, aus dem wir erfahren, dass wir zusammen mit etwa zehn weiteren, im selben Gebäude untergebrachten Mitgästen um elf Uhr in Autos nach Gajner aufbrechen, wo wir am Nachmittag an einer Wildentenjagd teilnehmen werden. Eine anderthalb Stunden bleiben noch, wir haben Zeit zum Auspacken und Umziehen. Und während ich mich in meiner hellrosafarbenen Marmorbadewanne räkle, kehre ich zu meiner vorigen Bemerkung zurück: Im Staat Bikaner gibt es keine Tiger. Denn irgendwie habe ich das Gefühl, dass der Tiger und der Maharadscha zusammengehörige, untrennbare Begriffe sind. Meiner Meinung nach ist ein Maharadscha ohne Tiger wie ein Husar ohne Pferd, ein Zigeuner ohne Geige. Wie mächtig, wie reich dieser Fürst auch sein mag, das Fehlen von Tigern schmerzt ihn außerordentlich. Während unseres Aufenthalts in Kalkutta, wo

bekanntlich reger Maharadscha-Verkehr herrschte, hörten wir wiederholt ähnliche Bemerkungen: „Gewiss, Seine Hoheit Soundso ist ein außergewöhnlicher Mensch, ein ausgezeichneter Staatsmann, er besitzt den größten Diamanten oder die meisten Elefanten oder den schönsten Palast. Aber – so fuhr man mit einem nachsichtigen Lächeln fort – er hat keine Tiger!“ Als wollte man mit dieser abschließenden Bemerkung auf einen unersetzlichen Fehler, eine bedauerliche Unzulänglichkeit des betreffenden Fürsten anspielen. Der arme Maharadscha von Patiala, dessen schwere Krankheit ich neulich erwähnte, gehört zu den ersten unter Indiens grenzenlos reichen Despoten. In seinem gewaltigen Land kommen jedoch nur in einer abgelegenen Ecke ein, zwei Tiger vor. Ich habe immer gehört, dass der Fürst ein wahres Vermögen für sie ausgibt, sie sozusagen mit dem goldenen Löffel füttert und seine Lieblinge behutsam pflegen lässt, damit sie nicht irgendwie in den Nachbarstaat abwandern. Denn dann würde sich auch über ihn die diffamierende Nachricht verbreiten: Maharadscha – aber er hat keine Tiger!

Gegen elf kommen auch die anderen zum Vorschein. Wir lernen die im selben Haus untergebrachten Mitglieder unserer Mitgäste kennen – allesamt Engländer. Eine Autokolonne fährt vor unser Haus, wir laden ein und verlassen erneut den prächtigen Lallgarh-Palast, von dem wir außer den Tigerfellen im Speisesaal nicht viel gesehen haben. Ich höre, dass der größere Teil der neunzigköpfigen Gästeschar Inder sind. Sogar sieben Gast-Maharadschas sind darunter, Ruling Princes – „regierende Fürsten“. Jeder ist mit einer fünf- bis sechs-köpfigen Begleitung angereist, sodass die sieben fürstlichen Besucher allein schon eine etwa vierzigköpfige Gesellschaft darstellen. Weißhäutige sind wir vorerst nur fünfzehn. Die örtlichen und aus benachbarten Staaten stammenden indischen Geladenen mögen etwa dreißig sein. Für morgen wird auch der Vizekönig erwartet, mit seinen zwei Söhnen, zwei Töchtern und einer zwölfköpfigen Begleitung! Im eigentlichen Palast werden nur der Vizekönig, die Gast-Maharadschas und die fürstlichen Mitglieder ihrer Begleitung untergebracht. Die übrigen Geladenen hausen in den verschiedenen Gästeschlössern. Ich weiß, dass all das nicht allzu interessant ist. Besonders meine Jagdleser werden brummen, dass es nun genug der Maharadschas sei und wir mit dem Schießen beginnen sollen. Aber wenn es schon ein Tagebuch ist, muss ich doch der Abfolge der Ereignisse folgen, auch wenn der etwas übertriebene Stolz der Kleinkönigs-Hofhaltungen bisweilen langweilig wird.

Wir fahren durch eine öde Sandwüste, kein einziger Baum ist zu sehen, aber die Straße muss zuvor besprengt worden sein, sie staubt überhaupt nicht. Wir sind mit einem freundlichen alten Engländer in einem Wagen gelandet: Sir Brian Egerton, der einstige Erzieher des Fürsten, spätere Verwalter, Berater und bis heute ein enger Freund an Leib und Seele, ist unser Gefährte. — „Als der Maharadscha vor fünfundvierzig Jahren seinen ersten Tiger schoss“, erzählt der alte Herr, „war ich schon an seiner Seite. Jetzt wohne ich nicht mehr in Bikaner, ich bin alt, ich bin vor Jahren nach England zurückgekehrt. Aber um diese Zeit, zur großen Grouse-Jagd, komme ich noch jedes Jahr. Es ist wahr, dass ich mit meinem Gewehr keinen großen Schaden mehr anrichte, aber die vielen schönen Erinnerungen der langen Jahre, die ich hier verbracht habe, rufen mich doch immer wieder zurück.“

Von Sir Brian hören wir, dass der Fürst in diesem Jahr sein fünfzigstes Regierungsjubiläum feierte, das Golden Jubilee. (Er wurde im Alter von sieben Jahren auf den Thron von Bikaner gesetzt.) Die zwei Wochen lang ununterbrochen andauernden Jubiläumsfeierlichkeiten fanden bereits Anfang des Monats statt. Jetzt jedoch werden zu Ehren der sieben Gast-Maharadschas einige Akte der Feierlichkeiten wiederholt. Nach Beendigung der zweitägigen Grouse-Jagd kehrt der Vizekönig, der bereits beim letzten Mal an der großen Parade teilnahm, wieder nach Delhi zurück. Der Rest der Gästeschar wird jedoch noch hierbehalten, damit er sich die Wiederholung der Feierlichkeiten

ansehen kann. Ich habe wohl noch gar nicht erwähnt, dass wir uns wieder in Nordwest-Indien befinden, in Rajputana, nur zweihundertfünfzig Kilometer von Jaipur entfernt. Bikaner ist der siebtgrößte der siebenhundert und ein paar indischen Eingeborenenstaaten und der zweitgrößte in Rajputana. Er wurde 1465 von Rao Bikaji, einem Marwari-Fürsten, gegründet und nach ihm Bikaner genannt. Später, unter der Herrschaft der Mogulkaiser, erwähnt die Geschichte oft die kriegerischen Maharadschas von Bikaner.

Eine oasenartige Baumgruppe, besser gesagt ein kleineres Wäldchen, taucht vor uns auf. Darin verbirgt sich der Palast von Gajner[2], dorthin sind wir unterwegs. Gajner ist nur so eine Art kleines Jagdschloss, aber ich könnte nicht sagen, dass es weit hinter dem Lallgarh-Palast zurücksteht. Die etwa hundertköpfige Gästeschar kann man auch hier mühelos unterbringen, was schon für sich beweist, dass Gajner auch kein armseliger Gutshof ist. Dabei scheint man es nur während dieser paar Tage, zur Zeit der Grouse-Jagd, zu bewohnen. ([2] gesprochen: Gedzsnír)

Hier werden wir ebenfalls in einem Gästehaus untergebracht. Die Zimmer sind etwas kleiner und einfacher als in Lallgarh, aber dennoch sehr komfortabel. Gemeinsam mit unseren neuen Bekannten spazieren wir hinüber zum „Gartenpavillon", der im Schatten prächtiger Bäume liegt. Hier gibt es keine Schlafräume, sondern ausschließlich Salons, Speisesäle sowie Spiel- und Musikzimmer. Das eigentliche Schloss besteht offenbar nur aus Wohnsuiten.

Von der Terrasse auf der anderen Seite des Pavillons blicken wir auf einen gewaltigen See. Die Terrasse ragt weit über das Wasser hinaus, ihre Grundfesten werden bereits von den Wellen umspült. Im See grünen kleine, von Baumriesen beschattete Inseln; das tiefe Blau des Wassers, in dem sich der Himmel spiegelt, ist übersät mit Wildenten und unzähligen Blesshühnern.

Wir werden hier draußen auf der Terrasse immer mehr. Anscheinend sind schon vor uns einige Wagenladungen Gäste eingetroffen, und seither trudeln ständig neue ein. Schließlich fährt auch unser Gastgeber, der Maharadscha, vor – gemeinsam mit seinem Sohn, dem Thronfolger, sowie seinen sieben fürstlichen Gästen: den Maharadschas von Bhavnagar, Dungarpur, Mandi, Mayurbhanj, Jasdan, Nawanagar und Kapurthala.

Unseren Gastgeber, der vielleicht der bekannteste und beliebteste Maharadscha der Londoner und Pariser Gesellschaft ist, treffe ich heute zum ersten Mal. Seine stattliche Gestalt mit dem ergrauten, ungarischen Schnurrbart und den dichten, kohlpechschwarzen Augenbrauen täuscht über seine siebenundfünfzig Jahre hinweg. Er ist eine weltweit bekannte Marke, so präsent in jeder Illustrierten wie etwa Rockefeller, der Herzog von Windsor oder der alte Gandhi. Er begrüßt uns mit einer so ungezwungenen Herzlichkeit, als wären wir langjährige Freunde. Sofort erkundigt er sich nach Pál Pálffy, der letztes Jahr ebenfalls hier war. Er fragt sogar nach den jüngsten Ergebnissen der weltberühmten Jagden meines Vetters Lajos Károlyi in Tótmegyer. Es überrascht mich, wie genau der Maharadscha die Rekordzahlen der dort erlegten Hasen und Fasanen kennt – und das, obwohl er noch nie in Ungarn war.

Seinen Sohn, den dickbäuchigen Thronfolger mit dem kecken Korporalsschnurrbart und einer äußerst sympathischen Ausstrahlung, darf ich bereits als alten Bekannten begrüßen. Das Schicksal führte uns vor fünf Jahren in Nairobi, Ostafrika, im Büro der Jagdagentur „Safari Land", zusammen. Wir kehrten am selben Tag von unseren Expeditionen aus der Wildnis zurück. Ich erinnere mich gut, wie der Prinz, dem es damals nicht gelungen war, einen Elefanten zu erlegen, sehnsüchtig meine Stoßzähne aus dem Kitui-Urwald musterte. Ich weiß auch noch, wie ich mit Bekannten am alten Norfolk Hotel vorbeischlenderte und das Quartier des Prinzen von außen betrachtete – er hatte mit seinem Gefolge fast die

gesamte Herberge besetzt. Er brachte so viele Sekretäre, Diener und was sonst noch alles aus Indien mit, dass die Einwohner von Nairobi aus dem Staunen nicht herauskamen. Und siehe da, nun treffen wir uns hier auf der Terrasse seines Schlosses in Gajner wieder. Ich habe schon vor langer Zeit gehört, dass dieser korpulente *Maharaj-Kumar* (Thronfolger) als bester Schrotflintenschütze Indiens gilt. Ich kann es kaum erwarten, sein Können mit eigenen Augen zu sehen. Es scheint fast unglaublich, dass man mit so viel Körperfülle so gut schießen kann. Doch wer in Indien der beste Schütze ist, der hat wohl weltweit kaum einen Rivalen. Von Freunden, die hier waren, hörte ich oft: Nirgendwo sonst kann man Federwild so meisterhaft schießen wie in Indien.

Nach endlosem Cocktail-Trinken ziehen wir schließlich mit großer Verspätung in den Speisesaal ein. Was soll nur werden, wenn das Essen ähnliche Ausmaße annimmt? Was wird aus der Entenjagd? Aber keine Sorge. Der Maharadscha mit seinem soldatischen Gesicht ist offenbar ein überaus pünktlicher Mensch und hält den Zeitplan des goldgekrönten Tagesprogramms auf die Minute genau ein.

Um halb drei sitzen wir bereits in den Autos, und um drei Uhr sind die Schützen bereits aufgestellt. Wir beziehen unsere Positionen in rund gemauerten Ansitzplätzen, sogenannten *Butts*, wie sie auch bei schottischen Moorhuhnjagden gebräuchlich sind. Nur dass man solche feinen *Butts* in Schottland kaum findet – zumindest sind mir keine begegnet. Der Bikaner-*Butt* verbirgt zwei bequeme Stühle: einen für den Schützen und einen für eine eventuelle Dame als Begleitung. In einem Wandschrank an der Innenseite stehen Getränke, Gläser und verschiedene Zigaretten bereit. Rund um den großen See, der den Schlossgarten umschließt, stehen die Ansitze im Schutz einzelner Bäume. Sogar auf einigen Inseln im See sind Verstecke verborgen, zu denen die Schützen mit Booten gebracht werden.

Ich benutze meine eigenen Flinten. Ein Lader wurde mir jedoch aus dem herzoglichen Jagdpersonal zugewiesen. Jägerischen Lesern muss ich nicht erklären, dass bei einer solchen Massenjagd das Geschick des Laders fast ebenso wichtig ist wie das des Schützen selbst. Über die erfahrenen Lader von Bikaner habe ich schon viel Lob gehört. Meiner scheint ebenfalls ein flinker, sachkundiger Bursche zu sein.

Der Maharadscha nimmt nicht aktiv an der Entenjagd teil – das heißt, er nimmt teil, aber nicht als Schütze. Er ist der – Dirigent der Jagd! Man könnte ihn auch Regisseur oder Feldherrn nennen. Er steigt auf den Turm seines Schlosses, von wo aus er jeden Winkel des halbkreisförmigen Sees überblicken kann. Ein ganzer Bund bunter Flaggen liegt dort oben bereit; der Maharadscha dirigiert mit Flaggensignalen jede Phase der Jagd. Eine rote Flagge bedeutet Beginn des Schießens, Blau heißt Feuerpause. Grün verkündet das Einsammeln des erlegten Wildes, Gelb gilt den Treibern, Violett den Schikaris und so weiter. An der Innenwand der Ansitze hängt eine schriftliche Erklärung, damit der Fremde die Bedeutung der Flaggensignale studieren kann.

Ich höre, dass die hier aufgescheuchten Enten zu einem kleineren See in etwa 8–10 Kilometern Entfernung ziehen; dort können sie jedoch nicht landen, da sie auch dort vertrieben werden, und so sind sie gezwungen, hierher zurückzukehren. Die gesamte Umgebung ist Wüste – außer diesen zwei Seen gibt es keinen Ort zum Ausruhen. Der Maharadscha signalisiert fleißig vom Turm seines Schlosses, schwenkt die verschiedenen Flaggen und leitet die Vorstellung.

Die Flinten knallen ununterbrochen. Die Enten kreisen natürlich schon in den höchsten Lüften, und nur recht vereinzelt taumelt hier und da eine aus schwindelerregender Höhe herab. Ich beobachte fünf oder sechs Entenarten, erkenne von den heimischen

Bekannten jedoch nur die kleine Krickente und die schöne weißbäuchige Löffelente. Die anderen „sprechen kein Ungarisch".

Die durchweg unterhaltsame und interessante Jagd wird vor allem durch ein unvergessliches Ereignis gekrönt: Aus einer hoch ziehenden Kette löst sich eine einzelne Ente. Offenbar wurde sie getroffen; sie kann das Tempo der Kette nicht mehr halten, zieht einen großen Halbkreis und gleitet mit unbewegten Schwingen dem Seespiegel entgegen. Doch bevor sie unten ankommt, hört man ein plötzliches Rauschen – wie Dampf, der aus einem Kesselventil zischt. Und als er sie packt und seine riesigen Schwingen entfaltet, sehen wir erst, dass ein stattlicher gelbbrauner Adler die Ente davonträgt! Mühelos fliegt er mit ihr, steigt kreisend höher und höher auf seiner unsichtbaren Luftleiter. Und bis er in seiner sich weitenden Kreisbahn über einen der Schützen gelangt, kann ihn kein Schrot mehr erreichen. Eine bewundernswerte, prachtvolle Leistung! Ich möchte applaudieren, diesem kühnen, todesverachtenden Adler zujubeln. Wie er die ringsum knallenden Flinten missachtete, auf die Ente herabstieß, sie im Flug schlug und uns alle zum Narren haltend gen Himmel stieg – das war eine so erhabene, imposante Vorstellung, wie sie wahrlich nur dem König der Lüfte zusteht.

Es dämmert. Eine der Flaggen des Maharadschas signalisiert das Ende des Schießens. Ich habe insgesamt nur dreiundzwanzig Enten geschossen, aber alle aus großer Höhe. Doch der Adler hat uns mit seinem beispiellos kühnen Entenraub alle in den Schatten gestellt. Autos umfahren das Seeufer und sammeln die Schützen ein. Auf dem Heimweg führt die Straße durch ein lichtes Buschwäldchen. Während der kaum fünf- bis sechsminütigen Fahrt sehen wir Chinkara-Gazellen, *Black-Bucks* und sogar Axishirsche.

— „Das Pflanzen dieses Wäldchens, des Schlossgartens und überhaupt jedes einzelnen Baumes oder Busches ist hier mit außerordentlicher Mühe und unglaublichen Kosten verbunden", erklärt mein Begleiter im Auto. „Im unfruchtbaren Wüstensand schlägt ein Baum nur mit großer Not Wurzeln, und dann muss er jahrelang gepflegt und regelmäßig gegossen werden, bis er schließlich so stark ist, dass er allein überleben kann."

Die zum See hin offene Terrasse des Schlosses schwimmt im elektrischen Licht. Die *Sundowner*[3] (Abendgetränke), die zu einer unverzichtbaren Zeremonie in den Tropen geworden sind, werden von lautlosen, turbanbewehrten Dienern in goldroter Kleidung gereicht. Auf dem weiten Betonplatz neben der Terrasse legen die Schikaris die „Strecke" aus – etwa dreihundert und ein paar Enten. Die Betonfläche – so etwas habe ich auch noch nicht gesehen – ist liniert und in Rubriken unterteilt, wie ein Kontobuch. Am Ende der einzelnen Zeilen sind die Namen der verschiedenen Entenarten zu lesen. Die Beute wird also nach Arten sortiert und in die entsprechenden Rubriken gelegt. Den gewöhnlicheren Entenarten wurden fünf bis sechs Zeilen Platz eingeräumt, den selteneren nur jeweils eine, und neben den Namen der echten Raritäten finden sich nur ein bis zwei Meter Platz. Diese Streckentafel muss nach den Erfahrungen vieler Jahre gestaltet worden sein.

([3] Abendgetränke)

Vor dem Abendessen versammelt sich die große Gästeschar in den Salons des Terrassenpavillons. Der Maharadscha erscheint als Letzter in Begleitung seiner fürstlichen Gäste. Alle stehen auf, wir halten uns an die höfischen Regeln. Die Damen – es mögen insgesamt etwa zehn sein – werden am Arm zu Tisch geführt. F. wird eine besondere Ehre zuteil: Sie zieht am Arm des Maharadschas in den Speisesaal ein und nimmt zu Rechten des Hausherrn Platz. Doch die gut zehn weiblichen Gäste reichen gerade einmal für die Arme des Maharadschas und der Prinzen. Für uns bleibt keine übrig; wir ziehen in einem ungeordneten Rudel hinter den hohen Paaren her. Aber wir brauchen nicht traurig

zu sein, das ist schon gut so. Der Großteil der Damen hat nämlich jenes Alter erreicht, in dem sie tatsächlich auf den dargebotenen Arm angewiesen ist. Manche müssen regelrecht in den Speisesaal gestützt werden. So ist man fast froh, ohne Dame zu sein.

Die Wände des Speisesaals sind – genau wie im Lallgarh-Palast – förmlich mit Tigerfellen tapeziert. Tiger spannt sich an Tiger, und das nicht einmal senkrecht, sondern schräg, damit sie auch übereinander Platz finden. Das Wirrwarr der unzähligen gestreiften Felle macht die Wand unruhig, man bekommt fast Augenschmerzen davon. Das ist schon ein wenig zu viel des Guten.

Nach dem Essen zerfällt die Gesellschaft bald in Bridge-Quartette und spielt bis in die frühen Morgenstunden in guter Stimmung Karten. Dabei wäre es ratsam, ins Bett zu kriechen, wenn man sich bei der morgigen *Grouse*-Jagd nicht blamieren will. Mit schläfrigem Kopf ist es schwer, eine gute Figur zu machen. Um sechs Uhr morgens müssen wir bereits wieder beim Frühstück sitzen.

30 Jan. Gajner Palace, Bikaner State.

Es ist noch stockfinstere Nacht. Ich rasiere mich bei Lampenlicht, doch schon bringt man mir das goldgekrönte, gedruckte Tagesprogramm ins Zimmer. Sogar weitere höfische Drucksachen werden gebracht, drei verschiedene Bögen. Ihre Überschrift ist jedoch gleich: *Important notes on sandgrouse shooting!*[4] (Wichtige Hinweise zur Grouse-Jagd!). Bis ich sie zu Ende gelesen habe, ist der Schaum in meinem Gesicht getrocknet, und ich kann von vorne mit dem Einseifen beginnen.

Als Entschädigung erfahre ich jedoch, dass es sich nicht gehört, mit einer geladenen Flinte ins Auto zu steigen, da ich damit das Leben meiner Gefährten gefährde. Ferner, dass ich möglichst nicht auf eine *Grouse*-Kette schießen soll, wenn der benachbarte *Butt* gerade in Schussrichtung liegt, da sonst die körperliche Unversehrtheit des Nachbarschützen auf dem Spiel steht. Solch nützliche, völlig neuartige und wahrlich beherzigenswerte Ratschläge erhalte ich als morgendliche Unterhaltung. Es steht dort auch geschrieben, dass ich beim Herannahen einer *Grouse*-Kette den Kopf im *Butt* einziehen soll, da die Vögel ausgezeichnete Augen haben; sie sähen mich, würden abdrehen und zu einem schlaueren Schützen fliegen, der sich besser duckt. Und dass ich nicht aus zu großer Entfernung schießen soll, weil der Vogel dann nicht fällt, aber auch nicht aus zu großer Nähe, weil er dann regelmäßig in Fetzen gerissen wird. Und dass diese verflixten *Grouse* verdammt schnell fliegen; wenn ich sie also treffen will, muss ich gut vorhalten...

— Was ist das eigentlich? Ein Jagd-Kindergarten? Was für Leute verkehren hier, dass man sie gedruckt davor warnen muss, sich nicht gegenseitig über den Haufen zu schießen?

F. und ich amüsieren uns köstlich über das Geschreibsel. Wir genießen es gleich dreimal. Dadurch verspäten wir uns etwas; die anderen kauen schon fleißig an ihrem *Eggs and Bacon*. Dabei dämmert es gerade erst, wir frühstücken bei Kronleuchterlicht. Ich höre, dass wir achtunddreißig Schützen sein werden; insgesamt gibt es etwa vierzig *Butts*, etwa zehn bleiben also leer. Das wappengekrönte Programm teilt jedem Schützen die Nummer seines *Butts* mit. Meine ist die Neunzehn. Eine Zehn und eine Neun. Wie wir alle wissen, keine schlechte Kombination – besonders beim Baccarat.

Man sagt auch, dass die sechs Ansitze entlang des Seeufers die besten seien. Das sind die „Exzellenzstände"; die privilegierten Schützen, die dort untergebracht sind, schießen die meisten Vögel. Vorausgesetzt, sie treffen. Jedenfalls kommt bei ihnen am meisten an. Die übrigen dreißig Schützen – ich gehöre auch dazu – sind oben entlang des Hügelrückens postiert, der den See umschließt.

Das *Sandgrouse* – das Sandflughuhn – ist, wie der Name schon sagt, ein Wüstenvogel. Von der Gestalt her ist es eine Mischung aus Rebhuhn, Taube und Haselhuhn. Seine besondere Eigenschaft ist, dass es trinken will, sobald es durstig wird. Da es in der Wüste kein Wasser findet, ist es gezwungen, hier an den See von Gajner zu kommen, um seinen Durst zu löschen. Doch das Seeufer und die Hügelkette dahinter sind von bösen Schützen besetzt, die die wasserholenden, durstigen Vögel mit Schrot hagel erwarten. Die *Grouse* geben jedoch nicht so leicht auf; mit ausgetrockneter Kehle haben sie keine Lust, in die Wüste zurückzufliegen. Also schrauben sie sich hoch hinauf, bleiben aber über dem See, fliegen im Kreis und versuchen dann, tiefer gehend, immer wieder die Landung. Da sie jedoch nicht schwimmen können, können sie nicht in der Mitte des Sees landen, sondern nur am Ufer. Sie wollen trinken, die Armen, ohne sich jedoch erschießen zu lassen. Kurz gesagt, daraus besteht der Ansitz auf Sandflughühner.

Der Maharadscha und sein korpulenter Sohn frühstücken nicht mit uns. Sie sind zum Bahnhof gefahren, um den Vizekönig zu empfangen, dessen Sonderzug um halb sieben erwartet wird. Aus seinem Bett im Sonderzug fährt der Vizekönig direkt in seinen Pracht-*Butt* am Seeufer; wir dürfen also erst nach Ende der Jagd vor sein hohes Angesicht treten. Der samtene Teppich am Bahnhof, von dem wir gestern Morgen noch glaubten, er röte sich zu unseren Ehren, erfüllt nun seine Bestimmung: Er bewahrt die Sohlen des Vizekönigs vor dem Abrieb.

Es ist Zeit, Zeit zum Aufbruch. In die sechs „Prachtstände" am nahen Seeufer kommen außer dem Vizekönig natürlich nur Maharadschas. Sie frühstücken also noch weiter und müssen erst in zwanzig Minuten aufbrechen. Wir jedoch haben einen weiteren Weg vor uns und beeilen uns daher, in den bereitstehenden Autos Platz zu nehmen. Der Horizont wird bereits grün, der „Sternenlampen-Löscher" ist schon über den Himmel gezogen und hat nur ein paar flackernde Dochte von den vielen brennen lassen. Ein unangenehm kühler Morgenwind lässt uns die Mäntel enger zuknöpfen. Nach zehn Minuten Fahrt sind wir bereits am Ziel.

Vor der Ansitz-Bastion Nummer neunzehn steigen F. und ich aus. Unser Lader von gestern, der schon bei der Entenjagd sein tadelloses Können bewiesen hat, empfängt uns im *Butt*. Er hat meine Flinten und Patronen schön bereitgestellt und bietet mir sogar schon einen Cognac aus dem Schränkchen im *Butt* an, der in der frösteligen Morgendämmerung gerade recht kommt. Aus dem benachbarten *Butt* Nummer zwanzig strahlt mir das Gesicht meines dicken afrikanischen Bekannten entgegen, des Thronfolgers von Bikaner. Na, darüber freue ich mich, so kann ich wenigstens sehen, wie der weltberühmte Schütze arbeitet. Hier auf der anderen Seite, im *Butt* Nummer achtzehn, richtet sich gerade jemand ein, offenbar schon jemand aus der Begleitung des Vizekönigs.

Grau und bewölkt ist der morgendliche Himmel, der unwirtliche Wind nimmt stetig zu. Vorerst ist die Luft noch leer, kein einziger Vogel ist zu sehen, kein einziger Schuss zu hören. Von der Wüste her zieht ein einsamer *Black-Buck* zum morgendlichen Trinken dem See entgegen. Bei jedem Schritt nickt er mit seinen langen, gewundenen Hörnern – als würde der alte Herr mit dem schwarzen Rücken und dem weißen Bauch vor sich hin bejahen. Doch irgendwo bei den äußeren Ständen knallt eine Flinte. Der schöne schwarz-weiße Bock macht auf dem Absatz kehrt und galoppiert davon, dass der Wüstenstaub in seiner Spur nur so raucht. Nach ein paar Minuten knallt es hier und dort. Und nun sehen wir auch die ersten eine Grouse-Kette – der Zug hat begonnen! Wie bei uns im Frühling die wogenden, flatternden Wolken der Stare. Im ersten Moment erinnert die aus der Ferne auftauchende Grouse-Kette genau daran. Aber jetzt, da die nächste schon etwas näher an meinen Stand herankommt, erinnert sie mich eher an die Scharen von Strandläufern, die über unseren heimischen Teichen kreisen... oder an das gaukelnde Spiel der Kiebitze. Die

Grouse-Ketten schießen mal in den Himmel, mal stürzen sie wieder herab und huschen in Bodennähe dahin. Sie schmücken ihren ohnehin blitzschnellen Flug mit so plötzlichen Wendungen und schwindelerregenden Kapriolen, dass sie den Schützen wahrlich auf die Probe stellen. Aus der ersten Kette schieße ich nicht nur keinen Vogel, sondern nicht einmal eine einzige Feder heraus.

Meine jagdlichen Leser kennen sicher gut die Flugtaktik einer Krickenten-Kette, die an einem späten Herbstabend zieht. Besonders nach dem Knallen des rechten Laufs! Oder die Luftakrobatik einer beschossenen Turteltaubenschar. Das Sandflughuhn macht all das, nur in weitaus gesteigertem Maße. Was Krickente, Turteltaube, Star und Kiebitz können, das beherrscht das Sandflughuhn allesamt. Ein teuflischer Vogel. Ein schwindelerregender Luftakrobat, der die Schützen verspottet.

Die Waffen sprechen nun in vollem Gange. Grouse-Ketten kommen und gehen, kreisen und gaukeln über uns. Manche nähern sich aus der Wüste fast zwischen den Wolken, in einer Höhe, die die Reichweite eines Flintenschusses mehrfach übersteigt. Doch ihr melodisch zwitschernder Ruf, der an ein exotisches Instrument erinnert, ist selbst von dort oben deutlich zu hören. Mein Nachbar, der Maharaj-Kumar, leistet ebenfalls ganze Arbeit. Es ist ein Genuss, ihm zuzusehen. Mit wechselnden Flinten holt er manchmal drei oder sogar vier aus einer Kette herunter. Besonders die Einzelvögel schießt er herrlich. Denn auch die kommen vor, meist in guter Höhe – einsame Irrläufer, die aus der Kette ausgeschieden sind. Mein korpulenter Nachbar erledigt sie mit bewundernswerter Sicherheit.

Allmählich beginne ich mich auch einzufinden; mein Auge gewöhnt sich an die raffinierten Listen des hinterlistigen Vogels. Schon liegen auch um meinen Butt herum recht ordentliche Mengen erlegter Grouse, aber mit dem Maharaj-Kumar kann ich dennoch nicht konkurrieren. Nach meiner Schätzung schießt er fast doppelt so viele wie ich. Es ist allerdings wahr, dass er diesen listigen Vogel schon seit seiner zartesten Kindheit bejagt, während ich erst seit einer Stunde dabei bin. Wir sehen bereits, dass sich zwar recht viele Vögel zeigen, die Menge jedoch bei weitem nicht an die erhoffte Zahl herankommt. Wir hörten schon gestern, dass man in diesem Jahr mit einem relativ schwachen Ergebnis rechnet. In einem durchschnittlichen Jahr fallen bei diesem zweitägigen Ansitz etwa fünftausend Grouse. Im Rekordjahr 1929 wurden an zwei Tagen elftausend geschossen! Am ersten Jagdtag jenes denkwürdigen Jahres schoss der Maharaj-Kumar allein 917 Sandflughühner! Da der Flug insgesamt nur drei Stunden dauert, musste er die Flinten recht schnell wechseln.

NAGPUR-I UTCAJELENETEK.
1. A járdán alvó bélpoklos. — 2. Utcai borbély. (A tükröt a vendég tartja.)

— „Ich hätte auch die tausend vollmachen können“, erzählte er gestern Abend, „aber ich musste aufhören, ich konnte einfach nicht mehr. Ich war völlig erschöpft.“

An jenem Tag schätzten wir die Zahl der zum Wasser kommenden Vögel auf etwa einhundertfünfzigtausend![5] In diesem Jahr mag es nicht einmal ein Zehntel der Menge von vor neun Jahren sein. Dennoch amüsieren wir uns prächtig. Keine Minute vergeht, ohne dass irgendwo eine Flinte knallt. Und da wir fast alle Ansitze sehen können, langweilen wir uns keinen Augenblick. Nach zehn Uhr lässt der Flug jedoch plötzlich nach. Die Ketten werden seltener, und gegen halb elf sind sie so gut wie verschwunden. Wir bleiben noch etwa eine Viertelstunde sitzen, aber der Himmel ist wieder leer, kein einziger Vogel zeigt sich mehr. Die Schikaris kommen und sammeln das Wild ein, die Autos kommen und sammeln die Schützen ein.

Mein unbekannter Nachbar – von dem ich am Morgen noch sagte, er gehöre sicher zur Begleitung des Vizekönigs – entpuppt sich als sehr guter Bekannter. Ein Schotte namens Lord Dundonald, mit dem ich vor vier Monaten noch in der Tschechoslowakei bei unserem gemeinsamen Freund Graf Sternberg gejagt habe. Auch dort standen wir bei der Rebhuhnjagd nebeneinander, und siehe da, durch ein seltsames Spiel des Zufalls hat uns das Schicksal nun am anderen Ende der Welt erneut nebeneinander verschlagen. Mein schottischer Freund, der über unser unerwartetes Treffen offenbar nicht im Geringsten überrascht ist, bemerkt mit dem für seinen Schlag typischen trockenen Humor: — „A damn' sight more birds this morning than the other day in Checho!“[6] (Verdammt viel mehr Vögel heute Morgen als neulich in Tschecho!)

Zu Hause angekommen erfahren wir, dass wir insgesamt 1.500 Grouse geschossen haben, was weit unter den Ergebnissen von Durchschnittsjahren liegt. Ich selbst habe fünfundsechzig zusammenbekommen, der neben mir stehende Maharaj-Kumar einhundertfünf, also fast doppelt so viele. Es ist wahr, dass die Vögel bei ihm auch besser anflogen als bei mir. Die meisten schoss der Vizekönig: einhundertdreißig. Die wenigsten ein alter Engländer namens Mackenzie: gerade einmal fünf Stück.

([5] Zum Vergleich: Im Dezember 1938 schossen wir bei Lajos Károlyis weltberühmter Jagd in Tótmegyer in sechs Tagen zu neunt 20.700 Stück Niederwild.) ([6] „Heute sind viel mehr Vögel da als neulich in Cseszkó!“)

Das von den Schützen gemeldete Ergebnis stimmt mit überraschender Genauigkeit mit der Zahl der tatsächlich aufgesammelten Vögel überein. Das liegt daran, dass so gut wie kein einziges Stück verloren geht. Eine geflügelte Grouse läuft nämlich nicht weg; sie setzt sich hin und bleibt dort, wo sie hingefallen ist. Das Gelände ist völlig offen, eine Sand- und Kieswüste, sodass jeder einzelne geschossene Vogel bis auf den letzten zur Strecke gebracht wird. Auch der Sohn des dicken Maharaj-Kumar, der zwölfjährige Prinz Karni Singhji, nahm an der Jagd teil. Er schoss sogar siebzig Vögel in einem der Butts am Seeufer. Mit drei 28er Purdey-Flinten arbeitete der junge Herr, der nach den Worten des Thronfolgers bald seinen Vater übertreffen wird.

Es ist erst elf Uhr, der eigentliche Flug dauerte also nicht länger als drei Stunden. Dennoch hat es die Herrschaften offenbar erschöpft. Als wir nach Hause kommen – unser Wagen ist der letzte –, sehen wir außer ein paar einheimischen Gästen niemanden mehr. Alle haben sich zur Ruhe begeben. Um ein Uhr versammeln wir uns auf der bereits beschriebenen Terrasse am Seeufer. Man stellt uns im Kreis auf, man macht aus uns einen regelrechten Zirkus. Ganz schließt man den Kreis der Gäste jedoch nicht, man lässt eine Lücke, ein Eingangstor. Dort zieht, in Begleitung des Maharadschas, Lord Linlithgow ein – der Vizekönig. Er geht die Gästerunde ab, schüttelt uns nacheinander die Hand, hält einen höfischen „Cercle“. Der neben ihm schreitende Maharadscha stellt uns vor, doch da er die Namen so vieler Gäste unmöglich auswendig wissen kann, flüstert ihm der hinter

ihm gehende Adjutant aus gedruckten Namenslisten zu. Er flüstert nicht besonders gut und bringt die Namen durcheinander. Ein Zirkus ist das, wie ich schon sagte. Der Vizekönig ist ein gewaltiger Schotte, er mag wohl zwei Meter groß sein. Er wirkt verschlossen und ungesellig. Seine Kleidung sieht aus, als hätte er sie von einem noch größeren Riesen geerbt: Sie schlottert an ihm. Sein Schneider verdient wohl nicht viel an ihm. Es sei denn, er berechnet Sonderpreise. Stoff für zweieinhalb Anzüge verschlingt der vizekönigliche Rock.

Für den Nachmittag kündigt das goldgekrönte Programm Tennis, Ausritte, Golf, Squash und Motorbootfahrten an. Die Gäste können wählen, jeder befasst sich mit dem, von dem er glaubt, etwas zu verstehen. Ich beehre den Tennisplatz mit meiner Anwesenheit. Und da es vorerst keine anderen Interessenten gibt, schlagen wir mit dem barfüßigen Trainer die Bälle, im Sprühregen. Später kommen noch ein paar Amateure hinzu, doch der Regen verstärkt sich, und das Ballspiel wird abgebrochen. Zu den „Abendgetränken" treffen wir uns wieder auf der Terrasse. Der Regen hat zwar aufgehört, aber er scheint die Chancen für die morgige Grouse-Jagd stark verschlechtert zu haben. Die Hausherren ärgern sich und behaupten, morgen gäbe es noch weniger Vögel. Der Regen hat die ausgetrockneten Mulden und Pfützen aufgeweicht, die Grouse finden nun auch anderswo Wasser und sind nicht auf den großen See angewiesen. Diese zweitägige Großjagd wird immer so arrangiert, dass möglichst alle Vögel auf das Wasser des Sees von Gajner angewiesen sind. In dieser Zeit sind Niederschläge eine große Seltenheit; der nachmittägliche Schauer traf den fürstlichen Hof völlig unerwartet. Auch das goldgekrönte Programm erwähnte keinen Regen – es ist wahrlich empörend, dass das Land trotz allem nass geworden ist.

Am Abend sitzen wir zu einem glanzvollen Festmahl im Kreuzfeuer der uns von den Wänden anbleckenden Tigerköpfe. Zuerst spricht der Vizekönig einen Trinkspruch auf den englischen König aus. Dann der Maharadscha auf den Vizekönig. Dann kontert der Vizekönig dem Maharadscha. Was die Kleidung betrifft, so gibt es diesmal keine besondere Parade. Gajner ist nämlich ein Jagdschloss, und obwohl man es als Palast tituliert, gebührt ihm doch nicht der Prunk, der dem Lallgarh-Palast zusteht. Die Europäer sind also nur im Smoking, die Maharadschas in ihrer üblichen Abendkleidung erschienen; ihren größeren Schmuck ließen sie in der Schublade.

Das Servieren der Speisen ist schon weniger einfach. Den weißhäutigen Gästen wird europäische Kost angeboten, die einheimischen Herren hingegen essen heimische Speisen. Das indische Mittagessen muss man nicht erst anbieten, da es nicht aus Gängen besteht; dem braunhäutigen Herrn bringt man sein gesamtes Mahl auf einmal. Nicht, dass er von einer Art Speise satt würde. Im Gegenteil, man stellt ihm wohl fünfzehn verschiedene Dinge vor, er kann sich keineswegs über Eintonigkeit beklagen. Statt eines Tellers schiebt man ihm jedoch ein gewaltiges Silbertablett vor. Auf dem Tablett drängen sich 10–15 kleine Silberkesselchen, geformt wie die bei uns üblichen Schalen zum Händewaschen. Aus jedem dieser kleinen Silbereimer kitzelt ein Gebräu von anderer Farbe – und ich hoffe, von unterschiedlichem Geschmack – den Gaumen des indischen Feinschmeckers. Besteck wird jedoch nicht benutzt; jeder macht sich mit seinen eigenen zehn Fingern über das Essen her. Aus einem Eimerchen fischt er etwas heraus, tunkt es in das andere, knetet ein wenig aus dem vierten dazu, und wenn sich zwischen seinen Fingern eine mundgerechte Menge angesammelt hat, stopft er sie sich in den Mund. Sie machen das bewundernswert schnell, tunken hierhin und dorthin, ich könnte sagen: vom Eimer in den Kübel. Und dabei finden sie sogar Zeit zum Diskutieren: — „Nicht wahr", sagt der neben mir sitzende gesellige Maharadscha von Nawanagar, „Sie finden unsere Art zu essen sicher abscheulich? Aber sehen Sie, Sie haben nicht recht. Wir wissen wenigstens, dass unsere Hände sauber sind, da wir sie auch während des Essens ständig abspülen.

Aber woher wissen Sie, ob dieses Messer und diese Gabel sauber sind? Mit was für Pasten wurden sie poliert, welche ungewaschenen Hände haben sie abgetrocknet?“

Nun, was soll man sagen, da ist ein Fünkchen Wahrheit dran. Und was die Handreinheit der indischen Herrschaften während des Essens betrifft, dagegen kann wahrlich niemand etwas sagen. Sie waschen sich sozusagen minütlich die Hände. Diener in roten Talaren mit goldenen Leibbinden gehen mit silbergetriebenen Waschgarnituren um den Tisch. Ein silberner Wasserbehälter mit Hahn, darunter eine schwere Silberschale. Der Speisende dreht sich ein wenig auf seinem Stuhl, hält die beschmutzten Finger unter den Hahn, und der nächste Diener reicht auch schon das Handtuch. Ihre Finger sind sauber, das „Tunken“ kann von vorn beginnen.

In einer Ecke des Salons steht auf einem Gestell eine zwei Meter große Karte, der Plan der Grouse-Jagd. In der Mitte der große See, darum herum die fachgerechte Skizze der Hügel, Täler und Bodenwellen. Auch die einzelnen Ansitze sind genau eingezeichnet, jeder Butt ist mit einer eigenen Nummer markiert, darunter schimmert ein weißes, leeres Etikett. Der Maharadscha teilt zu dieser Zeit, am Vorabend der Jagd, die Schützen ein. Ihre Namen schreibt er eigenhändig auf die entsprechenden Etiketten; jeder kann genau sehen, auf welche Nummer er am nächsten Tag kommt. Gerade arbeitet der alte Herr fleißig, hat seine Brille aufgesetzt und schreibt gewissenhaft die Namen nieder. Später kommt er zu mir, nimmt mich freundschaftlich am Arm und führt mich zur Karte: — „Morgen kommen Sie auch an einen der guten Plätze“, zeigt er mir, „hier hinunter, ans Seeufer. Ich möchte, dass Sie sich gut amüsieren, obwohl wir dieses Jahr leider nicht einmal halb so viele Grouse haben wie in anderen Jahren. Aber Sie müssen unbedingt wiederkommen, jetzt kennen Sie ja den Weg – nächstes Jahr werden wir sicher einen besseren Flug haben.“

Das ist wahrlich eine große Ehre! Wie ich schon erwähnte, gibt es nur sechs Stände am Seeufer. Einen behält der Fürst immer für sich selbst vor. Bleiben fünf. Aber hier sind der Vizekönig und sieben Gast-Maharadschas! Das heißt, acht „große Köpfe“ für die verbleibenden fünf Prachtstände. Und dennoch gibt man mir einen der privilegierten Butts. Für diese auszeichnende Aufmerksamkeit meines Gastgebers sage ich auch hier, auf den Seiten meines Tagebuchs, meinen besonderen Dank.

Die arme F. hat sich erkältet, sie hat Kopf- und Halsschmerzen. Sie hat auch etwas Fieber. Morgen früh lasse ich sie keinesfalls hinausgehen. Sicherlich ist ihr der kalte Morgenwind zum Verhängnis geworden.

31 Jan. Gajner Palace, Bikaner State.

Der Wecker, der mit dem üblichen Morgentee anklopft, legt neue Drucksachen neben mein Bett. Dem heutigen Tagesbefehl wurde ein dünnes Heftchen beigefügt, die genaue Beschreibung des Rekordansitzes von 1929. Ob man es wohl als Trost für das diesjährige schwache Ergebnis schickt? Als Zeitvertreib, falls wir uns heute im Ansitz etwa langweilen sollten? Das kleine Heftchen würdigt auf fünf Seiten die denkwürdige Rekordleistung des Maharaj-Kumar von 917 Vögeln. Sogar der Patronenverbrauch wird gewissenhaft mitgeteilt. Eine detaillierte Statistik zeigt, wie viele Patronen auf einen Vogel fielen, wie viele Schüsse pro Minute fielen, wie viele „Vogelteile“ auf eine Sekunde entfielen, wie oft der Maharaj-Kumar pro Minute atmete und wie viele Flügelschläge die Grouse pro Minute ausführten. Und wie das alles zueinander im Verhältnis steht. Denn obwohl, aber gleichwohl und sozusagen, doch nachdem und immerhin. Man wird schwindelig bei dieser haarespalterischen Aufstellung. Besonders so mit schlaftrunkenem Kopf.

Heute habe ich Zeit, gemütlich zu frühstücken. Da ich an einen Platz am Seeufer komme, breche ich zwanzig Minuten später auf als die anderen. Auch heute ist die Dämmerung bewölkt und kühl, aber der gestrige Wind plagt uns nicht mehr. Man weist mich in den Butt Nummer fünf ein. Nummer vier ist der Fürst von Nawanagar, Nummer sechs der von Mayurbhanj. Kurz gesagt: Egal wohin ich mich wende, überall Maharadschas. Ich komme mir ungeheuer vornehm vor.

Ich weiß nicht, ob ich mich an die Vögel gewöhnt habe oder die Vögel an mich? Es reicht zu sagen: Heute fallen sie viel lieber herunter als gestern. Als die Grouse-Ketten etwas seltener werden, erblicke ich zwei Wildenten. Sie kreisen hoch über dem See, an der obersten Grenze des Schrotflintenschusses. Aber sie wagen sich nicht über die Schützenlinie; wenn man fast schießen könnte, drehen sie immer ab und schrauben sich noch etwas weiter hinauf. Schließlich fliegen sie doch über die Butts, genau in Richtung unseres Gastgebers, des Maharadschas. Der alte Herr streckt sich, und – er schießt die beiden „Turmenten" so mit rechts und links herunter, dass man es sich schöner nicht wünschen könnte.

Die Wahrsager behielten recht: Heute gibt es viel weniger Grouse als am vorigen Morgen. Es fallen nicht mehr als 820 Stück. Ich hingegen bin heute glücklicher, es gelang mir, fünfundsiebzig zu erlegen. Nur ein einziger Schütze übertrifft mich: der Gastgeber, der einundachtzig Vögel zur Strecke bringt. Er stand als Dritter von mir entfernt, ich konnte ihn gut beobachten. Es war ein seltener Genuss, dem alten Herrn zuzusehen. Genau wie sein Sohn führt er die Flinte bewundernswert. Wer besser schießt als diese beiden – der lügt. Ich habe in meinem Leben einige gute Schützen gesehen, aber kaum jemanden, der diesen gleichkäme. Vor allem bewundere ich ihre hexenhafte Schnelligkeit. Blitzartig wechseln sie die Waffe. In eine einzige Grouse-Kette schießen sie oft drei Flinten hinein, während es mir in solchen Momenten höchstens gelang, zwei Flinten leer zu schießen. Dabei konnte ich mich über meinen Lader wahrlich nicht beklagen. An ihm lag es nicht.

Wir sind wieder zu Hause. F. fühlt sich Gott sei Dank viel besser, ihr Fieber ist weg, zum Mittagessen steht sie sogar auf. Die Grouse-Jagd ist mit dem heutigen Tag beendet. Viele meiner Patronen sind übrig geblieben; der bärtige Buksh Elahee wird in Delhi bezahlen müssen. Erst jetzt sehe ich, was für eine Unmenge an Patronen ich verpulvert habe. Aber es gibt unter dem Federwild wohl kaum einen schwierigeren Schuss als den auf das Sandflughuhn. Wir alle wissen, dass bei unseren heimischen Schrotjagden im großen Durchschnitt zwei Patronen auf ein Stück erlegtes Wild entfallen. Zumindest gestaltet sich mein jährlicher Patronenverbrauch in etwa so. Hier hingegen habe ich für die in zwei Tagen geschossenen einhundertvierzig Grouse sechshundertvierzig Schüsse abgegeben, also mit fast fünf Patronen auf einen Vogel geschossen! Bei unseren heimischen Jagden könnte ich selbst unter ungünstigsten Umständen kein so klägliches Verhältnis schießen. Zum Vergleich sei hier angemerkt, dass der Maharaj-Kumar bei jener viel zitierten Jagd vor neun Jahren – zumindest nach der Behauptung des lobpreisenden Gedenkheftchens – gerade einmal 1,8 Patronen pro Vogel verbrauchte.

Der Nachmittag vergeht mit Tennisspielen. Die Gastfürsten, besonders die jüngeren, sind allesamt ernsthafte Spieler. Polo und Tennis spielen können sie offenbar alle. Wir erhielten eine ganze Reihe neuer Einladungen. Fast alle Gastfürsten luden uns ein, ebenso der mit seiner Familie hier zu Gast weilende englische „Resident" aus Udaipur, der uns im Namen des Maharadschas von Udaipur einlädt. Leider können wir zu keinem der Orte mehr gelangen, unsere Zeit reicht beim besten Willen nicht aus. Anfang März müssen wir die Heimreise antreten, und den Monat dazwischen haben wir bereits verplant: Von hier aus streben wir nach Südindien, in den Staat Mysore, und von dort aus noch einmal nach Bhopal. Damit wird unsere zur Verfügung stehende Zeit so gut wie erschöpft sein. Dabei wäre ich liebend gerne nach Bhavnagar gefahren. Dieser Staat liegt auf der Halbinsel

Kathiawar, dem letzten Zufluchtsort des indischen Löwen. Man schätzt die verbliebene Zahl der Kathiawar-Löwen auf nur noch 100–150.

Bei meinem nachmittäglichen Tennispartner, dem ... egal wohin ich mich wende, überall Maharadschas. Ich komme mir ungeheuer vornehm vor. Ich weiß nicht, ob ich mich an die Vögel gewöhnt habe oder die Vögel an mich? Es reicht zu sagen: Heute fallen sie viel lieber herunter als gestern. Als die Grouse-Ketten etwas seltener werden, erblicke ich zwei Wildenten. Sie kreisen hoch über dem See, an der obersten Grenze des Schrotflintenschusses. Aber sie wagen sich nicht über die Schützenlinie; wenn man fast schießen könnte, drehen sie immer ab und schrauben sich noch etwas weiter hinauf. Schließlich fliegen sie doch über die Butts, genau in Richtung unseres Gastgebers, des Maharadschas. Der alte Herr streckt sich und – er schießt die beiden „Turmenten" so mit rechts und links herunter, dass man es sich schöner nicht wünschen könnte.

Die Wahrsager behielten recht: Heute gibt es viel weniger Grouse als am vorigen Morgen. Es fallen nicht mehr als 820 Stück. Ich hingegen bin heute glücklicher, es gelang mir, fünfundsiebzig zu erlegen. Nur ein einziger Schütze übertrifft mich: der Gastgeber, der einundachtzig Vögel zur Strecke bringt. Er stand als Dritter von mir entfernt, ich konnte ihn gut beobachten. Es war ein seltener Genuss, dem alten Herrn zuzusehen. Genau wie sein Sohn führt er die Flinte bewundernswert. Wer besser schießt als diese beiden – der lügt. Ich habe in meinem Leben einige gute Schützen gesehen, aber kaum jemanden, der diesen gleichkäme. Vor allem bewundere ich ihre hexenhafte Schnelligkeit. Blitzartig wechseln sie die Waffe. In eine einzige Grouse-Kette schießen sie oft drei Flinten hinein, während es mir in solchen Momenten höchstens gelang, zwei Flinten leer zu schießen. Dabei konnte ich mich über meinen Lader wahrlich nicht beklagen. An ihm lag es nicht.

Wir sind wieder zu Hause. F. fühlt sich Gott sei Dank viel besser, ihr Fieber ist weg, zum Mittagessen steht sie sogar auf. Die Grouse-Jagd ist mit dem heutigen Tag beendet. Viele meiner Patronen sind übrig geblieben; der bärtige Buksh Elahee wird in Delhi bezahlen müssen. Erst jetzt sehe ich, was für eine Unmenge an Patronen ich verpulvert habe. Aber es gibt unter dem Federwild wohl kaum einen schwierigeren Schuss als den auf das Sandflughuhn. Wir alle wissen, dass bei unseren heimischen Schrotjagden im großen Durchschnitt zwei Patronen auf ein Stück erlegtes Wild entfallen. Zumindest gestaltet sich mein jährlicher Patronenverbrauch in etwa so. Hier hingegen habe ich für die in zwei Tagen geschossenen einhundertvierzig Grouse sechshundertvierzig Schüsse abgegeben, also mit fast fünf Patronen auf einen Vogel geschossen! Bei unseren heimischen Jagden könnte ich selbst unter ungünstigsten Umständen kein so klägliches Verhältnis schießen. Zum Vergleich sei hier angemerkt, dass der Maharaj-Kumar bei jener viel zitierten Jagd vor neun Jahren – zumindest nach der Behauptung des lobpreisenden Gedenkheftchens – gerade einmal 1,8 Patronen pro Vogel verbrauchte.

Der Nachmittag vergeht mit Tennisspielen. Die Gastfürsten, besonders die jüngeren, sind allesamt ernsthafte Spieler. Polo und Tennis spielen können sie offenbar alle. Wir erhielten eine ganze Reihe neuer Einladungen. Fast alle Gastfürsten luden uns ein, ebenso der mit seiner Familie hier zu Gast weilende englische „Resident" aus Udaipur, der uns im Namen des Maharadschas von Udaipur einlädt. Leider können wir zu keinem der Orte mehr gelangen, unsere Zeit reicht beim besten Willen nicht aus. Anfang März müssen wir die Heimreise antreten, und den Monat dazwischen haben wir bereits verplant: Von hier aus streben wir nach Südindien, in den Staat Mysore, und von dort aus noch einmal nach Bhopal. Damit wird unsere zur Verfügung stehende Zeit so gut wie erschöpft sein. Dabei wäre ich liebend gerne nach Bhavnagar gefahren. Dieser Staat liegt auf der Halbinsel Kathiawar, dem letzten Zufluchtsort des indischen Löwen. Man schätzt die verbliebene Zahl der Kathiawar-Löwen auf nur noch 100–150. Bei meinem nachmittäglichen

Tennispartner, dem Maharadscha von Bhavnagar, werden jährlich noch einige geschossen. Und der indische Löwe ist die größte Seltenheit in Trophäensammlungen ...

Auch Udaipur hätte ich gerne besucht. Vor allem, um seinen weltberühmten Märchenpalast zu sehen, die Heimat der Ersten unter den Rajput-Fürsten, eines direkten Nachfahren des Sonnengottes Rama – des Maharana von Udaipur, der Europa nie besucht hat. Auch der Fürst von Kapurthala, der wiederholt in Pest war und meist in Paris lebt, lud uns ein. Die Manieren, die Kleidung und die Auffassung des freundlichen alten Herrn sind nach meiner bescheidenen Meinung – schon etwas zu europäisch. Ich würde mich nämlich freuen, wenn jeder Maharadscha auf einem Elefanten mit goldenem Howdah reiten und unter funkelndem Schmuck fast zusammenbrechen würde. Er sollte eine Gestalt aus Tausendundeiner Nacht sein, kein Weltmann. Er sollte Tiger haben, keinen französischen Koch. Von Seiner Hoheit Kapurthala ist nämlich bekannt, dass er die beste Küche Indiens besitzt, aber keinen Tiger hat.

Der Vizekönig reiste nach der Jagd mit seiner zehnköpfigen Begleitung zurück nach Delhi, morgen kehren auch wir nach Bikaner zurück.

1 Febr. Bikaner, Lallgarh Palace.

Wir haben wieder unser voriges Quartier im Gästetrakt des großen, lila-roten Palastes bezogen. Wie ich schon bei unserer Ankunft erwähnte, sind die Gästehäuser separate, erdgeschossige, herrenhausartige kleine Schlösser, in denen man sich leicht zurechtfindet. Umso schwieriger ist es im eigentlichen Palast, dessen ineinander übergehende Marmorhöfe regelrechte Irrgärten sind. Die arkadenbewehrten, halboffenen Gänge sind übervoll mit Jagdtrophäen: eine endlose Serie von Geweihen, Fellen, ausgestopften Wildköpfen und Jagdbildern. Die Trophäen sind schön, aber bei den Bildern scheint der Hof von Bikaner nicht wählerisch zu sein. Das Thema ist zwar passend, allesamt Sportbilder, vor allem Jagddarstellungen, aber in folgender Zusammenstellung: Zwischen wertvollen englischen Kupferstichen findet sich eine billige, aus einer Zeitung ausgeschnittene Illustration. Unter einem ausgezeichneten, künstlerischen Tiergemälde hängt ein mit unmöglichen Farben übermaltes Foto einer Tigerjagd des Maharadschas. Besonders populär sind diese kolorierten Jagdfotos. Zu Hunderten hängen sie überall. Auf dem einen wurde der erlegte Tiger zitronengelb gestrichen, auf dem anderen in blassem Zinnober oder einem harmonischen Schokoladenton. Und dem dahinter stehenden, triumphierenden Maharadscha wurden beide Enden seines ohnehin stattlichen Schnurrbartes ordentlich verlängert. Solche Primitivitäten, die kindische Vermischung von Kunstwerten mit wertlosem Tand, fehlen offenbar selbst im prächtigsten und reichsten Maharadscha-Palast nicht.

Das gemusterte Marmorpflaster der Innenhöfe ist glatt wie ein Spiegel, fast wie eine Eisbahn. Dabei gefährdet das Heer der Haustauben, das in den unzähligen Balkonwinkeln und Türmchen des Palastes siedelt, die Makellosigkeit der Spiegelböden erheblich. Auch unter den offenen Korridor-Arkaden flattern die Tauben munter umher und lassen sich auf einem Geweihspross oder einem bunten Tigerkopf nieder. In den Nischen, die von den Gängen abzweigen, lauern Diener in roten Talaren; sobald eine Taube etwas fallen lässt, springen sie herbei und beseitigen es. Manche von ihnen haben im Laufe der Jahre eine bewundernswerte Übung erlangt; sie spüren im Voraus, wenn die Taube „fallen lassen“ will. Schon springen sie und fangen die Botschaft des Vogels fast im Flug auf.

Draußen spaziert der Taubenscheucher von Hof zu Hof! Dies ist eine durchaus erstrebenswerte Stelle im Lallgarher Schloss, ein ebenso wichtiges Mitglied des Palastpersonals wie etwa der Chefkoch oder der Oberkammerherr. Auch der höfische Taubenscheucher trägt einen roten Talar mit goldenem Gürtel und einen schneeweißen

Turban. In der Hand hält er eine lange Bambusstange, an deren Spitze kleine Silberglöckchen rasseln. Er eilt von einem Hof zum anderen und klingelt drohend mit seinem Bambusstab. Die Palasttauben jedoch sind klug und halten ihren bunt gekleideten Störenfried zum Narren. Wenn er sie aus einem Hof herausklingelt, fliegen sie in den nächsten, lassen gurrend ein, zwei Dinge fallen, und bis der Glöckner dort ankommt, lachen sie ihn schon im dritten Hof aus.

Neulich erwähnte ich, dass der Maharadscha in diesem Jahr sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum feiert. Ich sagte auch, dass einige der Neujahrsfestlichkeiten zur Unterhaltung der hier anwesenden Gastfürsten wiederholt werden. Für den Nachmittag kündigt das goldgekrönte Tagesprogramm ein „Military Display in honour of the visit of their Highnesses the Ruling Princes" an. Also eine Militärparade. Auf die berühmte Ganga Rizala, das Bikaner-Kamel-Regiment, das sich auch im Weltkrieg ausgezeichnet hat, bin ich selbst gespannt. Die kriegerischen Maharadschas von Bikaner sind Mitglieder des Rajput-Geschlechts der Rathore. Der gegenwärtige Herrscher – bereits der einundzwanzigste Rathore-Fürst seines Staates – blickt auf eine lange Reihe kampferprobter militärischer Vorfahren zurück. Und wenn wir ihn mit dem Apfel vergleichen, können wir getrost sagen, dass auch Seine Hoheit nicht weit vom Stamm gefallen ist: An der Spitze seines hochberühmten Kamel-Regiments nahm er bereits im Alter von zwanzig Jahren am englisch-chinesischen Krieg teil. Die Ganga Rizala – das allgemein bekannte Bikaner Camel Corps – stellte er zusammen mit seinem übrigen Militär bei Ausbruch des Weltkriegs dem englischen König zur Verfügung. Anfangs kämpfte er mit seinen Brüdern in Ägypten und Palästina, später wurde er zum persönlichen Adjutanten des englischen Königs ernannt. Seine Hoheit von Bikaner ist der einzige Maharadscha, der auf Seiten der Engländer auf drei Kontinenten gekämpft hat: in Asien, Afrika und Europa.

Obige Daten wurden uns bereits im Laufe des Tages von verschiedenen Adjutanten eingetrichtert, damit wir mit umso größerer Begeisterung zur Militärvorführung aufbrechen. Wir erfuhren ferner, dass der Maharadscha die Staaten Indiens im Genfer Völkerbund vertrat, an verschiedenen Rundtisch-Konferenzen teilnahm, ihm ein Gruß von neunzehn Kanonenschüssen gebührt und sein vollständiger Name wie folgt lautet: Maharajadhiraj Raj Rajeshwar Narendra Shiromani Sir Ganga Singhji Bahadur, Maharajah of Bikaner. In Kenntnis und Abwägung all dessen treffen wir vor dem glanzvollen Victoria Club ein, von dessen Balkon aus wir die große Parade verfolgen. Der Fürst ist zusammen mit seinem Sohn, dem Thronfolger, und seinen zwei Enkeln in militärische Galauniformen gekleidet. Jeder in der bunten Uniform seines eigenen Hausregiments. Am Maharadscha spannt sich eine schneeweiße, am dicken Thronfolger eine scharlachrote, an den zwei kleinen Prinzen eine dunkelblaue bzw. kirschrote Uniform unter dem Glanz unzähliger Goldkordeln, Tressen und glänzender Orden. Ihre Köpfe bedeckt die goldgewebte Wicklung prachtvoller Turbane.

Begleitet von Militärmusik, vielerlei Hörnern und noch mehr Kommandorufe zieht Bikaners etwa fünfzehnhundert Mann starke Armee an uns vorbei: Infanterie, Kavallerie, Artillerie und schließlich die etwa fünfhundert Mann starke Ganga Rizala, das wunderschöne Kamel-Regiment. Glänzende bunte Uniformen, eine Messingkapelle – eine Militärparade wie zu Friedenszeiten. Die Kanonen werden ebenfalls von Kamelen gezogen, ja sogar Hindernisse überspringen die Kamelreiter! Es folgen Reitvorführungen, Lanzenstechen, Hürdenrennen und ähnliche Belustigungen, und schließlich spielt die in zwei Parteien geteilte Armee eine Schlacht. Ein Schlachten-Spiel. Sie schießen aufeinander und stürmen dann unter schallendem Trompetensignal zum Angriff. Dabei sinken viele im Staub nieder, einen Heldentod maskierend, lassen sich von Sanitätern auf Tragen

beiseite tragen, während im Hintergrund unsichtbare Kanonen donnern. Der Fürst beobachtet im Kreise seiner Adjutanten den Fortgang der Schlacht durch das Fernglas.

Nach Ende der Schlacht werden die Offizierskorps der verschiedenen Regimenter den gastgebenden Hoheiten vorgestellt, und dann versammeln wir uns zum Abendgetränk in den prunkvollen Räumen des Victoria Clubs. An der erlesenen Trophäensammlung des Clubhauses, von der ein Großteil vom Fürsten persönlich erbeutet wurde, habe ich viel mehr Freude als zuvor auf dem Schlachtfeld. Besonders, als der Maharadscha mich beiseite ruft und mir der Reihe nach die Geschichte der herausragendsten Exemplare erklärt.

Nach dem Abendessen fährt eine Flotte von Autos vor den Palast: Wir brechen auf, um die Jubiläums-Illumination der Stadt zu besichtigen. F. und ich landen im Rolls-Royce des freundlichen Maharaj-Kumar. Er sitzt selbst am Steuer und erklärt von dort aus die Gebäude, die mit bunten Girlanden unzähliger kleiner Glühbirnen prachtvoll geschmückt sind. Langsam rollt die lange Autokarawane durch die nach Art der Chicagoer Weltausstellung illuminierte, bunt beleuchtete Stadt. Zu einer Weltausstellung passt eine solche Jahrmarktsattraktion gut, aber in der alten Residenz eines Rajput-Fürsten ist sie ein regelrechter Frevel. Mir gefällt nur der alte, nun unbewohnte Fürstenpalast, der in silbrigem Geisterlicht schwimmt. Die vielen anderen Lichtfarben jedoch sind eine unseriöse Faschingsmaskerade. Es ist bekannt, welch wichtige Rolle fantastische Illuminationen und prächtige Feuerwerke bei den Feierlichkeiten orientalischer Fürsten spielen. Das auch bei uns bekannte Bengalfeuer, die bengalische Fackel, hat hier seinen Ursprung. Als wir nach Hause kommen, ist sogar der Palastgarten beleuchtet. Die Kronen der riesigen Banyanbäume, Mangos und Palmen sind bunt erblüht – blaue, gelbe, rote, grüne Glühbirnen blühen an ihren Zweigen. Der Park ist zu einem bunten Weihnachtsbaumwald geworden – oder vielmehr zum Lampiongarten eines Vorstadtrestaurants. Droben scheinen sich die Sterndiamanten des schwarzen Samthimmels ein wenig zu schämen. Mit gesenkten Augen blinzeln sie.

2 Febr. Lallgarh Palace, Bikaner State.

Der Vormittag vergeht mit Faulenzen, Schreiben und Lesen. Wir erhalten auch reichlich heimische Post, daher kommt uns dieses mehrstündige Privatleben gelegen. Denn um zwölf Uhr versammeln wir uns bereits im Marmorhof Nummer drei des Palastes, um fotografiert zu werden. Ein riesiger Teppich wurde auf das glänzende Pflaster gebreitet, Stuhlreihen und Tribünen wurden darauf errichtet. Der Maharadscha und seine Familie sind in ihre gestrigen Galauniformen gekleidet, auch die Gastfürsten schlüpften in Festtagsbrokat. Der Hoffotograf wirbelt bereits eifrig umher, schlüpft immer wieder unter sein schwarzes Tuch und drückt vorerst nur probeweise auf den Gummiball seiner altmodischen Maschine. Langsam versammelt sich die Gästeschar, ein Teil schläft offenbar noch – oder mag es vielleicht nicht, fotografiert zu werden? Vierundfünfzig kommen wir dennoch irgendwie zusammen. Wir sitzen in Reihen, stehen in Reihen, ordnen uns zu einer malerischen Gruppe. Länger warten wir jedoch nicht. Ich ahne, dass der Maharadscha seinen engen Rock und die anscheinend zu knappen Stiefel gerne schon ausziehen würde. Er macht der Zeremonie ein Ende. Er zwirbelt ein letztes Mal seinen schmucken Schnurrbart und gibt seinem Fotografen den Befehl zum Abdrücken.

ÚJÉVI HAJTÓVADÁSZAT *JAIPUR*-BAN.
1. A vendégek.
2. A csőszök . . . Vagy tán főerdészek?

Für den Nachmittag verkündet das Programm die übliche Auswahl: Wir können reiten, spazieren gehen, jeder nach Herzenslust. Nach dem Abendessen werden wir auf die Terrasse des Victoria Clubs gebracht, der schwarze Kaffee wird dort serviert, und

während wir ihn schlürfen, genießen wir ein großartiges Feuerwerk. Es knallt, donnert, zischt und kracht von den vielen Kometenraketen. Feuerbälle, juwelenschweifige Meteore, zuckende goldene Kobras fallen vom Himmel, bunte Bengalfeuer und silberne Niagaras zerreißen die Dunkelheit der Nacht. Nach dem festlichen Himmelskrieg steigen wir wieder in die Autos. Es folgt die interessanteste der Sehenswürdigkeiten – der Kohletanz.

Nach kurzer Wagenfahrt steigen wir vor einem burgartigen Palast aus. Er scheint ein geschichtsträchtiges, altes Gebäude zu sein. Sein riesiges Eisentor, sein im Halbdunkel geheimnisvolles Marmorsäulen-Treppenhaus, seine leer hallenden langen Korridore, in denen nur das Klopfen unserer Schritte zu hören ist, während wir schweigend dem schwachen Lampenlicht folgen, das in den Händen der Palastwachen schwingt, ist alles Mystik und ahnungsvolle Rätselhaftigkeit. Wir erreichen einen offenen Arkadenbalkon, von dem wir auf einen ringsum geschlossenen, quadratischen Hof hinabblicken. In den vier Ecken des gepflasterten Hofes lodern Fackeln, und auch der logenartige, steinerne Arkadenbalkon, auf dessen bequemen Sofas wir Platz nehmen, wird von Fackellicht erhellt. In der Mitte des Hofes rötet sich ein gewaltiger Kohlehügel! Einige Gestalten eilen um den etwa einen Meter hohen, glimmenden, glühenden Kohlehaufen herum: Mit langen Stangen fachen sie ihn an, werfen frischen Brennstoff obenauf, fegen die umherspritzende Glut wieder an ihren Platz. Die überall bereistehenden Diener in roten Talaren bieten erneut schwarzen Kaffee an. Der Maharadscha fordert uns auf, wer interessiert sei, möge hinuntergehen, die Kohlen aus der Nähe betrachten und sich überzeugen, dass es sich hier nicht um billigen Hokuspokus handelt. Einige von uns gehen hinunter. Die Glut ist wahrlich keine Augentäuschung. Sie strahlt eine solche Hitze aus, dass ich schon beim Nähertreten fast geröstet werde. Ein darauf geworfenes Holzstück geht augenblicklich in Flammen auf.

Nachdem wir wieder auf dem Balkon Platz genommen haben, lässt der Maharadscha die Vorstellung beginnen. Die unten leuchtenden Fackeln werden gelöscht, nur die hier oben um den Balkon lodern weiter. In der Dämmerung des offenen Hofes, die nun vom Mondlicht mit blassen Silberfäden durchwoben wird, glüht einsam das feuerrote Riesenauge des Kohlehaufens. Instrumente erklingen. Ein exotisches Klangwirrwarr aus unsichtbaren, unverständlichen, aber dennoch aufregenden Flöten, Trommeln und Saiten. Und schon kommen die Tänzer. Kreischend fuchtelnde, sich hin- und herbiegende, windende nackte Gestalten springen mit grotesken Sprüngen aus den dunklen Verstecken des Palastes hervor. Einzeln tummeln sie sich in den Hof hinaus, schreien und kreischen, fassen sich dann an den Händen und umtanzen den Kohlehaufen. Anfangs nur mäßig, aber dann drehen sie sich immer schneller, springen immer höher, rufen immer wilder. Und sie kommen sich immer näher, der Kreis der um die Kohlen springenden Menschen verengt sich immer mehr. Jetzt tanzen sie unmittelbar am Rande des Feuers; es ist unverständlich, dass sie nicht versengt werden. Aber schau an, der eine oder andere tritt schon in die Glut, schleudert mit seinem nackten Fuß eine ganze Feuergarbe den Gegenüberstehenden ins Gesicht. Sie werden immer wilder. Sie treten nicht mehr nur, sie springen regelrecht in den funkelnden Kohlenturm hinein. Unter hysterischen Schreien tanzen sie darauf Csárdás. Sie tanzen ihn flach, treten ihn auseinander, zertrampeln ihn zu einem glühenden Teppich. Aber selbst das befriedigt ihre teuflische Leidenschaft nicht. Sie greifen sich jeweils ein ordentliches Stück Glut, nehmen es zwischen die Zähne, packen auch mit den Händen Glutklumpen. Wahnsinnig fuchteln sie umher, höllisch tummeln sie sich – in ihren Händen und im Mund sprüht und funkelt zuckend die glühende Kohle. Sie lassen schaurige, tierische Laute vernehmen. Zugleich erreicht die wilde Musik der unsichtbaren Musiker den Höhepunkt der Hysterie...

Dann plötzlich, mit überraschender Unerwartetheit, verschwinden die Tänzer. Ihre Satanasfiguren werden vom unsichtbaren Rachen des Palastes verschlungen. Das

Kreischen erstirbt, die Musik verstummt. In der Tiefe des dunklen Hofes glimmt nur noch hier und da ein restliches Kohlenauge. Mit stummem Entsetzen blicken wir uns an. Den indischen Gästen ist zwar keine besondere Erregung anzusehen, aber wir Europäer greifen nach unseren Taschentüchern. Schweiß steht uns auf der Stirn. Unten werden die Fackeln entzündet. Etwa fünfundzwanzig halb nackte Zigeuner kauern am Ende des Hofes. Sie unterhalten sich gemütlich, lachen, erklären einander gestikulierend etwas. Die Tänzer, sagt der Maharadscha, sehen Sie, ihnen fehlt gar nichts, sie haben sich aus der kleinen Glut nichts gemacht. Bitte, untersuchen Sie ihre Haut, da ist keine einzige Brandwunde. Nicht einmal versengt ist sie! Aber keiner von uns untersucht sie. Wir glauben es lieber. Und kopfschüttelnd, halb ungläubig, aber völlig ratlos verlassen wir den schaurig-geheimnisvollen Palast des Kohletanzes. Siehe da, auch aus der Welt der Rätsel haben wir eine Kostprobe erhalten. Unerwartet hat das Indien der Magier seinen Schleier gelüftet. Den Zauberstrahl seines magischen Blicks hat es für einige Minuten auf uns ruhen lassen...

Es geschah vor vier Jahren – erzählt der Maharaj-Kumar während der Heimfahrt –, damals waren wir auch hier, damals sahen wir mit unseren Gästen den Kohletanz an. Ein junger Engländer – übrigens ein netter, gut gelaunter Kerl – hat es übel bereut. Er wollte der Produktion der Fakire keinerlei Glauben schenken. Er werde beweisen – so sagte er –, dass das Ganze bloß Augentäuschung sei. Und während der Tanz im Gange war, lief er hinunter, warf seine Schuhe weg und trat ordentlich in die Glut. Natürlich verbrannte er sich die Sohlen so sehr, dass er wochenlang keine Schuhe anziehen konnte... – Aber – fügte der Maharaj-Kumar nachdenklich hinzu – es geschah noch ein anderes Unglück. In dem Moment, als der Engländer in das Feuer trat, verbrannten sich auch die Tänzer die Füße. Das Eingreifen des Ungläubigen hatte den Zauberkreis gebrochen...

Der Prinz verstummt, und auch ich forsche nicht weiter nach. Dies sind keine Probleme für weißhäutige Schädel. Wir gehen lieber wieder zur Jagd über. Darin fühle ich mich heimischer.

– Wenn Sie Lust haben und es nicht scheuen, um „morgendliche“ neun Uhr aufzustehen – bietet der freundliche Thronfolger an –, kommen Sie morgen mit mir raus, wir schießen ein paar Chinkara-Gazellen.

– Es gab wohl noch nie eine Jagd, Hoheit, für die wir uns gescheut hätten aufzustehen!

– Dann treffen wir uns also um viertel vor neun am Frühstückstisch?

– Wir werden da sein.

3 Febr. Lallgarh Palace, Bikaner State.

Ein Kommando aus vier Autos fährt vor den Palast. Dabei sind wir insgesamt nur zu dritt: F., der Prinz und ich. Und wir fahren nur hier an den Stadtrand, um unschuldige Gazellen zu suchen. Wir steigen alle drei in das persönliche Jagdauto des Thronfolgers. Wir sitzen nebeneinander auf der breiten Bank, der Prinz am Steuer, wir zwei daneben. Der hintere Teil des Autos ist ein Waffenlager. Wie in einem Schaufenster in der Stadt sind die verschiedenen, auf Gestellen befestigten Gewehre aufgereiht. Es gibt hier alles Mögliche von der Welt. Büchsen, Flinten, kleine, mittlere und große Kaliber, Einzellader, Doppelläufe, Repetierer. Zwei Lader und ein Büchsenmacher sitzen ebenfalls daneben.

So jagt der Prinz hier immer. Er steigt nie aus dem Wagen aus. Sobald er das Wild erblickt, reicht man ihm von hinten bereits die passende Waffe. Er bremst ab, schnappt sich das Gewehr und schießt. Oft bremst er nicht einmal ab, besonders wenn er eine flüchtende

Gazelle verfolgt. Dann lässt er einfach das Lenkrad seines rasenden Wagens los und schießt so.

Von den Auto-Hatzjagden der Fürsten in der Sandgegend von Rajputana hatte ich schon viel gehört. Angeblich haben sie diese barbarische und jeder europäischen Regel widersprechende Art der Jagd so zur Perfektion getrieben, dass sie das flüchtende Wild aus dem fahrenden Auto fast so sicher erlegen wie ein unbewegliches Ziel im Stehen.

— „Eine Auto-Hatz", erzählt der Prinz, „veranstalten wir nur in den entlegeneren, wilderen Teilen unseres Staates. Ich hoffe, Sie kommen ein andermal wieder, dann zeige ich es Ihnen gerne. Hier in der unmittelbaren Umgebung der Stadt jagen wir das Wild ungern so. Es gibt nicht allzu viel davon, und wir wollen es nicht in alle Winde vertreiben; außerdem wäre das rücksichtslose Herumschießen hier gefährlich."

Wozu wohl die drei Wagen gut sind, die hinter uns herfahren? Ich sehe, dass auf einen eine Art Zielscheibe geladen wurde. Kaum sind wir aus der Stadt raus, erklärt der Prinz, dass er auch F. eine Gazelle schießen lassen möchte.

— „Ich versuche es gerne", sagt F., „obwohl ich außer dem grünen Vogel in Bhopal in meinem Leben noch nichts anderes geschossen habe."

— „Das macht nichts", lacht der Prinz, „dafür habe ich die Zielscheibe mitgebracht, erst versuchen wir es daran."

Wir halten an. Die Begleitung misst die Distanz von hundert Schritten ab und stellt die Scheibe auf. Zwei „Zieler" bleiben draußen, ziehen sich in respektvolle Entfernung zurück und legen sich flach in den Sand. Der hinter uns sitzende Büchsenmacher serviert F. drei Arten von kleinkalibrigen Repetierbüchsen; bitte sehr, sie soll wählen, welche am besten zusagt. F. probiert sie aus, zielt mit ihnen herum, der Prinz lobt die Vorzüge jedes einzelnen Gewehrs. Schließlich entscheidet sich F. für eines. Es wird geladen. F. zielt lange aus dem Auto heraus; der Prinz und ich beobachten das Ergebnis durch das Fernglas.

Der erste Schuss knallt. Er wirbelt den Sand über der Zielscheibe auf.

— „Na, noch einmal", ermutige ich F., „etwas tiefer anhalten!"

Sie feuert noch zweimal ab. Eine Kugel staubt rechts vom Ziel, die andere links. Sie schießt rund um die Scheibe herum, nur treffen tut sie nicht. „Na", sage ich mir, „solange F. das Gewehr in der Hand hat, können die Gazellen beruhigt schlafen." Der Prinz jedoch ist Optimist.

— „Macht nichts", tröstet er F., „ich kenne etliche Schützen, die das Wild immer treffen, aber die Zielscheibe nie. Suchen wir eine Gazelle!"

Wir müssen auch nicht lange suchen. Sobald wir aus der offenen Wüste in ein mit Dornengestrüpp und einzelnen Palmengruppen durchsetztes Gebiet kommen, erblicken wir auch schon einige kleinere Gazellenketten. Sie sind gar nicht besonders scheu; man merkt, dass sie selten gestört werden. Auf sechzig, siebzig Schritte erwarten sie die langsam näherkommende Autokarawane. Wenn sie dann doch wegspringen, beruhigen sie sich bald wieder; sie rennen nicht in alle Welt davon, wie seinerzeit die in Jaipur.

Der Wagen hält. Durch das Fernglas wählen wir den Bock mit dem besten Gehörn aus.

— „Der zweite von links wird gut sein", stellt der Prinz fest. Und schon reicht er F. das Gewehr.

„Gut wäre er schon“, sage ich mir, „es kommt nur darauf an, für wen. Für uns diesmal wohl kaum.“

F. nimmt den Bock ins Visier – ich wage nur mit einem Auge hinzusehen. Zwischendurch mache ich mir selbst Mut: „Vielleicht trifft sie ja doch... Vielleicht ‚fehl-trifft‘ sie zufällig... Auch ein blindes Huhn...“

Der Schuss peitscht. Der Bock zeichnet hervorragend. Er macht drei, vier Sprünge und bricht zusammen.

— „Hab ich’s nicht gesagt?“, freut sich der pausbäckige Prinz, „es hat noch gar nichts zu bedeuten, wenn jemand die Zielscheibe verfehlt!“

F. ist ungeheuer stolz, ich noch stolzer als sie.

— „Wenn ich du wäre“, sage ich auf Ungarisch zu ihr, „würde ich es kein zweites Mal versuchen! Ich nicht. Egal, wie sehr sie es mir anbieten würden. So ein Glück hat man nicht so schnell wieder.“

Jetzt erst sehen wir, dass einer der Begleitwagen Wildabzieher, Shikaris, geladen hat. Zu dritt packen sie die Gazelle, ziehen in Eile die Kopfhaut ab, trennen das Gehörn ab, und schon fahren wir weiter. Durch den Lärm des Schusses sind die um uns herum sichtbaren Ketten geflohen. Bald tauchen jedoch neue auf, denen wir uns nähern. Diese sind bereits misstrauischer. Sie müssen den Schuss auch gehört haben und weichen langsam dem Weg des verdächtigen Wagens aus.

Der Prinz ermuntert F.: „Na, noch eine!“ Er sucht für sie einen alten Bock mit langen Hörnern aus. Er mag wohl hundert Schritte entfernt sein und steht zwischen zwei Ricken, etwas abseits von den anderen. Vergeblich war meine warnende Mahnung; F. greift bereits nach dem Gewehr, sie hat durch den vorigen Erfolg Blut geleckt. Sie nimmt den Bock ins Visier, der jedoch den Wagen nicht länger aushält und zusammen mit seinen zwei Ricken loszieht. Doch F. lässt sich von einer solchen Kleinigkeit nicht beirren, denn sie schießt die ziehende Gazelle so sauber ins Blatt, dass es selbst dem seligen Carver Ehre gemacht hätte. Die Überraschung ist allgemein, am meisten jedoch wundert sich F. selbst.

— „Ich hatte keine Ahnung“, sagt sie, „dass das Kugelschießen so eine einfache Sache ist.“

— „Aber wäre es nur eine Zielscheibe gewesen, hättest du sie im Leben nicht getroffen!“

— „Das ist was anderes! Die ist ja auch nicht leicht zu treffen. Aber so eine lumpige Gazelle!“

F. ist richtig in Jagdlaune gekommen. Es würde mich nicht wundern, wenn sie als Nächstes schon auf einen Tiger spekulieren würde.

Wir setzen die Autofahrt fort. Wir begegnen noch vielen Gazellen, auch mich lässt der Prinz zwei schießen. Eine ist besonders stark, nur anderthalb Zoll kürzer als das Rekordgehörn. Während wir gerade fotografieren, taucht eine eilig dahinjagende Gazellenkette am Horizont auf. Unsere Ferngläser klären bald die Ursache des Aufruhrs. Drei streunende Hunde verfolgen das in Todeseile fliehende Wild. Dem Prinzen genügt das: Er gibt Gas, und schon rasen wir der in der Ferne staubenden Hatz entgegen. Auch die Begleitwagen sind nicht faul; ohne Befehl verstehen sie die Absicht des Prinzen: Sie jagen seitlich davon, sie wollen die wildernden Hunde einkreisen.

Als Hundefreund – als den ich mich auch bekenne – tut es einem immer leid, das Gewehr gegen einen Hund zu heben. Aber zusammen mit meinen heimischen Jagdkameraden wissen wir nur zu gut, dass wir oft genug zu diesem unangenehmen Schuss gezwungen sind. Der herrenlos herumstrolchende, Wild jagende Köter ist der wahre Schrecken des Wildbestandes. Er richtet mehr Schaden an als ein Wilderer. Auch der Prinz muss um seine Gazellen bangen, denn er vergisst alles andere, achtet weder auf Gräben, Gebüsch noch auf seine Weggefährten und rast mit blitzenden Augen dem Feind entgegen. Er lenkt den Wagen mit so geschickter Berechnung, dass die Hunde schließlich genau vor uns vorbeiziehen, in etwa sechzig bis siebzig Schritten Entfernung. Hässliche Köter mit tückischem Blick und hängenden Zungen. Fast erreichen sie schon das Ende der Gazellenkette...

Der Prinz bremst ab. So plötzlich, dass wir beide mit dem Kopf gegen die Schutzscheibe prallen. Doch der Büchsenmacher reicht ihm bereits die kleine Doppelbüchse nach vorne. Die zwei Schüsse knallen – ein schneller Gewehrwechsel, genau wie bei der Grouse-Jagd... Ein erneuter Doppelschuss... Ein drittes Gewehr wird nicht mehr benötigt. Zwei haben die Arbeit erledigt. Alle drei Köter haben in den Sand gebissen.

— „Die haben wir erledigt“, stellt der Maharaj-Kumar fest. „Wir können weiterfahren.“

Manche mögen das Vorgehen des Prinzen vielleicht als Grausamkeit bezeichnen. Doch vom Standpunkt des Jägers aus, der sein Wild hütet, handelte er richtig. Nicht nur richtig, sondern auch hervorragend geschickt. Denn drei im vollen Lauf galoppierende Köter aus sechzig Schritten mit vier Kugelschüssen zum Überschlagen zu bringen, ist wahrlich keine alltägliche Leistung. Wer so mit der Waffe umgeht, kann stolz auf sein Können sein.

Später kommen wir wieder in die Nähe einer Gazellenkette. Es muss wohl ihre Brunftzeit sein, denn sie jagen sich ständig. Wir sehen auch etliche Böcke, die miteinander kämpfen. Beim Herannahen unserer Autos trollt sich die Gesellschaft langsam beiseite. Sie ziehen sich aus unserer Fahrtrichtung zurück und halten etwa zweihundert Schritte Distanz vor uns. Doch die zwei kämpfenden Böcke bemerken uns offensichtlich nicht. Sie sind so vertieft in ihr Ringen, dass sie nicht einmal das Abziehen ihrer Gefährten registrieren. Ihr zum Boden gesenktes, gegeneinander gestemmtes Gehörn knirscht laut beim Ringen. Sie stoßen, stechen, pieksen sich gegenseitig, drehen sich im Kreis, knien sich förmlich hinein, so bezwingen sie sich. Wir aber nähern sich so geräuschlos wie möglich, in hinterhältiger fotografischer Absicht. F. hat ihre Contax-Kamera bereits schussbereit; sie wartet nur darauf, dass wir noch ein wenig näher herankommen.

Jetzt bemerken wir, dass die Sache nicht ganz so liegt, wie wir dachten. Von wegen, die Duellanten hätten uns nicht bemerkt! Sie würden nur zu gerne den anderen nacheilen – wenn sie nur könnten! Aber in der Hitze des Gefechts hat sich ihr Gehörn verhakt, es ist rettungslos ineinander verriegelt, sie können sich nicht voneinander trennen. Eine einmalige Gelegenheit zum Fotografieren. Schnell fährt das Auto heran. Wir springen heraus, eine Kamera hat nur F. Sie arbeitet auch fleißig, aus etwa zehn Schritten Entfernung knipst sie die verängstigt kämpfenden, sich gegenseitig hin- und herzerrenden Böcke. Vier Aufnahmen gelingen ihr hintereinander. Dann finden die verzweifelt keuchenden Tiere doch noch den Schlüssel zu ihren Fesseln: Ihre Köpfe befreien sich aus dem Käfig ihrer Hörner, sie springen auseinander und – wie der Wirbelwind: Flucht den anderen nach. Über diesen seltenen Zufall freuen wir uns noch viel mehr als über die erlegten Gazellen. Eine solche Gelegenheit bietet sich nur einmal in jedem Schaltjahr. Dem Prinzen, der ebenfalls ein leidenschaftlicher Wildfotograf ist, war es noch nie gelungen, kämpfende Gazellen aus einer solchen Nähe aufzunehmen. Wir verdanken das einmalige Bild ja auch nur dem glücklichen Zufall, dass die beiden Böcke sich sozusagen gegenseitig gefesselt hatten. Aber auf dem Bild wird man das auf keinen Fall sehen. Wir

selbst bemerkten ja auch erst aus nächster Nähe und angesichts ihres todesmutigen Blicks, dass sie den Kampf nicht mehr freiwillig fortsetzten.[7]

([7] Der betreffende Film ging leider noch vor der Entwicklung zugrunde.)

Wir machen noch eine Runde im Revier und kommen auf dem Rückweg wieder an die Unglücksstelle der drei streunenden Köter. Aber von den Hundekadavern ist nichts mehr zu sehen; an ihrer Stelle tummeln sich nur noch drei Geiergesellschaften. Kreischend und krächzend zanken sie sich. Und ständig kommen neue hinzu, von überallher sammeln sie sich hier, genau wie in Bombay um die „Türme des Schweigens"! Auch über uns fliegen sie, gar nicht hoch, im schönsten Schrotflintenschuss. Der Prinz ruft jedoch nach hinten nach einer Kugelbüchse. Er bremst den Wagen ab: Er richtet seine Waffe auf den Vogel, der genau über unsere Köpfe kommt. Und auf mein Wort! – Er schießt ihn so herunter, wie unsereins einen Vogel mit Schrot. Ich komme aus dem Staunen nicht heraus. Wir bitten ihn, das Kunststück zu wiederholen. Er verfehlt drei, aber den vierten schießt er wieder herunter. Er ermuntert mich, es auch zu versuchen. Nun ja, ich sage nicht, mit einer Flobertkugel habe ich schon etliche Geier im Flug geschossen. In Afrika ist das eine unserer liebsten Lagerbelustigungen. Nur pflege ich zwanzig oder dreißig zu verfehlen, bevor einer herunterfällt. Mit einem richtigen Jagdstutzen hatte ich es jedoch noch nicht versucht.

„Na", seufze ich bei mir, während ich das Gewehr hebe, „wenn du noch nie ein Wunder getan hast, himmlischer Nimrod, dann mach jetzt einmal eine Ausnahme. F. hast du vorhin schon zwei Wunder gewährt, lass mir auch eines zukommen..."

Er lässt es nicht. Nicht einmal der gleichmäßige Flügelschlag des Geiers wird durch meinen Schuss gestört. Er merkt nicht einmal, dass auf ihn geschossen wurde. Mit dem zweiten geht es mir genauso. Aber der dritte – ob Sie es glauben oder nicht – fällt herunter! Er schlägt seine zwei gewaltigen Flügel unter den Bauch, fällt rauschend herab und macht einen Plumps im Sand wie ein Mehlsack. Sieh an, der alte Nimrod ist heute in Wunderlaune. Aber ich gebe keinen weiteren Schuss mehr ab. So leichtsinnig wie F. bin ich dann doch nicht.

Zu Hause angekommen, lädt uns der Prinz in seine eigenen Gemächer zu einem erneuten Frühstück ein. Schon seit Tagen bereite ich mich auf diesen Besuch vor, aber bisher kam immer etwas dazwischen. Ich möchte nämlich die Jagdtrophäen des Maharaj-Kumar besichtigen, vor allem die afrikanischen. Einen guten Teil davon hatte ich zwar damals gesehen, aber noch in rohem, unverarbeitetem Zustand. Der Prinz bewohnt einen Flügel des Riesenpalastes. Seine Jagdbeute bewahrt er in drei riesigen Sälen auf. Von den Wänden der Säle ist kein einziger handbreit freier Platz zu sehen, so dicht sind sie mit den verschiedensten Trophäen bedeckt. Fell neben Fell, Geweih über Geweih, ausgestopfte Wildköpfe, Hörner, Stoßzähne, alles drunter und drüber. Afrika mit Asien bunt gemischt. Zwischen zwei Tigern ein Löwe, zwischen Kaffernbüffeln ein indischer Wildochse. Eine Unmenge an herrlichen Jagderinnerungen, aber diese Systemlosigkeit, diese rücksichtslose Vermischung der Kontinente empört mich. Das darf man nicht. Damit wird die ganze Wirkung zerstört. Ein Großer Kudu neben einem Nilgau-Antilope! Das ist so, als würde man in einen Prachtstall in eine Reihe von Reitpferden ein buntes Kalb binden. Über die Art der Anordnung der Trophäen, über dieses hochwichtige, lebensentscheidende Problem streiten wir uns den ganzen Vormittag mit dem dicken Maharaj-Kumar. Den wir übrigens von all unseren indischen Bekannten am meisten mögen. Er ist ein gut gelaunter, freundlicher, äußerst sympathischer Mensch.

Am Nachmittag versammeln wir uns zu einer Filmvorführung im Theatersaal des Palastes. Zwei Filme stehen auf dem Programm: die kürzlich stattgefundenen Jubiläumsfeiern und die Tigerjagd des Maharaj-Kumar. Bei der Jubiläumsparade interessiert mich vor allem der Teil, der in der Realität diesmal leider nicht wiederholt wird, obwohl er zweifellos am prächtigsten gewesen sein muss: der festliche Umzug. Da es sich jedoch um einen Farbfilm handelt, erhalten wir dennoch eine der Wirklichkeit recht nahekommende Kostprobe der augenblendenden Prozession: Dreißig Prachtelefanten trotten im Zug mit: in glänzende Schabracken gehüllte Riesen mit goldbeschlagenen Stoßzähnen und goldenen Nägeln. In jedem der schweren silbernen Howdahs, die auf ihrem Rücken schwanken, prangt ein Gastfürst. Von all dem Gold und den Edelsteinen, die an ihnen hängen, wirken sie wahrlich wie riesige Schmuckstücke. Nur der Reiter des am weitesten vorne gehenden, größten und buntesten Elefanten glänzt nicht. Sein grauer Gehrock, sein weißer Tropenhelm wirken in dieser schillernden Farbenpracht geradezu aschenputtelhaft. Der Vizekönig – denn wer sonst sollte es sein – wirkt auf diesem prunkvollen Elefanten, als wäre er zufällig von einem fremden Himmelskörper dorthin gepurzelt. Auch später, als er zu Pferd die Truppenschau abhält, reitet er in Hosen und Zylinder einher und nimmt so den Gruß des aufmarschierenden Kamel-Regiments entgegen.

Nach dem Jubiläumsfilm werden die Tiger-Aufnahmen des dicken Maharaj-Kumar gezeigt. Der Film entstand bei einer Treibjagd vom Machan aus. Wir können einige wirklich hervorragende Tigerbilder genießen. Auf einem zeigt sich der Herrscher des Dschungels langsam, verharrend, auf einem anderen im Galopp; später schlägt er, von der Kugel getroffen, sogar einen regelrechten Purzelbaum. Hätten wir doch auch eine Filmkamera mitgebracht! F. hätte ähnliche Aufnahmen machen können.

Am Abend ein prunkvolles Abschiedsfestmahl. Die Maharadschas kleiden sich in Festgewänder. Ebenso die Prinzen, Höflinge und Adjutanten in ihrem Gefolge. Und als sich die Flügeltüren des Speisesaals öffnen, als wir in den lichtüberfluteten großen Saal mit den Tigerfellen hinüberwechseln – da muss ich meinem Glücksstern danken. Ich kann mich nicht erinnern, jemals für ein Festmahl geschwärmt zu haben. Ein feierliches Bankett ist für mich eine Qual. Aber das heutige, das zu verpassen wäre wirklich schade gewesen. Ich korrigiere: Es wäre eine Sünde gewesen! An diesem heutigen kann ich mich nicht sattsehen! Nicht an den Speisen, die taugen nicht viel. Sondern am Anblick. Am Wunder. An dem Zurückgleiten meiner Fantasie in die Vergangenheit... Denn die Gestalten, die um mich herum Platz nehmen, sind nicht mehr die, als die ich sie bisher kannte. Es sind keine jagenden, reisenden, Tennis spielenden Weltmänner. Es sind keine Menschen von heute. Lauter Großmoguln sitzen hier heute Abend: Akbars, Shah Jahans... Die Spanne von Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden schrumpft zu nichts zusammen, ein Zauber aus Tausendundeiner Nacht bemächtigt sich des Saals. All die Herrlichkeit längst vergangener Zeiten wird in den Traumgestalten lebendig, die am langen Tisch speisen und auf deren Turbanen Juwelen wie ein fein zerschnittener Regenbogen funkeln...

Während des Bratens erhebt sich der Hausherr zum Wort. Seine edelsteingeschmückte, kriegerische Gestalt ist die stolze Verkörperung des legendären Rajput-Mutes. Mit schallender Stimme spricht er den einzigen Trinkspruch des Mahls aus. Seinem weißhäutigen Herrn, dem Kaiser von Indien, dem in Übersee thronenden englischen König gilt der Toast. Es kann nicht schwer gewesen sein, ihn auswendig zu lernen, er besteht nur aus zwei Worten:

— „King-Emperor!“[8] (König-Kaiser!)

Wie auf ein Zauberzeichen hin erstirbt das Stimmengewirr. Und als ob ein einziger elektrischer Strom sie bewegen würde, springt die glänzende Versammlung auf. Stumm leert man das Glas der Huldigung...

... Kaum eine halbe Minute dauert das Intermezzo. Wir sitzen wieder, munter spinnt sich der Faden der murmelnden Unterhaltung weiter, jeder stopft sich fleißig weiter den Mund voll. Es war nur eine Momentaufnahme, die gerade mal durch den glänzenden Saal huschte... Der königliche Toast des Maharadschas von Bikaner hat sich dennoch als unvergessliche Erinnerung in meine Seele geprägt.

Unangenehm isst es sich auf dem goldenen Teller. Das Messer knirscht darauf, dass es mir sogar bis in die Nervenbahnen der Zähne vibriert. Aber so etwas kann mich heute nicht ernüchtern. Erst nach dem Essen lässt die Kraft des Zaubers nach, wenn die Großmoguln sich zwei Spannen lange Havannas anzünden, Bridgekarten zwischen ihre funkelnden, karfunkelbesetzten Finger nehmen und auf den Wellen des Radios nach Jazzmusik suchen...

([8] König – Kaiser!)

Später jedoch, gegen elf Uhr, unternehmen wir einen weiteren Ausflug in die Vergangenheit. Für ein, zwei Stunden verirren wir uns erneut in das aus Zauberfäden gewobene Netz des Großmogul-Indiens. Hier... wir befinden uns wieder auf dem Balkon jenes alten, geheimnisvollen Palastes, von dem aus wir gestern den Kohletanz beobachtet haben. Auch jetzt findet unten im Steinhof eine Tanzvorführung statt. Doch heute sind glücklicherweise Damen die Akteure, und sie treten auch nicht auf glühende Kohlen. Es mögen wohl an die vierzig hinduistische Mädchen sein, gekleidet in prachtvoll schimmernde Saris in den verschiedensten Farben; sie führen eine uralte Tanzsage auf.

Obwohl die melodielose Musik und das monotone Gemurmel, das man Gesang nennt, für ein europäisches Trommelfell nichtssagend sind, ergreifen die rhythmischen Armbewegungen der bunten Mädchengruppe, ihr charmantes Hin- und Herwogen, das mystische Lodern des Fackellichts, die wunderschönen Gewänder und das schillernde Farbspiel des barbarischen Schmucks in der weihrauchgeschwängerten Atmosphäre des alten Palastes dennoch meine Fantasie. Die uns umgebenden, mit Edelsteinen behängten Fürsten rücken wieder weit weg in den Rosennebel des alten Ruhms. Mit dem bezaubernden Blick des Zaubers des Ostens sehe ich dem Schicksal wortlos ins Auge...

Die mandeläugigen Palasttänzerinnen verlassen die Bühne. Es folgt der „Naked Sword Dance“ – der Tanz der nackten Schwerter. Breitklingige, gerade, zweischneidige Pallasche werden herbeigebracht. Man stellt sie auf die Schneide und reiht sie auf dem Pflaster auf, befestigt sie mit schweren Eisenstangen. Die auf ihrer Schneide stehenden Klingen bilden ein regelrechtes Gitter. Diesmal sind die Tänzer wieder Männer, vermutlich dieselben Fakire, die gestern die Kohlen traten. Denn die Haut ihrer Fußsohlen schert sich ebenso wenig um die scharfen Schwertklingen wie gestern um das Feuer. Sie tanzen darauf, sie könnten nicht einmal daneben treten, so dicht stehen die Pallasche; ein Fußspann fände keinen Platz zwischen zwei Klingenrücken. Sie machen große Sprünge und lassen sich auf die scharf geschliffenen Barten zurückfallen. Aber über ihren nackten Sohlen spannt sich offensichtlich die Panzerhaut eines Rhinozeros, die Schärfe des Schwertes schneidet sie nicht...

Nach dem Ende der Vorführung beglaubigen wir das Geschehene. Wir besehen uns die Pallasche und die Sohlen. Wir entdecken keinerlei Schwindel. Wir finden alles in bester Ordnung. Die Klingen sind rasiermesserscharf, und auf den schwieligen Sohlen zeigt sich nicht ein einziger Kratzer. Kopfschüttelnd kehren wir heim. Morgen sagen wir Bikaner

Lebewohl. Die nächste Station unserer Rundreise ist der südindische Staat Mysore. Wir folgen der Einladung des Bruders des dortigen Herrschers, des Juvaradschas von Mysore.

4 Febr. Bikaner, Lallgarh Palace.

In Bombay und Kalkutta ist erneut eine Pockenepidemie ausgebrochen. Laut Regierungsverordnung ist es verboten, ohne Impfzeugnis einen Zug zu besteigen. Wer nicht geimpft ist, bekommt keine Fahrkarte. Vorhin klopfte der kaiserliche Oberarzt an. Ein schrecklich höflicher Mensch, er verbeugt sich vor jeder Impfung und bittet um Erlaubnis. Da wir pro Person vier Impfungen erhalten, kommt der Herr Doktor mit dem Verbeugen kaum nach. Schließlich beschenkt er uns mit zwei schönen Zeugnissen, kaiserlichen Urkunden mit goldenem Wappen. Wenn wir die am Bahnhof schwenken, gibt man uns vielleicht sogar einen Extrazug.

Állírályi testőrök (Bengál lándzsások)

Kaum ist der komplimentierende Arzt aus dem Zimmer hinauskomplimentiert, bittet ein Galadadjutant um Einlass. Er bringt ein stattliches Foto in einem silbernen Wappenrahmen: das Porträt des Maharadschas und des Maharaj-Kumars in Galauniform, mit Autogramm. Wir freuen uns sehr über das liebe Andenken, und ich muss an das Klavier meines Freundes Pál Pálffy denken – an die Sammlung von Maharadscha-Bildern, die auf dem Klavier aufgereiht sind. Eines hat einen schöneren Rahmen als das andere, und sie sind so groß, dass sie nirgendwo anders Platz fänden als auf einem Klavier. Oft habe ich sie neidisch betrachtet. „Ja“, sagte ich damals, „wer so viele Maharadschas zum Freund hat, dem fällt es leicht, einen Tiger zu schießen.“ Sieh an, nun habe auch ich zwei Bilder fürs Klavier.

Der Adjutant brachte noch etwas anderes. Gestern hatten wir uns nämlich nach dem Wie und Wo der Reise nach Mysore erkundigt. Mysore liegt fast am anderen Ende Indiens, in der Luftlinie sind es immerhin eintausendachthundert Kilometer. Da die indischen Eisenbahnen jedoch in alle Richtungen laufen, nur eben nicht in der Luftlinie, ahnen wir bereits, dass die Reise nach Mysore kein Kinderspiel wird. Gestern erhielten wir die Antwort, dass das Obersthofmeisteramt den Reiseplan für uns ausarbeiten werde. Nun, was soll ich sagen, sie haben ihn ausgearbeitet.

Der Adjutant überreicht ein gewaltiges, mit goldener Schnur geheftetes Dokument, das detaillierte Programm der geplanten Reise. Wir entnehmen daraus, dass wir mit kleineren Unterbrechungen sechs Tage lang im Zug sitzen werden. Dabei müssen wir fünfmal umsteigen und nicht nur den Zug, sondern sogar die Spurweite wechseln. Mal breitere, mal wieder schmalspurige Züge werden uns Richtung Mysore „fliegen". Aus dem Programm sehe ich, dass der eine oder andere höchstens zwanzig Kilometer pro Stunde zurücklegt. Der Reiseplan ist außerordentlich gründlich. Er erwähnt täglich vier, insgesamt vierundzwanzig Mahlzeiten. Die Festessen, die wir teils im Speisewagen, teils auf Bahnhöfen und teils aus dem in Delhi zu kaufenden Reiseproviant zu uns nehmen können, sind – sehr richtig – im Reiseprogramm in roter Schrift markiert. Damit wir ja keines vergessen.

Sechs Tage am Stück bin ich noch nie Zug gefahren. Nordamerika haben wir in vier Tagen durchquert, und das ist fast die dreifache Entfernung von hier nach Mysore. Ohne Flugzeug ist es mühsam, in Indien zu Gast zu sein. Einen beträchtlichen Teil unserer Zeit verwenden wir darauf, verschiedene Eisenbahngesellschaften zu mästen.

Am Nachmittag müssen wir noch ein Fußballspiel miterleben, das mit einem Turnwettkampf verbunden ist. Fahrplanmäßig fährt unser Zug um fünf Uhr Richtung Delhi ab, aber um viertel vor fünf sitzen wir noch auf der Tribüne des Sportplatzes – es wird gerade erst die erste Halbzeit gespielt... Wir rutschen unruhig hin und her, wollen uns verabschieden, wir haben nicht die Absicht, den Zug zu verpassen. Der Maharadscha beruhigt uns jedoch; wir sollen nur ruhig bleiben und das Spiel getrost zu Ende sehen, wegen des Zuges habe er bereits Anweisungen gegeben. Was können wir anderes tun, wir setzen uns wieder hin. Auf Kohlen sitzend warten wir auf das Ende des Spiels.

Bis wir uns dann von jedem verabschiedet, jedem für alles brav gedankt haben und zum Bahnhof hinausfahren, ist die Abfahrtszeit um eine volle Stunde verstrichen. Der Zug steht jedoch noch hier; er hat höflich das Ende des Fußballspiels abgewartet. In Indien ist das reisende Publikum geduldig. Ja, man wundert sich über so etwas nicht einmal.

Einer der Gastfürsten, der Maharadscha von Bhavnagar, reist ebenfalls gerade ab. Seine zwei Salonwagen wurden ans Ende unseres Zuges gehängt. Seine Hoheit Bhavnagar gehört zu den kleineren Fürsten, er reist mit nur zwei Salonwagen; sein Gehalt reicht nicht einmal für einen lumpigen Sonderzug. Am ersten Bahnhof nach Bikaner erreicht uns bereits eine Einladung aus dem Salonwagen: Wir sollen zum Tee, zum Bridgen und zum Abendessen herüberkommen. Wir steigen aus und rennen zum Ende des Zuges; innen gibt es keinen Durchgang. Die Einrichtung der fürstlichen Wagen ist ganz und gar nicht fürstlich. Einer wird als Speisezimmer benutzt – es mag ein ausgemusterter Speisewagen sein. Im anderen reihen sich Schlafkabinen für den Maharadscha und sein fünfköpfiges Gefolge aneinander. Einfachheit, ja Altertümlichkeit kennzeichnet die zwei altmodischen Waggons, die sich eigentlich nur durch das riesige, auf die Seite gemalte Wappen von den übrigen unterscheiden.

Bis Mitternacht sind wir Gäste im Salonwagen von Bhavnagar und kehren mit acht Rupien Kartengewinn in unser staubiges Abteil mit den harten Bänken und dem zerbrochenen Fenster zurück. Diesmal müssen wir nicht umsteigen. Wir können bis Delhi schlafen.

NEUNTES KAPITEL: UNSTERBLICHES DELHI

5 Febr. Delhi, The Cecil Hotel.

Es wurde spät am Nachmittag, bis wir hier ankammen. Fast vierundzwanzig Stunden dauerte das Gezuckel über die dreihundert Kilometer lange Strecke. Das bekannte Maiden-Hotel war bis zum Bersten gefüllt, man gab uns kein Zimmer. Von dort schickte man uns weiter ins Cecil-Hotel, das einfacher, billiger und ruhiger als jenes ist – und offensichtlich eine viel bessere Küche hat. Auch hier gelang es uns nur durch Zufall, ein Zimmer zu ergattern. Wir trafen gerade auf zwei abreisende Gäste und besetzten sogleich ihr frei gewordenes Quartier. Im Hotelgarten stehen Zelte in Reihen; dort bringt man die Suchenden unter, die mangels Zimmern leer ausgehen. Wenn wir nicht geschickt vorgegangen wären, könnten wir jetzt auch im Garten kampieren.

Die Housekeeper[1] ist eine äußerst freundliche englische Dame; sie behandelt uns wie eine liebe Tante vom Lande, klopft immer wieder an und versorgt uns mit allem Guten. Nach diesen Erfahrungen wird uns das Maiden-Hotel nicht wiedersehen. Zugegeben, leider wohl auch das Cecil kaum, denn nach Delhi werden wir wohl nicht mehr zurückkehren. Bis wir uns eingerichtet haben, wird es Abend. Wir sind müde, wir haben im zugigen, unangenehm rüttelnden Zug nicht viel geschlafen. Auch die einwöchige Parade in Bikaner hat uns erschöpft. Unser pockengeimpfter Arm schmerzt ebenfalls ein wenig. Die liebe, weißhaarige Tante schickt uns ein vorzügliches Abendessen aufs Zimmer. Das frühe Schlafengehen tut uns gut. Ab morgen werden wir ohnehin kein Bett mehr sehen, bis wir in Mysore ankommen.

([1] Hausälterin)

6 Febr. Delhi, The Cecil Hotel.

Die übrig gebliebenen Schrotpatronen bringe ich dem bärtigen Buksh Elahee zurück. Wenn auch murrend, so erstattet er doch den Preis zurück. Dann machen wir uns auf den Weg in die Stadt. Leider müssen wir wieder mit der Feststellung beginnen, dass unsere Zeit knapp ist. Gegen Abend müssen wir bereits weiterreisen. Für die Besichtigung der „sieben Städte“ von Delhi würden jedoch selbst sieben Tage nicht ausreichen. Beeilen wir uns also, nutzen wir diese wenigen Stunden, stopfen wir so viele Sehenswürdigkeiten hinein, wie nur hineingehen.

Ich erwähnte gerade die „sieben Städte“ von Delhi. Dazu muss ich ein paar schnelle erklärende Worte einfügen, obwohl ich fürchte, damit langweilig wie ein Baedeker zu werden. Beginnen wir vielleicht damit, dass es zu den beliebtesten Vergnügungen der orientalischen Kaiser alter Zeiten gehörte, Städte zu gründen. Der neue Herrscher verließ mit Vorliebe das Heim seines Vorgängers, zog weiter und baute eine nagelneue Hauptstadt, oft nur ein paar Steinwürfe neben die alte – aber neu! Nur um seinen Vorgänger nach Möglichkeit zu übertrumpfen und dem Volk zu zeigen, dass er wahrlich ein tüchtigerer Kerl sei und eine schönere Stadt bauen könne. Diese bekannte Eitelkeit der alten Herrscher des Ostens blüht unter den heutigen Maharadschas unvermindert weiter. Wenn sie auch keine neue Hauptstadt bauen – dazu würde es bei den meisten nicht reichen –, so haben doch fast alle einen neuen Palast gebaut. In der Regel gelingt er nicht besser als der alte.

In der stürmischen Geschichte Delhis hat sich die stadtgründende Leidenschaft der Herrscher ordentlich ausgetobt. So konnte es geschehen, dass seit dem zwölften Jahrhundert, also in nur siebenhundert Jahren, die Kaiser von Delhi ihre Hauptstadt siebenmal hintereinander neu aufbauten. Weit weggezogen sind sie von der alten zwar nie, höchstens ein paar Kilometer, denn einen geografisch geeigneteren Ort hätten sie ohnehin nicht finden können. Der Jumna-Fluss, der am Rande der Stadt dahinfließt, trägt seit Jahrtausenden den Verkehr zwischen dem Pandschab und der Ganges-Ebene. Auf

der Jumna und weiter auf dem Ganges können die Delhier bis zum Meer, bis zur oberen Spitze des Golfs von Bengalen schiffen.

Der Geschichtsschreibung zufolge stand im Umkreis des heutigen Delhi jedoch nicht erst seit siebenhundert Jahren, sondern seit vier Jahrtausenden eine Stadt. Unter verschiedenen Namen natürlich, mal etwas weiter oben, mal wieder weiter unten, je nach dem Geschmack des neuen Stadterbauers. Viertausend Jahre! Da wird einem schwindlig. Und wir wollen an einem einzigen Tag besichtigen, was hier seit viertausend Jahren geschehen ist? So sollte man nicht reisen. Was nützt es, wenn wir jetzt in Todeseile herumjagen, hier eine Ruine und dort einen Moscheeturm ansehen und dann keuchend weiterreisen mit dem beruhigenden Gefühl, Delhi auch gesehen zu haben! Sündhafte Oberflächlichkeit. Ich schäme mich vor den heimsuchenden Geistern all der Großmoguln. Da sie jedoch alle selbst Jäger waren, werden sie sicher verstehen, dass ich doch wegen des Tigers nach Indien gekommen bin. Ich muss also nach Mysore eilen, denn dort hat man mir einen Tiger versprochen. Was soll's, das ist mir doch wichtiger als das Qutb Minar!

Das schauen wir uns nämlich gerade an. Etwa zehn Kilometer mögen wir vom Hotel aus mit dem Auto gefahren sein. Von den Städten Delhis stand hier die erste. Richtiger gesagt, das erste Delhi der mohammedanischen Kaiser. Denn hinduistische Hauptstädte – wie ich vorhin erwähnte – wurden in dieser Gegend bereits Jahrtausende früher gebaut. Von denen sieht man freilich nur noch herzlich wenig; man ist vor allem durch Ausgrabungen auf sie gestoßen. Das auffälligste Überbleibsel des im 12. Jahrhundert erbauten Delhi Nummer eins ist das zweiundsiebzig Meter hohe Qutb Minar, das aus der Ferne an einen Fabrikschornstein erinnert. Ein aus Stein gehauener, gerippter, schlanker Moscheeturm. Er preist den Namen seines einstigen Erbauers, des „mondgesichtigen" muslimischen Sultans Qutb-ud-Din Aibak.

— „Eine Wendeltreppe aus dreihundertachtzig Stufen führt auf die Spitze des Turms", erklärt unser Führer. Er will uns um jeden Preis hinauflocken und verspricht eine herrliche Aussicht. Selbst wenn er mich mit einem Tiger locken würde, ich würde ihn nicht besteigen. Es reicht mir, wenn ich zur Spitze des offensichtlich schwankenden Fabrikschornsteins hinaufsehe; schon davon wird mir schwindlig. Von hier unten betrachtet erscheint es geradezu unmöglich, dass man in diesen kerzengeraden Turm eine Wendeltreppe zwängen konnte. Aber ich glaube es viel lieber, als mich davon zu überzeugen. Ursprünglich krönte ein pavillonartiger Aussichtskäfig die Turmspitze. Das Erdbeben von 1803 hat die Galierie jedoch abgeworfen; jetzt wird sie hier unten gezeigt.

Es gibt hier unten noch anderes zu erklären, was unseren Führer glücklicherweise den schwindelerregenden Gedanken an die Turmbesteigung vergessen lässt. Eine besondere Merkwürdigkeit der ebenfalls zur Zeit von Qutb-ud-Din Aibak erbauten, halb verfallenen Quwwat-ul-Islam-Moschee ist die prächtig behauene Steinsäulenreihe, die aus der alten Hindu-Zeit – also noch aus der Zeit vor dem ersten Delhi – erhalten geblieben ist. Inmitten der Ruinen derselben Moschee steht eine sieben Meter hohe Eisensäule – seit anderthalb Jahrtausenden! Aber zum Rostigwerden hatte sie seither keine Zeit. Es ist das Siegesdenkmal des hinduistischen Kaisers Chandragupta Vikramaditya, und da sie aus einem einzigen Stück reinem Eisen geschmiedet wurde, setzt sie keinen Rost an.

Schon hasten wir weiter nach Osten, wo wir nach ein paar Kilometern Autofahrt das dritte Delhi erreichen, namentlich Tughlaqabad. (Das zweite Delhi, die einstige Stadt der Khilji-Dynastie, lassen wir aus Zeitnot aus.) Das dritte Delhi wurde, wie sein Name sagt, um 1300 von Sultan Tughlaq erbaut. Düstere Burgmauern. Diese aus viermetergroßen Granitblöcken gebauten Festungen mit ihren breiten Kuppeln erinnern an die „Betonnester" der Maginot-Linie. Die Zeit vergeht so schnell, unsere Touristenbeine können unmöglich mit ihr Schritt halten. Auf das vierte Delhi – Jahanpanah –, das

eigentlich auf dem gemeinsamen Gebiet der ersten und zweiten Stadt erbaut wurde, können wir nur einen flüchtigen Blick werfen. Es gibt hier überall so viele Ruinen, Moscheen und Grabmäler aus so vielen verschiedenen Epochen, dass es unmöglich ist, sich in so kurzer Zeit unter ihnen zurechtzufinden. Unser Führer wirft nur so um sich mit den Jahrtausenden, mit aufblühenden und wieder zerfallenden Reichen, er erwähnt so viele Sultane, Maharadschas und Großmoguln mit unaussprechlichen Namen – ich halte mir schon mit beiden Händen den schwindelnden Kopf.

Auf der Rückfahrt besichtigen wir in einem wunderschönen schattigen Garten einen gewaltigen Tempel mit drei Kuppeln: das Grabmal von Nawab Safdar Jang. Es stellt sich heraus, dass es erst zweihundert Jahre alt ist – ein lächerlicher Parvenü unter den anderen. Empört rasen wir weiter. Unsere nächste Station ist das heutige Delhi, die Nummer sieben. Auf den Besuch der dazwischen liegenden müssen wir aus Zeitmangel verzichten. Die siebte Stadt Delhis, auch Shahjahanabad genannt, wurde zur Zeit der glanzvollsten Blütezeit der Großmoguln um 1650 erbaut. Hier ließ der unglücklich endende Shah Jahan des Taj Mahal in Agra seine Bauleidenschaft frei walten; sein Name wird durch diese Stadt verewigt. Seine riesige Festung aus rotem Stein, auf deren stolzem Zinnen der Wind die englische Flagge wehen lässt, wird jetzt als Garnisonskaserne genutzt. Vor kaum achtzig Jahren, beim Ausbruch des Sipoy-Aufstandes (Indian Mutiny), der der englischen Herrschaft beinahe zum Verhängnis geworden wäre, spielte sich hier in der Festung von Delhi jene schreckliche Blutbad ab, bei dem fast die gesamte englische Kolonie der Stadt, Männer wie Frauen, den aufständischen einheimischen Soldaten zum Opfer fiel. Drei Monate später eroberte General John Nicholson, eine unsterbliche Figur in der Geschichte Britisch-Indiens, unter dem Opfer seines eigenen Lebens nach sechstägigem hartem Kampf die Festung von Delhi zurück.

Das gewaltige rötliche Fort (Delhi Fort) und der unmittelbar dahinter erbaute kaiserliche Palast sind vielleicht das märchenhafteste Denkmal für den Prunk des Großmogul-Hofes. Die Gebäude, die sich entlang des Jumna-Flusses über fast einen Kilometer Länge erstrecken und eine ganze Palaststadt bilden, sind wahre Wunderwerke orientalischer Üppigkeit aus Tausendundeiner Nacht. Das Problem ist nur, dass wir wieder im Sturmschritt durch sie hindurchjagen. Unsere Augen sind förmlich geblendet vom Glanz der Emaille- und Goldverzierungen in den Alabastersälen, die mit bunten Pietra-Dura-Mosaiken ausgelegt sind. Inmitten eingelegter Marmorböden fließen offene Wasserläufe, künstliche Bächlein, die hier und da in reich verzierte Badebecken münden. Auch das Innere der Kanäle sowie der Wasserbecken besteht ganz aus Mosaik, Emaille und Marmorschnitzereien. Von der Unmenge an Edelsteinen – sogar der Boden der Badebecken war damit ausgelegt – fehlt leider jede Spur, aber die leeren Löcher ihrer Fassungen sind überall zu sehen.

Die sarazenische Pracht der mit Gold und Azurblau gedeckten Halle Diwan-i-Khas verkündet hochmütig die Zeilen, die an ihrer Wand zu lesen sind: „Wenn es ein Paradies auf Erden gibt, dann ist es hier, ist es hier, ist es hier!“ Hier, in diesen schimmernden Alabastersälen, saßen auf goldglänzenden Kissen die unter ihrem Schmuck fast zusammenbrechenden und sicher dickbäuchigen Mogulkaiser. Hier musterten und wählten sie ihre mandeläugigen Damen aus, die in den mit Edelsteinen besetzten Marmorbecken des Hammam (Badesaal) badeten... Und hier zerbrach der Glanz ihrer schillernden Herrschaft. Von hier rief sie der Weltenlenker weg, der auch dem glanzvollsten Großmogul mit dem uns allen zugemessenen gleichen Maß misst...

Mir fällt das vergrößerte Foto ein, das an der Wand meines Zimmers im Cecil-Hotel hängt. Es zeigt König Georg V. von England und Königin Maria im Jahr 1911, wie sie nach ihrer kaiserlichen Krönung mit großem Pomp aus dem von Steinernelefanten bewachten Tor der Festung von Delhi herausfahren, dem Ausgang von Shah Jahans

Traumschloss. Und wieder muss ich mich fragen, wer wohl der nächste Herr der ewigen Stadt Delhi sein wird? Denn hier kommen und gehen die Dynastien seit Jahrtausenden. Lange ist jedoch – zumindest bisher – keine geblieben. Da jedoch auf der Welt – und besonders auf dem Thron von Delhi – nichts ewig währt, wäre es doch interessant zu raten, wer wohl nach den Engländern auf der Liste des Schicksals folgen mag? Der Japaner? Der Deutsche? Oder wird vielleicht der Traum des alten Gandhi wahr, und irgendwann wird der Inder endlich „Herr" im eigenen Land sein können?

Nach einem hastig eingenommenen Gabelfrühstück sitzen wir wieder im Auto. Wir streben nach Neu-Delhi, der von den Engländern erbauten modernen Stadt, die die Geschichte bereits als achtes Delhi verbucht. Als Georg V. vor fünfundzwanzig Jahren zum Kaiser von Indien gekrönt wurde, war von Neu-Delhi noch keine Spur. Der Kaiser legte damals den Grundstein für das zu erbauende Parlament, denn bis dahin war nicht Delhi, sondern Kalkutta die Hauptstadt des Kaiserreiches. Seither ist in der kurzen Zeit von fünfundzwanzig Jahren acht Kilometer vom bisherigen Delhi entfernt inmitten einer unfruchtbaren, kahlen Sandwüste die neue englische Hauptstadt entstanden. Unter Einsatz unsagbarer Arbeitskraft und unschätzbarer Kosten. Die Englänger haben offensichtlich den Wahlspruch der vorangegangenen Dynastien übernommen: ein neuer Sitz, glanzvoller und großartiger als der vorherige. Sie wollten einen Sitz bauen, bei dessen Anblick sich alle Kaiser, Großmoguln und Maharadschas des untergegangenen Indiens schämen und sich im Grab umdrehen sollten.

Was die Ausmaße betrifft, haben sie ihr Ziel unbestreitbar erreicht. Der Palast des Vizekönigs, das Parlament, die Gebäude der Regierungsämter, die Gärten, Alleen, Plätze und Straßen sind allesamt so riesig, breit und überdimensioniert, wie Indien sie wohl kaum je gesehen hat. Aber vielleicht auch kaum etwas Hässlicheres. Das moderne Die Palastriesen krönen die glorreiche Vergangenheit Delhis keineswegs, sie versetzen ihr vielmehr einen regelrechten Schlag ins Gesicht. Ich halte es für ausgeschlossen, dass man in vier- oder fünfhundert Jahren das Delhi der Engländer so bewundern wird, wie wir heute das Delhi der Großmoguln bewundern. Obwohl – wer weiß? Gegenüber alten Gebäuden manifestiert sich immer ein gewisser voreingenommener Respekt. Bei einem fünfhundert Jahre alten Palast wagt man kaum noch zu behaupten, er sei hässlich, selbst wenn er einem vielleicht gar nicht gefällt. In fünfhundert Jahren würde ich es wahrscheinlich auch nicht mehr wagen, Neu-Delhi herabzusetzen. Aber diesen erst fünfundzwanzig Jahre alten Stadthalbstarken kanzle ich mit ruhigem Gewissen ab, egal wie großspurig er auftritt.

Nach dem Rezept des Londoner Buckingham-Palastes bewachen berittene Leibgardisten in glänzenden Uniformen den Palast des Vizekönigs. Der Anstand würde es nun gebieten, unsere Namen in das vizekönigliche Gästebuch einzutragen. Das Ergebnis wäre wahrscheinlich eine Einladung bei Hofe zum Mittagessen, zu einem Empfang oder einem Gartenfest. Vielleicht käme sogar mein Zylinder zum Einsatz – vorausgesetzt, ich hätte ihn bei mir. Doch ich war so schlau und habe ihn bereits von Jaipur aus zurück nach Bombay geschickt. Und außerdem reisen wir ab. Das Einschreiben unterbleibt diesmal, genau wie in Kalkutta.

Unser touristischer Aufenthalt in Delhi schließt mit folgendem Erlebnis ab. Ich muss vorausschicken, dass es einen tieferen Eindruck auf mich gemacht hat als das prunkvolle Neu-Delhi. Dabei handelt es sich nur um die Geschichte eines lumpigen Sadhus mit struppigem Bart und seinen fünf abgewetzten Sperlingen.

Von Sadhus habe ich bisher noch gar nicht gesprochen. Dabei sind sie eine wohlbekannte, auf Schritt und Tritt sichtbare Besonderheit Indiens. In der Stadt, auf dem Land, auf der Landstraße oder auf Bahnhöfen begegnet man ihnen gleichermaßen. Der Sadhu ist ein

halbnackter Wanderasket mit ungeschnittenem Haar und Bart, auffallend schmutzig, meist mit aschebeschmiertem Körper. Ein *Holy Man* – ein heiliger Mann. Ein Bettelfakir.

Als wir in die Nähe der Stadt kommen, steigen wir aus, schicken das Auto voraus und bereiten uns auf einen kleinen Spaziergang vor. Dort am Wegrand begegnen wir dem Sadhu. In der einen Hand hält er einen langen Wanderstab, in der anderen ein Stöckchen. Auf dem Stöckchen sitzen fünf Sperlinge, die noch schmutziger sind als der Sadhu selbst. Der ungewöhnliche Anblick interessiert mich; wir halten den heiligen Mann an und versuchen, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Er versteht auch ein paar Brocken Englisch, ist aber äußerst zurückhaltend und will partout nicht verraten, zu welchem Zweck er seine abgerissenen kleinen Vögel mit sich herumträgt. Ich löchere ihn so lange und lasse die Rupien in meiner Hosentasche so vernehmlich klimpern, bis der Alte schließlich weich wird und uns wissen lässt, dass er mit seinen Sperlingen spreche und sie jedes seiner Worte verstünden.

Da unser Interesse immer weiter wächst, gelingt es uns durch weiteres Zureden, den Sadhu dazu zu bewegen, seine Behauptung zu beweisen. Er holt winzige Papierzahlen aus seinem lumpigen Beutel, bindet jedem Vogel eine um den Hals und nummeriert so seine Sperlinge.

— „Wählen Sie“, sagt er, „zu welcher Nummer soll ich sprechen?“

Wir wählen die Nummer vier. Der Sadhu murmelt den Sperlingen etwas zu, streift sich einen großen Messingring vom knorrigen Finger und wirft ihn hoch in die Luft. Glänzend fliegt der Ring, aber noch schneller fliegt der Sperling Nummer vier – pfeilschnell schießt er in die Höhe, fängt den Ring im Flug und kehrt mit ihm zu seinen Gefährten auf das Stöckchen zurück. Stolz hält er den kleinen Messingreif im Schnabel; unwillkürlich muss ich an den Raben der Corvin-Saga denken.

Der Sadhu fragt nun, von welchem Baum er seinen Vogel ein Blatt holen lassen soll und welche Nummer er als Boten schicken soll?

— „Dort“, sagen wir, „rechts von dem mit den gelben Blüten, der dritte, dieser ausladende Banyan-Baum, von dem soll er ein Blatt bringen. Und diesmal soll der Sperling Nummer zwei zeigen, was er kann.“

Der Sadhu murmelt, erklärt geheimnisvoll, und seine Sperlinge hören aufmerksam zu. Dann wirbelt die Nummer zwei auf dem Stöckchen herum, sieht sich um – und huss! – schnurstracks auf den ausgewählten Baum zu! Und schon eilt er zurück zu seinen Gefährten, das Blatt im Schnabel!

Ich kann meine Begeisterung kaum verbergen. So etwas habe ich wahrlich noch nicht gesehen. In unseren Zirkussen werden kaum dressierte Vögel gezeigt. Ich kann mich auch nicht erinnern, jemals ein anderes Vogelkunststück gesehen zu haben als das altbekannte Karten-Ziehen der Jahrmarkt-Papageien.

Es folgt das letzte Kunststück.

— „Haben Sie eine Zigarette?“, fragt der Alte.

Ich hole mein Etui heraus und biete ihm eine an.

— „Der Vogel wird sie nehmen“, sagt der Sadhu, „wen soll ich schicken?“

— „Die Nummer eins!“

Ich bin froh, dass F. bei mir ist, so kann ich mich wenigstens auf eine Zeugin berufen. Denn siehe da, der Sperling Nummer eins lässt sich auf mein offenes Etui nieder, zerrt mit dem Schnabel eine Zigarette hervor, fliegt damit hinüber in den struppigen Bartwald seines Herrn und schiebt dem alten Bettler die Zigarette in den Mund, als würde er seine Jungen im Nest füttern!

Der Sadhu schüttelt jedoch verneinend sein zottiges Haupt. Er raucht nicht. Er schickt sich an zu gehen. Auch das Geld weist er stolz zurück. Dabei hatte ich geglaubt, das Klimpern der Rupien hätte seine Lust an der Vogeldressur geweckt. Staunend blicken wir dem abziehenden Sadhu nach. Was sollen wir sagen? Sollen wir behaupten, es seien dressierte Vögel? Dass alles nur eine Frage der Geduld sei? Sollen wir es Mystik oder übermenschliche Kraft nennen? Ich glaube, es ist am besten: Schweigen und Staunen. Die zurückgegebene Zigarette halte ich immer noch in der Hand. In mein Etui stecke ich sie jedoch nicht zurück.

Noch ein paar Worte zum Sadhu. Seit wir hier sind, haben wir vielerlei über sie gehört. Dass viele unter ihnen Schwindler seien, billige Taschenspieler, die sich nur des Geldes wegen als heilige Männer ausgeben und von den Taschen der Touristen schmarotzen. Doch es gibt unter ihnen auch reichlich echte, wahrlich heiligmäßige Büßer. Der echte Sadhu ist ein außergewöhnlicher Mensch, eine greifbare Manifestation der geistigen Welt Indiens. Die Unmenge an Kriegen, Niederlagen, Hungersnöten und Pestepidemien über Jahrtausende hinweg haben das Volk Indiens das verstehen lassen, was uns so schwer begreiflich zu machen ist: die Belanglosigkeit des vergänglichen irdischen Lebens.

Das Lebensziel des Sadhus ist die Verfeinerung der Seele. Das erste Hindernis dafür ist der Körper. Man muss den Eigensinn des Körpers niederringen, ihn vergessen, ihm jeden Wunsch verweigern. Man braucht ihn weder zu kleiden noch zu pflegen; man darf ihm nur gerade so viel Nahrung geben, dass er irgendwie am Leben bleibt. Und man muss mit ihm wandern, ihn zermürben, gehen, gehen, immer weiter, nackt, hungrig, schmutzig. Man muss diesen unersättlichen, anspruchsvollen Körper so lange quälen, bis er endgültig den Mund hält, bis er die Seele vollkommen befreit...

Sadhus entstammen angeblich den verschiedensten Schichten der Gesellschaft. Es finden sich Angehörige aller Kasten, ja sogar hochgebildete, gelehrte Sadhus. Was würde man wohl bei uns sagen, wenn etwa der Miskolcer Rechtsanwalt József Kovács seine schlecht laufende Kanzlei satt bekäme, sich den Bart wachsen ließe, sich nackt ausziehen würde, Frau und Kinder, Gott und die Welt im Stich ließe, den Wanderstab in die Hand nähme und zur Befreiung seiner Seele in die Welt hinausflüchten würde? Wenn er im Graben schlafen, Wurzeln essen und in seinen Haaren Insekten züchten würde? Man würde ihn sicher bald einfangen und in die Irrenanstalt einliefern.

In Indien jedoch ist das eine alltägliche Sache. Jemand wird von der Sehnsucht nach der Wirklichkeit gepackt, er hört den Ruf des göttlichen Funkens in seiner Seele, wirft alles beiseite, nimmt die Welt auf seine Schultern und geht als Sadhu fort. Niemand sucht ihn, niemand wundert sich. Er war da – und ist weg. Verschwunden. Und irgendwo in dem wogenden Strudel der Hundertmillionen Indiens erhöht sich die Zahl der von Dorf zu Dorf ziehenden, aschegesichtigen, zu Skeletten abgemagerten, struppigen Unbekannten um einen weiteren...

Wir hatten gehört, dass man in Delhi die schönsten Saris kaufen kann. Und da F. schon lange ein Auge auf einen Sari geworfen hatte, sahen wir uns um. Wir besuchten drei Geschäfte und musterten in jedem das gesamte Sari-Sortiment durch. Meine Augen flimmern noch jetzt von dem gewaltigen Angebot an buntem, glänzendem Brokat. Unter den vielen Stücken sind so viele schöne, dass die Wahl wahrlich schwerfällt. Wir hatten

uns im Vorfeld entschlossen, die zwei zu kaufen, die uns am besten gefielen. Wir wählten sie aus und ließen sie einpacken.

Während jedoch eingepackt wurde, schauten wir in das Nachbargeschäft, wo man uns noch schönere als die zuvor gesehenen zeigte. F. machte sich also erneut ans Auswählen, und mir fiel die angenehme Aufgabe zu, bei dem vorigen Händler, der das Paket inzwischen schon ordentlich verschnürt hatte, den Kauf wieder rückgängig zu machen. Später schleppten wir die Saris zum Vergleich von einem Laden in den anderen, zum verständlichen Unmut der Händler. Bis wir schließlich feststellten, dass die schönsten doch im ersten Laden zu haben waren. Unsere endgültige Wahl fiel auf einen blassgrünen mit Goldstickerei und einen fliederfarbenen, der mit Silber bestickt war. Unter Verbeugungen verabschiedete uns der erfolgreiche Händler. Die anderen beiden jedoch schleuderten uns finstere indische Flüche hinterher.

Zu welcher Gelegenheit F. den Sari tragen wird, haben wir noch nicht geklärt. Hier traut sie sich kaum, ihn anzuziehen, und zu Hause sowieso nicht. Er wird wohl gut für einen Maskenball sein. Vorhin wollte sie ihn anprobieren. Bis ich sie in die zehn Meter Stoff eingewickelt hatte, konnte sie sich nicht einmal mehr rühren. Scheinbar verstehen wir uns noch nicht auf die richtige Art und Weise. Was soll's. Viktor wird es uns zeigen.

In Delhi gibt es offensichtlich viel Falschgeld. Denn wo immer ich bezahle, gibt man mir von drei Silberrupien mindestens eine mit dem Hinweis zurück, sie sei nicht gut, sondern falsch. Zwei- oder dreimal lassen sie sie auf den Tisch knallen, lassen sie klingen, ob sie auch silbern tönt. Manche beißen sogar darauf und schließen aus der Härte auf die Echtheit. Wir haben vorhin zwei Reisematratzen gekauft, weil die damals in Bombay gekauften härter als Bretter waren. Mangels Banknoten bezahle ich die Matratzen mit einer Handvoll Silbergeld. Der misstrauische Händler hat jede einzelne durchgebissen. Vier warf er zurück. Die waren ihm zu weich.

Wir sitzen in der Halle des Cecil. Viktor ist schon zum Bahnhof hinausgefahren, wir gehen auch bald; um sechs Uhr fährt unser Zug Richtung Madras ab. Wir trinken Tee mit zwei unbekannten Engländern und sprechen über die Sehenswürdigkeiten Delhis.

— „Interessant", bemerkt der eine, „ganz Asien wurde über lange Jahrhunderte hinweg, quasi bis in unsere Tage, von lauter türkischen Herrscherhäusern regiert. Vier rein türkische Dynastien beherrschten den riesigen asiatischen Kontinent vom Pazifik bis zum Bosporus: die Osmanen in Konstantinopel, die Kadscharen in Teheran, die Moguln in Delhi und die Mandschus in Peking..."

— „Es stimmt zwar", fährt er fort, „dass die Macht der Moguln schon sechzig Jahre früher mit der Niederschlagung des Sipoy-Aufstandes zusammenbrach. Aber die anderen hielten ihre Macht beim Ausbruch des Weltkriegs noch fest in Händen..."

Der Zug hat Verspätung, obwohl er „Grand Trunk Express“ heißt. Es ist einer der vornehmsten indischen Züge. Während wir warten, betrachten wir die amüsanten Kleinigkeiten der Händler, die die Waggonreihen entlangkeifen. Einer von ihnen bietet rote Bohnen an. Es sind durchlöcherte Bohnen, ihr Inneres ist leer. Das heißt, von wegen leer – zwanzig Elefanten verbergen sich darin! Der Händler zieht den winzigen Knochenstöpsel heraus, der in die Bohne gedreht ist, und schüttelt den Inhalt der Bohne in unsere Handfläche: zwanzig mohnkorngroße Knochensplitter. Er gibt eine Lupe dazu: Tatsächlich, darunter nehmen die weißen Pünktchen Form an, jedem wachsen vier Beine, ein Rüssel, ja sogar Stoßzähne! Welche Geduld, wie viel Zeit muss diese Arbeit kosten! Und wie billig verkauft sie der Künstler mit den hungrigen Augen und den klappernden Knochen. Drei Rupien verlangt er für eine bohnengroße Elefantenherde!

Endlich fährt der Expresszug ein. An das Fenster unseres reservierten Abteils wurde bereits das übliche Namensschild gehängt. Dies ist ein außergewöhnlicher Zug, er hat sogar einen Speisewagen. Auch das Abendessen ist außergewöhnlich. Außergewöhnlich schlecht. Wir trösten uns mit dem in Delhi gekauften Reiseproviant. An meinem Arm schwillt die Stelle der Pockenimpfung des Arztes aus Bikaner immer weiter an. Sie schmerzt auch ordentlich. F. klagt ebenfalls über Schmerzen im Bein, sie wurde nämlich am Oberschenkel geimpft. Aus dem aus Bikaner mitgebrachten wappengeschmückten Reiseplan sehen wir, dass wir im Laufe der Nacht Orte mit bekannten Namen durchfahren werden: Agra, Dholpur, Gwalior. Gegen sieben Uhr morgens erreichen wir Bhopal! Wie gerne würde ich aussteigen! In das Lager von Lothia, ach, wie gerne würde ich dorthin zurückkehren...

ZEHNTES KAPITEL: URWALD-MYSORE

7 Febr. Im Zug von Delhi nach Madras.

Wir haben eine schändliche Nacht verbracht. Gegen Morgengrauen hat mich Schüttelfrost geschüttelt, jetzt liegt mein Fieber immer noch über 39. Ich hoffe, es ist nur die Folge der Pockenimpfung und keine Malaria oder ähnliche Schweinerei. Mein Arm ist so angeschwollen, dass es reicht, wenn ich ihn nur anhebe. F.s Impfung ist glücklicherweise nicht so entzündet, obwohl auch sie ein wenig Fieber hat. Entsetzliche Hitze, Staub und Schmutz machen sich im Abteil breit. Im angenehmen Nachtklima von Bikaner haben wir uns das Schwitzen völlig abgewöhnt, und das Fieber macht die ohnehin rapide stärker werdende Hitze noch unangenehmer.

Um fünf Uhr nachmittags sollten wir in Nagpur ankommen. Wir überlegen, ob es nicht klüger wäre auszusteigen und die weitere Entwicklung abzuwarten. Vielleicht ist es ja doch nicht die Impfung, die Ärger macht. In diesem verseuchten Land der Epidemien muss man auf alles gefasst sein. Oder vielleicht hat uns dieser komplimentierende Feldscher aus Bikaner mit irgendeinem schmutzigen Messer geritzt – möge seine Seele in ein Schakaldfell fahren. In Nagpur haben wir jedoch wenig Lust auszusteigen. Wir mochten es schon im gesunden Zustand nicht besonders. Den Speisewagen meiden wir. Das Essen dort ist ungenießbar. Zugegeben, der Appetit ist uns ohnehin ziemlich vergangen. Aber die Lust am Kartenspielen noch nicht. Bis es Abend wird, gewinne ich gegen F. so viel, dass ihre Lage mittlerweile völlig aussichtslos ist. Seit zwei Monaten, seit unserem Aufbruch, spielen wir täglich, natürlich nur auf Kredit. Wenn wir heimkommen, wird abgerechnet. Es geht um Zigaretten. So wie die Dinge jetzt stehen, wird F. mir einen ganzen Tabakladen kaufen können.

Beim Blättern in den Seiten meines Tagebuchs sehe ich, dass von der Jagd schon ziemlich lange nicht mehr die Rede war. Und wer weiß, wann es wieder so weit sein wird? Schwelgen wir also als schwacher Trost ein wenig in Gedanken darüber. Ich möchte das eine oder andere über den Tiger erzählen. In letzter Zeit bin ich so vielen Experten der Tigerjagd begegnet, habe so viel über diese schönste der Raubkatzen gehört, dass es vielleicht nicht schaden würde, das Interessanteste zu Papier zu bringen.

Beginnen wir mit der Schulbuch-Feststellung, dass der Tiger ausschließlich ein Bewohner Asiens ist. Lächeln Sie nicht; mich haben schon wer weiß wie viele gebildete, intelligente Menschen gefragt, wie viele Tiger ich geschossen hätte – in Afrika. Räumen wir also mit den Zweifeln auf. Der Löwe ist zwar ein typischer Bewohner Afrikas, kommt aber auch in Asien vor. Und zwar hier in Indien, auf der neulich bereits erwähnten Halbinsel Kathiawar haust der sehr seltene asiatische Löwe. Aber einen afrikanischen Tiger – so etwas gibt es nicht im Schrank.

Der Tiger ist zwar ein Bewohner der tropischen Dschungel, aber ursprünglich kein tropisches Tier. Seine Urheimat ist die gemäßigte Hochebene Zentralasiens; von dort wurde er im Laufe der Zeit in die tropischen Urwälder abgedrängt. Das beweist auch die Tatsache, dass der Tiger die Hitze hasst; er leidet unter der Wärme genau wie wir. In großer Hitze badet er gerne – genau wie wir – und taucht bis zum Hals in das kühlende Wasser irgendeines Dschungelsees ein. Ich habe sogar von einem Tiger gehört, der sich bei Hitze den ganzen Tag im Wasser wälzte. Der Herrscher des Dschungels hat sich also bis heute nicht an die Wärme gewöhnt; vor Sonnenuntergang kommt er auch nicht aus seinem schattigen, kühlen Versteck hervor. Es sei denn, er wird herausgetrieben.

Die öffentliche Meinung hält Indien für die einzige Heimat des Tigers. Auch das stimmt nicht, denn außer in Indien ist er in vielen anderen Teilen Asiens heimisch. Wen es interessiert, der nehme die Karte von Asien zur Hand: In Persien, an der Südküste des Kaspischen Meeres, in Turkestan, im Altai-Gebirge, in der Mongolei, in Südsibirien, in der Mandschurei und sogar auf der Halbinsel Korea kommt der Tiger vor. Im Süden ist er auf den Inseln um Hinterindien wie Sumatra, Java und Bali zu finden. Nur auf Borneo nicht. Dorthin ist es ihm bisher nicht gelungen hinüberzuschwimmen; den Borneern macht er noch keinen Ärger.

Aus dem gewaltigen Ausmaß des Verbreitungsgebiets des Tigers folgt, dass der Tiger nicht in jedem Land gleich ist. Körperbau, Farbe und die Qualität seines Fells variieren von Region zu Region. Am gewaltigsten ist der mandschurische Tiger mit seinem dichten, langhaarigen, aber blassen Fell, der Bewohner der eiskalten Einöden der südsibirischen und mongolischen Hochebenen. Am prächtigsten ist der dunkel goldgelbe, glänzende, kurzhaarige, schwere und gedrungene bengalische Tiger, der König des Dschungels. Der auf Sumatra und Java heimische Inseltiger ist – wie Inseltiere im Allgemeinen – von schwächerer Statur und blasserer Farbe. Sein Fell ist borstig, struppig und für häufige Gänge ins Wasser geeignet.

Unter „Königstiger" verstehen wir in der Regel den indischen Tiger. Seinen Namen verdankt er sicher nicht nur seiner herrschaftlichen Erscheinung, sondern auch der Tatsache, dass er seit Urzeiten die begehrteste Beute fürstlicher Jäger ist. Die Kaiser von Delhi, die prachtvollen Moguln, waren allesamt leidenschaftliche Tigerjäger. In Indien wurde die Lust an der Tigerjagd seit Menschengedenken zu einer wahren Wissenschaft, einer Kunst vervollkommnet. Denn es hilft nichts: Diese bewundernswerte Sachkenntnis bei der Organisation einer Tigerjagd, diese Sicherheit und Gewissheit, mit der der aufgespürte Tiger vor den Stand des auserwählten „Ehrengastes" getrieben wird – das ist eben doch eine Kunst. Das muss man anerkennen. Ob es dann Sport ist, steht natürlich auf einem anderen Blatt.

Aber die Herren der alten Welt verstanden sogar noch mehr vom Tiger als die heutigen. Sie konnten etwas, was die heutigen Maharadschas nicht mehr verstehen. Denn die Alten jagten den Tiger nicht nur, sondern ließen auch mit ihm jagen. Ein gezähmter, für den Fang von Wild abgerichteter Tiger war der besondere Stolz der einstigen Fürstenhöfe des Orients. Marco Polo, der allererste Entdecker asiatischer Geheimnisse und erste zuverlässige Berichterstatter chinesischer und indischer Wunder – aus dessen diktierten Schriften Europa zum ersten Mal vom Pamir-Hochland, der Wüste Gobi und Tibet erfuhr –, Marco Polo, der unsterbliche venezianische Entdecker, berichtet vor genau siebenhundert Jahren folgendes:

> „Am Hofe des Khans der Tataren in Khanbaliq habe ich außer für die Jagd abgerichteten Leoparden und Luchsen auch wunderbare Löwen gesehen. Sie sind viel größer als die Löwen von Babylon, und ihr schönes glänzendes Fell ist schwarz, weiß und rot gestreift. Der Fürst lässt Wildschweine, Wildbüffel, Wildesel, Bären und Hirsche von den buntgestreiften Löwen fangen. Der Angriff des Raubtieres von ungeheurer Kraft ist ein wunderbarer Anblick. In Käfigen, die auf Wagen montiert sind, transportiert der Khan seine gestreiften Löwen hinaus. Man muss jedoch darauf achten, dass sich die Wagen dem ausgewählten Wild gegen den Wind nähern, denn wenn dieses den Geruch des Raubtieres wahrnimmt, flieht es sogleich."

Das sagt Marco Polo Wort für Wort im dreizehnten Jahrhundert. Und dass sein gestreifter asiatischer „Löwe" nur ein Tiger sein kann, daran besteht wohl kaum ein Zweifel.

Die englischen Tigerjäger, die ihre Tiger meist zu Hause in „ihrem eigenen Indien“ erbeuten, behandeln *Nahar* (den Tiger) schon als ein viel prosaischeres Tier. Die Engländer in Indien kennen drei Arten von Tigern: *gamekiller*, *cattlelifter* und *maneater*. Also Wildtöter, Viehräuber und Menschentöter. Sie klassifizieren ihn also nach seiner Diät. Zur ersten Gruppe gehören die gewöhnlichen, alltäglichen Waldtiger, die sich mit den um sie herum lebenden Wildtieren begnügen und unter ihnen ihr tägliches Brot wählen. Die zweite Gruppe, die der Viehräuber, hat bereits einen etwas feineren Geschmack. Dies sind Tiger, die in der Nähe von Dörfern hausen, der Schrecken der Bevölkerung; sie leben ausschließlich von Rindfleisch und holen sich alle zwei bis drei Tage eine fette Kuh aus der Dorfherde.

Die wahren Feinschmecker gehören jedoch der dritten Gruppe an. Diese geben sich unter Menschenfleisch nicht zufrieden. Ihr schwacher Magen verträgt nur das. Die *maneaters*, die in ganz Indien gefürchteten menschenfressenden Tiger, auf deren Konto jährlich etwa zweitausend Inder gehen, sind meist gealterte, geschwächte Tiere mit schlechten Zähnen. Um einen Wildbüffel, Hirsch, eine Antilope oder ein Wildschwein zu fangen, braucht es Ausdauer, Kraft, ein scharfes Auge, Schnelligkeit, List und Geduld. Um einen Menschen zu fangen, ist all das nicht nötig. Der Mensch ist – mit Tigeraugen betrachtet – das dümmste und am leichtesten zu fangende Tier. Man muss sich nur abends ans Dorf heranschleichen, brav warten, bis die alte Frau zum Wasserholen an den Bach kommt, und während sie den Topf eintaucht, muss man sie plötzlich packen. Sie wehrt sich nicht einmal, rennt nicht weg, und sie ist auch leicht zu tragen. Zwar ist nicht viel zum Beißen an ihr dran, aber so ein alter Tiger gibt sich mit wenig zufrieden. Und wenn er nicht satt wird, dann spaziert er eben ins Nachbardorf für eine andere alte Frau. Oder er passt tagsüber den dörflichen Hirten ab, wenn ihn gegen Mittag der Schlaf übermannt und er sich unter einen Baum legt. Oder den Postboten, der von Dorf zu Dorf geht und jeden zweiten Nachmittag hier an dem dichten Gebüsch vorbeikommt, von wo aus er leicht am Kragen zu packen ist.

Es gibt ein bekanntes englisch-indisches Blatt: *The Central Provinces Gazette*. Auf der letzten Seite findet sich eine ständige Rubrik mit der Überschrift: *Maneaters of the C.P.* Die bekannten menschenfressenden Tiger der Central Provinces werden also in der Zeitung angekündigt. Genau in welcher Dorfflur sie ihr Unwesen treiben und wie viele alte Frauen sie bisher gefangen haben. Und wie hoch das von der Regierung auf den Kopf des Tigers ausgesetzte Kopfgeld ist. Der Betrag hängt von der Anzahl der Opfer des jeweiligen Tigers ab. Ich höre, es kommt vor, dass ein besonders listiger Menschenfresser zwei bis drei Jahre lang sein Unwesen treibt, bevor es gelingt, ihn zur Strecke zu bringen. Mal schnappt er sich jemanden aus diesem Dorf, mal aus jenem. Tagsüber verliert sich jedoch seine Spur.

Aber für heute genug der Tigergeschichten. Mein Fieber ist wieder hochgeschnellt, und mein Kopf brummt von der doppelten Chinin-Dosis, die ich mir gerade reingezwungen habe. Dabei glaube ich nicht, dass ich der Malaria verfallen bin. Über Appetitlosigkeit kann ich mich auch nicht beklagen – aber mit dem Abendessen gibt es dennoch Probleme. Was sie hier im Zug geben, ist ungenießbar, und was wir selbst mitgebracht haben, haben wir teils gegessen, teils ist es wegen der großen Hitze verdorben. Es bleibt nichts anderes übrig, als unser trübes Haupt zur Ruhe zu betten.

1. Febr. Im Zug von Delhi nach Madras.

Das geplante Schlafen ist nicht gelungen, obwohl ich zusätzlich zum Chinin noch ein Schlafmittel geschluckt habe. Mein Fieber lässt nicht nach, und mein Arm schwillt immer feuriger an. Auch F. konnte nicht schlafen, aber ihre Temperatur ist glücklicherweise wieder normal.

Gegen Abend sollten wir Madras erreichen, wo der in Bikaner erhaltene Fahrplan einen vierstündigen Aufenthalt zwischen zwei Zügen verspricht. Wenn es mir bis zum Abend nicht besser geht, melde ich mich in Madras krank und lege mich hin. Ob in unserem Abteil die Hitze oder der Schmutz überwiegt, lässt sich wirklich schwer entscheiden. Im bloßen, rußigen Hemd schwitzen wir und fluchen auf Indien.

Den Großteil des Nachmittags konnten wir verschlafen, und als wir aufwachen, fühlen wir uns wesentlich besser. Gegen sechs Uhr erreichen wir Madras, die am Bengalischen Meer gelegene drittgrößte Stadt Indiens. Wir lassen Viktor mit den Sorgen um das Gepäck allein und eilen direkt ins Elphinstone-Hotel – genauer gesagt, in das schöne, saubere Badezimmer des Elphinstone. Aus der Wanne sind wir jedoch gezwungen, direkt ins Bett zu gehen, da wir mangels Kleidung nirgendwo anders hin können. Vorerst sind weder Viktor noch das Gepäck da. Unseren ausgiebigen Nachmittagstee nehmen wir zwischen den Laken ein, und sogar den Besuch des Hotelarztes empfangen wir dort. Er verbindet unsere Wunden ordnungsgemäß und stellt fest, dass unser Fieber lediglich die Folge der Pockenimpfung ist.

Endlich trifft auch Viktor mit Kleidung zum Wechseln ein. Und kaum haben wir uns angezogen und zu Abend gegessen, müssen wir schon wieder zum Bahnhof eilen. Von Madras mit seinen halbe Million Einwohnern haben wir außer dem denkwürdigen Elphinstone-Hotel kaum etwas gesehen.

Um neun Uhr sitzen wir wieder im schmutzigen Zug. Und zwar nicht in dem, in dem wir laut Plan sitzen sollten. Der Bahnhofsvorsteher von Madras hatte unser Telegramm aus Bikaner nicht erhalten und somit unser Abteil im Schnellzug nach Mysore[1] nicht reserviert. Es war kein einziger Platz frei; nicht einmal Viktor gelang es, ein Abteil zu erkämpfen, obwohl er vom Bahnhofschef bis zum letzten Kuli den gesamten Bahnhof von Madras mobilisierte. So waren wir gezwungen, den Personenzug zu nehmen, der eine halbe Stunde später abfährt. Dieser fährt jedoch nur bis Bangalore, der Hauptstadt des Staates Mysore. Wir aber wollen weiter in die etwa zweihundert Kilometer entfernte Stadt Mysore.

Das achtzigtausend Quadratkilometer große Mysore – fast so groß wie unser Heimatland – steht nach Kaschmir und Haiderabad an dritter Stelle der indischen Fürstenstaaten. Eigentlicher Regierungssitz ist Bangalore[2] mit seinen dreihunderttausend Einwohnern; der Maharadscha hält sich jedoch lieber in der höher gelegenen und damit klimatischer angenehmeren Stadt Mysore auf. Vor unserer Abreise aus Madras telegraphierten wir also nach Mysore, dass wir mangels Plätzen im direkten Zug nur bis Bangalore kommen könnten, wo wir morgen Vormittag um zehn Uhr eintreffen sollten. Wir hoffen, dass man uns dort ein Auto entgegen schickt und wir uns so die restliche Bahnreise ersparen können. Hier in Südindien ist die Hitze bereits sehr unangenehm, das Impffieber zehrt an unserer Gesundheit, und wir haben die Nase voll von diesem stinkenden, rußigen, heißen Zug.

Ich habe auch noch nicht erwähnt, dass wir diesmal nicht Gäste des Maharadschas sein werden. Sein Bruder, der Juwaradscha (Thronfolger), hat uns eingeladen, den wir seinerzeit in Kalkutta kennengelernt hatten. Seither haben wir gehört, dass die beiden Brüder nicht besonders gut miteinander auskommen. Der Maharadscha ist ein äußerst ernster, fleißiger und religiöser Mann, der sein Leben ausschließlich seinem Staat und den Belangen seiner sieben Millionen Untertanen widmet. Obwohl sein Land einer der fortschrittlichsten, am besten verwalteten und modernsten indischen Staaten ist, bleibt der Maharadscha ein konservativer Herr, der sein altes Hindutum über alles schätzt und sein Land niemals verlässt.

Sein Bruder, der Juwaradscha, betrachtet das Leben hingegen von der entgegengesetzten Seite. Pariser Nachtclubs, der Roulettetisch in Monte Carlo, die verschiedenen Pferderennbahnen der Welt und ähnliche Leckerbissen für finanzstarke Weltmänner interessieren ihn weit mehr als die zahllosen Sorgen des Volkes von Mysore. Eine Folge der so unterschiedlichen Naturen der beiden Brüder ist: Gäste des Maharadschas begegnen dem Juwaradscha kaum, und Gäste des Juwaradschas sehen den Maharadscha niemals. Dabei würde ich gerade ihn, den Herrscher, gerne kennenlernen. Ich habe viel Gutes über ihn gehört und gelesen. In ganz Indien spricht man mit höchster Anerkennung und uneingeschränktem Respekt von ihm; er ist also einer jener außergewöhnlichen alt-hinduistischen Fürsten, die in erster Linie im Dienst und für das Aufblühen ihres Staates leben und vor denen man tief und ehrlich das Banner der Huldigung senken kann. Doch mit deren Bekanntschaft können wir uns vorerst nicht rühmen.

Morgen Abend werden wir in einem sauberen Bett schlafen! Mit dieser wohltuenden Feststellung betten wir unser benommenes Haupt auf die schmierigen Kissen des furchtbar rüttelnden Zuges mit seiner schwülen Luft. Die Kissenbezüge sind zwar unsere eigenen, aber nach der fünftägigen Reise ist selbst der Ersatzbezug schon braun angelaufen.

[1] spr. Mejszór / [2] spr. Bangalór

9 Febr. West End Hotel, Bangalore, Mysore State.

Um zehn Uhr vormittags krabbeln wir aus unserem rußigen Abteil mitten in die schmutzige Menschenmenge des Bahnhofs von Bangalore. Bis wir nach langem Kampf samt Gepäck den Ausgang erreichen, trieft uns der Schweiß. Niemand wartet auf uns. Egal wohin wir blicken, wir entdecken kein einziges teilnahmsvolles Augenpaar. Offensichtlich ist auch unser Telegramm aus Madras nicht angekommen; vermutlich hat man uns in Mysore beim Schnellzug erwartet, der bereits vor einer Stunde dort eingetroffen ist. Uns bleibt keine andere Wahl, als uns dem Taxifahrer anzuvertrauen, der uns hierher in das freundliche, saubere West End Hotel bringt.

Der zuvorkommende Schweizer Hotelier quartiert uns in einem angenehm kühlen Zimmer ein, das sich zu einem Blumengarten öffnet. Das Badewasser färbt sich unterdessen trüb von der Rußschicht, die sich während der Nacht auf uns abgelagert hat. Beim Frühstück erklären wir dem Wirt, in welcher Angelegenheit wir eigentlich hier sind. Wir sollten nur ganz in Ruhe essen, lächelt der Schweizer, der sich sichtlich über das lange nicht gehörte deutsche Wort freut – er werde alles regeln. Er werde telefonieren, nach Mysore telegraphieren, zum Maharadscha, zum Juwaradscha, zum Premierminister; er werde ein Auto besorgen, ein Zugabteil reservieren; wir sollten uns um nichts kümmern, nur um das Frühstück, das vor uns steht. Wir nehmen sein Angebot ohne weiteres Zureden an.

Und kaum haben wir uns eine Zigarette angezündet, kommt der exzellente Hotelier schon zurück und berichtet vom Ergebnis seiner Arbeit: Der Juwaradscha erwartet uns in Mysore. Sein Sekretär jedoch, Herr Scindia, befindet sich derzeit hier in Bangalore; er wurde bereits über unsere Ankunft informiert und wird in einer Viertelstunde hier sein. Da die Straßen derzeit nicht im besten Zustand sind, empfiehlt er, lieber mit dem Zug nach Mysore zu fahren. Wir können um drei Uhr nachmittags aufbrechen und werden gegen sieben Uhr abends dort sein. Unser Abteil ist bereits reserviert; wir sollten uns um nichts kümmern, nur um das Frühstück.

Bald trifft auch der sympathische Sekretär Scindia ein, der übrigens ein alter Bekannter von der *Conte Verde* ist – wir sind damals gemeinsam von Port Said nach Bombay gereist. Er bemüht sich nach Kräften, uns zu helfen, rennt ebenfalls ständig zum Telefon, ruft den Bahnhofsvorsteher an, den Palast in Mysore, und regelt alles nach links und rechts. Er treibt sogar einen Arzt auf, der meinen immer noch eiternden Arm frisch verbindet. F.s Impfstellen sind fast schon verheilt, meine jedoch sind noch immer hässliche Geschwüre von der Größe eines Fünf-Pengő-Stücks. Vor der Abreise bewirtet uns der Schweizer Hotelier mit einem so ausgiebigen Mittagessen und flößt uns so viel feines deutsches Bier ein, dass wir sofort nach dem Einsteigen in den Zug einschlafen und erst durch Viktors lautstarkes Wecken wieder zu uns kommen.

Inzwischen ist es Abend geworden, und von der Öllampe, die in unserem Abteil flackert, haben wir kaum Nutzen. Sie macht höchstens die Dunkelheit sichtbar. Dafür zeigen sich draußen umso mehr elektrische Lampen. Wir nähern sich, in wenigen Minuten kommen wir an. Mein erster Eindruck von der Stadt Mysore: zu viele Lampen. Ein ordentlicher Berg muss hinter dem vor uns funkelnden Lichtermeer aufragen. Der Berg selbst ist unsichtbar, verschluckt von der Dunkelheit, aber die dichte Lampenreihe der Serpentinenstraße, die sich zum Gipfel hinaufwindet, sieht aus, als würde eine Diamantenschlange zum Sternenhimmel emporsteigen.

Der übliche Hofsekretär und etwa drei Autos erwarten uns am Bahnhof. In einer bunten Flut von blauen, roten, weißen, grünen und gelben Glühbirnen fahren wir dahin, als wären wir in eine Lampionprozession oder einen Vergnügungspark geraten. Eine so reiche „Glühbirnen-Ernte“ haben wir in keiner anderen indischen Stadt gesehen, obwohl die Maharadschas farbige Beleuchtung durchaus schätzen. Sogar die lange, schnurgerade Hauptstraße des Schlossparks wird auf beiden Seiten von einer dichten Reihe elektrischer Lampen gesäumt. Grelle Helligkeit erfüllt das Labyrinth der Baumkronen, die sich über dem Weg zusammenwölben.

Am Ende der hellen Straße steht ein eingeschossiges Schloss, das an den französischen Directoire-Stil erinnert. „Dies ist das *Government House*[3]“, sagt unser höflicher Begleiter, „Seine Hoheit hat dies als Ihre Residenz bestimmt.“

Wir treten in eine wie ein Wintergarten gestaltete Vorhalle, geschmückt mit riesigen Palmen und prachtvollen Blumen, während die Dienerschar in weißer Kleidung und mit goldenen Bauchbinden vor uns buckelt. Ein weiterer Flügeladjutant erscheint und teilt uns mit, dass außer uns nur zwei weitere Gäste im Schloss wohnen, die derzeit jedoch nicht zu Hause sind, da sie einen Ausflug machen. Er übermittelt die Nachricht unseres Gastgebers, des Juwaradschas: Seine Hoheit lässt die Herrschaften grüßen. Er hofft, dass die Herrschaften eine angenehme Reise hatten und dass es ihnen an Komfort nicht mangeln wird. Seine Hoheit wünscht den Herrschaften eine ruhige, gute Nacht. Es wäre ihm eine besondere Freude, wenn ihre erste Nacht in Mysore bereits die Ruhe brächte, die sie nach der langen Reise sicher entbehrt haben. Und wenn es den Herrschaften recht ist, würde Seine Hoheit ihnen morgen Vormittag seine Aufwartung machen...

Die Herrschaften können die höfliche Ansprache des Flügeladjutanten kaum abwarten. Die Herrschaften sind müde, ihr geimpfter Arm schmerzt, und sie haben keinen anderen Wunsch als Abendessen und ein Bett. Endlich ziehen sich die Höflinge zurück, und wir bleiben allein. Das *Government House* steht uns zur Verfügung, samt Personal, Küche und allem Drum und Dran. Und offensichtlich auch samt Kröten.

Denn kaum sehen wir uns in unserer glänzenden Suite um, erblicke ich zwei dicke Kröten auf dem prachtvollen Teppich des großen Salons. Dabei scheinen sie zu wissen, dass es ihnen verboten ist, hierher zu kommen. Eilig hüpfen sie zur offenen Tür zurück in den

Palmendschungel der Vorhalle. Unsere Suite besteht aus zwei Schlafzimmern, zwei großen Salons, zwei Bädern, einer Bibliothek und einem Speisezimmer. Leise summende elektrische Ventilatoren wirbeln die Luft auf, die schwer vom Duft exotischer Blumen ist. Alle Türen und Fenster stehen weit offen. Die fetten Kröten aus dem Palmenwald der Vorhalle und die im Schlosspark umherflatternden Fledermäuse gehen ungehindert ein und aus, von Zimmer zu Zimmer. Sie sind nicht wählerisch. Selbst hierher – ich weiche meine müden Glieder gerade in der „Primadonnen-Wanne" meines mit onyx-farbenem Marmor ausgekleideten Badezimmers ein – selbst hierher flattert ab und zu eine indiskrete Fledermaus hinein, wirft einen flüchtigen Blick in die Wanne und huscht erschreckt auf lautlosen Schwingen davon. Sogar eine neugierige Kröte erscheint an der Ecke der offenen Tür. Sie blinzelt schlau, das starke elektrische Licht stört sie. Ich sage ja nicht, dass ich kein Tierfreund bin, aber das ist dann doch ein wenig zu viel des Guten. Ich gebe Viktor sofort den Befehl, mir sämtliches Kriechtier, das sich in den Zimmern aufhält, einzusammeln. Bis auf das letzte Stück. Ich weigere mich, aus der Wanne zu kommen, bis das Haus „entkrötet" ist. Drauftreten will ich auf das unappetitliche Getier schließlich auch nicht.

In knöchellangen weißen Hemden serviert eine Truppe von Turban-Trägern mit lautlosem Schritt unser nach europäischer Art zubereitetes, qualitativ eher mäßiges Abendessen. Über unseren Köpfen jagen sich spielerisch die Fledermäuse. Aber eine Kröte finden wir keine mehr. Dennoch jagen F., Viktor und ich vor dem Schlafengehen noch einmal durch alle unsere Zimmer. Wir leuchten unter die Betten, wir stochern mit Stöcken unter den Schränken. Dann schließen wir die Türen zum Wintergarten. Damit beenden wir zwar den wohltuenden Luftzug und machen die ohnehin drückende Luft noch stickiger. Aber lieber schwitze ich, als mit einer Kröte zu schlafen.

Vor dem Einschlafen blättere ich in dem Bildkatalog mit der Aufschrift „Picturesque Mysore[4]", der in meinem Zimmer bereitliegt. Unter den vielen bemerkenswerten Sehenswürdigkeiten finde ich auch das Bild unseres schönen Schlosses, des *Government House*. Mit Interesse lese ich den Text unter dem Bild: „Dieses Schloss wurde 1805 vom englischen Oberst Lord Wellesley, dem späteren Herzog von Wellington, für den Eigenbedarf erbaut. Die Besonderheit des Gebäudes ist der riesige Ballsaal, dessen Decke von keinem einzigen Pfeiler gestützt wird. Dies ist Indiens größter pfeilerloser Saal. Das jahrhundertealte Schloss dient seit längerer Zeit als Gästehaus. Es wird nur vom Vizekönig, Gastfürsten *and other exceptionally important guests*[5] bewohnt, wenn sie Mysore besuchen."

Interessant, dass Mysore der einzige Ort auf der ganzen Welt ist, wo man weiß, dass ich eine „außergewöhnlich angesehene Persönlichkeit" bin. Endlich ein gut informierter Ort. Zugegeben, bisher wusste ich es selbst nicht einmal.

Ich wohne also jetzt in dem einstigen Schloss von Wellington, dem berühmten Bezwinger Napoleons bei Waterloo – zusammen mit F. und ein paar Kröten. Soweit wäre alles in bester Ordnung. Wenn sich nur auch ein Tiger fände. Denn was nützt mir mein außergewöhnliches Ansehen ohne Tiger?

[3] Regierungsgebäude / [4] Malerisches Mysore / [5] und andere außergewöhnlich angesehene Gäste

10 Febr. Mysore, Government House.

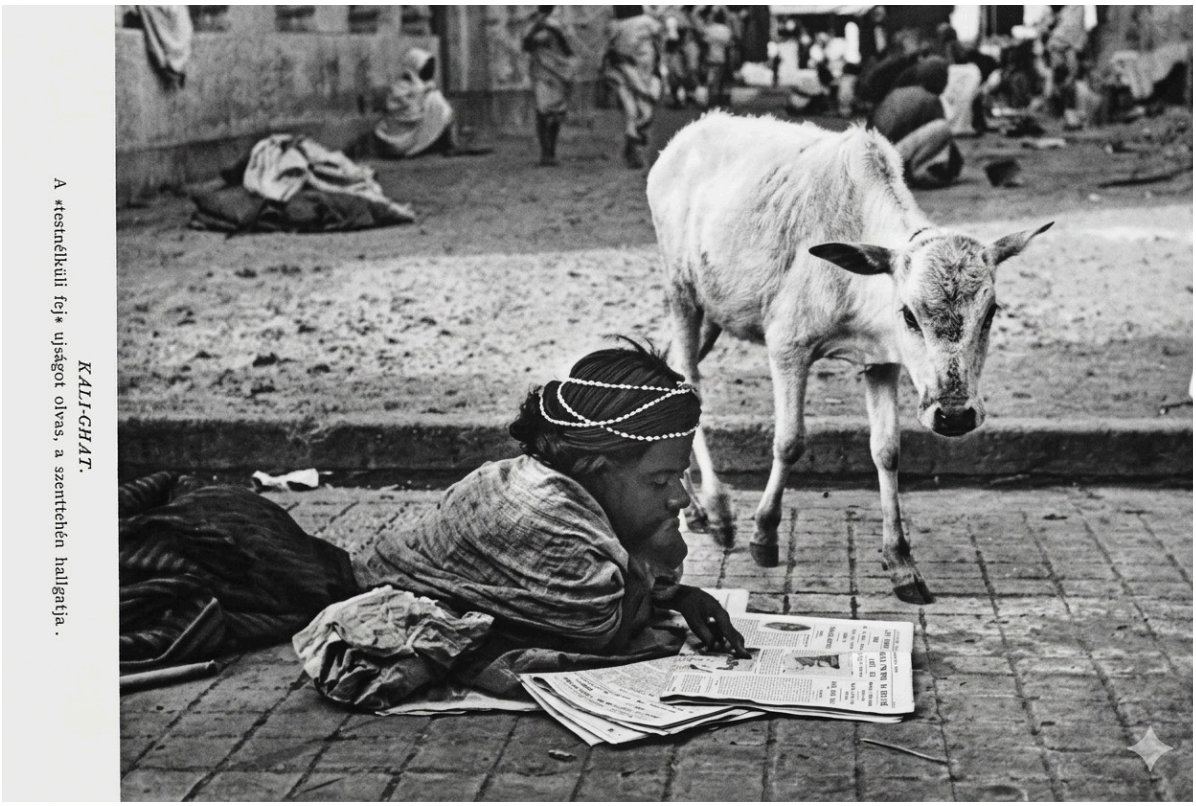
Nach der fünftägigen Reise tat die bequeme Ruhe ausgesprochen gut. Wir faulenzen lange herum. Wir frühstücken noch im Morgenrock im schattigen Palmenhain der Vorhalle, als

Scindia eintrifft, der Hofsekretär, den ich dem Leser bereits gestern im Hotel in Bangalore vorgestellt habe. Ich sagte bereits, dass wir Scindia schon früher auf der *Conte Verde* kennengelernt und ihn sogar liebgewonnen hatten. Wenn ich mich nicht irre, wird Scindia für uns der „Kesri" von Mysore sein.

Obwohl ich es bereits mehrfach erwähnt habe, stelle ich zur Vermeidung von Missverständnissen erneut fest, dass wir nicht Gäste des Maharadschas sind, sondern die seines jüngeren Bruders, des Juwaradschas. Ich sagte auch, dass der Maharadscha von den Gästen des Juwaradschas kaum Notiz zu nehmen pflegt. In unserem Fall ist das besonders misslich. Denn wie ich gerade von Scindia höre, rührt der Maharadscha zwar selbst nie eine Flinte an, behält sich jedoch alle Fragen und Genehmigungen, die die Jagd betreffen, persönlich vor. Aus den beiläufigen Bemerkungen Scindias ahne ich bereits, dass meine Flinte es in Mysore nicht leicht haben wird. Hier wird raffinierte Diplomatie nötig sein. Dabei weiß ich genau – ich habe es unzählige Male gehört –, dass der Staat Mysore ein wahres Jagdparadies ist. Auf seinem achtzigtausend Quadratkilometer großen Gebiet erstrecken sich gewaltige Wälder. Die Dschungel von Mysore sind nicht nur reich an Tigern, sondern auch ständige Heimat von zwei seltenen indischen Großwildarten: dem wild lebenden indischen Elefanten sowie dem Gaur, dem indischen Wildochsen. Ein besseres Revier als die Wildnis von Mysore könnte ein Jäger also selbst im Traum nicht finden. Aber was nützt das, wenn man nicht Gast des Maharadschas, sondern des Juwaradschas ist!

Wir beeilen sich beim Anziehen, denn Scindia hat für elf Uhr den „Besuch" des Juwaradschas angekündigt. Wir warten lange. Es ist bereits nach Mittag, als unser erlauchter Gastgeber endlich hereingeschlurft kommt. Chiranjeevi Sri Jaya Chamarajendra Wadiyar Bahadur ist ein kleinwüchsiger, alternder Mann, der mit flüsternder Stimme spricht. Er trägt europäische Kleidung, sein Kopf wird jedoch von einem riesigen, gold-violetten Turban geziert. Nach den gegenseitigen Begrüßungen und dem Austausch der in solchen Momenten üblichen höfischen Belanglosigkeiten lassen wir uns in die bequemen Sessel unseres Wintergartens nieder.

Unser Gastgeber spielt die Rolle des Gastes. Er nimmt seinen „Besuch" ernst und tut so, als würden wir ihn in unserem eigenen Haus empfangen. Höflich erkundigt er sich, ob er um ein Glas Whisky-Soda bitten dürfte. Ich muss ihn dreimal bitten, seine Bitte zu wiederholen, so leise murmelt er. Sein starrer Blick, seine steifen Bewegungen und seine schwerfällige Zunge verraten, dass der Juwaradscha wohl schon zu Hause mit dem Whisky angefangen hat. Nun setzt er es hier, in „unserem Haus", fort. Zu Gast. Aber sein Turban, der macht ihm wirklich alle Ehre. Einem so praktischen Turban sind wir noch nicht begegnet. Ein harter Kunst-Turban. Sein Besitzer hebt ihn sich vom Kopf wie einen Hut und legt ihn neben sich auf den Diwan. Man muss keine kostbare Zeit mit dem Binden verschwenden, man drückt ihn sich einfach auf den Kopf. Das indische Pendant[6] zu den bei uns nur noch selten zu sehenden, fertig gekauften, einklippbaren Schleifen für den Hemdkragen.



KALI-GHAT.
A «testnélküli fej» ujságot olvas, a szenttehén hallgatja.

Das Gespräch kommt auf die hinduistische Philosophie. Und in Anbetracht der Tatsache, dass die aussetzende Stimme des Juwaradschas bereits nach dem dritten Whisky verlangt, wird die ohnehin schwer zu entwirrende Gedankenwelt noch unverständlicher. Vergeblich versuche ich mit listigen Übergängen, den in die Dunkelheit geratenen Faden des Gesprächs aus den Irrgärten der Seelenwanderung auf die Pfade der Tigerjagd zu lenken, die für mich so viel leichter zu begehen sind.

— „Jedes Leben ist heilig“, lallt der Juwaradscha zwischen zwei Schlucken, „das des Menschen wie das des Tieres gleichermaßen. Wir leben nicht, um uns gegenseitig auszurotten.“

(Meine arme Flinte, sorge ich mich, da habe ich dich wohl an keinen guten Ort gebracht...) Und als wollte er eine praktische Illustration für diese erhabene Erklärung liefern, patscht eine feiste Kröte aus dem uns umgebenden Zimmerdschungel hervor. Mit schwerfälligen Bewegungen bewegt sich das weich-fettige Reptil vorwärts. Mal hüpfend, mal kriechend steuert es direkt auf die glänzend gewichsten Schuhe des Juwaradschas zu. Als wüsste es genau, wohin es gehen muss. Mit Interesse beobachte ich das Kriechen der Kröte, unser Gast jedoch bemerkt sie gar nicht. Ich sollte ihn wohl doch warnen...

— „Vorsicht, Hoheit“, sage ich, „gleich springt Ihnen eine große Kröte auf den Fuß!“

— „Ach was, sie springt nicht“, lautet die leise stammelnde Antwort. „Sicherlich spürt das arme Ding schlechtes Wetter und flüchtet deshalb unter ein Dach.“

Und der glänzend gewichste Schuh weicht höflich aus dem Weg der Kröte zurück. Diese hüpft im sicheren Bewusstsein ihrer Gleichberechtigung träge weiter. Über den schönen Benares-Teppich mit Tigermuster hinweg, hin zu ihrem am Ende des Teppichs beginnenden Palmenzuhause.

Wie schon der „Krötenfall“ zeigt, sind meine Aussichten auf die Jagd vorerst trübe. Aber der mit uns fühlende Scindia, der die Jagd offensichtlich auch nicht verachtet, blinzelt mir

ermutigend zu. Aus der mit Whisky gespülten hinduistischen Philosophie wird am Ende vielleicht doch noch etwas Jagd heraussspringen.

Es ist halb drei, als Scindias wiederholte Mahnung seinen Herrn an die Essenszeit erinnert. Er leert den letzten Schluck seines vierten Whiskys auf unser Wohl und erhebt sich zum Abschied. Scindias geübte Hand hilft ihm geschickt ins Auto. Wir hingegen setzen uns an unser inzwischen kalt gewordenes Gabelfrühstück.

Wir haben nicht nur unseren eigenen Palast und unseren eigenen Haushalt, uns steht auch ein privates Automobil zur ständigen Verfügung, das vor dem Schloss wartet. Damit es sich nicht allzu sehr langweilt, nehmen wir es nach dem Essen in Gebrauch. Die prachtvollen Gebäude der Stadt Mysore, die sorgfältig gepflegten öffentlichen Gärten und der geordnete Verkehr in den hübschen Straßen überraschen den Fremden angenehm. Offenbar ist die schon mehrfach gehörte Behauptung zutreffend: Mysore ist die sauberste Stadt Indiens. Unser geschickt wirkender, fließend Englisch sprechecher Chauffeur erweist sich zugleich als erfahrener Fremdenführer. Er muss es gewohnt sein, die Gäste des Hofes herumzufahren; er führt uns ohne vorherige Aufforderung in der ganzen Stadt herum. Und dabei erklärt er die Sehenswürdigkeiten so stolz und selbstbewusst, als hätte er sie alle eigenhändig erschaffen. Vorerst schauen wir uns noch nichts gründlich an, wir steigen gar nicht erst aus dem Wagen, sondern eilen nur so im Groben durch die Stadt. Auch auf den riesigen, im indosaranzenischen Stil erbauten Palast des Maharadschas werfen wir nur einen flüchtigen Blick aus der Perspektive eines der Burgtore. [6]
Entsprechung

Der öffentliche Garten, der zur Erinnerung an den Besuch des einstigen Vizekönigs Lord Curzon den Namen Curzon-Park erhielt, könnte mit dem Stadtpark jeder westlichen Metropole konkurrieren. Seine schattigen Palmenalleen und fachmännisch gepflegten Blumenteppiche erinnern an die zivilisierten Haine der französischen Riviera. Auf dem Platz am Ende des Gartens prangt unter einer Pagode mit glänzender Goldkuppel die Marmorstatue des vorangegangenen Maharadschas. Von dem, was wir in der Kürze der Zeit wahrgenommen haben, gefällt mir die breite Straße, die zur Rennbahn führt, am besten – eine zwei Kilometer lange, schattige Laube! Bunt blühende, dichte Schlingpflanzen ranken sich an der Pergola empor, die sich über die Fahrbahn wölbt. Die Turf-Freunde von Mysore fahren durch diesen duftenden, kühlen Blumentunnel hinaus zum Rennplatz. Unser erster flüchtiger Eindruck der im Eiltempo durchfahrenen Stadt Mysore: Sauberkeit, Sorgfalt, Zufriedenheit – eine unerwartet hochstehende Kultur. Vorerst können wir nur die Hitze beanstanden. Dabei befinden wir uns derzeit im sogenannten „kühlen" Teil des Landes.

Nach der Rückkehr in unseren Palast wird gemeldet, dass der Juwaradscha uns um sieben Uhr abholen wird, um uns zu einer Cocktailparty im Sports Club auszuführen. In unserem Wintergarten mit seinem Palmenwald wartet bereits der freundliche amerikanische Chefarzt des Krankenhauses von Mysore: Auf Befehl Seiner Hoheit ist er gekommen, um die Wunden an meinem geimpften Arm zu verbinden. Pünktlich um sieben Uhr fährt der Wagen des Juwaradschas vor. In Begleitung von Scindia trifft der Thronfolger ein, gekleidet mit peinlicher Eleganz. Sein Gang ist steif wie auf Stelzen, sein Blick noch steifer und gläserner, während er sich auf seinen Ebenholzstock mit Elfenbeingriff stützt. Und kaum hat sich seine in einen taubengrauen Atchkán geknöpfte Gestalt in den Sessel sinken lassen, erklingt seine leise, lallende Stimme:

— „*May I have a drink?*"[7]

Und noch während ich aufstehen will, um seinem Wunsch nachzukommen, stellt einer der Diener dem Juwaradscha bereits ein Glas eisgekühltes Whisky-Soda vor die Nase. Offenbar wurde es in genau dem Moment zubereitet, als der Wagen des Prinzen vorfuhr.

[7] „Darf ich einen Drink haben?“

Erst danach, erst nach dem ersten, langen, schlürfenden Schluck, folgt das Ausziehen der unbequemen weißen Handschuhe und das Ablegen des buntgemusterten Kunst-Turbans vom Kopf auf den Tisch. Mit Freude hören wir, dass wir beim Treffen im Sports Club die Gelegenheit haben werden, auch den Maharadscha kennenzulernen. Offenbar war unsere Sorge unbegründet, dass wir als Gäste des Juwaradschas den Maharadscha nicht treffen könnten. Es ist unbestreitbar, dass der Juwaradscha ein äußerst gewinnender, herzlicher Gesellschafter ist – besonders wenn ein längeres Gespräch seine vom Alkohol schwerfällige Zunge ein wenig löst. Ein wahrer *Charmeur*. Gleichzeitig jedoch – so fühle ich – muss er ein sehr unglücklicher Mensch sein. Aus seinen halb geschlossenen, unverhältnismäßig großen, vom Alkohol glänzenden Samtaugen strahlt aufrichtige Güte, aber zugleich eine unendliche Traurigkeit und ein unerklärlicher, mystischer Fernblick.

Von Scindia erfuhren wir, dass sein Herr ein profunder Kenner der hinduistischen Philosophie und ein tiefgründiger Denker in Fragen des Seelenlebens ist. Zumindest soweit es die Macht seiner unglückseligen Leidenschaft, des Alkohols, zulässt. In die kummervergessende, hirnerweichende Falle des Whiskyrausches ist dieser bedauernswerte Mensch, ein so häufiges wie typisches Opfer des tropischen Klimas, offensichtlich rettungslos getappt. Es geht auf acht Uhr zu, doch wir sitzen immer noch im Wintergarten unseres Palastes – die Gesellschaft im Sports Club scheint vergessen zu sein. Das Gespräch fließt über dies und das, über alles Mögliche auf der Welt – oder vielmehr: es stockt eher sehr –, nur von der Jagd ist keine Rede. Dieses Thema umgehen wir vorsichtig; wir wagen uns nicht einmal in seine Nähe, als wäre es ein mit tödlichen Bazillen verseuchter Tümpel. Vergeblich versuche ich, meine bisherigen Jagderfolge, meine Tiger aus Jaipur oder die Bären aus Bhopal, unauffällig in den ohnehin recht bunten Faden der Konversation einzuflechten. Der immer noch zu scharfe Verstand des berauschten Juwaradschas bemerkt die Falle sofort; er dreht sogleich am Steuerrad seines Gesprächskahns und segelt geschickt an den gefährlichen Strudeln des Jagdthemas vorbei.

Ich verstehe nur nicht, warum er eine solche Abneigung dagegen hat. In Kalkutta hat er uns doch ausdrücklich zur Jagd eingeladen, und zwar ganz unmissverständlich zur Tigerjagd! Oder ist er in der Zwischenzeit noch heftiger mit seinem erlauchten Bruder aneinandergeraten, sodass es ihm seither endgültig untersagt ist, seine eigenen Gäste jagen zu lassen? So etwas in der Art vermute ich. Inzwischen ist er bei seinem vierten Whisky angelangt. Doch kaum ist dieser eingeschenkt, erhebt er sich auch schon:

— „Gehen wir“, flüstert er, „sonst verpassen wir die Cocktailparty.“

Ich denke mir: Schade um den guten Whisky, aber wenigstens brechen wir endlich auf. Es stellt sich jedoch heraus, dass der Whisky keineswegs verloren geht. Auf einen Wink des etwas unsicher auf den Beinen stehenden Juwaradschas nimmt Scindia pflichtbewusst das frisch gefüllte Glas in die Hand, trägt es seinem Herrn hinterher und bringt es mit in den Wagen. Und als wir in der geräumigen Karosse Platz nehmen, sehen wir, dass neben dem Sitz des Juwaradschas ein Ringhalter für Gläser montiert ist. Scindia stellt den Tumbler hinein, direkt in Reichweite seines Herrn. Seht an, das ist wahrlich die höhere Raffinesse des Whisky-Trinkens. Der Philosoph unter den Juwaradschas trennt sich selbst während der paar Minuten Autofahrt nicht von seinem geliebten Glas. Und er vergisst es auch unterwegs nicht. Als wir durch das Tor des Clubgartens fahren, ist das Glas leer. Wer

glaubt, die Wagenbewegung hätte den Drink verschüttet, der irrt. Der Asphalt der Stadt Mysore ist spiegelglatt – kein Pester Asphalt. Auch die Federung des Rolls-Royce ist exzellent. Und der Hofchauffeur ist ein erfahrener Fachmann; er gibt acht auf die Insassen seines Wagens. Und auf den Whisky im Glas seines Wagens.

Auf der weitläufigen Veranda des Clubs herrscht reges Treiben – Damen, Herren, einheimische und weiße Herrschaften bunt gemischt. Mein neugieriger Blick sucht jedoch vergeblich den Maharadscha; offensichtlich ist er nicht zur Party gekommen. Erst später erfahre ich, dass er sehr wohl da war, die Gesellschaft jedoch plötzlich, unmittelbar vor unserer Ankunft, verlassen hat. Offensichtlich hat er rechtzeitig Wind von der Annäherung seines geliebten Bruders bekommen und ist der Begegnung ausgewichen. Oder vielleicht – und das ist der wahrscheinlichere Fall – mussten wir die Abreise des Fürsten abwarten. Deshalb mussten wir so lange im Wintergarten unseres Privatpalastes philosophieren.

Wir machen unzählige neue Bekanntschaften, doch es gelingt mir nicht, auch nur einen einzigen Namen zu behalten. Wir amüsieren uns prächtig über eine schneeweißhaarige, sich auf einen Stock stützende, liebenswürdige alte Dame, die Witwe eines hohen englischen Beamten, die in Mysore hängengeblieben ist. Den Juwaradscha kennt sie offensichtlich schon lange, vermutlich seit seiner Kindheit, denn sie geht mit ihm um wie eine gestrenge Gouvernante mit einem ungezogenen Schüler. Wie es der Zufall will, gerate ich mit der freundlichen alten Dame ins Gespräch und beantworte höflich die übliche Serie von Fragen: Woher wir kommen, zu welchem Zweck wir nach Indien gereist sind, wo wir bisher waren, was unser weiterer Plan ist? Es stellt sich heraus, dass der verstorbene Ehemann der alten Dame einst ein großer Nimrod war. Mir reicht das schon; sogleich klage ich ihr mein Leid bezüglich der Jagd in Mysore. Meine liebenswürdige Zuhörerin macht sich meine Sache sofort zu eigen. Sie gerät förmlich in Feuer.

— „Da werden wir abhelfen", sagt sie, „was möchten Sie schießen? Einen Tiger? In Ordnung. Wo ist dieser Juwaradscha?"

Sofort will sie mit ihm sprechen. Die schwankende Gestalt Seiner Hoheit nähert sich gerade einem der Nachbartische. Die alte Dame krächzt ihm bereits entgegen und winkt mit ihrem Gummistock:

— „*Do come here Juwaraj! I want to tell you something very important!*"[8]

[8] „Kommen Sie her, Juwaradscha, ich muss Ihnen etwas sehr Wichtiges sagen!"

Und sobald es Seiner Hoheit unter Überwindung gewisser bewegungstechnischer Schwierigkeiten gelingt, den Stuhl neben der alten Dame einzunehmen, kommt meine energische Gönnerin ohne Umschweife zur Sache:

— „*This man wants to shoot a tiger*" – die Stimme der alten Mutter, die wie zerbrochenes Steingut klingt, versucht den allgemeinen Lärm zu übertönen – „*do you hear me Juvaraj? A tiger and a bison! You must get this man a tiger and a bison, Juvaraj, you simply have to.*" – Bei jedem Wort stößt sie kräftig mit ihrem Stock auf den Boden. – „*And don't forget about it, Juvaraj!*"[9]

Die flüsternde Antwort Seiner Hoheit geht im allgemeinen Lärm unter. Doch sein kummervoller Kopf mit dem lila Turban nickt bei jedem Satz der alten Dame gehorsam. Inwieweit er dann sein Wort halten wird und ob es ihm überhaupt möglich ist, sein Versprechen einzulösen, das werden wir ja sehen.

9 „Dieser Mann will einen Tiger schießen, hören Sie mich, Juwaradscha! Einen Tiger und einen Gaur. Besorgen Sie diesem Mann unbedingt einen Tiger und einen Gaur, Juwaradscha. Um jeden Preis. Und vergessen Sie es bloß nicht, Juwaradscha!“

Es geht auf zehn Uhr zu, als wir in unserem heimischen Speisezimmer zum Abendessen Platz nehmen. Wir sind zu viert; Scindia hat zwei freundliche Gäste herbeigeholt, die zudem gerne Bridge spielen. Einer ist Engländer, der andere Inder. Ansonsten haben wir keine Ahnung, wer sie sind. In engem Einvernehmen mit den um uns herumschwirrenden Fledermäusen spielen wir fast bis zum Morgengrauen Karten.

11 Febr. Mysore, Government House.

Ich weiß nicht, wem wir es zu verdanken haben. Der Protektion der lieben alten Dame oder dem eigenen Eifer des Juwaradschas? Genug damit, heute Vormittag erscheint Scindia mit der Nachricht, Seine Hoheit möchte wissen, ob ich lieber einen Tiger schießen wolle oder einen Bison? Am liebsten würde ich natürlich antworten: beide. Aber wenn ich schon wählen muss, entscheide ich mich natürlich für den Bison, da dies für mich noch unbekanntes Wild ist. *Bison* bedeutet auf Englisch zwar Büffel, doch hat das betreffende Tier nichts mit dem Wisent oder Büffel zu tun. Denn der *Indian bison* der Engländer, besser bekannt als Gaur, ist eigentlich der wild lebende Vorfahre des Hausrindes. Also ein Wildrind. Die ungarische Naturkunde erwähnt ihn als „vadtulok“ (*Bibos gaurus*).

Der etwa zwölf Zentner schwere und fast zwei Meter hohe Gaur, der an Statur selbst den afrikanischen Kaffernbüffel bei weitem übertrifft, ist ein Bewohner der bergigen Urwälder Indiens, Birmas sowie der Malaiischen Halbinsel. Seine verhältnismäßig kurzen, nach innen und leicht nach hinten gekrümmten Hörner erinnern ein wenig an Bisonhörner, woher wahrscheinlich der englische Name rührt. Da der Gaur nach dem Tiger die begehrteste Beute des indischen Jägers ist und da sich unter den von uns bisher besuchten Gebieten nur hier in Mysore die Gelegenheit zur Jagd auf ihn bietet, ist es verständlich, dass ich ihn dem Tiger vorziehe. Und das, obwohl so viele Tiger durch die riesigen Dschungel von Mysore ziehen, dass ich auch damit fest hätte rechnen können. Die Hauptsache ist jedoch, dass die Jagdfrage endlich ernsthaft zur Sprache kam.

— „Wenn Sie möchten“, sagt Scindia, „können wir es morgen im Morgengrauen mit dem Gaur versuchen!“

Das ist wahrlich eine Freudenbotschaft! Nach der bisherigen Vorgeschichte hätte ich nicht mit einer so schnellen Wendung zum Guten gerechnet. Ich gestehe, dass ich gestern den Kopf ziemlich hängen ließ. Es sah wirklich so aus, als hätte ich meine Flinten umsonst nach Mysore gebracht.

— „Und nun, wenn Sie Lust haben, zeige ich Ihnen den Zoo“, bietet Scindia an, „er ist sehenswert. Abgesehen von dem in Kalkutta ist dies die schönste Tiersammlung Indiens!“

Trotz der hirnerweichenden Hitze streifen wir den ganzen Vormittag im Zoo umher. Es gibt so viel zu sehen, die Anlage ist so schön und originell, die Tiere sind so gepflegt, sauber und blicken verhältnismäßig zufrieden drein, dass es wirklich ein Vergnügen ist, sich unter ihnen aufzuhalten. Die neulich erwähnte Gefängnisatmosphäre hat der Zoo von Mysore bis an die Grenze des Möglichen reduziert. Löwen und Tiger liegen im Schatten gewaltiger Bäume und können sich auf weitem Raum bewegen. Eisengitter sieht man fast gar nicht. Der tiefe Graben, der die Raubtiere vom Publikum trennt, ist geschickt hinter verschiedenen Sträuchern und Blumenbeeten getarnt, sodass man sich mit ein wenig Fantasie bei einem Spaziergang vor dem Mittagessen im Paradiesgarten wie Adam fühlen könnte.

Besonders an den Tigern finde ich Gefallen. Es sind allesamt Mysore-Tiger, gefangen in den heimischen Dschungeln. Noch halbwild, strotzend vor kraftvoller Wildnismuskulatur – wunderschöne Exemplare. Solch prachtvolle Tiger habe ich noch nie gesehen. Die interessanteste Seltenheit des Zoos ist die Herde von Albino-Black-Bucks. Ein weißer Black-Buck – das ist wie ein hölzernes Eisen! Scindia erzählt, dass der Maharadscha vor Jahren irgendwoher einen Albino-Bock und eine Geiß geschenkt bekam. Der Nachwuchs schlug anfangs immer wieder auf die ursprüngliche Farbe um, zwischendurch kamen jedoch alle möglichen Farben, scheckige Kälber, zum Vorschein. Die Scheckigen wurden aussortiert; man behielt nur jene, bei denen die weiße Farbe dominierte. Bis es schließlich gelang, die makellos schneeweiße Herde zu züchten. Einem solchen Gewaltakt an der Ordnung der Natur gegenüber bin ich im Grunde kein Freund, so wie ich auch die Waldblume höher schätze als die im Gewächshaus getriebene, faustgroße Nelke. Aber diese Herde von jungfräulich weißen Antilopen mit schwarzen Hörnern ist wahrlich eine ansprechende modische Abwechslung zum bisher gebräuchlichen Mantel des Black-Buck.

Am Mittag „bewirten" wir Scindia und einen seiner Freunde. Wir haben uns schon ganz gut in unsere Rolle als Gastgeber eingelebt. Die Getränke und Rauchwaren des Government House bieten wir bereits mit einer solchen Ungezwungenheit an, als wären sie unser eigenes, von zu Hause mitgebrachtes Gut. Das Gespräch kommt auf die indischen Staaten, und unsere Gäste erwähnen stolz, dass Mysore an zweiter Stelle in der Reihe der sogenannten „Einundzwanzig-Kanonenschuss-Staaten" steht. Um dies gebührend würdigen zu können, muss man wissen, dass den einheimischen Fürsten der indischen Staaten bei offiziellen Anlässen eine bestimmte Anzahl von Salutschüssen zusteht. Nach diesem besonderen Vorrecht klassifiziert, gehören sie sieben verschiedenen Gruppen an, und zwar der Gruppe der Fürsten mit neun, elf, dreizehn, fünfzehn, siebzehn, neunzehn und schließlich einundzwanzig Salutschüssen. In der vornehmsten Klasse, der Reihe der sogenannten „*Twenty-one Gun States*", finden sich insgesamt nur fünf: Haiderabad, Mysore, Baroda, Gwalior und Kaschmir. Diese fünf Staaten unterstehen nämlich direkt der Autorität des Vizekönigs, während die anderen nur über zwischengeschaltete Instanzen mit ihm verbunden sind. Die Frage der Salutschüsse ist offensichtlich äußerst wichtig. Und zudem noch schrecklich kompliziert. Der Staat Bikaner gehört zum Beispiel zur Gruppe mit siebzehn Schüssen, dem derzeitigen Maharadscha von Bikaner stehen jedoch neunzehn „persönliche Salutschüsse" zu. Dem Nawab von Bhopal gebühren zu Hause einundzwanzig Schüsse; wenn er jedoch in einem anderen Staat zu Gast ist, werden zu seinen Ehren nur neunzehn abgefeuert. Ich habe sogar gehört – dafür bürge ich jedoch nicht –, dass die Engländer einen Fürsten, der Anlass zu Tadel gibt, damit bestrafen, dass sie ihn um ein oder zwei Salutschüsse kürzen. Einen anderen befördern sie hingegen zur Belohnung in der Tabelle der Schüsse nach oben. Und wenn wir schon dabei sind, erwähne ich auch, dass dem Vizekönig einunddreißig und dem Kaiser von Indien einhunderteins Salutschüsse als konventionelle Gebühr zustehen.

Aus der in den Tropen üblichen Nachmittagssiestazit erwache ich in einem wahren Schweißbad. Dabei rühren drei riesige *Pankas* unaufhörlich die Luft über mir um. Der Juwaradscha hat sein Kommen für sieben Uhr angekündigt; er lädt uns zu einer „Abendspazierfahrt" ein. Von Scindia erfuhren wir, dass unser Ziel heute Abend der Chamundi Hill ist, der am Stadtrand aufragende heilige Berg, den ich bereits am Abend unserer Ankunft erwähnte. Es stellt sich heraus, dass Chamundi, die Hausgöttin des Herrscherhauses von Mysore und geheimnisvolle Bewohnerin des auf dem heiligen Berg errichteten Tempels, eine alte Bekannte ist. Chamundi ist nämlich identisch mit Kali, der großbäuchigen Todesgöttin mit der roten Zunge, die ich in Kalkutta vorgestellt habe. Eine der vielen Personifizierungen Kalis.

Der Juwaradscha kommt pünktlich, aber genauso benebelt wie gestern. Diesmal verlangt er keinen Drink, er setzt sich nicht einmal hin; wir steigen sogleich in den altmodischen, karossenartigen Rolls ein. Im Halter neben dem Sitz steht jedoch bereits das halbvolle Whiskyglas, und zu Füßen des neben dem Chauffeur sitzenden Scindia sehe ich eine Soda- und eine Whiskyflasche in einem geschickten, eigens dafür vorgesehenen Korb. Gebührend vorbereitet machen wir uns auf den Weg zur Besichtigung des heiligen Berges. Auf einer tadellos gebauten Serpentinenstraße, die durch eine dichte Lampenreihe hervorragend beleuchtet wird, fahren wir den etwa dreihundert Meter hohen Berg hinauf. Die Aussicht, die sich unter uns entfaltet, könnte ich höchstens mit dem nächtlichen Bild von Budapest vergleichen, wie man es vom Gipfel des Schwabenbergs sieht, aber dies scheint fast noch prächtiger zu sein. Zwar ist die Stadt Mysore nur ein Zehntel so groß wie Pest, aber an Lampen hat sie wohl kaum weniger. Unzählige bunte elektrische Augen, Gebäude, die mit verschnörkelten Lichterketten fein säuberlich punktiert sind, die große rote Lampenkugel, die den Maharadscha-Palast verkündet – ein wunderbarer Schwarm bunter Leuchtkäfer funkelt dort unten. Ein riesiges, mit farbigen Edelsteinen besetztes Schmuckstück.

Ein unerwarteter Kontrast zu dem in der Tiefe blinkenden Lichterteppich ist der aus der Dunkelheit des Berggipfels auftauchende, exotisch behauene Steintempel, die mystische Behausung der grausamen Göttin, die geheimnisvoll-düstere Chamundishvari, deren mehrstöckiges *Gopuram* mit gewaltigen goldenen Hörnern geschmückt ist... Wir steigen aus und umrunden den schaurigen Tempel, der Juwaradscha bleibt jedoch im Wagen, da Scindia gerade eine neue Portion in das „Reiseglas“ gegossen hat. Das Tempeltor steht offen, doch das Betreten ist uns als Ungläubigen untersagt. Ein Duft von wohlriechendem Weihrauch, das in Mysore heimische Aroma des Sandelholzes, schlägt uns entgegen, und in der geheimnisvollen Beleuchtung des Heiligtums ahnen wir nur die unsicheren Umrisse der auf einem Löwen reitenden Göttin Chamundi. Scindia erzählt, dass der Maharadscha oft hierher heraufkommt, manchmal die ganze Nacht in Andacht verbringt. ...magányos elmélkedésben. Der Juwaradscha hingegen – zumindest nach der oberflächlichen Meinung eines fremden Besuchers – leert höchstens das eine oder andere Glas Whisky-Soda zu Ehren der Familiengöttin. Unterwegs besichtigen wir noch den am Hang des Berges prangenden, aus einem einzigen kohlenschwarzen Felsblock gehauenen, fünf Meter hohen Nandi-Bullen. Das im Liegen dargestellte, mit dichten Reihen von Glockenhalsketten geschmückte Tier ist das mythologische Reittier des Hauptgottes Schiva. Es ist die größte der in ganz Indien anzutreffenden Nandi-Statuen.

Zum Abendessen bringt uns der Juwaradscha wieder nach Hause. Das gemeinsame Speisen mit uns erlaubt ihm seine Religion nicht – für Flüssigkeiten scheint er von Chamundi offensichtlich eine Befreiung erhalten zu haben. Zur Einnahme seines Abendmahls kehrt er also in seinen eigenen Palast zurück. Doch kurz darauf erscheint er wieder in unserem Haus, und zwar in Begleitung seiner eigenen Hofkapelle! Die Vorstellung seiner Musiker hatte er bereits mehrfach in Aussicht gestellt. Besonders, seit wir ihm klagten, dass die bisher gehörten indischen Konzerte in unseren ungeschulten Ohren höchstens die Wirkung von Katzenmusik erzielt hatten.

— „Na, warten Sie nur“, sagte unser Gastgeber mit den verträumten Augen, „ich bringe Ihnen meine eigene Hauskapelle mit. Die habe ich selbst ausgebildet. Wenn Sie die erst gehört haben, dann geben Sie Ihr Urteil über die indische Musik ab.“

Das Ensemble besteht aus sechs Mitgliedern, und wenn nicht Turbane ihre Köpfe und leichte Dhotis ihre hageren, rußfarbenen Körper bedecken würden, könnten sie in jede unserer heimischen Zigeunerkapellen passen. Abgesehen natürlich von ihren Instrumenten. Denn bei einem sehe ich ein langes, einer Mandoline ähnelndes Zupfinstrument – eine *Sitar*; beim zweiten ein plumpes Streichinstrument – eine *Sarangi*;

beim dritten eine Art blasbalgähnliche Tasten-Pseudo-Harmonika. Die anderen drei halten verschiedene Arten kleiner, seltsamer Trommeln umklammert. Sie hocken sich vor uns auf den Teppich mit Tigermuster im Wintergarten und warten mit untergeschlagenen Beinen auf den Befehl ihres erlauchten Dirigenten.

Zuerst spielt jeder Musiker nacheinander ein Solo. In den Einzelvorträgen von Zupf-, Streich- und Blasinstrument gelingt es mir tatsächlich, die langsam erwachende Ahnung eines ganz besonderen, unerklärlichen musikalischen Genusses zu entdecken. Melodie höre ich darin zwar immer noch wenig, aber der Rhythmus ist wunderbar packend. Allerdings hat das Stück nach dem Urteil unserer Ohren weder Anfang noch Ende – es beginnt unerwartet und erstirbt ebenso plötzlich, ohne jeden Abschluss. Fast möchte ich sagen, dass mir die Solonummern der drei Trommler am besten gefallen. Eine bewundernswerte Darbietung. Ohne Schlegel, nur mit den Fingern und den Ballen ihrer Handflächen schlagen sie auf die schlichten kleinen Trommeln ein und trommeln zusammenhängende Geschichten aus der gespannten Lederhaut heraus. Diese Trommeln sprechen, mal zornig, mal schmeichelnd leise, mal in knallendem Lauf, mal wieder in vibrierender Dehnung...

Doch schließlich, als die seltsame Truppe zum Zusammenspiel ansetzt, schließt sich der schmale Spalt, der sich mir in die Seelenwelt der indischen Musik geöffnet hatte, wieder. Davon verstehe ich dann kein Sterbenswörtchen mehr; die Kapelle zupft, geigt und trommelt wild durcheinander. Wenn das noch lange dauert, muss ich in den Garten gehen, mich auf Hundemanier hinsetzen und den Mond anbellen. Der Juwaradscha begleitet den eigentümlichen Spektakel mit verklärtem Antlitz, tränenden Augen und zitternden Fingern, mit denen er Takte in die Luft zeichnet, während er leise dazu lallt. Seine müden, traurigen Gesichtszüge sind von einer überraschenden, überirdischen Begeisterung erfüllt, als lausche er nicht menschlicher Musik, sondern den Zaubermelodien himmlischer Posaunen...

— „Sehen Sie“, flüstert der Juwaradscha nach dem Verstummen des Lärms, immer noch in ein unsichtbares Ziel versunken, „das ist indische Musik. Ich bedauere Sie, denn ich weiß, dass Sie das nicht verstehen. Sie hören unsere Melodien nicht, weil Ihnen die Harmonie fehlt. Ihre Ohren können nur die harmonische Melodie erfassen... Dabei fesselt die Harmonie die Melodie, zwingt sie in Regeln, lässt sie ihre göttlichen Schwingen nicht entfalten...“

Darauf können wir nichts antworten. Hilflos sehen wir dem Juwaradscha zu, der aus den himmlischen Höhen bald wieder zu den irdischen Genüssen des Whiskyglases herabsinkt, und wir fühlen uns wie in einer fremdsprachigen Gesellschaft, deren Rede man nicht verstehend nur mit höflichem Kopfnicken quittieren kann. Ich räuspere mich dreimal, um etwas zu sagen, und wähle am Ende doch das Schweigen. Irgendwie fühle ich mich jetzt neben dem Juwaradscha ungebildeter, oder vielmehr seelisch minderwertig. Die Katzenmusik von Mysore löst in mir einen gewissen Minderwertigkeitskomplex aus... Der Juwaradscha ist – obwohl er lallt und manchmal etwas verwirrt ist – selbst jetzt, nach seinem weiß Gott wievielten Whisky, ein gewinnend angenehmer, ja oft auffallend geistreicher Gesellschafter. In uns verstärkt sich immer mehr die Vermutung, dass den Armen nur eine unvergessliche seelische Erschütterung auf diesen hoffnungslosen, whiskygetränkten Abhang getrieben haben kann. Wir spüren immer mehr, dass er im Grunde ein herzensguter Mensch ist, der hilflos ertrinkt, und es gibt niemanden, der nach ihm greifen, ihn an die Oberfläche ziehen, eine künstliche Beatmung anwenden, ihm fünfundzwanzig auf den Hintern geben und ihn statt zu Whisky zu Milch zwingen würde.

12 Febr. Mysore, Government House.

Viel Zeit zum Schlafen blieb uns nicht. Kaum zwei Stunden war es her, seit es uns gelungen war, den Juwaradscha zum Aufbruch zu bewegen, da kam schon der unerbittliche Viktor:

— „Drei Uhr, bitte aufstehen, Abfahrt um halb vier!“

Das kalte Bad weckt auf einen Schlag unsere seit Bikaner in Ketten gelegte Jagdlust. Und wie! Geht es doch diesmal auf den Gaur, das für mich bisher unbekannte, laut Beschreibungen überaus furchteinflößende Wildrind des indischen Dschungels!

Pünktlich um halb vier, in einer lauwarmen, sternenklaren Nacht, fahren zwei Autos vor das Haus: Scindia trifft in Begleitung des Hofjagmeisters, Herrn Rajagopalachari, ein. Da ich diesen Namen wohl recht oft schreiben muss, wollen wir ihn abkürzen – nennen wir ihn „Tschiritschari“. Dabei kann ich mich über den Namen des Jagdmeisters eigentlich nicht beklagen, er ist verhältnismäßig leicht, besonders wenn ich ihn mit dieser Visitenkarte vergleiche, die uns gestern von einer örtlichen Berühmtheit zugesandt wurde. Der Familienname dieses Herrn lautet buchstäblich so: Vijayaraghavacharya.

— „Wir nehmen noch einen Gast mit“, sagt Scindia, „einen französischen Weinhändler namens Sobriquet. Er liefert die ausländischen Getränke für unseren Hof; auf Wunsch Seiner Hoheit des Maharadschas bereitet sich auch Herr Sobriquet auf die Jagd vor.“

Ich kann nicht behaupten, dass mich der unerwartete Weinhändler mit besonderer Begeisterung erfüllt. Viel Gutes erwarte ich nicht von ihm, aber – wir werden sehen. Im ersten Wagen sitzen wir zu dritt mit Scindia, im zweiten der Oberjäger Tschiritschari mit dem französischen Weinagenten. Die fast drei Stunden dauernde nächtliche Autofahrt, die auch durch endlose Reihen von Ochsenkarren auf dem Weg zum Markt verzögert wird, verschlafen wir größtenteils.

Nagy medvém hanyattfekszik a patakmederben. (40. oldal.)

Es dämmert erst schwach, als wir gegen halb sechs im tiefen Bambuswald, der sich zu beiden Seiten verdichtet, aussteigen. Aus dem forstlichen Halbdunkel schälen sich Geisterriesen hervor: zwei Jagdelefanten. Von Scindia hörten wir schon gestern, dass wir

versuchen werden, uns dem Gaur auf dem Rücken von Elefanten zu nähern. Der Urwald von Mysore wird nämlich außer vom Gaur auch von einer großen Anzahl wilder Elefanten bewohnt; der Gaur ist also an den Elefantengeruch und den Lärm der im Wald lebenden Elefantenherde gewöhnt. Angeblich vertragen sich Gaur und wilder Elefant gut und interessieren sich nicht füreinander. So kann sich der Jäger auf dem Rücken eines zahmen Elefanten, wenn er die Windrichtung vorsichtig beachtet und streng darauf achtet, sich nicht durch unnötige Bewegungen, Sprechen oder sonstigen Lärm als Mensch zu verraten, arglos dem Gaur nähern und ihn mit Leichtigkeit – und zudem völlig gefahrlos – erlegen. Auch davon könnte ich nicht behaupten, dass es eine besonders edle Art des Sports wäre, denn ein gefährliches Tier auf gefahrlose Weise zu erlegen, ist kein Vergnügen nach dem Geschmack eines Waidmanns.

Auf den Rücken der Elefanten behalten wir die in den Autos begonnene Sitzordnung bei: Auf dem ersten Rüsseltier sitzen Scindia und wir beide, auf dem zweiten der Jagdmeister und der Franzose. Hier wird nicht die in Jaipur übliche Stahl-Howdah verwendet; hier wird lediglich das aus Tigerjagd-Büchern wohlbekannte *Pad* – eine Matratze – auf den Rücken des Elefanten geschnallt, auf dem wir Platz nehmen. *Pad* bedeutet auf Englisch Kissen oder Polsterung. In der Sprache der englischen Tigerjäger bedeutet *to pad a tiger* so viel wie einen Tiger zur Strecke zu bringen. Der erlegte Tiger wird gewöhnlich auf dem Rücken eines Elefanten, auf das Pad gebettet, nach Hause gebracht. Wir machen es uns auf der Matratze bequem, meine Flinten lege ich bereit. Auf das leise Kommando des Mahouts erhebt sich unser auf den Namen Mainah (Star) hörender Elefant und bricht mit lautlosen Schritten in den dämmrigen Dschungelpfad auf, in den gerade erst das erste Grauen des anbrechenden Morgens sickert. Still ist es noch in der Wildnis um uns her, nur vereinzelt hört man den verschlafenen Pieps eines erwachenden Vogels. Dies ist jene gewisse stumme Viertelstunde vor der Dämmerung, in der die Stimmen der Nacht erstorben sind, die des Tages aber noch nicht erwacht sind.

Man sitzt sehr bequem auf dieser Matratze, viel angenehmer als in der Howdah von Jaipur. Wir sitzen seitlich und lassen die Beine auf einem am Elefanten befestigten Trittbrett ruhen. Wer diese Position satt hat, kann sich sogar der Länge nach auf die Matratze legen. Wenn der Elefant einen steilen Berg erklimmt oder plötzlich ins Tal absteigt, muss man sich natürlich festhalten, sonst fällt man herunter. Wir bewegen uns immer noch auf einem Pfad, einer hinter dem anderen. Die Sichtweite nimmt rasch zu, der Urwald um uns herum nimmt Gestalt an; golddunstiges Morgenlicht zieht allmählich unter die Bäume ein. Das ist nun wahrhaftig ein vorschriftsmäßiger Dschungel! In so einem waren wir bisher noch nie. Üppig grünende, jahrhundertealte Baumriesen, bis zum Boden hängende Schlingpflanzen, ein wirres Durcheinander von Lianen, die Baumkrone an Baumkrone knüpfen, übereinander gestürzte Baumleichen – unberührte Urwildnis. Das zunehmende Licht lässt bald den einen oder anderen Waldbewohner vernehmbar werden: Hier und da hört man bereits den Weckruf des *Jungle Cock*, das scharfe Krähen des wildlebenden Ebenbildes unseres Haushahns. Das langgezogene Miauen von Pfauen ertönt, gefolgt vom hundeähnlichen, scharfen Bellen des Kakar, des kleinen Kurzhorn-Bellhirsches. Auch die charakteristisch scharfe Stimme des gefleckten Chital-Hirsches meinte ich vorhin erkannt zu haben, und jetzt ertönt aus weiter Ferne ein unverkennbarer Laut, ein wohlbekanntes Signal: das schreiende Trompeten eines wilden Elefanten...

Der Elefant wird hier nicht systematisch gejagt; nur in Ausnahmefällen erhält ein hochrangiger Gast die Erlaubnis zum Elefantenabschuss. Ich habe gar nicht erst versucht, dies zu erwirken. Nach meinen in den Wildnissen Afrikas erbeuteten Elefantenbullen mit gewaltigen Stoßzähnen reizt mich der indische Elefant mit seinen unbedeutenden Zähnen und dem weitaus schwächeren Körper nicht besonders; zudem ist es ein zweifelhaftes

Vergnügen, ein Tier zu jagen, mit dessen Geschwistern man sich auf Schritt und Tritt anfreundet.

Fast stundenlang schlurfen wir auf dem immer enger werdenden Pfad dahin. Jetzt biegen wir jedoch ab. Die drei vor dem Elefanten gehenden Fußgänger – langhaarige, halbnackte einheimische Spurensucher – deuten auf den unter uns liegenden Abgrund: Auf seinem Grund schimmert das sumpfige Versinken einer Suhle, das gewohnte Schlammbad verschiedener Dschungeltiere. Unsere gelehrten Elefanten steigen vorsichtig hinter den hinabkletternden Spurensuchern ab und biegen mit ihren dicken Rüsseln geschickt das hinderliche Laub beiseite. Lautlos schleichen die Spurensucher vor uns her, auch wir halten uns in stummer Aufmerksamkeit an der Matratze fest. Nur das Rauschen des Laubs, das sich vor den Elefantenrüsseln teilt, und das eine oder andere schnaubende Seufzen unserer dickhäutigen Reittiere ist zu hören...

Wir erreichen die Suhle. Offensichtlich haben wir eine Affengesellschaft beim morgendlichen Trinken gestört: Hier schwingen sie sich noch im über uns hängenden Laubdach umher, ihre entrüsteten Mohrengesichter leuchten weiß aus dem dichten Zweiggeflecht hervor. Viele Spuren zeigen sich in der halbgetrockneten Suhle: vom Gaur, Hirsch, Schwein und sogar vom Elefanten. Sie haben den Tümpel gründlich zertrampelt und darin gebadet; man muss ein erstklassiger Spurensucher sein, um sich zwischen den Unmengen älterer und neuerer Fährten zurechtzufinden. Unsere drei Männer verstehen jedoch ihr Handwerk. Etwa fünf Minuten lang studieren sie die Lage, diskutieren mit flüsternden Stimmen und berichten dann dem Jagdmeister. Scindia dolmetscht die Meinung der Spurensucher:

— „Eine kleinere Gaur-Gruppe war heute Nacht hier, einige Kühe mit Kälbern und ein Bulle. Gehen wir ihnen nach."

Die Paarungszeit der Gaure fällt in die Monate Dezember und Januar, dies ist also nur noch die Zeit einer Art „Nachbrunft". Die alten Bullen halten sich nicht mehr gern in Gesellschaft der Kühe auf; es steht also zu befürchten, dass auch die jetzige Bullenfährte die Spur eines jüngeren Tieres ist.

Mit außerordentlichem Geschick und bewundernswerter Sicherheit gehen die drei Fährtenleser vor uns her. Ich bin in Afrika einigen außergewöhnlichen „Spurensucherkünstlern" begegnet, aber ich kann getrost behaupten, dass diese drei ihren afrikanischen Kollegen in nichts nachstehen. Zugegeben, die Spur eines so schweren Tieres ist, besonders wenn es im Rudel geht, verhältnismäßig leicht zu verfolgen. Der Boden ist jedoch so trocken und der Unterwuchs stellenweise so dicht, dass die Arbeit des Fährtenlesers dennoch gründlich auf die Probe gestellt wird. Erst jetzt komme ich dazu, meinen neuesten Jagdkumpan, den französischen Weinhändler, etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Bisher war es dunkel, erst jetzt hat die Morgendämmerung den Schleier von ihm weggezogen. Er scheint ein aufgeregter kleiner Mann zu sein. Mal dreht er sich auf dem Rücken seines Elefanten hierhin, mal dorthin und bestürmt den neben ihm sitzenden Jagdmeister mit Fragen, der ihn kaum zu beschwichtigen vermag. Seinen lauteren Worten entnehme ich, dass Herr Sobriquet von der Jagd nicht viel versteht. Hoffentlich kennt er sich mit seinen Weinen besser aus.

Wie sehr ich diesen Ausflug genieße, diesen erhabenen Urwald, diesen ersten, wirklich dschungelartigen Dschungel, kann ich gar nicht sagen. Wenn ich nur ein paar Tage hier draußen bleiben könnte, in einem Zelt lagern, ernsthaft jagen mit diesen drei Männern mit dem Knotendutt – ohne Herrn Sobriquet. Wenn mir nur nicht ständig einfallen würde: Unten im Tal wartet das Hofauto, am Abend muss man bereits im Government

House speisen, ja danach wahrscheinlich noch auf einem verzweifelten Empfang liebenswürdig sein.

Das Waldgebiet ist hügelig und bergig, es bringt sogar unsere Elefanten ordentlich zum Schnaufen. Der schöne belaubte Forst, dessen dichtes Dach nur hier und da vom Sonnenlicht durchbrochen wird, wird stellenweise von Bambusgruppen und dann wieder von niedrigerem Laubgebüsch abgelöst. Seit gut anderthalb Stunden halten wir die Spur, aber die Anzeichen deuten vorerst noch nicht darauf hin, dass wir uns dem Wild nähern. Außer den am Morgen wahrgenommenen Tierstimmen haben wir außer Affen und ein paar Dschungelhühnern noch nichts gesehen.

Jetzt jedoch scheint die Lage ernst zu werden. Die Spurensucher mahnen zu erhöhter Stille, indem sie sich mit der Handfläche auf den Mund klopfen. Mit Gebärdensprache erklären sie, dass der in den Gaurspuren liegende Kot nicht mehr so kalt ist wie der bisherige. Die „Kuhfladen" werden wärmer; offensichtlich sind wir nah an der Herde. Der Windzug ist tadellos, er weht uns genau entgegen. Scindia hatte bereits vorher erklärt, dass sich die Spurensucher beim Erblicken des Wildes flach auf den Bauch werfen, der Mahout seinen Elefanten jedoch weiter auf das Wild zutreibt, das – wie erwähnt – an die Begegnung mit Elefanten gewöhnt ist. Sobald ich will, dass Mainah anhält, brauche ich nur die Schulter des vor mir sitzenden Mahouts zu berühren; er wird den Elefanten dann durch leichten Druck seines Fußes abbremsen. Und sofern sich der Gaur als lohnenswert erweist, soll ich getrost schießen. Die Hauptsache ist, dass wir alle in größter Stille bleiben und uns vor plötzlichen Bewegungen nach Möglichkeit hüten. Sobald der Gaur seinen Irrtum bemerkt, springt er sofort ab.

Jetzt ist der Wald etwas lichter, man kann etwa hundert Schritte weit sehen. Und nach kaum ein paar Minuten, noch bevor wir von unserem hohen Ausguck aus irgendetwas bemerkt hätten, werfen sich die Spurensucher vor uns auf den Bauch... Im Liegen deuten sie an, dass wir weitergehen sollen, dort sei das Wild vor uns... Nun sehen wir es auch. Im Halbdunkel der Tiefe des Waldes bewegen sich große schwarze, büffelähnliche Tiere. Sie halten von uns weg, beachten uns vorerst gar nicht und ziehen langsam grasend dahin. Den Anweisungen entsprechend hocken wir möglichst unbeweglich auf der Matratze. Unser Elefant Mainah jedoch lässt weiterhin *sans gêne*[10] die Äste knacken, seufzt und schnaubt laut und lässt seinen Magen knurren. Währenddessen nähert er sich beständig der arglos dahintrottenden Gaur-Herde.

[10] ungeniert

Es sind neun Tiere: fünf Kühe, drei Kälber und ein Bulle. Das erkenne ich selbst leicht: Die Kühe und Kälber sind schokoladenbraun, der Bulle hingegen ist viel dunkler, fast schwarz und deutlich größer als die anderen. Jetzt erst sehe ich, dass ihre Beine bis zu den Knien ganz hell sind, als würden sie weiße Strümpfe tragen... Sie haben uns bemerkt. Sie bleiben stehen und blicken neugierig zu uns herauf. Auf den stummen Befehl des Mahouts bleibt auch Mainah stehen. Höchstens vierzig bis fünfzig Schritte mögen wir von den Gauren entfernt sein. Obwohl ich Gaushörner bisher nur im Zoo oder an den Wänden der Maharadschas studiert habe, kann ich zweifelsfrei feststellen, dass der vor uns stehende Bulle sehr kümmerliche Hörner hat, offensichtlich ein junges Tier. Vorsichtig blicke ich zurück und spähe nach der Meinung des Jagdmeisters auf dem hinteren Elefanten... Wie ich es mir dachte: Tschiritschari schüttelt den Kopf. Auch der hinter mir sitzende Scindia flüstert: ein schwacher Bulle, nicht wert geschossen zu werden...

Der französische Weinbauer hingegen wird beim Erblick der Gaure ganz aufgeregt. Er fuchtelt mit den Händen; mit Zeichen deutet er darauf hin, wo sie sind, als ob außer ihm niemand sie sehen würde. Der Jagdmeister versucht vergeblich, ihn zu beruhigen. Das Wild bemerkt es auch und springt ein wenig ab, bleibt aber bald wieder stehen, da es unseren Wind nicht fassen kann. Wir nähern uns der Herde erneut, und es gelingt uns sogar, einige Aufnahmen von ihr zu machen, wie sie immer wieder aus dem lichten Bestand schwarz hervorleuchtet. Dann drehen wir uns ganz vorsichtig weg und lassen die wieder arglos zu grasen beginnenden Wildrinder zurück. Der Jagdmeister und Scindia erklären einhellig, dass es schade gewesen wäre, den Bullen zu behelligen. Ein junger Halbstarker, der noch nicht einmal Zeit hatte, ganz schwarz zu werden. Das Fell des ausgewachsenen Gaur-Bullen wird nämlich so dunkel, dass es im Wald wie reiner Ruß aussieht.

Nach weiteren anderthalb Stunden Elefantenritt erreichen wir wieder die Autos, ohne auf weiteres Wild zu treffen. Wir klettern vom Elefanten herunter, holen unseren Essenskorb aus dem Wagen, legen uns hin und lassen uns den Imbiss schmecken. Während des Frühstücks treffen verschiedene Besucher ein. Zuerst erscheinen zwei langhaarige Languren-Affen mit zigeunerhaften Gesichtern im Geäst über uns. Eine Zeit lang necken sie uns von dort oben aus sicherer Höhe, aber da sie den Streit nicht entscheiden können, lassen sie sich immer tiefer herab und setzen sich schließlich fast unter uns. Reste, die man ihnen zuwirft, fangen sie mutig auf, doch zum Fressen flitzen sie wieder in die Baumwipfel hinauf. Später lassen sich auch ein dohlenähnlicher Vogel und ein schöner grüner Papagei über uns nieder. Es gelingt mir sogar, alle drei in einem Bild zu verewigen: Affe, Dohle, Papagei. Da sich außer den Gesehenen angeblich kein weiterer Gaur in diesem Waldabschnitt aufhält und für das Aufsuchen fernerer Wälder heute keine Zeit mehr ist, steigen wir ins Auto und machen uns auf den Heimweg.

Erst nach gut einer Stunde Fahrt erfahre ich, warum wir es eigentlich so eilig haben, warum wir den wunderschönen Urwald so überstürzt verlassen mussten, in dem wir mit etwas Geduld sicher auf eine neue Gaur-Gruppe gestoßen wären. Wir sind noch nicht einmal auf halbem Weg nach Mysore, als wir in einem Dorf unerwartet anhalten. Es scheint, als erwarte man uns; zwei Gestalten, die wie Shikaris aussehen, berichten dem Jagdmeister etwas.

— „Am Rand des Nachbardorfes hält sich ein Tiger auf", verkündet Tschiritschari. „Diese beiden Boten sind erst vor kurzem von dort gekommen; sie wissen genau, wo sich das Raubtier niedergelegt hat. Es ist nicht weiter als eine Viertelstunde Autofahrt entfernt, wir werden ihn gleich treiben."

Das ist wahrlich eine unerwartete Überraschung! Bisher gab es nicht einmal einen schwachen Hoffnungsschimmer auf eine Tigerjagd, und nun steht sie plötzlich, ohne jede Einleitung, vor uns. Solche unvorhergesehenen Wendungen, kleine Machenschaften und geheimnisvolle Kniffe sind fast schon charakteristisch für die Hofhaltung orientalischer Kleinkönige. Während wir zum Tatort fahren, stellt sich heraus, dass dort schon seit geraumer Zeit Tag für Tag ein Köder (*Boda*) angebunden wurde, man sich also schon länger auf diese Jagd vorbereitet hatte. Warum also hatte man bisher versucht, unsere Tigerhoffnungen zu zerstreuen?

Am Rande des betreffenden Dorfes steigen wir aus. Das Dorf liegt in einer Senke, umgeben von völlig kahlen, steinigen Hängen; von Wald ist weit und breit keine Spur zu sehen. Zu Fuß machen wir uns an den mäßig ansteigenden Hügel. Die Hitze ist so höllisch, dass ich es kaum wage, den Lauf meiner Flinte zu berühren; sogar das Zigarettenetui in der hinteren Hosentasche wird von der Sonne so erhitzt, dass ich es in eine andere Tasche stecken muss. Der Jagdmeister und Scindia behaupten einhellig – was

ich übrigens schon oft gehört habe –, dass es bei einer solchen Hitze schwierig ist, einen Tiger selbst aus dem kleinsten Dickicht aufzuscheuchen. Er ist nicht bereit, in das sonnenverbrannte, felsige Gelände hinauszutreten, da er seine empfindlichen Pfoten vor den schmerzhaft brennenden, heißen Steinen schont.

Sobald wir den Gipfel des Hügels erreichen, verstehen wir die Lage sofort: Wir blicken in einen schmalen, sichelförmigen Nullah hinunter, der mit dichtem Gebüsch bewachsen ist. Er mag etwa anderthalb Kilometer lang sein, aber kaum breiter als hundert Meter. Nach Aussage der Shikaris hatte sich der Tiger etwa in der Mitte niedergelegt; dorthin hatte er in der Nacht den am Buschrand angeleinten Büffel geschleift. Erst jetzt hören wir, dass die Treiber das andere Ende des Dickichts bereits besetzt haben und unsere Machans fertiggestellt sind – wir sollen nur noch so schnell wie möglich unsere Plätze einnehmen, dann kann das Treiben sofort beginnen. Wir steigen also zum diesseitigen Ende des Talgrunds hinab, wo sich ein schmaler Fußpfad in das dichte Dornengestrüpp bohrt. So lautlos wie möglich, fast auf Zehenspitzen, schleichen wir vorsichtig hinein. Das Knacken eines trockenen Zweiges unter unseren Schritten hallt in dieser brütenden Stille wie ein Judas-Wort weit umher... Es ist jedoch wahr, dass der Tiger in einem solchen Moment kaum aufmerksam ist; er hat sich nachts an Büffelfleisch sattgefressen und sich sicherlich im kühlsten Versteck des Nullahs zum Schlafen ausgestreckt.

Zwischen den Ästen eines Baumes, der das Gebüsch etwas überragte, hatte man mir einen Ansitz bereitet. Es waren lediglich zwei schmale Sitzbretter – mit einem so behelfsmäßigen Machan hatten wir es noch nie zu tun gehabt, und doch gefällt er mir besser als die eisernen, mit Matratzen ausgelegten Kanzeln von Jaipur! Er ist auch nicht besonders hoch; ich könnte gefahrlos herunterspringen. Diesmal befinden wir uns für den Tiger also nicht in einer so unerreichbaren Höhe wie in Jaipur oder Bhopal. Dadurch gewinnt die Tigerjagd einen etwas ernsteren Anstrich. Sobald F. und ich hinaufgeklettert sind und uns auf den zwei Brettern eingerichtet haben, nimmt Csiricsári die kleine, am Baum lehnende Leiter und legt sie flach neben den Baum – er trennt damit unsere Verbindung zur Mutter Erde. Er verbrennt die Brücke zwischen uns. Auf meinen fragenden Blick hin formt er die Hände wie einen Trichter vor den Mund und flüstert nach oben:

– Verzeihung, aber ich trage die Verantwortung. Ich kann nicht riskieren, dass Sie vorzeitig herunterklettern und in Schwierigkeiten geraten. Sie können erst wieder herunter, wenn ich die Leiter zurücklehne...

Das würde ich zwar nicht so entschieden behaupten. Wie gesagt, wir sitzen nicht so hoch, dass ich im Notfall nicht herunterspringen könnte. Wenn diese verschiedenen Jagdmeister nur nicht ständig von Verantwortung, Sicherheit und körperlicher Unversehrtheit sprächen! Ich habe dieses ständige Bemuttern satt. Andererseits verstehe ich ihre Lage. Schließlich wissen sie nicht wirklich, ob ich schon einmal ein Gewehr in der Hand hatte. Und selbst wenn – sie könnten denken, ich hätte damit nur Lerchen geschossen? In mich setzt Herr Csiricsári offensichtlich mehr Vertrauen als in meinen fahrigen Kollegen, den „Weinhändler“. Uns lässt er zumindest allein, den Franzosen hingegen begleiten drei Mann: der Jagdmeister, Scindia und ein Shikari. Alle umklammern ihre Gewehre. Aber seht nur, an was für einer unerwarteten Stelle der Machan des Franzosen steht! Sie klettern gerade hinauf. Man sieht sie zwar nicht deutlich, das Laub um sie herum ist sehr dicht, aber an der Bewegung der Äste erkenne ich genau, wo ihr Ansitz ist: direkt vor mir, etwa fünfzig Meter entfernt! Genau in Richtung des angeblichen Ruheplatzes des Tigers...! Plötzlich ist mir die Lage klar:

– Na – sage ich zu F. – die haben uns ja schön reingelegt. Wir kommen nur dann mit dem Tiger ins Gespräch, wenn die Kollegen da vorne alle vier daneben schießen sollten.

Anders ist es unmöglich, dass der Tiger, der nur hier durch das dichte Tal kommen kann, unversehrt bis zu unserem Stand gelangt. Uns bleibt bei diesem Treiben höchstens die Rolle der Zuschauer.

Aber wozu diente dann Csiricsáris listige, vertrauliche Bemerkung, die er mir vor dem Treiben ins Ohr flüsterte: „Ich stelle Sie an den guten Platz, passen Sie auf, der Tiger wird sicher dorthin gehen...“

Was denkt dieser Schelm eigentlich, wer ich bin? Schließlich kann jedes Kind sehen, dass wir hier höchstens zur Dekoration gehören, während die Hauptdarsteller vor uns auf dem anderen Machan sitzen. Nun ahnen wir jedoch auch den weiteren Verlauf der Dinge: Der Befehl des Maharadschas lautete offensichtlich so: Der ungarische Gast soll einen Gaur erlegen, der Franzose hingegen einen Tiger. Diesmal bin ich also nicht der „Ehrengast“. Für unser Gewehr wird wohl kaum etwas abfallen, für unsere Augen und Ohren hingegen vielleicht doch ein wenig vom Vergnügen. Wenn wir also schon keinen Tiger schießen, wollen wir wenigstens so wachsam wie möglich sein.

Es ist so heiß, dass uns selbst hier, im leichten Schatten des Laubs, der Schweiß in Strömen herunterläuft. Alles um uns herum ist reglos – die Luft, das Dickicht, die ganze Gegend, als hätte sie der Hitzschlag getroffen. Man hört nichts außer dem Summen einiger kleiner Insekten. Und den Franzosen auf dem Machan vor mir, der seinem Gefolge so laut „zusflüstert“, dass es sogar unsere Ohren erreicht. Ich weiß nicht, was für ein Baum das sein mag, auf dem wir sitzen. An schnurartigen Stielen hängen längliche, gurkenförmige Früchte herab. Wenn wir also sonst mit keinem Ergebnis rechnen können, so ist es uns offensichtlich doch gelungen, auf den „Gurkenbaum“ zu klettern. Das kann nicht jeder von sich behaupten. In Afrika sind wir oft ähnlichen Bäumen begegnet, nur hingen an jenen noch größere, dunkelrote Früchte. Dort nannten wir sie „Wurstbäume“ und vertrieben uns die Zeit damit, mit Flobert-Kugeln zu versuchen, die dünnen Stiele der dicken Würste durchzuschießen. Jeder sammelte seine abgeschossenen Würste neben sich auf. So wettete man...

Der Lärm der Treiber hat begonnen. Noch einmal überprüfe ich das Gewehr und die Patronen. Dann beginne ich mit dem Beobachten. In solchen Momenten vergesse ich alles andere. Die Hitze, den Gurkenbaum, den vor meiner Nase störenden Franzosen. In solchen Augenblicken schrumpft die Welt zusammen. Sie ist nur noch so groß, wie in das dichte Tal passt. Und es gibt nur noch zwei Wesen auf der Welt. Den Tiger und mich... Unsere Sicht ist äußerst eingeschränkt. Nur ein paar winzige Lichtungen öffnen sich hier um den Gurkenbaum herum, kaum ein oder zwei Meter breit, dahinter bricht das Dickicht bereits wieder zusammen. ... Plötzlich – ein leises Knacken eines Zweiges – direkt vor uns... Für einen Moment stockt mir sogar der Herzschlag... Dann holt er den ausgelassenen Takt umso schneller nach. Ganz langsam drehe ich den Lauf meines Gewehrs – ich drücke den Stecher –, auch F.s Kameraobjektiv zielt bereits auf den fraglichen Punkt... Endlose Sekunden... Dann schiebt sich ganz vorsichtig der witternde Kopf einer Chinkara-Gazelle auf die kleine Lichtung. Ich lasse das Gewehr sinken und wische mir mit dem Handrücken den Schweiß aus den Augen. Die Gazelle tritt heraus, in ihrem Gefolge drängen sich zwei winzige Kitze. Die Mutter blickt zu uns auf, lässt ihre großen, glänzenden Augen lange auf uns ruhen – und nachdem sie sich überzeugt hat, dass wir lediglich uninteressantes Zubehör des Gurkenbaums sind, zieht sie arglos weiter.

Und dann – etwa zehn Minuten nach dem Verschwinden der Familienidylle... Ein Salvenschuss dröhnt vom Machan der Franzosen herüber... Vier Schüsse fast gleichzeitig... Ein, zwei unterdrückte Röchellaute – das Brechen von Ästen – der stolpernde Sprung eines schweren Körpers – das Geräusch nähert sich – hält direkt auf uns zu – ich sehe schon, wo es sich bewegt... Doch das unsichtbare Herannahende wird langsamer... Es

schnauft an einer Stelle – röchelt heiser und langgezogen... Noch ein tiefer, gedehnter Seufzer – dann Stille... Wir lauschen mit angehaltenem Atem – aber man hört nur das Summen der Insekten.

Jetzt hören wir allerdings noch etwas anderes! Dem französischen „Schwager" hat es die Sprache gelöst! Er ruft mir bereits lautstark zu, halb auf Englisch, halb auf Französisch, fragt fünf Dinge gleichzeitig, erklärt dazwischen alles Mögliche und lässt mich gar nicht zu Wort kommen... Erst als er sich etwas beruhigt hat, kann ich ihm begreiflich machen, dass er ganz unbesorgt sein soll: Sein Tiger ist da, er hat hier seinen letzten Atemzug getan, kaum zehn Schritte vor mir, in jenem großen Dornenbusch. Sehen kann ich ihn zwar auch jetzt noch nicht, aber das Gehörte sprach eine deutliche Sprache: Mit dem Tiger ist es aus.

Die herannahende Treiberkette wird gestoppt. Mein Zechkumpan trifft mit seinen drei Gönnern auf einem langen Umweg unter unserem Gurkenbaum ein. Sein erstes Wort, als er mich erblickt:

– Ich habe ihn geschossen!

– Daran zweifle ich auch nicht – antworte ich beim Hinunterklettern – zumindest vorläufig. Später jedoch... Denn als die Treiber nach langem Steinewerfen und anderen Vorsichtsmaßnahmen die schöne, große Tigerin endlich hervorziehen – da finden wir doch tatsächlich nur die Stelle einer einzigen Kugel in ihrem glänzenden Fell. Einer einzigen ernstzunehmenden Kugel. Zwar wurde sie noch von einer zweiten getroffen: am Vorderlauf unterhalb des Ellenbogens. Davon wäre sie jedoch getrost noch in die weite Welt gelaufen. Dabei habe ich doch das Knallen von vier Schüssen gehört, und sie leugnen es auch nicht, alle vier haben gefeuert: der Franzose, der Jagdmeister, Scindia und auch der Shikari. Und ausgerechnet mein weinseliger Kumpan soll sie in die Flanke getroffen haben? Nun, nun, ich sage ja nicht, dass auf Erden nichts unmöglich ist. Andererseits wäre es doch leichtfertig von mir anzunehmen, dass der Hauptjagdmeister des Maharadschas von Mysore aus zehn Schritten Entfernung einen Tiger verfehlt?...

Auf einer aus Knüppeln improvisierten Trage wird Nahar aufgebahrt. Langhaarige Treiber, die mit seltsamen, hellebardenartigen Lanzen ausgerüstet sind, tragen sie auf ihren Schultern hinunter ins Dorf. F. und ich schreiten nachdenklich hinterher, in den Spuren der Bahre der buntgefellten Dschungelkönigin... Beim Auto angekommen, feiern wir den stolzen Nimrod mit dem Leeren zahlreicher Limonaden. Neben den Autos steht ein seltsam geformter Karren, ähnlich denen, die bei uns die Eisverkäufer schieben, nur etwas größer. Es stellt sich heraus, dass sich darin eine Funkstation verbirgt. Der Maharadscha erhält eine Live-Berichterstattung von der Jagd. Er hat bereits erfahren, dass zumindest die eine Hälfte seines Befehls pünktlich erfüllt wurde: Der französische Gast hat den für ihn vorgesehenen Tiger geschossen. (Unter welchen Umständen, wird wohl kaum gemeldet.)

Als wir abends nach Hause kommen, finden wir den Yuvaradscha im Wintergarten unseres Hauses.

– Nun, was ist das Ergebnis? – fragt er und schwenkt sein Whiskyglas. – Trinken wir auf das Wohl der Jäger!

Unser weinseliger Franzose beginnt mit strahlendem Gesicht seinen Redeschwall über die Erlebnisse. Ohne mit der Wimper zu zucken, gibt er zum Besten, wie glücklich es ihm gelang, seinen ersten Tiger mit einem einzigen, wohlgezielten Schuss zu erlegen! F. und ich sehen uns an. Nur mit großer Mühe gelingt es uns, unsere Ernsthaftigkeit zu

bewahren. In den mahagonifarbenen Gesichtern von Scindia und Csiricsári rührt sich jedoch kein einziger Muskel. Doch als der unverschämte Jagdmeister behauptet, auch ich hätte den für mich vorgesehenen Gaur schießen können, er hätte mir bloß nicht gefallen, ich hätte ihn für zu schwach befunden, obwohl er mich inständig zum Schuss ermuntert habe – da kann ich mich nicht länger beherrschen. Meine Worte der Empörung wird sich der Jagdmeister wohl kaum an den Hut stecken. In einer ziemlich peinlichen Stille löst sich die Gesellschaft auf.

Wir essen zu zweit mit F. zu Abend und überlegen, ob es nicht klüger wäre, einfach von hier zu verschwinden? Diese vielen Gaunereien und Intrigen entmutigen uns vollkommen. Ahnt dieser ausgezeichnete Maharadscha wohl, welch dunkle Seele sein Jagdmeister in diesem glänzenden Land hat? Später schaut noch der liebe Scindia vorbei, dem der Vorfall vor dem Abendessen unendlich peinlich ist. Ich hätte gut gehandelt, ich hätte recht gehabt – wiederholt er –, auch der Yuvaradscha billige, was ich gesagt hätte, und dies und jenes. – Ob er allerdings aufrichtig spricht, dafür würde ich nicht mehr bürgen wollen. Man wird in Indien überaus misstrauisch. Allmählich gewöhnt man sich daran, hinter jeder Aussage irgendeine verborgene Fallgrube zu vermuten. Ich hasse Misstrauen. Vielleicht gerade deshalb, weil ich spüre, dass es mich zu oft befällt. Dabei sollte man lieber enttäuscht oder gar betrogen werden – das sind menschliche Dinge. Aber misstrauisch zu sein, ist gemein.

– Wenn es Ihnen nichts ausmacht aufzustehen – sagt Scindia –, können wir es im Morgengrauen noch einmal mit den Gauren versuchen. Wir können in einen anderen Waldteil gehen, von dort haben wir heute eine günstige Meldung erhalten... Wir nehmen die gute Nachricht mit Freude auf. Wir setzen das Wecken durch Viktor auf drei Uhr morgens an.

13 Febr. Mysore, Government House.

Wir brechen pünktlich um halb vier auf. Auch diesmal in zwei Wagen. In dem einen sitzen wir zu zweit mit F., im anderen Scindia und der Oberjäger. Herr Sobriquet ruht sich auf seinen Lorbeeren aus. In unserem bequemen Wagen nicken wir fast sofort ein. Und als wir wieder zu uns kommen, dämmert es bereits, und ein herrlicher Urwald erwacht um uns herum. Wunderbar kühle, duftende, würzige Waldluft, das Krähen der Dschungelhähne, das Glitzern des Taus und vielfältiger Vogelgesang erfreuen uns. Dies ist nämlich bereits Bergland, der Nordhang der Nilgiri-Gebirgskette. Von hier ist es nicht mehr weit nach Ootacamund, Indiens berühmtestem Bergkurort nach Simla. Vor der hirnerweichenden Hitze der heißen Jahreszeit flüchten die Herrschaften Indiens, Engländer wie Inder gleichermaßen, in das angenehme Bergklima von Ootacamund.

Wieder klettern wir auf unsere gestrigen Elefanten. Mainah ist offensichtlich noch sehr schläfrig, sie gähnt so herzhaft, dass ihr fast die Kiefer reißen. Vorerst brechen wir noch nicht auf, wir warten auf die Nachrichten der ausgesandten Spurer. Bald trifft auch einer von ihnen ein: Eine Gaur-Fährte hat er zwar nicht gefunden, aber er berichtet von der frischen Spur einer wilden Elefantenherde. Und da die Elefanten der Beschreibung nach gar nicht so weit entfernt sein können, beschließen wir, ihnen nachzugehen. Nach Aussage des Jagdmeisters könnten die anderen Gaur-Spurer noch Stunden auf sich warten lassen; in der Zwischenzeit gelingt es uns vielleicht, uns der Elefantenherde zu nähern und einige Aufnahmen zu machen. Gestern erwähnte ich bereits, dass ein Abschuss von Elefanten nicht infrage kommt; dazu erteilt der Maharadscha nur in ganz außergewöhnlichen Fällen die Erlaubnis.

Etwa anderthalb Stunden folgen wir der Spur der Herde. Bergauf und bergab, durch Schluchten, über Wildbäche, durch domartigen Urwald und Bambusdickicht, ohne jedoch die offensichtlich eilig ziehenden Elefanten einzuholen. Obwohl wir ihr baumbrechendes, trompetendes Lärmen wiederholt hören. Außer einigen Chital-Hirschkühen sehen wir kein anderes Wild. Wir kehren also in Richtung der wartenden Autos um, in der Hoffnung, dass inzwischen Nachrichten über Gaure eingetroffen sind.

Jetzt höre ich von Scindia, dass vor einigen Jahren sogar mein braves Ross Mainah auf eigene Faust durch den Dschungel streifte; auch sie gehörte zur ehrwürdigen Gesellschaft der Wildelefanten. Heute jedoch blickt sie wahrscheinlich auf ihre unzivilisierte Verwandtschaft herab und verkehrt nur noch mit Menschen. Über die Herkunft der gezähmten Elefanten Indiens habe ich noch kein einziges Mal gesprochen. Dabei weiß sicherlich nicht jeder, dass in Indien so gut wie nirgends Elefanten gezüchtet werden. Die weithin sichtbaren Hauselefanten sind fast ausnahmslos in der Wildnis gefangene, gezähmte Tiere. Von den Maharadschas habe ich gehört, dass ein gezüchteter Elefant Unglück bringt, jeder hat Angst vor ihm, niemand will ihn haben.

Groß angelegte Elefantenfänge – Kheddas – werden heute nur noch an zwei Orten regelmäßig veranstaltet: im Staat Nepal unterhalb des Himalajas und hier in Mysore. In Nepal jährlich, in Mysore jedoch nur alle drei Jahre. Die Khedda von Mysore ist ein äußerst bedeutendes Ereignis. Nicht nur aus ganz Indien, sondern auch aus dem Ausland kommen viele Gäste, um das berühmte Schauspiel zu besichtigen. In einem geeigneten Teil des Dschungels bauen sie einen riesigen Pferch. In diesen treiben sie mit bewundernswert geschickter und geduldiger List die wilde Elefantenherde. Die so in die Falle geratenen Gefangenen lassen sie tagelang hungern, damit ihre Kraft und ihr verständlicher Zorn so weit wie möglich nachlassen. Der Pferch ist Tag und Nacht von lärmendem Volk umgeben, das Feuer schürt und die gefangene Herde möglichst nach innen, in die Mitte des Geheges treibt, damit die bedrängten Tiere den Zaun nicht zertrümmern können.

Die eigentliche Vorführung beginnt erst danach, nach dem mehrtägigen Hungern. Zu diesem Zweck bauen sie sogar eine richtige Tribüne um den Pferch; von dort aus

beobachtet das Publikum die Arbeit der Mahouts, die in der hohen Kunst des Elefantenfangs ausgebildet sind. Diese Mahouts schleichen auf dem Rücken ihrer eigenen, speziell zu diesem Zweck dressierten Hauselefanten in den Pferch und binden jedes brauchbare Mitglied der dort zusammengedrängten wilden Herde einzeln fest! Ein Mahout wagt sich in der Regel mit zwei zahmen Elefanten hinein. Diese zwei gelehrten Rüsseltiere laufen so lange in der Nähe der wilden Verwandtschaft umher, bis es ihnen gelingt, eines ihrer Mitglieder von den anderen wegzulocken. Der Mahout liegt, angeblich in Kleidung, die der Farbe des Elefanten ähnelt, flach auf dem Rücken seines zahmen Tieres, damit die Wilden ihn nicht bemerken. Die beiden zahmen Elefanten manövrieren und „befreunden" sich dann so lange mit dem weggelockten Wildfang, drehen und wenden sich so lange um ihn herum, bis sie den arglosen Wildling schließlich ganz in die Mitte nehmen. Sobald er zwischen sie gerät, pressen sie ihn zusammen und lehnen das ganze Gewicht ihrer Riesenkörper gegen ihn, sodass er sich kaum rühren kann. Diesen Augenblick nutzt der Mahout: Er gleitet vom Rücken seines Elefanten herab und wirft in einem Augenblick eine Schlinge um den Hinterlauf des festgehaltenen Tieres. Den so gefesselten, nunmehr wehrlosen Gefangenen kettet er an einen Baum oder lässt ihn sogleich von seinen starken zahmen Elefanten aus dem Pferch schleifen.

Auf diese Weise fangen sie die in das Gehege getriebenen Tiere ein. Am meisten haben sie es auf junge Kühe abgesehen, diese lassen sich am leichtesten an ein zivilisiertes Leben gewöhnen. Sie sind am lernfähigsten. (Auch die bisher gesehenen Jagdelefanten waren ausnahmslos Kühe.) Ich höre, dass bei einem solchen Fang eine spannende Szene auf die andere folgt und dass die Mahouts trotz ihrer bewundernswerten Geschicklichkeit nicht selten in ernste Gefahr geraten. Die gefangenen Tiere werden dann in ein anderes, speziell für diesen Zweck gebautes Gehege gesperrt, wo sofort ihre Zähmung und dann ihre schrittweise Schulung beginnt. Man sagt, dass sie nach Ablauf von zwei Monaten den Mahout bereits auf ihrem Rücken dulden und nach ein oder zwei Schuljahren beschämt an ihre ungebildete Zeit als wilde Elefanten zurückdenken.

Man sollte mal versuchen, mit afrikanischen Elefanten einen solchen Zirkus zu veranstalten! Versuchen, sie in den Zaun einer Khedda zu treiben! Ihnen Fesseln an die Beine zu legen! Ich glaube, die Lust am Elefantenfang würde ihnen sehr schnell vergehen. Der indische Elefant scheint selbst in seinem wilden Zustand nur ein sanftmütiger, zur Frömmigkeit neigender Seitenzweig seiner nach Afrika verschlagenen, furchterregenden Verwandtschaft zu sein.

An den Autos angekommen, erfahren wir von den inzwischen versammelten Spurern, dass sie vergeblich gesucht haben; sie sind auf keine einzige frische Gaur-Herde gestoßen. In ziemlich enttäuschter Stimmung setzen wir unseren Weg – vorerst noch auf dem Rücken der Elefanten – in Richtung einer nahe gelegenen kleinen Jagdhütte fort, in der ein gedecktes Gabelfrühstück auf uns wartet. F. hat, vermutlich wegen der gestrigen Hitze oder infolge der mangelhaften Nachtruhe, so starke Kopfschmerzen bekommen, dass er gezwungen ist, ins Auto zu steigen und nach Mysore zurückzukehren; Scindia begleitet ihn, falls er unterwegs etwas benötigen sollte. Ich selbst steige nach dem Frühstück zusammen mit Csiricsári wieder auf Mainahs Rücken. Vielleicht gelingt es ja doch noch, auf eine Gaur-Spur zu stoßen?

– Wir gehen nicht weit – warnt der Jagdmeister –, damit wir später nicht zu spät zur Heimfahrt kommen. Unterwegs möchte ich noch bei einem Dorf anhalten, von dem ich gestern eine Nachricht über das Wüten eines Panthers erhalten habe. Er hat der armen Dorfbevölkerung bereits etwa dreißig Ziegen gerissen. Vielleicht gelingt es uns, ihn zur Strecke zu bringen. In dieser Hoffnung verweilen wir auch nicht lange und machen nur einen knapp einstündigen Umweg auf dem Elefantenrücken. Eine Gaur-Fährte finden wir auch diesmal nicht, dafür aber ein etwa hundertköpfiges Rudel Chital-Hirsche. Der

Großteil von ihnen sind Hirsche. Ein wahrer Wald von Geweihen türmt sich über dem rotbraunen, weiß gepunkteten Hirschrudel auf. Alle befinden sich jedoch noch im Bast. Ein Schuss kommt also nicht infrage. Schließlich begegnen wir noch einem Kakar-Bock – einem Bellenden Hirsch. Bevor ich jedoch mein Gewehr hochreißen kann, hat ihn der Dschungel verschluckt. Es tut mir leid, dass ich nicht schießen konnte; ich bin diesem seltsamen kleinen Hirsch zum ersten Mal begegnet.

Obwohl wir uns beeilen, kommen wir dennoch verspätet in Chamarajanagar an, der vom Panther heimgesuchten Gemeinde. Die Sonne neigt sich bereits zum Untergang, es bleibt kaum noch eine halbe Stunde bis zur völligen Dunkelheit. Die Dorfbewohner umringen sogleich unseren Wagen, alle reden gleichzeitig auf den Jagdmeister ein.

– Der Panther dezimiert täglich die Ziegenherde des Dorfes – dolmetscht Csiricsári die Worte der Menge –, heute hat er wieder eine geholt, bereits die sechsunddreißigste. Es ist zwar schon etwas spät, aber die Leute drängen darauf, dass wir es versuchen sollen, wenn wir schon einmal hier sind. Aber dann mal schnell, jede Minute ist kostbar...

Schon eilen wir drei einheimischen Männern hinterher in Richtung des felsigen Hügels, der sich am Ende des Dorfes erhebt. Die heimkehrende Ziegenherde treffen wir gerade am letzten Haus an: in einer riesigen Staubwolke ein hundertfaches Meckern. Unsere Führer treffen sogleich Anordnungen, schicken die Hirten hin und her, überall hört man unverständliches Rufen, sie treiben und wenden die verwirrten Ziegen in verschiedene Richtungen, einige kläffende Hunde helfen mit, und nach kaum fünf Minuten gelingt es tatsächlich, die Herde zur Umkehr zu zwingen. Nun zieht sie wieder hinaus, in Richtung des für sie sicherlich furchteinflößenden Felsberges. Wir aber folgen ihr und treiben die argwöhnisch blickenden Tiere zu immer schnelleren Schritten an meckernden Ziegen. Bald erreichen wir den Fuß des Hügels. Die Zeit verrinnt jedoch zusehends, wir können höchstens noch eine Viertelstunde lang etwas sehen. Das wissen auch unsere Führer genau, und im Handumdrehen ist der Schlachtplan fertig: Einer von ihnen packt plötzlich eine der schneeweißen jungen Ziegen im Nacken, wirft eine Schlinge um ihr Bein und bindet sie am Fuße eines Dornengestrüpps fest. Die anderen deuten bereits auf einen Busch, der kaum acht bis zehn Schritte entfernt liegt, und geben mir mit Zeichen zu verstehen, dass ich mich dahinter in Deckung begeben soll.

Schon liegen wir zu zweit mit dem Jagdmeister auf dem Bauch am Fuße des dichten Dornenbusches. Um uns herum wirbelt noch die unschlüssig meckernde Herde, doch die Hirten wenden sie bereits. Die Ziegen setzen sich in Bewegung und eilen bereitwillig heimwärts. In der Zwischenzeit haben wir eine kleine Sichtlücke in das allzu dichte Dornengestrüpp geschnitten. Jetzt blicken wir genau auf das jämmerlich meckernde, verängstigt ausschlagende, angeleinte Zicklein. Reglos liegen wir auf dem Bauch. Die ganze Operation dient dazu, den am Hang lauernden Panther glauben zu lassen, die weiße Ziege habe sich von der Herde verirrt und die Hirten hätten sie beim Heimtreiben schlichtweg vergessen. Oft ein zum Ziel führender Kniff, mit dem es manchmal auch in Afrika gelang, den gefräßigen Panther zu überlisten.

Leider ist das Licht, bis sich die von der Herde aufgewirbelte Staubwolke gelegt hat, so schwach, dass ich das Zicklein ohne Fernrohr kaum noch anvisieren kann. Noch hört man deutlich das Meckern der heimkehrenden Herde, das Pfeifen und Rufen der Hirten. Höchstens zehn Minuten mögen seit dem Anbinden des Zickleins vergangen sein. Und als ich durch die immer dunkler werdende Lücke im Gebüsch spähe, fällt mir ein verdächtiger, heller Fleck ins Auge... Ich ahne eher, als dass ich sehe, dass dort etwas ist, was zuvor noch nicht da war Ganz vorsichtig hebe ich das lichtstarke Fernglas vor meine Augen

Herrgott! Unter den dunkler werdenden Büschen hinter der Ziege liegt eine gewaltige Pantherkatze... Ich sehe nur ihren großen, runden Kopf und die beiden Vorderpfoten. Starr beobachtet sie das arglos meckernde Zicklein... Eine gewaltige Bestie, ich könnte sie fast für einen Tiger halten...

– Da ist der Panther – hauche ich meinem Begleiter zu...

– Warten Sie! Schießen Sie nicht, bis er sich auf die Ziege stürzt – flüstert er als Antwort zurück.

Zentimeter um Zentimeter hebe ich den Lauf meines Gewehrs auf die Höhe der Schießscharte... Im Sichtfeld des Zielfernrohrs erscheint deutlich der Pantherkopf, jetzt zeigt sich auch die Brust...

– Noch nicht schießen – flüstert mein Nachbar –, erst wenn er springt... Dann ist es sicherer...

Ich warte zwei oder drei Minuten. Der Panther rührt sich nicht. Sein Kopf verschwimmt jedoch immer mehr im Zielfernrohr... Warum sollte ich zögern – ich kann ihn ja fast nicht verfehlen, so nah ist er... Außerdem könnte ich das arme Zicklein noch retten... Ich platziere das Fadenkreuz genau unter seinem Kinn, an der Wurzel seines dicken Halses... Und ganz ruhig berühre ich den Stecher...

Ein wütendes Grollen antwortet auf den Knall... Im Aufspringen repetiere ich...

– Look out! He is coming! – ruft Csiricsári.

Heiser röchelnd, aber unsichtbar, stürmt er auf uns zu... Zwischen uns ist der Busch... Wir springen auf diese Seite zur Seite... Ein röchelnder Schatten huscht auf der anderen Seite vorbei – er sieht uns nicht – mit einem einzigen gewaltigen Satz springt er auf den nahen Felsblock – aus der Hüfte schieße ich hinterher – er verschwindet...

Einige Minuten lang lauschen wir noch reglos. Aber außer dem zirpenden Geigenspiel der Grillen hören wir nichts...

– You hit him allright – bricht mein Begleiter das Schweigen – Sie haben ihn gut getroffen!

– Von wegen gut getroffen! Wenn ich ihn gut treffe, wäre er nirgendwohin gegangen. Ein unbegreiflicher Fall. Dabei habe ich mit so ruhiger Hand auf die Kehle gezielt, ich hätte jede Wette gehalten, dass ich ihn an Ort und Stelle banne. Noch ein Glück, dass wir rechtzeitig zur Seite gesprungen sind und er keinen von uns erwischt hat. Mit meinem zweiten Schuss, den ich beim Sprung auf den Felsen hinterherwarf, habe ich glatt vorbeigeschossen. Direkt unter dem Panther schlug die Kugel Funken am Fels. Aber meinen ersten Schuss hat er zweifellos erhalten. Ich verstehe nur nicht, wie er damit noch wegkam?

Als wir uns der Stelle des Schusses nähern, ist es so dunkel geworden, dass es unmöglich ist, eventuellen Schweiß zu sehen. Da ich jedoch genau weiß, wo der Panther lag, greife ich zu der in solchen Fällen üblichen alten Methode: Mit einem an zwei Ecken gefassten weißen Taschentuch streiche ich über die ein- zwei Quadratmeter große Fläche, auf der er den Schuss erhalten haben muss. Ein paar Mal ziehe ich das Tuch hin und her. Und als wir es beim Licht eines Streichholzes untersuchen: lauter Blut... Das ist keine

Überraschung. Daran haben wir nicht gezweifelt. Mein Schuss hat getroffen. Jetzt ist nur die Frage: wohin?

Vorerst ist unser Latein natürlich am Ende. Die Welt ist in Dunkelheit versunken. Ein verwundeter Panther aber ist schlimmer als das Feuer und der Blitz Gottes; mit dem ist in einem solchen Moment nicht zu spaßen. Er könnte über uns sein, bevor wir „o weh" sagen könnten. Wir verschieben die weitere Suche also auf morgen. Dem am Dorfrand versammelten, aufgeregt interessierten Volk befehlen wir strengstens, dass sich vor unserer Rückkehr kein Mensch in die Nähe des Felsberges wagen darf.

Es ist spät, als ich nach Hause komme. F. liegt schon im Bett; während ich neben seinem Lager zu Abend esse, erzähle ich von meinem aufregenden Abenteuer. Bezüglich der Fortsetzung morgen früh ergeben sich anfangs Schwierigkeiten, aber glücklicherweise gelingt es mir, sie auszuräumen. Der Jagdmeister will mir den frühmorgendlichen Ausgang unter allen Umständen ausreden:

– Ohne die Erlaubnis Seiner Hoheit wage ich es nicht zu riskieren. Ein gefährliches Unternehmen, eine große Verantwortung, überlassen wir die Sache den Shikaris. Außerdem ist es spät, Seine Hoheit hat sich bereits zurückgezogen, man kann nicht einmal mehr fragen – Csiricsáris Einwände nehmen kein Ende.

Gott sei Dank, dass wir Seine Hoheit nicht fragen können. So riskieren wir wenigstens keine mögliche Ablehnung. Wir haben unser „eigenes" Auto; nach den Worten des Yuvaradscha können wir damit hinfahren, wohin wir wollen. Endlich verspricht es ein etwas ernsthafteres Vergnügen zu werden, das lasse ich mir gewiss nicht entgehen. Csiricsári wehrt sich auch nicht weiter. Er streckt die Waffen. Auch F. will unbedingt mitkommen. Er hat recht, schließlich hat er bisher ohnehin nichts anderes als höfische Prunkjagden gesehen. Zu besonderer Aufregung wird es morgen wohl kaum kommen, bis zum Morgen wird der verwundete Panther sicher verendet sein. Die Spurensuche an sich ist jedoch schon ein großes Vergnügen.

1. Febr. Mysore, Government House.

Um halb fünf morgens brechen wir zu dritt auf: F., der Jagdmeister und ich. Mit Csiricsári beginnen wir uns neuerdings anzufreunden. Seit ich ihm wegen seiner neulichen Schelmerei ein wenig den Kopf gewaschen habe, hat er sich ganz verändert. Seit wir uns gegenseitig angebrummt haben, vertragen wir uns ganz gut. Wie ich sehe, ist Csiricsári ein guter Jägersmann. Er hat sich nur etwas zu sehr an Jagdgäste vom Schlage „Sobriquet" gewöhnt. Für die man den Tiger schießen muss...

Es dämmert bereits schön, als wir das Panther-Dorf erreichen. Die Bevölkerung ist in voller Zahl ausgerückt, samt Frauen und Kindern. Selbst die runzligen Hände lahmer Greise umklammern einen Lanzenschaft. In mancher Männerhand sehe ich jedoch langläufige Vorderlader-Verschlüsse, in einer anderen eine antike Pistole. Ich bitte den Jagdmeister, diese „Bewaffneten" nach Möglichkeit zu entwaffnen oder sie in respektvolle Entfernung zu befehlen. Denn wenn diese anfangen sollten herumzuballern – nehme ich Reißaus.

Unsere erste Aufgabe ist die gründliche Untersuchung der Stelle des gestrigen Schusses. Es zeigt sich recht reichlich Schweiß auf dem kiesigen Boden. Auch an dem Felsblock, auf den wir den Panther springen sahen, rötet sich von weitem das aufgespritzte Blut. Hinter dem Felsen folgt jedoch ein hässliches, dorniges, klüftiges Dickicht. Die Schweißfährte ist auch hier noch zu erkennen, obwohl sie bereits völlig angetrocknet ist. Wir gehen mit der in solchen Fällen gebotenen Vorsicht ans Werk. Wir lassen die

Dorfbewohner Steine sammeln und den zu untersuchenden Gebüschabschnitt gründlich bewerfen. F. lassen wir unter dem Schutz zweier zuverlässiger, bewaffneter Shikaris zurück, während wir – der Jagdmeister, ein Shikari und ich – mit schussbereiter Waffe vorsichtig auf der Fährte hineinkriechen.

Wenn wir den mit Steinen beworfenen Abschnitt mit akribischer Sorgfalt durchforscht und festgestellt haben, dass die Fährte weiterführt, winken wir die hinter uns wartenden Dorfbewohner einige Schritte vor und lassen sie ein Steinhagel-Bombardement auf das nächste zehn bis fünfzehn Schritt lange Gebiet niedergehen. So rücken wir Stück für Stück vor, was natürlich viel Zeit in Anspruch nimmt. Aber eine solche Suche darf man niemals überstürzen. Die kleinste Unvorsichtigkeit kann ernste Folgen haben.

Es gefällt mir gar nicht, dass wir bereits etwa fünfzig Schritte tief vom Ort des Schusses eingedrungen sind und den Panther immer noch nicht gefunden haben. Ich hätte auf alles gewettet, dass wir ihn innerhalb von zwanzig bis fünfundzwanzig Schritten verendet finden würden. Und was noch besorgniserregender ist: Die Fährte führt nun nach oben, direkt in den felsigen, dornigen, fast ungangbaren Hang hinein. Demnach kann der Panther doch keinen allzu schweren Schaden haben...

Und als ich mich an einem vorspringenden Felsen hochziehe und hinabblicke, fällt mein Auge auf eine glänzende, frische Blutlache... Na also! Der Panther lebt also. Erst eben, beim Geräusch unserer Annäherung, hat er sein Krankenlager verlassen... Jetzt heißt es aber: Augen auf! Jeden Augenblick müssen wir mit einem Angriff rechnen. Unsere hinter uns lauernden Steinewerfer befehlen wir sogleich auf einige höhere Felsen und die Wipfel krummer Bäumchen, von wo aus sie in relativer Sicherheit werfen können. Csiricsári und ich schleichen noch etwas weiter vor und erklimmen ebenfalls einen Felsblock, von dem aus wir die Lage klarer überblicken können. F. winke ich ununterbrochen zu, er solle unten bleiben, wo wir ihn aufgestellt haben. Er will unbedingt hinter uns her klettern.

Und als ich das Zeichen zum weiteren Steinwerfen gebe – antwortet ein wütendes Aufbrüllen aus dem Gebüsch... Die Werfer packt daraufhin der Kampfgeist. Sie stoßen laute Schreie und Kreische aus und verstärken das Steinbombardement. Ihre Kollegen bringen von hinten frische Munition herbei. Der Panther knurrt noch einige Male und zieht sich allmählich den Hang hinauf. Zweimal sehe ich auch die Bewegung des Busches, die Waffe ist an meinem Gesicht, aber ich kann den Schuss nicht abgeben. Nicht einmal eine handbreit des gefleckten Fells bekomme ich zu Gesicht... Wir müssen von unserem Aussichtsfels herabsteigen und die Verfolgung aufnehmen.

In solchen Fällen, wenn das verwundete Wild anzieht, pflegen wir wie folgt vorzugehen: Der geschickteste Spurer folgt unbewaffnet oder höchstens mit einer Lanze in der Hand der Schweißfährte. Direkt hinter ihm der Schütze. Der Spurer soll sich ausschließlich auf die Fährte, der Schütze hingegen einzig auf das verwundete Wild konzentrieren. Es ist nämlich kaum möglich, beides gleichzeitig erfolgreich zu erledigen. In solchen Momenten kann es um Bruchteile von Sekunden gehen; der Schütze darf sich also um nichts anderes kümmern als um das Wild. Der Großteil der Unfälle, die in solchen Situationen vorkommen, ist darauf zurückzuführen, dass die Beteiligten nicht streng an der ihnen zugewiesenen Rolle festhalten...

So brechen wir also auch jetzt auf: direkt vor mir der fährtenlesende Shikari, hinter mir der Jagdmeister und als Vierter der Bursche, der mein Ersatzgewehr trägt. Die frische Schweißfährte führt immer höher und höher. Das Gelände verschlechtert sich so sehr, dass wir stellenweise bereits auf allen vieren klettern und uns gegenseitig von Fels zu Fels helfen. Als wir von einer neuen vorspringenden Klippe Ausschau halten, zeigt der Shikari auf einen etwa dreißig bis vierzig Meter entfernt liegenden anderen Gipfel, in dessen

Flanke sich eine dunkle Öffnung abzeichnet. Als ich mein Fernrohr ans Auge nehme, sehe ich deutlich, dass dort ein schmaler Höhleneingang gähnt – und direkt darunter rötet sich Schweiß, der an den weißlichen Felsen geschmiert ist! Es ist also offensichtlich: Der Panther hat sich in jene kleine Höhle zurückgezogen...

Dort müssen wir ihn irgendwie herauslocken. Der Jagdmeister und ich lassen uns auf zwei verschiedenen Felsen nieder, von denen aus wir den Höhleneingang – aus etwa fünfzehn Schritten Entfernung – gut im Auge behalten können. Die Leute schicken wir auf einem großen Umweg auf die etwas über der Höhle vorspringende Klippe, damit sie versuchen, den unter ihnen kauernden Panther irgendwie herauszutreiben. Wohl eine halbe Stunde lang versuchen wir es – mit Schreien, Ausräuchern, Herunterwerfen von Felsstücken und brennenden Grasbüscheln – alles vergeblich. Es gelingt einfach nicht, ihn herauszuscheuchen.

Die mörderische Sonne brennt bereits kräftig und heizt den Fels um uns herum unangenehm auf. Der Schweiß strömt uns herunter, aber unsere Sache schreitet nicht recht voran. Ich sehe schon, dass wir mit dieser Methode nicht zum Ziel kommen. Man muss irgendwie an die Öffnung des Lochs heranrobben und – sofern man hineinsehen kann – den Panther dort in der Höhle erledigen. Bevor ich mich daran mache, nehme ich einen kräftigen Schluck aus der kühlen Feldflasche.

Wir müssen uns der Höhle von der Seite nähern. Darunter und darüber ist der Fels so jäh steil, dass man dort nicht einmal Halt finden, geschweige denn schießen könnte. Auch zu beiden Seiten ist die Lage recht kitzlig. Stehen kann man dort auch nicht; nur indem man in die eine oder andere Felsspalte tritt, kann ein Abrutschen vermieden werden. ... Wir sind nur noch ein, zwei Meter von der Höhlenöffnung entfernt – die hineinführende Schweißfährte leuchtet deutlich rot. Der vor mir kletternde Shikari kriecht mit Katzenbehendigkeit, beugt sich Zentimeter um Zentimeter vor und späht vorsichtig in die schwarze Öffnung... Direkt hinter ihm kauere ich auf kaum handbreitem Raum, der Lauf meines Gewehrs zielt auf den Höhleneingang... Der neugierig spähende Kopf des Shikaris zuckt plötzlich zurück... Er winkt mit dem Finger, ich solle zu ihm herankommen. Er hat die Bestie erblickt...

Ja schon, aber zu zweit haben wir auf jenem Felssims keinen Platz. Der Shikari muss sich erst zurückziehen, erst dann kann ich dorthin gelangen. Ganz vorsichtig tauschen wir die Plätze. Ich lege mich bäuchlings auf den schmalen Stein und beuge mich so ganz langsam vor... Ein stinkender Raubtiergeruch schlägt mir entgegen, der beißende Atem von Pantherkäfigen in Zoos... Immer tiefer dringt mein spähender Blick ein – aber von wegen, ich sehe gar nichts... Pechschwarz gähnt vor mir die ekelhaft riechende Öffnung...

Wieder ziehe ich meinen Kopf zurück. Ich muss mir den in die Augen rinnenden Schweiß abwischen... Der Shikari ermuntert mich flüsternd: Ich solle nur noch einmal nachsehen, der Panther sei dort in der Höhle, er habe ihn genau gesehen... Mein Fernrohr hatte ich mir eben vom Hals gehängt, damit es nicht hinderlich ist. Es wurde nach hinten gereicht, an den in der Gänsemarsch-Reihe folgenden vierten Shikari. Nun aber winke ich danach... Es wird von Hand zu Hand gereicht... Schon ist es da... Wieder beuge ich mich vor und versuche nun mit Hilfe meines Fernrohrs, mich in der Dunkelheit der Höhle zurechtzufinden... Und während ich so spähe und suche, erscheinen auf einmal zwei grün leuchtende Kohlen in der Schwärze meines Fernrohrs...

Unwillkürlich zuckt mein Kopf zurück... Das Augenpaar des in der Höhle kauernden Panthers... Er kann höchstens drei Meter entfernt sein – schließlich passten die beiden Lichtpunkte gerade so in das Sichtfeld des Fernrohrs. Nun bleibt nichts anderes übrig: so schnell wie möglich schießen, und zwar genau zwischen die beiden grünen Augen. Von

meinem Gewehr hatte ich jedoch schon beim Aufbruch das Zielfernrohr abgenommen; ich hatte es unten bei F. gelassen, weil das Fernrohr beim Schießen aus der Hüfte hinderlich ist. Den im pechschwarzen Loch leuchtenden Pantherstern kann ich jedoch ohne Zielfernrohr unmöglich anvisieren. Minutenlange quälende Geduldsprobe, die endlos erscheint... Endlich erreicht mich das Zielfernrohr. Ich lasse es auf dem Gewehr einrasten. Ich wische es sogar noch mit meinem Taschentuch ab, damit es so klar wie möglich zeigt. Dann drücke ich den Stecher und beuge mich vorsichtig vor...

Ich hatte mir bereits zuvor vorgenommen, dass ich, sobald ich den Schuss abgebe, sofort auf den benachbarten Stein zurückschwinge und dabei nicht nur repetiere, sondern auch das Zielfernrohr herunterreiße. Sollte der Panther auf meinen Schuss hin herausspringen, wollte ich ihn mit bereitem Gewehr empfangen können, ohne Fernrohr... Sobald im Kreis des Teleskops die beiden feurigen Smaragde aufleuchten, platziere ich – mit der in meiner unbequemen Lage möglichen Ruhe – das Fadenkreuz zwischen sie... Und ich berühre den Abzug...

Ich halte mich streng an meinen Vorsatz. Es gibt niemanden, der es mit der Uhr kontrolliert, aber ich glaube, nach drei Sekunden erwarte ich bereits vom benachbarten Stein aus, ohne Fernrohr, die Dinge, die da kommen mögen... Und da kommt er auch schon heraus! Aber beileibe nicht stürmend – wie er sicherlich gekommen wäre, wenn ich ihn verfehlt hätte –, sondern mit blutüberströmtem Kopf, betrunken taumelnd... Sobald er mit dem Vorderkörper ins Helle tritt, schieße ich ihm in den Nacken... Er bricht zusammen. Er rührt sich nicht mehr.

– Her mit der kühlen Feldflasche! Ich setze sie nicht ab, bis ich den Inhalt bis zum letzten Tropfen ausgesaugt habe.

Es dauert keine fünf Minuten, da ist auch F. zu mir heraufgeklettert. Der Panther liegt reglos ausgestreckt vor seiner Höhlentür. Aus seiner Brust rinnt ein dünnes rotes Äderchen und zeichnet eine lange rote Linie auf die Steilheit des weißen Felsens... Ein unvergessliches Bild! Ein unvergessliches Erlebnis! Meine erste ernsthafte Jagd in Indien! Sie ziehen die wunderschöne gefleckte Katze hervor. Jetzt erst sehen wir, wie groß sie ist. Wir messen sie sogleich: von der Nase bis zur Schwanzspitze 240 Zentimeter. Ein männlicher Panther von außergewöhnlicher Größe, größer als meine Jungtiger aus Bhopal.

Neugierig untersuchen wir die Stelle meines gestrigen Abendschusses. Genau dort, wohin ich gezielt hatte, in der Mitte der Brust, hat er ihn getroffen. Nur war die Kugel schräg durch ihn hindurchgegangen und an der linken Schulter wieder ausgetreten; edlere Teile hatte sie nicht verletzt, nur den Schulterknochen zertrümmert. Im Moment des Schusses lag er also nicht so, wie ich dachte, nicht völlig frontal, sondern schräg. Das konnte ich jedoch in dem unsicheren Licht nicht sehen. So kam es, dass meine Kugel, obwohl sie dort einschlug, wo ich sie haben wollte, dennoch keine tödliche Wunde schlagen konnte.

In einem wahren Triumphzug bringen wir unsere Beute dem Dorf entgegen. Die Einheimischen springen, singen und johlen. Die geschädigten Ziegenbesitzer jedoch schleudern ausgesuchte Beschimpfungen gegen den Kopf des gefleckten Mörders, dessen Augen gebrochen sind, der aber selbst im Tod noch grausam fletscht. Sie beschuldigen ihn der Ausrottung von sechsunddreißig ihrer Ziegen. Sie nennen ihn alles Mögliche. Sie bespucken ihn sogar.

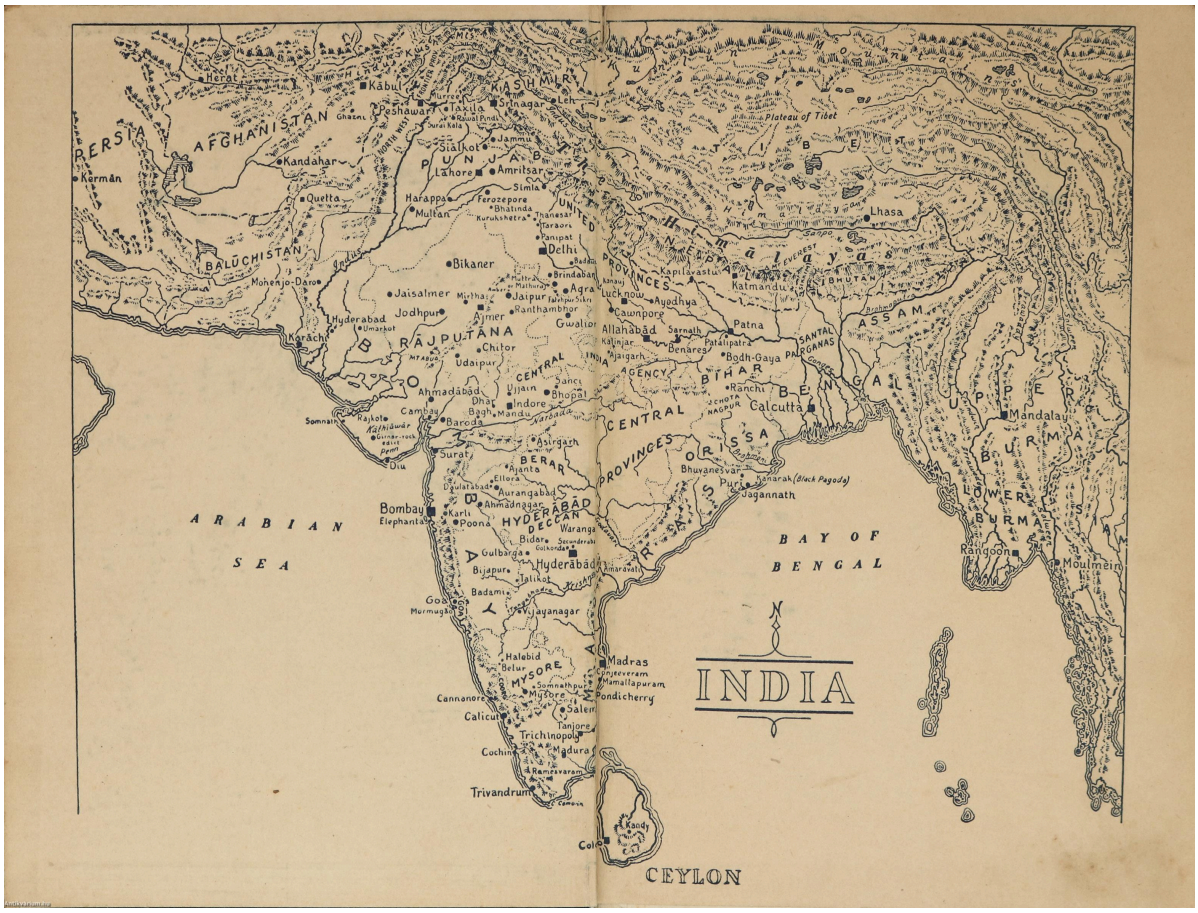
Fröhlich singend fahren wir heimwärts. Im Gepäckraum des Wagens ruht der sorgfältig in Laub eingewickelte und mit Bast umbundene Panther. Der Yuvaradscha nutzt sogleich die

Gelegenheit und leert „zur Freude über meine glückliche Jagd“ den Großteil seiner Vormittagsgläser.

– Wenn ich jedoch gewusst hätte – er droht spielerisch mit dem Zeigefinger –, dass Sie einem verwundeten Panther nachgehen, ich hätte Sie beileibe nicht ziehen lassen!

Seht ihr, wie gut wir getan haben, nicht viel herumzufragen. Ich fühle mich verpflichtet, einige rechtfertigende Zeilen für das oben beschriebene Panther-Abenteuer hinzuzufügen. Vertrauliche Zeilen, die nur für mein Tagebuch bestimmt sind, streng unter vier Augen. Damit niemand, vor allem aber nicht F., sie lesen kann. Die Art und Weise der Erlegung des besagten Panthers war keinem ernsthaften Jäger angemessenes Verfahren. Ein sachlicher Kenner könnte es höchstens als unbegründete Tollkühnheit brandmarken. Denn ein besonnener Jägersmann geht, ohne außerordentlichen Grund, niemals ein so unverhältnismäßiges Risiko ein, wenn die Chancen zu neunzig Prozent gegen ihn stehen. Schließlich jagt er nicht in suizidaler Absicht, folglich hofft er, auch in Zukunft zu jagen.

Ich sagte eben: „ohne außerordentlichen Grund“. Nur lag in diesem Fall ein Grund vor, jawohl, ein außerordentlicher Grund. Denn der Jäger – versuchen wir, ihm das nachzusehen – wollte F. eine Vorführung in der Rolle des „furchtlosen Wildtöters“ bieten. Diesmal hatte er Glück, es gelang ihm, eines der für ihn sprechenden zehn Prozent zu erwischen, und infolgedessen konnte er mit heiler Haut nach Mysore heimkehren. Was keineswegs die Richtigkeit seines Vorgehens rechtfertigt. Und deshalb gesteht er es jetzt heimlich, natürlich wieder nur seinem Tagebuch: Wenn der mit dem Fernrohr beobachtende F. nicht unter den Zuschauern gewesen wäre, wäre es ihm im Traum nicht eingefallen, einem verwundeten Panther in eine Höhle nachzukriechen. So etwas riskiert höchstens ein Jungverheirateter, ein leidenschaftlicher Alkoholist oder eine ähnliche verantwortungslose Person, die an vorübergehender Verblendung leidet. Ein besonnener Jäger niemals. Und wenn er es doch tut und es nicht gelingt, soll er es sich selbst zuschreiben.



15 Febr. Mysore, Government House.

Meinen Panther habe ich noch gestern Abend zu den Van Ingens schicken lassen, damit sie ihn abziehen. Die Firma Van Ingen in Mysore ist in ganz Indien bekannt. Asiens erstklassigste Tierpräparationswerkstatt. Die Tigerfelle und anderen Jagdtrophäen, die in den Palästen der Maharadschas prunken, stammen zum Großteil von der aus Holland hierher verschlagenen Familie... drei Van Ingen-Brüder lobt. Ich komme gerade von dort; den ganzen Vormittag habe ich in der Werkstatt der Präparatoren verbracht, sie liegt ganz in der Nähe unseres Hauses, nur zehn Minuten zu Fuß entfernt. In einem modern eingerichteten Atelier mit Glasdach, das mit hunderten von Tigerfellen und präparierten Tigerköpfen geschmückt ist, arbeiten die drei freundlichen jungen Männer in weißen Kitteln, die offensichtlich nicht nur gute Präparatoren, sondern auch fachkundige Jäger sind. Ich habe viel Interessantes von ihnen erfahren; vor allem informierten sie mich über die verschiedenen Jagdmöglichkeiten in Mysore. Ich freue mich berichten zu können, dass die Angelegenheit mit meinem Mysore-Tiger und meinem Gaur keineswegs aussichtslos ist. Vorläufig werde ich jedoch noch einige Tage warten; in dieser Zeit wird sich herausstellen, ob unser Gastgeber weitere Pläne im Bereich der Jagd hat. Wenn ich seinerseits kein besonderes Entgegenkommen sehe, werde ich mir anders helfen. Von den Van Ingens habe ich verschiedene nützliche Tipps erhalten.

Mit der Besichtigung des Maharadscha-Palastes verbringen wir den Nachmittag. Der Fürst ist nicht zu Hause; er ist nach Bangalore gereist. Wie ich sehe, können wir die gehoffte Begegnung endgültig abschreiben. Scindia führt uns durch den gewaltigen Palast, der teils im indischen, teils im sarazenischen Stil der Großmogulzeit erbaut wurde und dessen Eingang von riesigen, von Künstlerhand geschaffenen Bronzetigern bewacht wird. Aus zweierlei farbigem Material, dem rötlichen Porphyrgestein des Chamundi-Hügels und einem davon völlig verschiedenen blaugrünen Gestein, wurde diese fürstliche Residenz Ende des letzten Jahrhunderts auf den brandzerstörten Ruinen eines älteren Palastes errichtet. Wir bestaunen besonders die mit reinem Silber beschlagenen und reich mit Elfenbeineinlagen verzierten Türen des prunkvoll geschmückten Thronsaals. Nicht weniger den in Gold und Silber glänzenden, mit Perlenschnüren behängten Thronsessel – angeblich ein Geschenk des Großmoguls Aurangzeb. In der großen, aus weißem Marmor gehauenen Halle zählt Scindia das Programm der bedeutenden Dasahara-Feierlichkeiten auf, die jedes Jahr im Oktober stattfinden. Ein glanzvolles Symbol für die ruhmreiche Vergangenheit Mysores – die Jahrtausende zurückreicht bis in die legendäre Mystik des Ramayana und Mahabharata – ist diese acht Tage lang ununterbrochen andauernde Parade.

Während der Festlichkeiten legt der Maharadscha seine irdische Sterblichkeit ab und tritt als wahrhaftige Gottheit hervor. Acht Tage lang darf kein Sterblicher seine überirdische Gestalt berühren. Er darf also weder rasiert noch gekämmt werden, was ihm sonst aufgrund seines fürstlichen Wesens zustünde. Der Maharadscha zieht dann als Gast an den Platz seines göttlichen Kollegen, des heiligen Chamundi, und verbringt Tage in einsamer Andacht in dem bereits beschriebenen Tempel. Schließlich, am achten Tag, gibt er seine göttliche Würde wieder an seine himmlischen Gefährten zurück, wird erneut sterblich und darf nun getrost rasiert, gewaschen und prächtig eingekleidet werden. Begleitet von flackerndem Fackelschein, inmitten eines glänzenden Festzuges, kehrt er auf dem Rücken seines mit Schmuck beladenen Hofelefanten in seinen wie ein Märchenschloss erleuchteten Palast zurück, um hier, auf dem perlengeschmückten Thronsessel der Dasahara-Halle sitzend, die Huldigung seiner Untertanen entgegenzunehmen. Die Einwohner von Mysore können dann nach Herzenslust „die Diamanten ihres Staates mitsamt dem Maharadscha“ bewundern, wie neulich ein böszungiger Bekannter bemerkte. Im weiteren Verlauf der Dasahara-Parade weiht der

Maharadscha feierlich seinen liebsten Elefanten, sein schneeweißes Reitpferd, seine schönste weiße Kuh, sein Lieblingsautomobil und sogar sein Essbesteck...

In der offenen Galerie des Palastes können wir die lange Reihe der Prunk-Howdahs bestaunen, jene aus massivem Silber getriebenen Sattelkörbe, die auf den Rücken der Hofelefanten kommen. Die „Sattelkammer" des Maharadschas von Mysore zeugt von beträchtlichem Wohlstand: Die reich verzierten Silber-Howdahs sind so schwer, dass ich sie nicht einmal bewegen kann. Schließlich besichtigen wir noch die Hofställe. Wir sehen etwa hundert Pferde, eines schöner als das andere, größtenteils Araber, englische Vollblüter und südamerikanische Poloponys. Und mit besonderem Stolz zeigen sie drei schneeweiße Lipizzaner-Hengste: Hofschimmel, die aus den Ställen von Franz Joseph hierher gelangt sind!

Von Jagd ist heute überhaupt nicht die Rede. Morgen werde ich die Van Ingens erneut besuchen. Meine Präparatoren-Freunde werden für mich schon irgendeinen lohnenswerten Jagdplan in die Wege leiten. Ohne Tiger und Gaur möchte ich Indiens berühmtestes Wildparadies ungern verlassen.

16 Febr. Mysore, Government House.

Heute besichtigen wir Seringapatam, den einstigen Sitz des berühmten Tippu Sultan, der die Ansicht vertrat: „Es ist besser, ein Jahr lang wie ein Tiger zu leben, als tausend Jahre wie ein Schaf." Zum Verständnis des Weiteren ist das Einfügen einiger Zeilen Geschichte notwendig: Ich erwähnte bereits, dass die Historie Mysores uralt ist und bis in das legendäre Dunkel von Jahrtausenden vor unserer Zeitrechnung zurückreicht. Die derzeitige Herrscherfamilie kam jedoch erst vor etwa vierhundert Jahren, im Jahr 1565, an die Macht. Später dann – in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts – ereignen sich verschiedene vorübergehende Wirren, kleine Thronentsetzungen, und die Thronfolge der herrschenden Dynastie bricht unerwartet ab. Haider Ali, ein mohammedanischer General der im Niedergang begriffenen Mogulherrschaft, und später dessen Sohn, der oben erwähnte Tippu Sultan, nehmen auf dem Silberthron Platz, den wir gestern bewundert haben. Das Gastspiel von Vater und Sohn dauert kurze vierzig Jahre. 1799 setzen die Engländer der Macht Tippus ein Ende, der mit den Franzosen paktierte und auf die Hilfe Napoleons zählte. Der Sultan selbst fällt, den Degen in der Hand, auf den Zinnen seiner nur kurz ruhmreichen Festung Seringapatam. Die Engländer setzen daraufhin die Hindu-Dynastie von Mysore wieder ein, die seither ungestört auf dem silbernen Thron sitzt.

Nun, wir besuchen den einstigen Sitz dieses berühmten Tippu, der während seiner siebzehnjährigen Herrschaft nicht nur den Thron der Maharadschas von Mysore usurpierte, sondern auch den Engländern ordentlich Pfeffer in die Nase blies. Seringapatam – die heilige Stadt des Gottes Ranga – wurde zwischen zwei Armen des Flusses Cauvery auf einer etwa fünf Kilometer langen Insel mit malariaverseuchtem Klima erbaut. Von den vielen hochinteressanten historischen Denkmälern erwähne ich zuerst Darya-Daulat, Tippu Sultans glanzvollen „Sommerpalast". In einem zweihundert Jahre alten Park, bestehend aus Bäumen mit den „schmackhaftesten Früchten, prächtigsten Blüten und dem kühlsten Schatten", wurde dieses weiße Schloss errichtet, das von außen vielleicht ein wenig an das Taj Mahal in Agra erinnert und dessen ungewöhnliche Berühmtheit in den auf die Außenflächen der Wände gemalten Bildern liegt. Diese recht primitiven Fresken stellen teils höfische Feierlichkeiten, Darbars, dar, vor allem aber Schlachtszenen.

Sobald Tippu eine seiner Schlachten beendet hatte – er verbrachte den Großteil seiner Regierungszeit mit Kriegführen –, ließ er die wichtigsten Szenen sofort auf die Wände

seines Hauses malen. In den Bildern ziehen natürlich immer die Engländer den Kürzeren. Die in grellroten Röcken in dichter Formation antretende englische Infanterie wird meist von vier Seiten angegriffen und ohne jeden Widerstand von den heldenhaften Reitern des Sultans niedergemetzelt. Tippu selbst, eine von Juwelen blitzende Gestalt, etwa dreimal so groß wie seine Soldaten, dirigiert den Angriff aus der prunkvollen Howdah seines Feldherrenelefanten, während er seine tigerfellfarbene, gestreifte Fahne schwenkt. Der General, der die englischen Truppen befehligt, ist hingegen eine winzig kleine Gestalt, die in einer von Sklaven getragenen Sänfte sitzt und die Hand vor Scham vor die Augen hält – oder vielleicht nur deshalb, damit er den Untergang seines Heeres nicht sehen muss.

Am östlichen Ende der Insel, zwischen den düsteren Zypressenreihen des Lal-bagh-Gartens, leuchtet förmlich die schneeweiße Kuppel des Gumbaz hervor, des Mausoleums von Haider Ali und Tippu Sultan. Der prächtige Balkon des Grabmals aus reich verziertem weißem Marmor ruht auf glänzenden schwarzen Basaltsäulen. Die Türen sind ebenfalls aus schwarzem Basalt, mit reichen Elfenbeineinlagen. Das prächtig ausgehauene Heim der Gottheit der Insel, der Ranganatha-Tempel, wurde angeblich noch im 12. Jahrhundert von der Hoysala-Dynastie erbaut. In seinem Heiligtum ruht eine riesige Vishnu-Statue auf dem windenden Schlangenkörper einer noch riesigeren siebenköpfigen heiligen Kobra.

Etwas weiter entfernt liegt inmitten eines sorgfältig gepflegten, schattigen Parks ein freundliches, nach europäischer Art gebautes Herrenhaus: Scott's Bungalow. Sein Garten zieht sich bis zum Ufer des felsigen Flusses Cauvery hinunter – hier, am Ufer, trinken wir Tee aus unserem mitgebrachten Proviantkorb. Das hübsche kleine Schloss ist nun bereits einhundertzwanzig Jahre alt; 1817 verließ es sein Besitzer unter tragischen Umständen. Der englische Oberst Scott war ein guter Freund des damaligen Maharadschas. Scotts gesamte Familie fiel innerhalb weniger Tage einer Choleraepidemie zum Opfer; der Oberst blieb allein verschont, sagte Indien endgültig Lebewohl und kehrte nach England zurück. Die Pietät der Maharadschas von Mysore bewahrt das Gebäude und den Garten seither in jenem gepflegten Zustand, in dem Scott es vor einhundertzwanzig Jahren zurückgelassen hat. Im Haus hat seither niemand mehr gewohnt, auch die Einrichtung ist völlig unberührt.

Mit Bedauern hören wir, dass der Yuvaradscha erkrankt ist; wir haben ihn heute den ganzen Tag nicht gesehen. Gegen Abend suche ich erneut die Van Ingens auf, um weitere Jagdmöglichkeiten zu besprechen. Diese drei Holländer sind Jäger durch und durch. Sie haben die verschiedenen Umwege zur Annäherung an das höfische Jagdamt gründlich studiert und wissen, an wen man sich wenden muss und wie man wen „weichklopft". Unerwartet empfangen sie mich mit einer guten Nachricht. Sie drücken mir eine Zeitungsanzeige in die Hand, die heutige Nummer der Tageszeitung von Mysore. Die Regierung von Mysore – so lautet die Anzeige – schreibt in der Gegend von Bhadravati im Nordwesten des Staates eine zweiwöchige freie Tigerjagd aus. Die allzu stark vermehrten Raubtiere richten einen so großen Schaden am Viehbestand der Bevölkerung an, dass die Regierung beschlossen hat, dem Treiben der Tiger von Bhadravati Einhalt zu gebieten. Zwei Wochen lang darf jeder frei auf sie jagen. Das ist nun wirklich eine Gelegenheit, die vom Himmel gefallen ist.

„Jetzt ist nur die Hauptsache", warnen die Van Ingens, „dass wir die Sache vorsichtig behandeln, damit unser Vorhaben vom Hof aus nicht irgendwie hintertrieben wird." Meine Freunde empfehlen mir, den Plan gegenüber dem Yuvaradscha gar nicht zu erwähnen, sondern uns von ihm zu verabschieden, als bereiteten wir uns auf die endgültige Abreise vor. Die Van Ingens werden uns schon irgendwie nach Bhadravati bringen. Dort kümmert sich dann niemand mehr um uns, wir können nach Herzenslust jagen, und am Hof von Mysore wird man nichts mehr von uns hören. In der Gegend von

Bhadravati finden wir nicht nur Tiger, auch Gaure hausen in den dortigen Wäldern; einen solchen werden wir sicher auch auftreiben können.

Das ist wahrlich ein verlockender Plan. Nach gründlicherer Überlegung scheint es jedoch richtiger, zumindest Scindia einzuweihen. Wir kennen Scindia als einen sehr ehrlichen, aufrichtigen Menschen, der unser Vertrauen keinesfalls missbrauchen wird. Dadurch verliert der Plan die etwas unangenehme Schärfe, unsere Jagd in Mysore unter Umgehung und ohne Wissen unseres hoheitlichen Gastgebers fortzusetzen. Wir haben bereits mit Scindia gesprochen. Er steht unserem Plan unerwartet günstig gegenüber und glaubt, dass es keine besonderen Hindernisse geben wird. Er wird es dem Yuvaradscha gegenüber erwähnen, und sollte dieser es etwa ablehnen, wird Scindia schon irgendwie einen Weg finden, den Ausflug in die Wege zu leiten. Der Hoffnungsstern der Jagd ist also wieder aufgetaucht. Ja, ich könnte sagen, er strahlt ziemlich hell. Und das Zauberwort in seiner Mitte lautet: Bhadravati!

17 Febr. Mysore, Government House.

Unsere Pläne entwickeln sich denkbar günstig. Mit einer Leichtigkeit, die alle unsere Erwartungen übertrifft. Der Yuvaradscha hat anfangs zwar ein wenig Einwände erhoben, die ich schon vorausgeahnt hatte: In Bhadravati gäbe es kein ordentliches Badezimmer, wir müssten in einem Rasthaus – einem Travellers Resthouse – wohnen. Auch unsere Verpflegung würde nicht angemessen sein, es gäbe niemanden, der gebührend auf uns aufpasste, wir wären den vielfältigen Gefahren des Dschungels ausgeliefert. Einer von uns, vielleicht sogar beide, würden vom Tiger gefressen, vom Gaur aufgespießt und so weiter. Unserem geschickten Scindia gelang es jedoch, die Bedenken des Yuvaradscha so weit zu zerstreuen, dass wir bereits morgen im Morgengrauen aufbrechen können. Es wurde bereits an den Forstbeamten in Bhadravati telegraphiert: Er solle uns ein Quartier bereiten und uns in jeder Hinsicht behilflich sein.

Bhadravati ist von hier etwa zweihundert Kilometer entfernt. Wir mieten ein Auto, und Viktor bricht bereits heute Nachmittag mit dem Gepäck in einem Nahverkehrszug auf. Diese unerwartete Wendung meines Schicksals zum Besseren erhellt mein Gemüt, das schon am Erlahmen war, aufs Neue. Auch auf die Hitze bin ich nicht mehr böse, ja selbst die gallertartige Kröte, die gerade an meiner Zimmerschwelle hochklettert, betrachte ich mit wohlwollender Sanftmut.

Unseren letzten Nachmittag hier widmen wir der Besichtigung des Stolzes der Einwohner von Mysore: dem riesigen Staudamm namens Krishnarajasagar. Der über zwei Kilometer lange, völlig modern gebaute gewaltige Damm – der der Größe nach der vierte unter allen Staudämmen der Welt ist – wurde von einheimischen indischen Ingenieuren entworfen. Das Wasser des Flusses Cauvery wird in einem gewaltigen Becken von vierzig Metern Tiefe angestaut und über ein kompliziertes Kanalnetz in die wasserarmen Regionen weitergeleitet. Einhundertzwanzigtausend Joch unfruchtbaren Bodens konnten auf diese Weise zu fruchtbarem Ackerland veredelt werden. Die Einwohner von Mysore sind zu Recht stolz auf dieses auch im Weltmaßstab herausragende Werk. Aber auf den entlang des großen Staudamms erbauten „bunten Wassergarten“, den Brindaván, scheinen sie noch stolzer zu sein. Aus fünf gewaltigen, terrassenförmig untereinander angeordneten Gärten besteht der Brindaván, der nichts anderes ist als eine wunderbare Sammlung von Springbrunnen verschiedenster Form, Wasserfällen, sprudelnden Quellen und taufrischen Wasserzerstäubern. Hier warten wir die völlige Dunkelheit ab, denn der Brindaván legt seine wahre Pracht erst nachts an. Unter den hunderten von Springbrunnen, Quellen und Wasserfällen entzünden sich nämlich bunteste elektrische Lichter: Jeder Springbrunnen speit eine in einer anderen Farbe funkelnde Juwelengarbe aus. Vom palastartigen Pavillon der obersten Terrasse aus gesehen, erinnert der Brindaván an einen fast endlosen, in

ständig wirbelnden, farbigen Nebeln wallenden Perserteppich – ein riesiges Kinderspielzeug, das Millionen gekostet hat.

Der noch immer etwas kränkelnde Yuvaradscha empfängt uns in der Vorhalle seines Palastes zu unserem Abschiedsbesuch. Seine Ärzte haben ihm seit zwei Tagen jeglichen Alkohol streng untersagt. Obwohl er mit keinem Wort klagt, liegt doch ein so schmerzliches Leiden auf seinem ohnehin stets traurigen Gesicht, dass wir wahrlich Mitleid mit ihm haben. Wir unterhalten uns noch lange mit diesem im Grunde äußerst liebenswürdigen, gebildeten und geistig reichen Menschen, den wir während unseres Aufenthalts heute wohl zum ersten Mal in einem weinfreien Zustand treffen durften. Während dieses zweistündigen Gesprächs haben wir ihn wahrlich liebgewonnen. Wir bedauern nur, dass wir seinem Bruder, dem allgemein anerkannten Vorbild indischer Fürsten, niemals begegnen konnten...

ELFTE KAPITEL - UNSEREM GESCHMACK ENTSPRECHENDES BHADRAVATI

18 Febr. Bhadravati Resthouse. (Mysore State).

Um fünf Uhr morgens, in einer sternenklaren Nacht, verlassen wir das Government House, unseren Privatpalast in Mysore. In einem klapprigen lokalen Taxi tuckern wir unserem hoffnungsvollen Ziel entgegen. Wir sind noch schläfrig und nicken bald ein. Nur wenn unsere schwankenden Köpfe gegeneinander oder gegen die Wagenseite stoßen, schrecken wir auf. Ein Glück, dass wir die Hälfte des Weges verschlafen, denn jetzt, da es dämmert, sehen wir erst, in welcher Lebensgefahr wir seit der Abfahrt geschwebt haben müssen. Unser Chauffeur, der offensichtlich seine Fachkenntnis damit zu illustrieren versucht, fährt so wie Bankräuber auf der Kinoleinwand, die von Polizeiautos verfolgt werden. Wir lassen ihn anhalten. Und während wir am Fuße eines Baumes am Wegrand unser Frühstück verzehren, erkläre ich ihm langatmig den Nachteil seines individuellen Stils. Meine abschreckenden Worte zeigten offensichtlich eine tiefere Wirkung als nötig, denn unser bisheriger Amok-Fahrer zuckt fortan so mühselig langsam dahin, dass er später selbst auf mein anfeuerndes Zureden hin nicht mehr wagt, seinen Karren zu beschleunigen.

Der Weg führt teils an langweiligen Reisfeldern entlang, teils durch wildromantischen Dschungel – die Besiedlung ist jedoch überall unvermindert dicht. Dorf folgt auf Dorf. Die grellroten und blauen Überwürfe der Frauen, die Wasser vom Bach holen, und die auf ihren Köpfen glänzenden, bauchigen Kupferkrüge sind malerische Farbtupfer vor dem ausgetrockneten, graugelben Hintergrund der Umgebung. Auch der langhaarige Greis mit dem weißen Bart ist kein alltäglicher Anblick; mit untergeschlagenen Beinen sitzt er nackt auf einem aus dem seichten Bach ragenden Stein; zwei Frauen stehen neben ihm im knietiefen Wasser und kämmen sorgfältig das langhaarige Haupt des alten Mannes. – Oder lausen sie ihn etwa?

Abgesehen von einigen kleineren Motorstörungen und den Unannehmlichkeiten der rasch zunehmenden Hitze kommen wir gegen elf Uhr glücklich ans Ziel. Unsere freundliche Unterkunft, das vierzimmerige Resthouse mit Veranda, umgeben von einem Beet roter Canna-Blüten, steht einsam auf einer Hügelkuppe am Rande der Gemeinde Bhadravati mit ihren einigen tausend Einwohnern. Entlang der Hauptverkehrswege findet man landesweit solche staatlichen Herbergen, nächtliche Raststätten für durchreisende Autofahrer. Vorschriftsmäßig bieten sie dem Reisenden höchstens vierundzwanzig Stunden Unterkunft, aber die Dauer unseres Aufenthaltes wurde uns freigestellt. Wir

können bleiben, solange es uns beliebt. Aus zwei winzigen Wohnräumen und einem Esszimmer besteht das für uns reservierte einfache, aber tadellos saubere kleine Quartier. Auch durch dessen Fenster fliegen, genau wie damals in Nagpur, ungehindert Sperlinge ein und aus. Und an den weiß getünchten Wänden der Zimmer kühlen sich winzige, giftgrüne Eidechsen ab. Unser Personal besteht aus einem Koch und einem Diener für alles. Es sind freundliche, zuvorkommende Menschen, die in makellose Laken gehüllt sind. Sie verstehen auch ein wenig Englisch. Viktor ist ebenfalls schon eingetroffen; wir machen uns daran auszupacken und uns einzurichten.

„Der staatliche Forstbeamte", meldet Viktor und reicht einen Zettel mit folgendem Text herüber: Venkata Rao, District Forest Officer. Ein hageres Männchen mit einem nach ungarischer Art gezwirbelten schwarzen Schnurrbart und einer Brille mit schwarzem Horngestell tritt ins Zimmer. Venkata Rao spricht leider nur gebrochen Englisch, dennoch verstehen wir uns bald. Ja, ich habe das Gefühl, als hätten wir uns während unseres kurzen zehnminütigen Gesprächs bereits angefreundet. Nicht nur, weil er angenehme Neuigkeiten berichtet. Aus Herrn Venkata spricht ein aufrichtiger, wohlwollender Mensch und, was die Hauptsache ist, ein fachkundiger, erfahrener Jäger:

– Sobald ich das Telegramm aus Mysore erhielt, machte ich mich sogleich an die Vorbereitungen. Ich habe vier Bodas (Büffelkälber) gekauft, das Stück für sieben Rupien (vierzehn Pengő). Gestern Abend ließ ich sie in der Nähe bekannter Tigerreviere anbinden. Keines ist weit von hier entfernt; mit dem Auto ist jedes innerhalb einer halben Stunde erreichbar. Heute Morgen bin ich alle vier mit dem Fahrrad abgefahren; drei fand ich unversehrt, das vierte jedoch wurde vom Tiger geschlagen und in das nahe Bambusdickicht geschleift. Ich habe den Kadaver des Büffels gefunden, den Tiger jedoch nicht gesehen; er hat sicherlich meine Annäherung gehört und sich zurückgezogen. Er hat erst eine Hinterkeule des Boda verzehrt, der Rest ist vorerst unberührt. Meine Leute machten sich sofort an die Arbeit und zimmerten einen behelfsmäßigen Machan auf dem Baum, der in der Nähe des Aas steht. Zwei meiner Shikaris halten seither dort Wache, damit der Tiger nicht zwischendurch zurückkommt, um seine Beute zu holen. Um vier Uhr müssen wir vor Ort sein. Der Tiger pflegt gewöhnlich vor Sonnenuntergang zurückzukehren, um sein unterbrochenes Mahl fortzusetzen.

– Einige Tiger treiben sich am Rande der „Stadt" herum; ich kann mir die Klagen der Bevölkerung kaum noch anhören. Die Beschwerden über geschlagenes Rindvieh sind fast an der Tagesordnung, ja in den letzten zehn Tagen stehen sogar zwei Menschenleben auf dem Sündenregister der Tiger von Bhadravati. Es ist höchste Zeit, dass wir ihnen einen kleinen Schrecken einjagen.

So lautet kurz zusammengefasst der mit lebhaften Gesten begleitete Vortrag von Venkata Rao. Eine ermutigendere, begeisterndere Rede könnte sich ein Jäger in Indien kaum wünschen. Es scheint, als hätte uns das Glück endlich an einen Ort verschlagen, der ganz nach unserem Geschmack ist...

Da die Wege in der Umgebung größtenteils mit dem Auto befahrbar sind und es nicht gelingt, einen lokalen Wagen aufzutreiben, beschließen wir, unser klappriges Taxi hierzubehalten. Ich bin mit seinem Chauffeur mit dem grünen Turban bereits einig geworden: zwanzig Rupien pro Tag. Um Viertel nach drei brechen wir von unserer Unterkunft auf. Wir sitzen zu dritt im Auto, mit dem großschnurrbärtigen Venkata Rao mit seiner großen Brille. Auf einer staubigen, holprigen Schotterstraße fahren wir zwischen einer Reihe von riesigen Banyan-Bäumen dahin. Bald biegen wir jedoch in dichten Bambusdschungel ab, und nach kaum fünfzehn Minuten Autofahrt sind wir am Ziel.

Ein Shikari mit Gewehr erwartet uns am Straßenrand – einer von den „rechten Händen“ unseres Freundes Venkata. Ein schmaler Fußpfad führt von hier ins Dickicht, auf dem wir im Gänsemarsch vorrücken: der Shikari, Venkata, F. und ich. Ein viertelstündiger Marsch durch hügeliges, von ziemlich ausgetrocknetem Bambus bewachsenes Gelände. Wir halten an. Venkata mahnt mit dem Zeigefinger vor den gespitzten Lippen zu erhöhter Vorsicht – wir nähern uns dem Ansitz. Noch einige Minuten Anschleichen, und schon erblicken wir die zwei Gestalten, die den Boda bewachen.

In der Astgabel eines recht dünnen Baumes befinden sich zwei kleine Sitzbretter. Eine wackelige Leiter lehnt am Stamm. Auf dieser klettern wir zu zweit hoch. F. lässt sich auf dem einen Brett nieder, ich auf dem anderen. Venkata und seine Gefährten entfernen sich eilig und lassen uns auf unserem unbequemen Machan allein. Unter uns, kaum vier bis fünf Meter vom Baum entfernt, zeichnet sich der schwarze Kadaver des angefressenen Büffels ab. Der Bambus um uns herum ist ziemlich dicht, wir sehen höchstens fünfundzwanzig bis dreißig Schritte weit. Unser Ansitz steht an einem Hang, unter uns gähnt ein tiefer, dunkler *Nullah* (Tal). Der Tiger wird angeblich von dort unten, aus Richtung der Schlucht, erwartet. Wir haben mit Venkata vereinbart, dass sie erst zurückkehren, wenn ich dreimal schrill mit den Fingern pfeife.

Es geht auf vier Uhr zu. Die Sonne scheint jedoch noch recht hell, die Hitze in diesem windstillen Bambusdickicht ist drückend. Mein geladenes Gewehr ruht in meinem Schoß. Unsere Sitze sind sehr schmal, wir wagen kaum uns zu rühren. So muss sich wohl ein Vogeljunges fühlen, das die Mutter heute zum ersten Mal aus dem Nest getrieben hat. Stille lauert um uns herum. Nur die Aasfliegen, die den Büffelkadaver umschwärmen, summen... Wohl anderthalb Stunden lauschen wir reglos, ohne dass sich etwas zeigt.

Endlich unterbrechen zwei kleine Burunduks – gelb-braun gestreifte Palmhörnchen – die schwüle Eintönigkeit. Als Rennbahn für ihre Jagdspiele wählen sie ausgerechnet den Stamm unseres Baumes und flitzen fast bis zu unseren Füßen hinauf. Hier jedoch stutzen sie, ihre glänzenden, schwarzen Knopfaugen starren uns einen Moment lang an... Dann kehren sie jäh um und huschen in einer Spirale den Stamm wieder hinunter...

Eine weitere unbewegte halbe Stunde hoffen wir weiter. Bis unten im Tal der Pfauenschrei ertönt:

– Miááó! Miááó!...

Was er wohl gesehen haben mag? ... Kurz darauf schreckt ein neuer Alarm die Stille der Wildnis auf: das Hundegebell-ähnliche Warnen des Kakars, des kleinen rotfelligen Bellhirsches... Ich kenne diese beiden Dschungellaute bereits gut, jeder signalisiert Gefahr. Zweifellos streift dort unten ein großes Raubtier umher. Ein Tiger? Oder vielleicht ein Panther...

Es dämmert. Im Bambusdickicht versöhnt sich das Licht allmählich mit dem Schatten und vermischt sich zu trübem Zwielicht. Schießen könnte man dennoch noch gut, auch der Büffelkadaver ist deutlich zu sehen. Wenn der Gast bald käme, könnte ich ihn leicht erledigen. Beklemmende, zweifelnde Minuten jagen einander. Der Pfau ist verstummt. Aber der Kakar gibt keine Ruhe. Sein verräterisches Bellen hallt im Tal hin und her und spannt unsere Sinne bis zum Äußersten...

Eine Bewegung fängt mein Auge ein, das zur Schlucht hin späht... Ein Moment lang ein gelblicher, sofort wieder verschwindender Schatten... Der Tiger!... Und in seinem Gefolge der zweite!... Sie kommen zu zweit... Lautlos bewegen sie sich – zwei gelbe Geistergestalten... Sie nähern sich von der linken Hand... von der Seite von F. aus...

Leise zische ich F. zu. Ich wage nicht, mich zu rühren, nur mit den Augen blinzle ich in die Richtung der Ankömmlinge... Sie bleiben stehen... Den Kopf hin und her wendend, lauschen sie... Der hintere ist deutlich größer als der vordere... Eine Tigermutter mit ihrem fast ausgewachsenen Jungen... Die Alte legt sich flach auf den Bauch. Es sind nicht mehr als fünfundzwanzig Schritte. Das Junge jedoch nähert sich arglos, es ist schon am Aas angekommen... Vorsichtig umgeht es ihn, beschnuppert ihn... Dann blickt es zurück zur Mutter... Doch die rührt sich nicht...

Den Jährling könnte ich spielend erledigen. Ich könnte ihn fast bewerfen, so nah ist er. Natürlich warte ich auf die Alte. Auch sie könnte ich leicht schießen, aber dazu müsste ich mich nach links drehen, und ich fürchte, sie würde meine Bewegung bemerken... Als hätte sie mich bereits entdeckt, scheint ihr Blick direkt auf uns geheftet zu sein...

Das Junge verbeißt sich nun in das Aas. Die Vorderläufe stemmt es vor, es will ihn zur Mutter ziehen... Aber es schafft es nicht, es bewegt den Büffel kaum ein Stück... Es strengt sich immer mehr an, reißt kräftig daran... Jetzt bekommt vielleicht auch die Alte Lust. Vielleicht kommt sie ihrem Jungen zu Hilfe... Aber sie rührt sich nicht. Ihren großen, gemusterten Kopf schmiegt sie flach auf die Vorderpfoten und beobachtet uns wie eine Katze eine Maus. Sie muss uns tatsächlich bemerkt haben.

Länger kann ich jedoch nicht warten. Es dämmert rapide. Das Licht wird immer unsicherer und grauer... Der Abend der Tropen dunkelt rasch nach... Zentimeter um Zentimeter drehe ich mich auf meinem Sitz. Langsam, ganz langsam hebe ich das Gewehr an mein Gesicht. Ich muss aus einer verdrehten, erzwungenen Position schießen. Aber ich habe keine andere Wahl. Glücklicherweise ist die Entfernung gering, die Sache scheint auch so sicher zu sein...

Gerade als ich den Abzug berühren will, hebt sich der lauernde Tigerkopf ein wenig... Umso besser, jetzt wird wenigstens auch die Brust weiß sichtbar... Dorthin, auf den Ansatz der Brust, direkt unter die Kehle zielend, gebe ich den Schuss ab...

Mit einem gewaltigen Brüllen bäumt sich das Tier auf die Hinterbeine auf, dreht sich um sich selbst... und verschwindet mit kerzengerade aufgestelltem Schwanz mit einem einzigen Satz. Das Junge jedoch trottet ohne jede Aufregung langsam hinterher... Jetzt kracht es laut im Gebüsch... Ein heiseres Röcheln ist zu hören... Der Bambus bricht... Der Tiger wälzt sich offensichtlich. Er verendet ausschlagend. Es geht zu Ende mit ihm... Allmählich wird es still...

Ich warte noch etwa fünf Minuten. Unsere aufgewühlten Nerven beruhigen wir mit ein paar Zügen aus einer Zigarette. Dann gebe ich das mit dem Forstbeamten vereinbarte Pfeifsignal. Sofort höre ich die Antwort. Wenig später knistert auch schon das Laub unter den Füßen der Herannahenden. Ich hänge mir das Gewehr um den Hals und klettere von meinem steif machenden Sitz hinunter. F. lasse ich vorerst nicht herunter. Dort oben ist er jedenfalls in Sicherheit.

Mit ein paar eiligen Worten erkläre ich Venkata, was geschehen ist. Ich bin sicher, dass der Tiger dort im Dickicht verendet ist, von wo sein letztes Röcheln und Wälzen zu hören war. Da wir noch ein wenig sehen können, wagen wir uns ein Stück vor, um wenigstens den Ort des Schusses vor Einbruch der Dunkelheit zu untersuchen. Und als wir dort ankommen, als wir uns leise sprechend und nach Schweiß suchend bücken – schreckt uns ein nervenzerreißendes Grollen auf... Wir springen zurück...

– Vorsicht, er kommt! – ruft Venkata...

A bhopali herceg párducleső tornya. (66. oldal.)

F és a »földbirtokos« a diadalkapu alatt. (61. oldal.)

Mit der Waffe im Anschlag warten wir... Er zeigt sich dennoch nicht. Er grollt uns noch einmal tief aus dem Dickicht an, dann sagt er nichts mehr. Jetzt aber nichts wie weg von hier, und zwar schnell. Für solche Späße ist es schon zu dunkel.

Ganz vorsichtig, Schritt für Schritt, weichen wir zum Machan zurück. Wir rufen F. vom Baum herunter, nehmen ihn in die Mitte des Gänsemarsches und verlassen schleunigst die unangenehme Nachbarschaft. Um acht Uhr besprechen wir bereits beim Abendessen die Details des aufregenden Ansitzes, im heimeligen Schein einer nach meiner Kindheit riechenden, stinkenden Petroleumlampe.

Es ist unbegreiflich, dass dieser Tiger noch lebt. Es stimmt zwar, dass ich aus einer sehr unbequemen, schiefen Lage schießen musste. Dennoch war ich mir meiner Sache völlig sicher, ich fühlte, dass ich gut getroffen hatte. Die Reaktion des Tigers, der steif hochschlagende Schwanz, und danach das Röcheln und Scharren an Ort und Stelle – allesamt beruhigende Zeichen. Und siehe da, wie er uns beim Weggehen erschreckt hat! Leider können wir die Suche morgen nicht dann beginnen, wann ich es gerne möchte: sofort nach Anbruch der Dämmerung; Venkata hat am Morgen unaufschiebbare amtliche Dinge zu erledigen, von denen er erst gegen neun Uhr zurückkehren kann. Er hat es mir ans Herz gelegt, die Suche keinesfalls ohne ihn zu beginnen. Das habe ich versprochen. Vor zehn Uhr können wir uns also kaum an die Arbeit machen.

Meine Sorge, dass das Fell des während der Nacht wahrscheinlich verendenden Tigers durch die Hitze der Sonne Schaden nehmen könnte, teilt Venkata nicht. Seiner Meinung nach kann ihm vor elf Uhr nichts passieren. Wir müssen uns also bis morgen Vormittag um zehn Uhr in Geduld fassen.

19. Febr. Bhadravati Resthouse. (Mysore State).

Seit dem frühen Morgen sind wir auf den Beinen, ungeduldig erwarte ich den Aufbruch. In solchen Momenten vergeht die Zeit jedoch im Schneckentempo. Hätte ich Venkata bloß nicht versprochen zu warten! Ich könnte längst vor Ort sein und hätte den Tiger wahrscheinlich schon gefunden! Gerade komme ich vom dörflichen Basar. Ich habe eine ordentliche Tüte Kochsalz gekauft, damit wir unverzüglich mit dem Einsalzen des Tigerfells beginnen können. Bei dieser Hitze verdirbt das Fell im Handumdrehen; nach dem Abziehen muss es sofort mit Salz eingerieben werden, sonst verliert es die Haare.

Während wir hier auf der Veranda des Bungalows auf den Forstbeamten warten, kalkulieren wir die voraussichtlichen Kosten der kommenden Jagdtage. Hier sind wir nämlich keine Gäste mehr, höchstens insofern, als wir den Bungalow kostenlos bewohnen. Für unsere Verpflegung jedoch und die verschiedenen Jagderfordernisse – Treiber, Bodas, das Herstellen von Machans – sorgen wir selbst. Mit Freude sehe ich, dass die örtlichen Preise überraschend niedrig sind. Wenn ich mich nicht irre, ist die Tigerjagd hier vielleicht sogar billiger als die Hasenjagd in der Heimat. Da zeigt sich nun, dass man auch ohne Maharadscha einen Tiger schießen kann. Man muss nur dahinterkommen, wie es geht. Es stimmt, dass uns auch nur der Zufall dazu verholfen hat.

Ich erwähnte bereits, dass man einen Boda (Büffelkalb) für sieben Rupien (vierzehn Pengő) bekommt. Für einen vom Tiger verschonten, bei guter Gesundheit wieder heimgebrachten Boda erstattet der Besitzer fünf Rupien zurück. Die Treiber erhalten vier Annas (etwa fünfzig Groschen) pro Kopf, und wenn der Tiger zur Strecke kommt, beträgt ihr Lohn acht Annas. Für den Bau eines Machans werden zwei bis drei Rupien fällig.

Halb elf, die Hitze ist zu schwindelerregender Stärke angeschwollen, als Venkata endlich eintrifft. Wir springen ins Auto und steigen nach einer zwanzigminütigen Jagd am

gestrigen Treffpunkt aus. Drei bewaffnete Shikaris warten hier auf uns. Sie berichten Venkata etwas. Ihrem Tonfall nach ist zu ahnen, dass sie schlechte Neuigkeiten verkünden. Es stellt sich heraus, dass sie trotz meines ausdrücklichen Befehls bereits nach dem Tiger geschaut haben. Zur Entschuldigung berufen sie sich auf die große Hitze. Sie fürchteten, bis wir kämen, würde die Schweißfährte vertrocknen, verwehen, verschwinden.

Von der Stelle des Schusses an – berichten sie – zeigt sich recht guter Schweiß. Etwa fünfzig Schritte weiter eine breite Blutlache. Dort muss der Tiger wohl gelegen haben, von dort aus hat er uns gestern angegrollt. Ab der Lache blutet er jedoch kaum noch, nur ein, zwei Tropfen, und auch die verliert er bald. Seine Fährte lässt sich auf dem trockenen Boden überhaupt nicht erkennen... Damit hatte ich nun wirklich nicht gerechnet. Die Nachsuche auf verwundetes Wild behandle ich immer mit größtmöglichem Pessimismus. Ich mag es nicht, im Voraus über das Fell des Bären zu verhandeln; ich erwarte immer weniger als das, was die Zeichen versprechen. Aber dass dieser Tiger entkommen konnte, hielt ich kaum für möglich.

Über das Weitere möchte ich nicht allzu viel Tinte verschwenden. Sie geht ohnehin zur Neige, und auf dem örtlichen Basar wird wohl kaum Tinte für Füllfederhalter verkauft. Es genügt zu sagen, dass wir von elf Uhr bis zum späten Nachmittag ununterbrochen gesucht haben, ohne dass wir außer den erwähnten letzten Blutstropfen irgendein weiteres Zeichen des verwundeten Tigers gefunden hätten. Wir haben den Dschungel in der gehirnerweichenden Hitze akribisch durchkrochen, ja ich ließ sogar die vielversprechendsten Abschnitte durchtreiben.

Schließlich griff ich zu der in Indien üblichen Methode, der Hilfe einer zahmen Büffelherde. Büffel fürchten sich nämlich in der Gruppe nicht vor dem Tiger. Im Gegenteil, in der Masse zusammengedrängt folgen sie seiner Fährte ins Dickicht und nehmen ihn regelrecht in Verfolgung. Der Schweißgeruch versetzt die Büffelherde immer mehr in Wut, und wenn sie auf das verwundete Raubtier stößt, umzingelt sie es und trampelt es zu Tode. Zur Suche nach einem angeschossenen Tiger werden also oft zahme Büffel zu Hilfe gerufen; sie werden wie Schweißhunde eingesetzt, umso mehr, als sie mit ihrem Knurren und Schnauben die Nähe des Raubtieres schon im Voraus anzeigen und dem Jäger so zu einer guten Schussgelegenheit verhelfen.

Mir haben sie allerdings nicht geholfen. Ich trieb die am Waldrand weidende Gemeindegemeinde herbei und ließ sie auf die Tigerfährte jagen. Zu zweit mit Venkata gingen wir direkt vor der Herde her, auf alles gefasst. Anfangs schien das Unternehmen auch vielversprechend, die Büffel drängten wütend knurrend und Schweiß witternd voran. Bald jedoch verloren sie die Lust an der Sache. Sie drehten sich auf der Stelle, und ihre nackten Hirten konnten sie mit keinerlei Antreiben dazu bewegen, weiterzusuchen.

Jeder Jäger weiß, und sogar János Arany schrieb seinerzeit darüber, dass das verwundete Wild, besonders bei einer solchen unbarmherzigen Hitze, „zum lindernden Wasser der kalten Quelle flieht“. Nach dem erfolglosen Büffelversuch suchte ich also das nächste Wasser auf, in der Hoffnung, dort vielleicht auf die Fährte des im Wundfieber geplagten Tigers zu stoßen. Statt einer „kalten Quelle“ fand ich nur eine abgestandene, mit Entengrütze bedeckte Suhle; die Fährte des Tigers fand ich auch dort nicht. Die nächste Tränke kann der Tiger laut Venkata erst in zwei Stunden Entfernung erreichen. Dorthin schickte ich zwei Shikaris. Dann gab ich, endgültig entmutigt und von der schwindelerregenden Hitze zornig aufgeheizt, die weitere Suche auf. F. war glücklicherweise schon viel früher nach Hause gegangen, aber selbst so hatte ihn das heutige Hin und Her gründlich erschöpft.

Was für einen Schuss mochte ich jenem unglücklichen Tiger wohl gegeben haben? Ich habe den starken Verdacht, dass ein ähnlicher Fall wie beim neulichen Panther eingetreten sein könnte. Auch dieser Tiger lag im Moment des Schusses, genau wie neulich der ziegentötende Panther, frontal vor uns. Und ich zielte ihm an dieselbe Stelle: mitten in die Kehle. Jetzt kann ich schändlicherweise das Kochsalz zurück zum Basar bringen.

20 Febr. Bhadravati Resthouse. (Mysore State).

Vom verwundeten Tiger fehlt jede Spur. Auch die zu der entfernteren Suhle geschickten Shikaris fanden keinerlei Anzeichen. Dabei hat die ausgesetzte Belohnung von einhundert Rupien die Einheimischen durchaus angespornt. Sicher fünfzig Leute suchten nach ihm, bis es dunkel wurde. Diesen Tiger können wir nun getrost abhaken.

In solchen Momenten kann der Jäger natürlich nicht aufhören darüber nachzugrübeln, wie man es denn hätte machen sollen? Worin lag der Fehler, worauf könnte er die Ursache seines Misserfolgs schieben? Das Sicherste wäre natürlich gewesen, geduldig abzuwarten, bis auch die Tigermutter mit dem Fressen beginnt. Ja schon, aber es dämmerte rasch, und nach der Kopfhaltung der Tigerin, die zu uns heraufblickte, schien es, dass sie unseren Ansitz entdeckt hatte. Dann wäre sie vor Einbruch der völligen Dunkelheit ohnehin nicht unter unseren Baum gekommen. Es ist auch wahr: Wenn das Junge allein mit dem Mahl beginnt – was wahrscheinlich bald geschehen wäre –, wäre vielleicht auch das Misstrauen der Mutter verflogen und sie wäre näher gekommen... Wie auch immer es hätte kommen können, darüber zu grübeln ist nun keinen Pfifferling mehr wert. Vergessen wir es also.

Umso mehr, als Venkata gerade hier war, mit einer noch vielversprechenderen Nachricht als der gestrigen:

– Während der Nacht haben Tiger zwei unserer Bodas geschlagen! Beide Vorfälle ereigneten sich in der Nähe, kaum eine Viertelstunde vom Stadtrand entfernt. Venkata ist bereits mit dem Fahrrad ins Nachbardorf gefahren, um Treiber zu holen. Von dort erreichen sie den fraglichen Dschungelabschnitt schneller. Venkata plant, das Treiben genau am Mittag zu starten.

Es ist verständlich, dass unser Gemüt, das vom gestrigen Misserfolg zerfressen war, auf einmal sonnig wurde und wir es kaum erwarten können, wieder im Machan zu sitzen. Ich hoffe, es gelingt mir, meinen gestrigen Patzer wiedergutzumachen und Venkatas berechtigterweise erschüttertes Vertrauen wiederherzustellen. Ein solch unvorteilhaftes Debüt eines von weit her gekommenen Jägers verfehlt niemals seine Wirkung. Es entmutigt die Begleiter, es schwächt ihr Vertrauen. Ich ahne, wie sie ihre Köpfe schütteln.

– Hier muss man vorsichtig sein – sagen sie sicher –, dieser Sahib hat ein schwaches Gewehr. Vielleicht tötet er den Tiger gar nicht...

Um Viertel vor zwölf treffen wir am Einsatzort ein. Die Treiberschar – es mögen wohl achtzig Mann sein – berät sich noch in einem Haufen. Halbnackte, eigenartige Gestalten: ihr fettiges, schwarzes Haar ist zu einem Knoten gebunden, in ihren Ohren baumeln große Kupferringe. Ein Großteil von ihnen ist gerade damit beschäftigt, aus den vor Ort geschnittenen, armdicken Bambusstämmen klapperartige Lärminstrumente zu schnitzen. Sie schneiden etwa meterlange Bambusstöcke, spalten das eine Ende auf und packen dann das andere Ende, um damit auszuholen. Dadurch schlägt der gespaltene Teil zusammen und erzeugt einen scharf klopfenden Ton. Ein Gerät, das ähnlich funktioniert wie der „Taktgeber“ eines Turnlehrers. Wenn alle Treiber gleichzeitig ihre Bambusklappern knallen lassen, klingt es wie Gewehrfeuer.

Wohl eine halbe Stunde sitzen wir am Straßenrand. Wir müssen warten, bis jeder mit dem Schnitzen der Klappern fertig ist. Schließlich macht sich die Truppe unter der Führung der Shikaris auf den Weg, während wir mit Venkata und etwa zehn ausgewählten „Vortreibern" in die entgegengesetzte Richtung aufbrechen. Das zu bejagende, recht lange Dschungelstück, das etwa zweieinhalb Kilometer lang zu sein scheint, wird an einem Ende von einem breiten, tiefen Kanal begrenzt. Von hier, von der Seite des Kanals, schleichen wir Venkata folgend ins Dickicht. Wir gehen nicht lange, kaum fünfzig Schritte entfernen wir uns vom Kanalufer, da steht schon der Machan vor uns. Venkata zeigt wortlos nach oben, F. und ich klettern hinauf. Venkata verschwindet, um die Posten aufzustellen.

Im ersten Augenblick sehen wir, dass wir an einen denkbar ungünstigen Platz geraten sind. Zwischen die dichtesten Äste eines dickstämmigen, niedrigen, knorrigen Baum-Methusalems wurde das schmale Sitzbrett gebunden. Wir setzen uns auf einen der waagerechten, dicken Äste um: Hier sitzt man bequemer, und es bietet sich auch eine etwas weitere Aussicht. Der Baum ist so niedrig, dass unsere herabhängenden Beine nicht einmal anderthalb Meter vom Boden entfernt sind. Von hier aus könnte uns der Tiger leicht herunterziehen. Er müsste sich nicht einmal aufrichten. Gegen die niedrige Höhe des Ansitzes haben wir zwar keine Einwände, im Gegenteil, wir freuen uns, dass wir den Tiger endlich einmal nicht von einer Kanzel aus erwarten müssen. Umso weniger gefällt uns jedoch das dichte Gelände um uns herum. Zur linken Hand können wir höchstens sieben bis acht Meter weit sehen, auf dieser Seite noch weniger. Auf den Tiger könnte ich also nur in dem Fall schießen, wenn er sich bis hierher bemühte, praktisch direkt unter den Baum.

Diesmal stellt Venkata die auf die Baumkronen kletternden „Vortreiber" in einem Halbkreis hinter unserem Rücken auf, der das Kanalufer berührt. Natürlich sehen wir sie auch nicht, aber ihr lautes Geplauder hören wir nur zu gut. Ich verstehe nicht, warum sie so viel reden. Wenn der Tiger das hört, wird er kaum hierher kommen. Venkata hat uns im Voraus gewarnt, dass das Treiben sehr lang ist und gut anderthalb Stunden dauert. Wir sollten nicht ungeduldig werden. Als jedoch anderthalb Stunden vergehen, ohne dass wir auch nur das kleinste Zeichen eines Beginns bemerken, fangen wir doch an, unruhig zu werden.

Endlich dann, fast zwei Stunden nach Venkatas Weggang – ertönt das Klappern der Treiberkette. Wie eine mit Gewehrfeuer herannahende Schützenlinie klingt das Knallen der Bambuswerkzeuge – begleitet von gellenden Schreien, Pfeifen und Jauchzen. Auf unserem Ansitz tritt nun die scharf geschliffene Aufmerksamkeit in Aktion, das stumme Spähen mit offenem Mund. Das Laub des Waldes ist so trocken, die Windstille so unbewegt, dass selbst das kleinste Geräusch wie Lärm erscheint. Eine Maus, die im Laub raschelt, oder ein kleiner Vogel lassen unser Herz klopfen; wir halten auch das für den Tiger.

Eine rötlich-graue Luchskatze, der *jungle cat* der Engländer (*Felis chaus*), die direkt unter unserem Baum vorsichtig vorbeischleicht – und die kurz darauf in ihrer Fährte folgende gefleckt-bunte Zibetkatze (*Viverra zibetha*) lassen mir den ohnehin ununterbrochen sickernden Schweiß förmlich vom Gesicht rinnen. Diese zwei kleinen Raubtiere des Dschungels würde ich liebend gerne in meine Sammlung aufnehmen. Aber in einem solchen Moment, wenn es um den Kopf der großen gestreiften Katze geht, kann ich mich um nichts anderes kümmern...

Der direkt in unsere Nachbarschaft, ich könnte fast sagen in Reichweite, flatternde Paradiesschnäpper – dieser recht seltene, kaum sperlingsgroße, kohlrabenschwarz-köpfige, ansonsten aber reinweiße kleine Vogel, dessen Schwanz mit zwei halbmeterlangen,

flaumfeinen Federschleppen geschmückt ist – lenkt meine Aufmerksamkeit für einige Minuten ab. Er erinnert mich an den alten Shikari in Bhopal, der mir von dieser prächtigen kleinen Vogelfee erzählte:

– Ursprünglich war dies der allerschönste Vogel des Paradiesgartens. Er trug ein rein schneeweißes Kleid und hatte zwölf lange Schaumfedern im Schwanz. Als er jedoch zum ersten Mal dem Paradiesvogel begegnete, schämte er sich und ging zu Allah, um sich zu beklagen. Er war unzufrieden mit seinem weißen Kleid. Und Allah färbte dem neidischen Vogel zur Strafe den Kopf schwarz und riss ihm von seinen wunderschönen Schwanzfedern zehn aus; er ließ ihm insgesamt nur zwei...

Der über unsere Köpfe dahinhuschende Dschungelhahn lenkt mein Auge vom Paradiesgarten-Wundervogel ab. Und nach einigen Minuten, von linker Hand, ein schwaches Beben ... Ein sehr leises, vorsichtiges Tappen vorsichtiger Schritte, das das Laub streifende Rascheln... Kaum merklich, fast auf Geistersohlen, naht etwas... Dennoch fühle ich, dass es nicht irgendeine Kleinigkeit ist... Ein schwerleibiges Tier schleicht hierher... Auch sein keuchendes Schnaufen höre ich... Ganz am Ende der Dickichtöffnung, vom sich zusammendrängenden Pflanzenwuchs halb verdeckt, schleicht es hindurch.... Zwei Tiger nacheinander ... Der Gewehrkolben presst sich an mein Gesicht - die Kugel jedoch bleibt ungeschossen. Nur für einen Augenblick gelblich werdende Schatten sah ich bloß. Solch einen unsicheren Schuss darf ich schon wegen der Treiber nicht riskieren. Mit angehaltenem Atem erwarte ich die Fortsetzung. Denn die Tiger müssen in jedem Moment die Linie der hinter mir lauernden Stops erreichen. Jene treiben sie vielleicht noch zurück... Schon höre ich auch das Hüsteln eines von ihnen... Aber die zwei Tiger sehe ich nie wieder. Dabei springen sie zurück in das Treiben, ohne jedoch, dass ich sie noch einmal erblicken könnte. Und einige Minuten später erschallt auch schon das entsetzliche Gebrüll der Treiberreihe. Das erschreckende Schießen der Shikaris... Alles umsonst. Die Tiger brechen zurück. Noch ein Glück, dass niemandem ein Leid geschieht. Ich bereue nicht, dass ich nicht auf sie schoss. Ein eventuell an falscher Stelle getroffener Tiger kann in solch unermesslichem Dickicht im Handumdrehen Schaden unter den Treibern anrichten. Und außerdem hätte ich mit einem weiteren schlechten Schuss endgültig das Wohlwollen Venkatas und der Shikaris verspielt. Enttäuscht kehren wir in unsere Unterkunft zurück. Die Tiger haben uns wieder überlistet. Die in ganz Indien modische, besonders aber am Hof der Maharadschas so populäre „Elektrische-Lampen-Jagd“ ist ein ziemlich minderwertiges, unwürdiges Handwerk in den Augen jedes echten Jägers. Die auf eine etwaige Entartung des Sports sehr achtenden Engländer verbieten auf dem Territorium ihrer afrikanischen Kolonien streng solch ein Lampen, ja bestrafen den auf nächtlichem Ansitz mittels eines plötzlich auf das Wild blitzenden Reflektors operierenden Schützen schwer. Sie qualifizieren es als gefahrloses Morden, als leichtfertige Hinterlist gegenüber dem Wild. In Indien jedoch sind sie, offensichtlich in Anbetracht der Ungeeignetheit des dichten Terrains sowie der Schadwirkungen des Tigers, viel nachsichtiger. Es ist allgemein bekannt, dass der Tiger des dicht besiedelten, menschenbegangenen Dschungels während seines nächtlichen Umherstreifens mit Vorliebe auf den die Dörfer verbindenden Wegen spaziert. Im Staub solcher Waldwege sind manchmal kilometerlang die frischen Tigerspuren verfolgbar. Ein verspäteter abendlicher Fußgänger oder ein in die Dunkelheit des Morgengrauens zu früh austreibender Hirte pflegt mit solch einem wegelagernden Tiger seine Not zu bekommen. Zur Habhaftwerdung solch eines gemeingefährlichen, die Kniffe des Treibens gut kennenden, mit allen Wassern gewaschenen Biestes ist manchmal wahrlich die nächtliche Autopirsch am geeignetsten. In den stillsten Stunden der Nacht streift der Jäger im Auto auf den vom Tiger heimgesuchten Dschungelwegen umher. Ein im Strahl der Lampen aufblitzendes Augenpaar wird bald zum Verräter des Raubtieres, welches hierbei meist stehen bleibt, ahnungslos in das herannahende Licht starrt. Der Schuss ist natürlich,

besonders wenn sich noch eine drehbare Seitenlampe am Wagen findet, ein leichtes Handwerk. Und da der Tiger im blendenden Reflektorlicht seinen Angreifer gar nicht erkennen kann, auch ziemlich gefahrlos. Aber ich sage ja, es ist eine so verbreitete, so allgemein benutzte Art der Tigerjagd, dass Venkata unbedingt darauf besteht. Und da es einerseits unleugbar interessant sein kann, andererseits es sich angeblich um den neulich erwähnten „Menschenfresser" handelt, lassen wir uns auf Venkatas Vorschlag ein: nach dem Abendessen suchen wir mit der Autolampe den Tiger. Nach elf Uhr brechen wir in die sternenlichte, bedrückend laue Nacht auf. Ich selbst sitze neben dem Fahrer, F dagegen in Venkatas Gesellschaft hinter uns. Eine Seitenlampe gibt es im Wagen nicht. Venkata und F jedoch umklammern je eine langstielige, im örtlichen Basar gekaufte Handtaschenlampe. Vorläufig benutzen sie sie noch nicht, erst wenn wir in den Dschungel hinauskommen. Wir fahren durch die „Stadt". Trotz der späten Stunde ist hier ein ziemlich großes Treiben und Drängen. In den Türen der alten Basare fließt auch jetzt noch das Feilschen. Vor dem Lichtkegel unserer Lampen teilt sich ein struppiges Volk, eine bunte Mischung aus Ziegen, Kühen, Hunden nach zwei Seiten. Sobald wir durch das das Dorfgebiet begrenzende Feldland hindurchgekommen in den Dschungel gelangen, hält Venkata den Wagen an und erklärt die Taktik der Lampenjagd. Das Auto soll mit so wenig Lärm wie möglich, womöglich langsam fahren, denn das von weitem sichtbare, gedehnt herannahende Licht erwartet das Wild eher als das plötzlich erscheinende. Ich soll nur nach vorne schauen, das Strahlenbündel der Autolampen im Auge behalten. Venkata und F dagegen tasten mit dem Lichtkegel ihrer Handlampen die zwei Seiten ab. Wenn irgendeiner von uns irgendein aufblitzendes Augenpaar erblickt, signalisiere er es mit leisem Zungenschnalzen, worauf der Fahrer sofort bremse und zugleich auch den Motor abstelle. Vor allem achten wir darauf, dass kein lautes Wort falle, denn davon springt das Wild sofort weg. Als Erster schnalze ich. Schon stehen wir, auch der Motor verstummt. Ein einziger feuriger Rubin glänzt vor uns auf dem Weg, etwa fünfzig Schritte weit. Wir nehmen unsere lichtstarken Fernrohre vor die Augen: Ein Ziegenmelker kauert im Staub des Weges: eine vom Lampenstrahl schwindlig gewordene Nachtschwalbe. Deren Auge leuchtet genau wie die Glut. Die Augen der Ziegenmelker halten uns auch später mehrmals für dumm. Diese „Nachtschwalben" fliegen insektenfangend entlang der Waldwege und sobald sie in den Lichtkegel des Autos geraten, lassen sie sich nieder. Ich aber hoffe immerzu auf ein Raubtier hinter den aufblitzenden Rubinaugen. Jetzt hält Venkatas Schnalzen den Wagen an. Im Lichtkreis seiner Handlampe zeigt sich eine graue kleine Katze: jungle cat. Nicht größer als ein Hauskater. Ahnungslos sitzt sie da. Ihr blassgrün blitzendes Auge hat offensichtlich das Lampenlicht verzaubert... Eine indische Wildkatze habe ich ohnehin noch nicht geschossen, jetzt also versuche ich es. Es sind nicht mehr als dreißig Schritte, auch im Zielfernrohr sehe ich sie deutlich. Mit dem an die Wagenseite gestützten Gewehr ein ebenfalls leichter Schuss. Sie bleibt auch auf der Stelle liegen. Doch als wir mit Venkata hinkommen und sie zum Wagen hinaustragen wollen, sehen wir enttäuscht, dass es nicht lohnt, sich mit ihr abzumühen: die acht Millimeter Mauser-Kugel hat sie fast in Fetzen gerissen... Der Weg führt an einem suhlenartigen, kleineren Waldsee vorbei. Sowie der Lichtkegel unseres Wagens auf das jenseitige, waldseitige Ufer geworfen wird, blitzen darin etwa sechs bis acht Augenpaare auf. Diese grünlich-gelben Lichtkäfer sind jedoch nicht bewegungslos wie vorhin die Augen der Katze. Diese verschwinden mal, mal entzünden sie sich wieder, mal höher, mal wieder niedriger. Und damit verraten sie sich sofort, ja durch das Fernrohr schauend beweisen auch die zu den Augenpaaren gehörenden blassen Geistergestalten: ein grasendes, hier-und-dorthin blickendes Chitalhirsch-Rudel ist dort eingetroffen, zur nächtlichen Tränke. Diese lassen wir natürlich in Ruhe. Im unsicheren Lampenlicht könnte man ohnehin nicht feststellen, ob unter ihnen ein der Kugel würdiger, starkhorniger Hirsch ist. Wohl eine halbe Stunde lang gibt es nichts, was mich aufhalten würde. Und dann, als wir gerade auf eine schlagartige Waldlichtung gelangen – ein smaragdgrünes Augenpaar phosphoresziert im Lichtbündel von F-s hin-und-her suchender Lampe... – Panther! – flüstert Venkata.

Bevor ich jedoch mein Gewehr zum Schuss kriege, ist das Augenpaar verschwunden. Jetzt fegen die Kegel beider Handlampen den verkrauteten Rodungsplatz. Hin und her suchen sie... Die grünen Feuerkäfer jedoch zeigen sich nicht mehr. Einige Schritte vom Wagen entfernt bemerke ich einen geeignet scheinenden Baumstumpf. Vielleicht sollte man darauf hinaufklettern – flüstere ich Venkata zu – von dort könnten wir besser hineinsehen ... Schon helfen wir uns gegenseitig hinauf. Bei mir das Gewehr, bei Venkata die Handlampe. Und sowie er über das vor uns dunkler werdende Kraut hindurchblitzt – glänzt erneut das grüne Augenpaar auf, aber schon viel weiter, mindestens fünfzig Schritte ... Ich reiße die Waffe hoch und schieße in ziemlich instabiler Stellung zwischen die zwei grünen Sterne. Sie erlöschen. Außer einem einzigen leisen, weichen Wegsprung hören wir nichts anderes... Unzweifelhaft, dass ich fehlte. Aus meiner unsicheren Lage hätte ich wohl nur durch Zufall zwischen die zwei Augen treffen können. Aber dennoch steigen wir aus, schauen nach, damit wir nicht zweifeln müssen. Venkata und der Fahrer flankieren mich, je eine Handlampe schwenkend, ich halte mein Gewehr bereit, so nähern wir uns der Richtung des in die dichte, krautige Rodung abgegebenen Schusses ... Natürlich finden wir nichts. Der Panther – nach der Farbe seines Auges urteilend konnte es wahrlich einer sein – wurde unversehrt vom Dschungel verschluckt. Dann treffen wir noch auf einige Chitals und schließlich noch auf eine Wildkatze. Letztere würde ich gerne für meine Sammlung erwerben. Da dies nicht weit ist – etwa dreißig Schritte mögen es sein –, versuche ich sie in den Kopf zu schießen, damit ich ihren Balg unversehrt erhalten kann. Aber gewiss fehle ich auch hier. Umsonst, im schwachen Lampenlicht ist es mühsam, den faustgroßen Katzenkopf zu treffen. Ein niedriger Steinhaufen taucht am Wegrand auf. An den zwischen die Steine gesteckten Stöckchen hängen bunte Stofffetzen: – Letzte Woche hat hier der Tiger den ins Nachbardorf eilenden Menschen geschlagen – erklärt Venkata. – Die kleinen bunten Stofffähnchen sind Warnungen: auf diesem Weg zur Nachtzeit zu Fuß zu gehen ist lebensgefährlich. Die tagsüber hier Vorbeigehenden werfen je einen Stein auf die denkwürdige Stelle, laut Volksglauben werden sie dadurch vom Zorn des menschenraubenden Tigers verschont. Es ist mein fester Vorsatz, dass ich entlang des Weges auf beiden Seiten in etwa dreißig Meter Breite den Dschungel roden lasse. Der Tiger greift nämlich nicht gerne auf offenem Territorium an. Gewöhnlich schleicht er nahe an sein Opfer heran, um sich mit unerwartetem Sprung auf es werfen zu können ... Es geht auf zwei Uhr nach Mitternacht zu, als wir vor der Veranda unseres Bungalows aus unserem Auto aussteigen. Und obgleich wir nicht das Glück hatten, dem berüchtigten gestreiften Räuber zu begegnen, haben wir die unleugbar spannende Dschungelnacht dennoch sehr genossen.

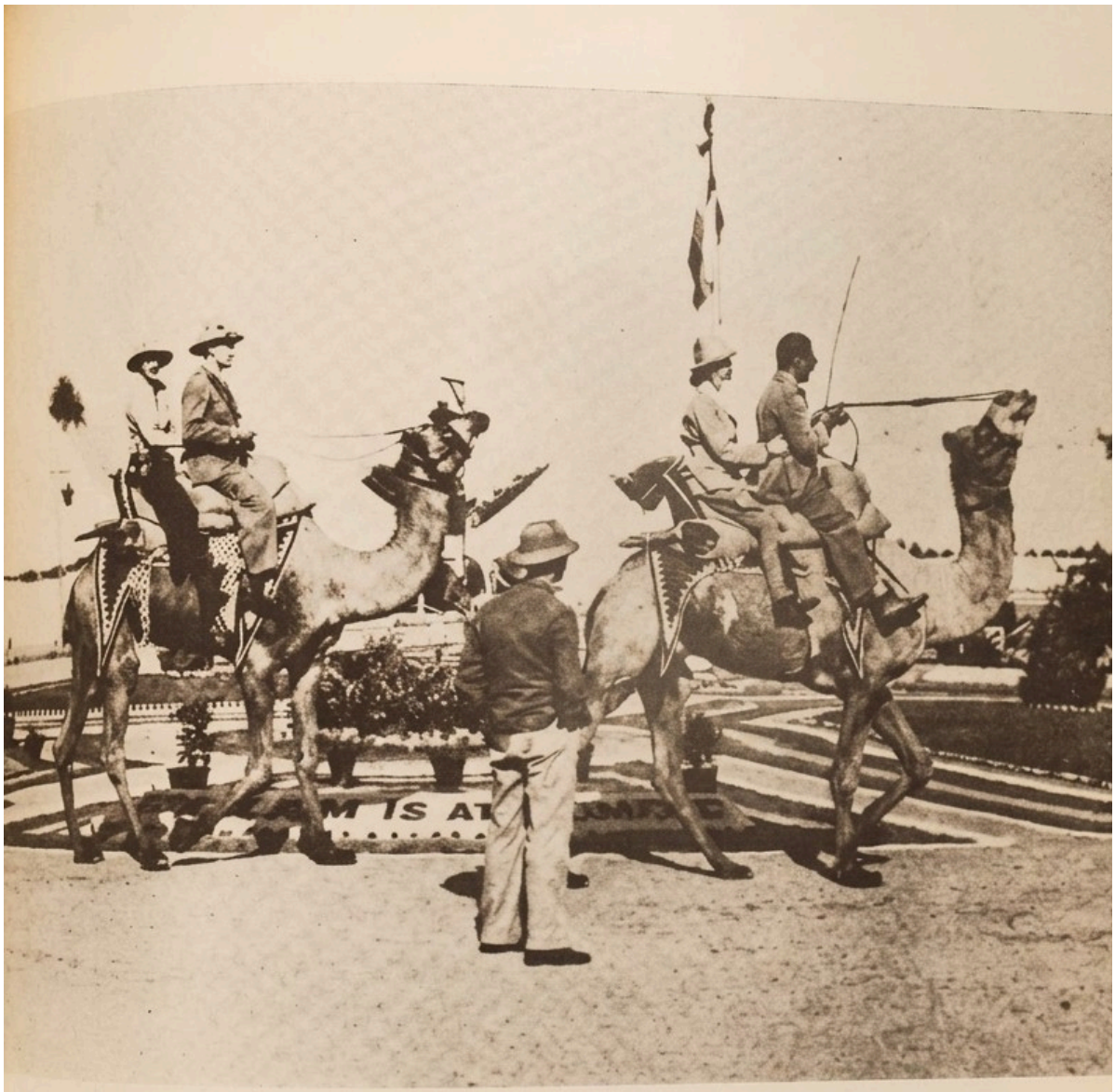
21 Febr. Bhadravati Resthouse. (Mysore State).

Der heutige Tag vergeht im Zeichen der Untätigkeit. Im Laufe des Vormittags warten wir vergeblich auf Khabbar (Tigernachricht), unsere angebundenen Bodas erlebten den Morgen bei guter Gesundheit. Tagsüber – wie ich das schon neulich in meiner Bhopaler Beschreibung erwähnte – hält sich der Boda nicht draußen am Richtplatz auf. Sein Besitzer geht morgens für ihn hinaus, führt ihn heim, füttert und tränkt ihn sorgsam und pfählt ihn gegen Abend wieder an die vom Jäger ausersehene Stelle an. Den Nachmittag verbringen wir damit, dass wir von Dorf zu Dorf gehend auch in weiterem Umkreis die Frage des Anbindens der Bodas organisieren. Heute Nacht werden wir nicht nur hier, in der Nähe von Bhadravati, sondern auch in den Gemarkungen fernerer Nachbardörfer Bodas haben. In jeder Gemeinde haben wir eine zuverlässige und außerdem über ein Fahrrad verfügende Person ernannt, die für anderthalb Rupien Tagegeld den Nachrichtendienst über die dörflichen Bodas übernahm. Diese Vertrauens-Radfahrer werden dann morgens in Bereitschaft stehen, abwarten, bis ihre Verwandten von der Boda-Schau hereinkommen und insofern im Laufe der Nacht ein Kill (Tötung) geschah, sofort zu uns nach Bhadravati hineinpedalen, damit wir die zum Treiben notwendigen

Vorbereitungen – Anwerben von Menschen, Aufbinden des Machans – unverzüglich einleiten können. Bis wir von unserer Organisations-Rundreise heimkehren, wird es Abend. Aber jetzt kehren wir wenigstens mit dem beruhigenden Gefühl zur Ruhe ein, dass wir den Weg des den Tigern der Gegend angesagten Krieges gründlich geebnet haben. Wir stehen auf der Wacht – in etwa zwanzig Kilometer Umkreis. Welchen unserer zwölf Bodas der Tiger auch anrühren mag, in einigen Stunden können wir schon an seinen Fersen sein.

22 Febr. Bhadravati Resthouse. (Mysore State).

Nach der ermutigenden Einleitung unserer ersten zwei Tage hier wendet sich schon das Rad unseres Glücks zum Schlechten. Mit Recht konnten wir hoffen, dass heute Vormittag die Rad-Boten um die Wette laufen würden. Dass sie so viel Khabbar bringen, dass wir gar nicht wissen werden, zu welchem wir greifen sollen. Die Nacht jedoch mochte die Fastenzeit der Tiger von Bhadravati gewesen sein. Es geht auf halb zwei zu, wir setzen uns zu unserem alltäglichen Hühner-Mittagessen, aber aus der Gemarkung von fünf Dörfern ist noch kein einziger Radfahrer eingetroffen. Das tägliche Hühner-Mittagessen erwähne ich nicht als Klage. Solange freue sich der Tigerjäger, wie er Huhn essen kann. Nur deshalb bin ich so kühn das Wort zu ergreifen, weil die Lage des Tigerjägers von Bhadravati eine besondere ist. Er kann von gar nichts anderem leben, ausschließlich von Huhn. Sofern er nach Fleisch begehrt. Die Bhadravatier kennen nämlich kein anderes Fleisch. Mittags, abends, in unveränderlicher Einförmigkeit verzehren wir je ein muskulös-mageres, zähes Geflügel. Einen auf Wettlauf trainierten, gummikeuligen, hohlbrüstigen Mistkratzer. Venkata hat vorhin die Möglichkeiten einer Gaur-Jagd anklingen lassen. Ein wenig zwar fällt der gaurreiche Dschungel von hier entfernt, etwa sechzig Kilometer, aber sein Weg sei angeblich mit Auto befahrbar, in anderthalb Stunden könnten wir dort sein, sogar einen Jagd-Elefanten bekommen wir. Von Venkatas Kollegen, dem dortigen Forstbeamten, traf die Nachricht ein, wir könnten an jedem beliebigen Tag kommen. Hauptsache, dass wir vor dem Tagen dort seien, in ein-zwei Tagen könne ich sicher mit einem Gaurbullen rechnen... Was leugnen, dies ist wahrlich ein verlockendes Angebot. Nach gründlichem Abwägen beschließen wir auch, dass wir morgen den Tigern einen freien Tag gewähren. Wir versuchen es mit dem Gaur. Nach dem Abendessen bekutschen wir noch die Gegend des Gangs des menschenfressenden Tigers. Wir säumen nicht lange, kaum eine Stunde lang, denn um halb vier Uhr morgens können wir schon wieder starten, hinter dem Gaur her. Wir sehen auch nichts anderes als einige Chitals und ein kleines Kantschil. Diesem Wundertier begegne ich heute zum ersten Mal, ich schieße es auch mit dem Flobertgewehr. Das Kantschil – englisch mouse deer – ist ein zur Familie der Hirscharten gehörender, jedoch niemals ein Geweih treibender, spanferkelähnlicher, geflecktfelliger, kaum hasengroßer Dschungelbewohner. Am treffendsten passt sein deutscher Name auf ihn: Hirschferkel. Als die kleine Flobertkugel seine Seite schlug, quiekte es genau so wie das Neujahrsschwein. Seine bleistiftdünnen, niedrigen Beine tragen kaum seinen zu schweren, dudelsackartigen Körper – ein hässliches kleines Würmchen, das Ärmste. Für meine Sammlung jedoch eine Neuheit.



REGGELI TEVEGELÉS A TÁBORBAN

23 Febr. Bhadravati Resthouse. (Mysore State).

Um halb vier Uhr morgens verlassen wir unser Quartier. Venkata neben dem Fahrer, wir zwei sitzen hinten. Mein Gewehr lade ich schon vor der Abfahrt, stelle es neben mich in die Ecke des Wagens. Die Nacht des Dschungels: Möglichkeit unerwarteter Begegnungen. Die mangelhafte Ruhe, die einschläfernd schwüle Luft und der auf dem löchrigen Weg hin-und-her wiegende Wagen lassen mich bald einschlafen. Nur darauf schrecke ich auf, dass ich meine Nase an etwas stoße... Plötzlich bremste der – Da ist der Panther vor uns – flüstert Venkata – schießen Sie schnell dorthin! Das schlägt dann auch den Schlaf aus meinem Auge. Vorsichtig stehe ich auf, nur so kann ich über die vor mir Sitzenden und über das Schutzglas hinwegschießen. Etwa vierzig Schritte weit steht der Panther am Wegrand, seine grünen Augen-Käfer brennen mit Irrlichtern im Lampenstrahl... Auf meinen Schuss wirft er sich mit heiserem Brummen in das Dickicht des Dschungels ... Ich fühle, dass die Kugel an guter Stelle ihn traf. Ich höre es auch schon, wie er auf einer Stelle ausschlägt. Sein stockendes, hustenähnliches Röcheln ist ein unbetrügliches Zeichen... Wir warten, bis er völlig verstummt, dann steigen wir mit Venkata aus. Er wendet die Handlampe, ich den Lauf des gespannten Gewehrs in die Richtung des soeben erstorbenen Röchelns. So nähern wir uns vorsichtig. Im Lichtkreis der suchenden

Lampe erscheint ein Stückchen geflecktes Fell... Wir bewerfen es gründlich mit den in Reichweite liegenden Steinen. Es rührt sich nicht. In seinem gebrochenen Auge flimmert zwar noch die grüne Glut, aber das Leben ist schon aus ihm entwichen. Mit Freude stehen wir um die verendete Katze herum. Wir zögen sie auch schon hinaus auf den Weg, bloß zu zweit schaffen wir es nicht. Wir rufen den Fahrer her. Sogar F hilft noch, so tragen wir ihn hinaus in das Licht der Wagenlampen. Ein tüchtiger Kater ist dies auch, obgleich kleiner als der neuliche Ziegenmörder.

In Laub gehüllt binden wir ihn auf die Gepäckbrücke des Wagens. Dann zünden wir uns eine an und setzen zufrieden unseren Weg in der geheimnisvollen Dichte des Dschungels fort. Aber umsonst, der Weidmann in mir lehnt sich doch ein wenig auf. Ein Panther, geschossen aus dem Auto, bei Lampenlicht? Das ist irgendwie doch nicht in Ordnung. Ein wenig könnte ich es vielleicht mit einem Fasan vergleichen, der im Mondschein vom Baum heruntergeschossen wurde. Die Sache hat den Beigeschmack von Wilderei.

Noch graut kaum der Morgen, als wir am vereinbarten Treffpunkt eintreffen. Ein staatlicher Forstbeamter, ein Kollege von Venkata, erwartet uns hier gemeinsam mit Hira-Lal, dem schönen, großen Elefanten. Ein bedrückend feuchter Urwald entfaltet sich um uns herum. Graue Nebelgeister wallen in der Tiefe geheimnisvoller Nullahs. Von hier und dort ertönt das scharfe Krähen des Dschungelhahns. Langschwänzige, schnellfliegende, smaragdgrüne Papageien jagen sich zwitschernd über uns, erwachende Affen streiten im unsichtbaren Versteck dichter Laubzelte.

Hira-Lal – was nach Venkatas Behauptung „Rubinfarbener Diamant“ bedeutet – lässt sich so lautlos, so weich auf den Bauch nieder, als bestünde alles an ihm aus Gummi. In Gesellschaft der zwei Forstbeamten erklettern wir seine Rückenmatratze. Unter den Bäumen ist die Beleuchtung noch dämmrig, wir müssen ein wenig warten. Unterdessen verhandeln die zwei Förster leise mit den drei halbnackten Spurensuchern mit Haarknoten. Sie halten Bandobast – eine Besprechung. Eine Gaur-Gruppe hat nachts die Zuckerrohrplantage unterhalb des Waldes geplündert, deren Rückzugsspur werden wir folgen.

Hira-Lal schwankt im Stehen. Er wiegt die Tonnen seiner stattlichen Gestalt von einem Säulenbein auf das andere!

– Tshalo! – sagt der Mahout zu ihm – vorwärts! Und sticht ihm sanft mit der eisernen Spitze des Ankus auf den Kopf. Das sanft schaukelnde Schiff des Riesenkörpers von „Rubinfarbener Diamant“ setzt sich auf lautlosen Sohlen unter uns in Bewegung.

Seit nunmehr anderthalb Stunden folgen wir der Spur einer fünf- bis sechsköpfigen Gaur-Gruppe, die sich in die Tiefe des Dschungels zurückzieht. Die Beleuchtung ist auch jetzt nicht die beste. Trotz des sonnenhellen Morgens ist die vom Laubdach beschattete Wildnis noch dämmrig. Unter den ineinander verschlungenen Kronen jahrhundertealter Teakbäume, Sandelbäume, Mohwa- und Pipal-Riesen schreitet der Elefant mit uns über moosigen Boden. Wir erreichen auch einen kleinen Waldsee. Auf seinem schleimigen Wasserspiegel öffnen sich karminrote und elfenbeinfarbene Lotusblüten. Wunderschöne Schmetterlinge umflattern die nach Sumpf riechende Suhle – ihre samtschwarzen, stahlblauen und violetten Emaille-Flügel lassen mich fast mein Schmetterlingsnetz aus meiner seligen Kindheit beweinen. Die über uns immerzu hin und her huschenden, schlanken kleinen Smaragd-Papageien wirken wie das Blitzen kleiner, grüner Raketen...

Die Spuren führen in einen mit Bambus gemischten Laubwald. In einzelnen Büscheln, einsamen Garben stehen die bambusstämmigen Gewächse mit ihren fahnigen Spitzen; zwischen ihnen wandert lautlos der weise und doch gehorsame Hira-Lal, der schon vor

fünfzig Jahren seine Freiheit in der Wildnis gegen das vielleicht bequemere, aber sicherlich viel langweiligere Sklavenleben eintauschte.

Die vor uns schleichenden Spurensucher stutzen. Sie lauschen auf einem Bein stehend, wie Vorstehhunde. Auch Hira-Lal erstarrt zur Statue, er weiß sicherlich, worum es geht. Die Spurensucher kriechen einige Schritte weiter vor, dann winken sie im Liegen: lasst uns näher herantreten... Nun sehen auch wir den Gaur. Er ist nicht weit, kaum vierzig Schritte entfernt zeichnet er sich schwarz zwischen den Bambustrieben ab. Er ist nur undeutlich zu sehen, Venkata und sein Försterkollege untersuchen ihn durch das Fernrohr. In Kürze fällen sie das Urteil:

– Ein einsamer Bulle – flüstern sie – bitte schießen!...

An der Meinung der Experten habe ich nicht zu zweifeln. Und nachdem sich nun das Schulterblatt des Gaurs ziemlich deutlich abzeichnet, schieße ich alsbald darauf...

Ein gewaltiges Krachen des Bambus folgt dem Wegsprung des schwerleibigen Tieres. Kurz darauf ist ein dumpfer Sturz zu hören... und dann das erstickende Röcheln des mit dem Tode ringenden Bullen. Das zwölf Millimeter Stahlgeschoss meiner in Afrika so oft bewährten „Elefantenbüchse“ hat das zehn bis zwölf Zentner schwere Wildrind offensichtlich leicht erledigt. Hira-Lal bricht krachend in Richtung des Röchelns vor. Sobald er den Blutgeruch wahrnimmt, stößt er durch den Blasebalg seines Rüssels lautes Schnauben aus und fächelt aufgeregt mit seinen ausgefransten Ohren. Wir sehen auch schon den gefallenen Gaur, dort drüben zeichnet er sich schwarz ab, gleich sind wir da.

Auf den rauchigen Gesichtern Venkatas und seiner Begleiter erstirbt jedoch das Lächeln. Und in dessen Gefolge zischt ein solcher Fluch aus ihren zusammengepressten Lippen, dass es mich nicht wundern würde, wenn davon ihre Zähne löchrig würden... Nun sehe ich auch, worüber sie sich „freuen“. Eine Gaur-Kuh liegt vor uns! Davon kann keine Rede sein, für solch ein schmachvolles Versagen ist am Ende doch der Schütze verantwortlich. Warum habe ich geschossen, bevor ich mich davon überzeugt hatte, ob ich wirklich auf einen Bullen schieße? So ist es, daran gibt es nichts zu beschönigen. Denn damit kann ich mich wohl nicht allzu sehr entschuldigen, dass ich an der Expertenmeinung der zwei örtlichen Forstbeamten nicht gezweifelt habe. In meinem Verdruss lasse ich nicht einmal die kümmerlichen Hörner der Gaur-Kuh abschlagen. Dabei wer weiß, ob ich jemals wieder einen Gaur-Bullen sehe? Die zweistündige Heimfahrt in der schwindelerregenden Hitze würde meine zu Recht grollende Stimmung kaum verbessern.

Aber glücklicherweise reist auch die am Morgen geschossene Pantherkatze hier auf der Gepäckbrücke unseres Wagens mit. Und bis wir nach Hause kommen, lässt sie uns den bedauerlichen Fehlschuss – das heißt Kuh-Schuss – vergessen. Was hingegen die Tiger betrifft, so haben wir jedenfalls gut daran getan, heute nicht zu Hause zu bleiben. Wieder kam kein Khabbar, all unsere Bodas kehren zur Tagesruhe nach Hause zurück. Nach den ermutigenden Aussichten der ersten zwei Tage ist dies fast unbegreiflich. Hätte ich mich nicht davon überzeugt, dass die Dorfbewohner – infolge des allzu großen Unwesens der Tiger – auf unserer Seite stehen und sich in jeder Hinsicht bemühen, uns behilflich zu sein, so könnte ich mit Fug und Recht glauben, dass sie mich irreführen und den gerissenen Boda nicht melden.

Die in unser Zimmer ungehindert ein- und ausgehenden Sperlinge, Frösche und grünen Eidechsen bemerken wir schon fast gar nicht mehr. Als gehörten sie irgendwie zum Mobiliar. Nur wenn sich einer von ihnen auf das Bett verirrt, greifen wir ein. Auf dem Fußboden, an der Wand, auf dem Schrank können sie sich nach Belieben vergnügen. Heute ist es drei Wochen her, dass wir geimpft wurden, aber mein Arm ist bis heute nicht

verheilt, ich muss ihn täglich verbinden. Der Verband verrutscht natürlich ständig, das Hemd trocknet auf der Wunde fest, ich höre nicht auf, mich zu ärgern. Dem schmeichlerischen Arzt aus Bikanir mögen die Ohren klingen. Täglich ein paar Mal erwähne ich ihn.

Den ganzen Nachmittag beschäftigen wir uns mit dem Abhäuten des Panthers, dem Einsalzen und Reinigen seines bunten Fells. Venkata schickte aus der Gemeinde einen angeblichen Experten für das Abhäuten und Gerben hierher. Ein hageres, schwarzes Männchen mit Haarknoten und kupfernen Ohrringen. Er kam zu zweit, ein sechsjähriges Mädchen ist seine Gehilfin. Sie kauern auf der Veranda, halb haben sie sich die gefleckte Decke des Pantherfells übergezogen. Eine in einen improvisierten Holzgriff eingeklemmte, rostige Gillette-Klinge ist ihr Messer, damit reinigen und schaben sie die am Fell zurückgebliebenen Fleischreste ab. Um die von der Gaur-Kuh verursachte schmachvolle Scharte baldmöglichst auszuwetzen, bestimmen wir den morgigen Anbruch des Tages erneut für die Gaur-Jagd. Nach den Spuren zu urteilen, ziehen ziemlich viele Gaure durch diesen schönen Dschungel; früher oder später wird es wohl gelingen, auch auf einen Bullen zu stoßen. Und da wir mit dem Schlaf ziemlich im Rückstand sind, entfällt heute die geplante Lampenpirsch.

24 Feb. Bhadravati Resthouse. (Mysore State).

Diesmal haben Venkata und die Seinen den Treffpunkt an einem ferneren Ort festgesetzt, wir fahren etwa achtzig Kilometer mit dem Auto. Leider begegnen wir heute keinem Wegelagerer, so verschlafen wir den größeren Teil der langwierigen Wagenfahrt. Kaum dass wir uns auf dem Rücken des Elefanten eingerichtet haben, trifft auch schon einer der Spurensucher mit der Nachricht von der frischen Spur eines einsamen Gaur-Bullen ein:

– Seit Mitternacht belauere ich den Bullen – erzählt er dort unten am Rand der Zuckerrohrfelder. – Sobald es zu dämmern begann, zog er sich in den Dschungel zurück. Seither folge ich ihm auf der Spur. Es ist kaum eine Viertelstunde her, dass er diesen Waldweg kreuzte. Wir können ihm sofort folgen, dort ist die frische Spur im Staub des Weges, es sind nicht mehr als zehn Minuten Fußmarsch.

Dann also los, aber so schnell wie möglich! Und eine Viertelstunde später sind wir tatsächlich schon auf der frischen Spur. Venkata und die Seinen stellen ohne jeden Zweifel fest, dass wir es mit der Fährte eines einsamen Bullen zu tun haben. Diesmal können wir uns also kaum irren – sofern es gelänge, das Wild einzuholen. Der Aufbruch ist freilich nicht der glücklichste – wir beginnen mit einem Unfall. Ich muss vorausschicken, dass ich für solch eine Gelegenheit beide Mauser-Gewehre mitführe: das allgemein benutzte Acht-Millimeter-Gewehr sowie die große Zwölf-Millimeter-„Elefantenbüchse“. Letztere natürlich des dickhäutigen Gaurs wegen, auf den ich einen sicheren Schuss nur mit einer großkalibrigen Waffe und – was am wichtigsten ist – nur mit einem massiven Stahlgeschoss abgeben kann. Für jene Waffe habe ich gar kein Stahlgeschoss. Für Tiger und Panther hingegen ist dieser kleinere, auf Bleispitzgeschosse geladene Karabiner geeigneter. Und da man im Dschungel nie weiß, in welchem Moment eine der Raubkatzen auftaucht, müssen beide Gewehre zur Hand sein. Heute geht es mir fast schief. Bei einer ruckartigen Bewegung des Elefanten lasse ich das neben mir liegende größere Gewehr fallen. Der weise Hira-Lal jedoch findet es – wie es sich für einen gelernten Jagdelefanten geziemt – nach kurzem Abtasten und reicht mir die Waffe, an der Spitze seines Rüssels haltend, mit verbindlicher Höflichkeit herauf. Sofort nehme ich die Patrone heraus und blase den etwa in den Lauf geratenen Schmutz heraus. Dem Mechanismus ist glücklicherweise nichts weiter geschehen, außer dass die Feder des Stechers gebrochen ist. Dies ist nur insofern unangenehm, als ich, da ich an den Stecher gewöhnt bin, ohne ihn eventuell den Schuss der ziemlich schwer abziehenden Waffe

verreißen könnte. In dieses Behemoth-Wildvieh werde ich aber wohl auch ohne Stecher hineintreffen...

Von der Stelle des fallengelassenen Gewehrs gehen wir höchstens eine halbe Stunde, als wir unerwartet den aus etwa fünfunddreißig Schritten zu uns herüberschauenden Gaur-Bullen erblicken... Ein rabenschwarzer Riese mit buckligem Nacken... Er zeigt seine breite Seite... Da ich selbst sehe, dass dieser zum Schießen ist, erwarte ich gar nicht erst die Meinung Venkatas. Sobald Hira-Lal stehen bleibt, dröhnt auch schon mein Gewehr. Der Bulle macht einen gewaltigen Satz und bevor er verschwindet, erhält er noch einen Schuss zwischen die Rippen... Nach einigen stolpernden, krachend-polternden Sprüngen hören wir auch schon, wie er röchelnd zusammenbricht. Und bis unser Elefant sich dorthin vorgearbeitet hat, ist der große Wildochse bereits verendet. Es scheint, es ist tatsächlich gelungen, den gestrigen Fehler wiedergutzumachen: ein rabenschwarzer, weißbehoster, alter Gaur-Bulle liegt vor uns. Hira-Lal tritt aufgeregt auf der Stelle, schnaubt laut, er ist offensichtlich abgeneigt gegenüber dem Blutgeruch. Erst wiederholte Stiche mit dem Ankus und die gewählten Beschimpfungen seines Mahouts bringen ihn schließlich zum Niederknien. Wir steigen von der Matratze ab und betasten mit Genuss das dicke, runzlige, grünlich-gelbe Horn des erlegten Dschungelriesen. Ein entsetzlich großes Tier. Die Widerristhöhe beträgt bis auf wenige Zentimeter zwei Meter, sein Gewicht wird auf dreizehn Zentner geschätzt – er ist also viel größer als der afrikanische Kaffernbüffel. Auf seinem Rückgrat, vom Widerrist an bis zur Mitte des Rückens, zieht sich das besondere Erkennungsmerkmal der Gaur-Bullen, der etwa zwei Spannen hohe, dicke, harte Fettbuckel. Die Regenbogenhaut seiner Augen hingegen ist – himmelblau! Er ist an einer so hässlichen, dichten Stelle zu Fall gekommen, dass es vorläufig unmöglich ist, ihn zu fotografieren. Wir müssen die Vegetation um ihn herum roden. Dies erledigt jedoch gerne für uns der stets dienstbereite Hira-Lal. Auf Befehl seines Mahouts geht er ringsum den Gaur. Mit seinem Rüssel reißt er den Dschungel aus, bricht ihn ab, mit seinen Dampfwalzensohlen tritt er ihn flach, stampft ihn klein, was um den Gefallenen herum hinderlich ist. In Kürze ist er mit der Waldrodung fertig, nun können wir getrost fotografieren. Leider ist jedoch die Beleuchtung noch immer nicht angemessen. Durch das dichte Dach der Baumkronen findet auch nicht der dünnste goldene Pfeil des Sonnenlichts einen Eingang. Ich vertraue auch nicht recht auf das Gelingen des Bildes.

Der Gaur ist angeblich ein sehr gefährliches Tier, er greift leicht den Jäger an. Den Elefanten jedoch wagt er nicht anzurühren. Auf dem Elefantenrücken degradiert die Gaur-Jagd also zu einem völlig gefahrlosen Vergnügen. Das Abschlagen des schweren Kopfes und das Hinabbringen zum wartenden Auto dauert vier Stunden lang. Auf dem Elefanten sitzen wir zusammen mit dem Mahout zu fünft, hier findet der Gaur-Kopf keinen Platz mehr. Zwischen zwei Stangen gebunden tragen ihn die zwischenzeitlich herbeigeströmten, kraushaarigen, fast schwarz-häutigen Eingeborenen. Es ist schon nach zwei Uhr, bis wir, den schweren Schädel hinten am Auto befestigt, endlich losfahren. Dabei habe ich die Leute ständig angetrieben. Wir sind darauf bedacht, rechtzeitig nach Hause zu kommen, um den etwa umstellten Tiger noch vor Einbruch der Dunkelheit treiben zu können. Dazu könnte es jedoch keinesfalls mehr kommen; es ist vier Uhr, bis wir zu Hause eintreffen. Umsonst hätten wir uns beeilt: auch in der vergangenen Nacht hat sich kein Tiger gemeldet. Unsere Bodas sind noch immer unversehrt.

25 Feb. Bhadravati Resthouse (Mysore State).

Meine unangenehmen Mitbewohner, die Sperlinge, lassen mich seit dem Morgengrauen nicht schlafen. Sie fliegen auf mein Fußende des Bettes, von dort zwitschern sie mir ins Ohr, mit scharf kreischender, indischer Sperlingsstimme. Wenn ich fluchend aufspringe, um sie irgendwie durch die offene Tür hinauszujagen, flattern sie auf die Deckenbalken hinauf und warten dort das Abklingen meines Wutanfalls ab. Und sobald ich beinahe

einnicken würde, spotten sie erneut am Ende des Bettes. Ich lasse mich nicht weiter ärgern. Ich trete auf die Veranda hinaus, wo unser hagerer Abhäutemeister und sein krausköpfiges kleines Mädchen bereits eifrig am Werk sind. Mit ihren in Holzgriffe gespannten Gillette-Klingen beschnitzen und verdünnen sie die schwere, stellenweise zwei Finger dicke Nackenhaut des Gaur-Bullen. Seinen runzhornigen Schädel haben sie hingegen bereits den Aasgeiern zur weiteren Behandlung übergeben. Neben dem rot leuchtenden Canna-Blumenbeet vor unserem Haus liegt der große Gaur-Kopf; Bhadravatis Geiervolk drängt sich kreischend darauf. In Kürze werden sie ihn sauber picken und von dem kleinsten Fleischfetzen befreien.

Die Trophäe des Gaur-Bullen haben wir erlangt, eine Hälfte des Ziels unserer Mysore-Reise hätten wir erreicht. Bleibt die andere: der Tiger. Unsere Zeit schwindet jedoch rapide, in zwei Wochen müssen wir wieder in Bombay sein. Die Conte Verde – wir fahren heimwärts wieder auf ihr – trifft am 15. März von Shanghai her hier ein. Unterdessen müssen wir auch nach Bhopal zurückkehren wegen des vom Nawab versprochenen „großen Tigers"... Ohne Tiger möchte ich jedoch auch Bhadravati nicht verlassen. Endlich haben wir diesen außergewöhnlichen Ort entdeckt, wo es nicht nur viele Tiger gibt, sondern auch die Jagd ganz nach unserem Geschmack ist. Von hier bin ich nicht gewillt mit leeren Händen wegzugehen, selbst wenn ich etwa auf meinen zweiten Besuch in Bhopal verzichten müsste. Dabei sind unsere heutigen Hoffnungen wieder einmal ins Wasser gefallen. Es geht auf Mittag zu, und auf Tigernachrichten warten wir vergeblich. Unbegreiflich. Keiner unserer zwölf schönen Bodas will den wählerischen großen Herren gefallen. Wenn sie wenigstens eines aus den dörflichen Herden zum Mittagessen wählen würden, könnten sie uns auf diese Weise in die Hände fallen. Seit einigen Tagen lassen sie jedoch auch das Hausvieh unberührt. F. sitzt draußen auf der Veranda und legt den ganzen Tag Karten. Eine Patience nach der anderen legt er. Die meisten gelingen auch, damit wollte er das Glück erzwingen. Aber es lässt sich nicht zwingen. Die Hitze ist entsetzlich. Sogar die Schatten schrumpfen vor der großen Wärme zusammen. Auch die wenigen Wachteln im nahen Reisfeld sind verstummt. Dabei ließen sie sich bisher auch tagsüber hie und da hören. Nur sagt die indische Wachtel eben nicht: „pitypalatty"! Sie spricht in ihrer Muttersprache, und nach Behauptung der Einheimischen wiederholt sie dies: „Sheik Farid! Sheik Farid!..."

Mit Schlafen und dem Herumhantieren am Gaur-Kopf verbringen wir den Nachmittag. Auch Herrn Venkata empörte das ungewöhnliche Verhalten seiner Tiger. Nervös zupft er an seinem struppigen Schnurrbart. Er erklärt so etwas, dass mein am ersten Tag angeschossener Tiger die anderen gewarnt habe, sich während meines Aufenthaltes nicht zu zeigen... Nach Beendigung unseres Abendessens brechen wir zu einer nächtlichen Autotour auf. Abgesehen von der Möglichkeit einer Begegnung mit dem Tiger oder Panther ist solch eine Dschungel-Spazierfahrt unterhaltsam. Das immerzu aufblitzende Auge der nächtlichen Tierwelt hält den Jäger in ständiger Erregung, und die etwas gemilderte Luft tut nach dem täglichen Schwitzen ebenfalls wohl. Wohl zwei Stunden lang streifen wir auf den gewundenen Dschungelwegen umher. Kreuz und quer suchen wir die Gegend, in der der wegelagernde Tiger umherstreift, aber außer einigen Chital-Hirschen mit Bastgeweih und vorzeitig wegspringenden Wildkatzen gerät nichts in den Lichtkreis unserer Lampe. Unseren Weg lenken wir so, dass wir auf dem Heimweg noch einmal an der neulich bereits erwähnten Waldsuhle vorbeikommen, an deren Ufer wir fast immer Chitals zur Tränke kommen sehen. Ich habe nämlich den Plan, sofern ich es deutlich genug sehen könnte, ein Chital-Kalb zu schießen, eventuell ein schwaches Alttier für unsere Küche. Wir sind das zähe Hühnerfleisch bereits satt, ein wenig Hirschbraten käme zwischendurch recht. Einen Chital-Bullen – obwohl er noch immer in meiner Sammlung fehlt – will ich wegen seines Bastgeweihs nicht schießen. Ich höre, in Bhopal fegt das

Chital-Geweih um diese Zeit bereits, einen Bullen hoffe ich also dort zu erlegen. Falls wir überhaupt noch dorthin gelangen.

Mit langsamer Vorsicht und nach Möglichkeit gedämpftem Motor nähern wir uns dem kleinen Dschungelsumpf. An seinem Ufer blitzt ein wahrer Schwarm von Lichtkäfern – die Augen der ihren Durst stillenden Chitals. Der Wagen hält. Wir hingegen bemühen uns mit Hilfe unserer Fernrohre, die zu den Augen gehörenden, eher nur geisterhaft zu ahnenden Hirschkühe auszumachen. Die Entfernung ist jedoch zu groß, im Zielfernrohr meines Gewehrs gelingt es mir keinesfalls, das ausersehene Tier zu finden. Einen unsicheren Schuss will ich nicht riskieren, um das Wild nicht durch einen schlechten Treffer unnötig zu verwunden.

– Schau dorthin – sagt F. – ein Stück weiter blühten auch zwei Augenpaare auf! Der Weg biegt dorthin ab, jene könnten wir vielleicht näher erreichen... Schon setzt sich der Wagen in Bewegung, langsam, langsam rollen wir vorwärts... Bis auf etwa fünfzig Schritte rücken wir an die zwei etwas abseits von den übrigen stehenden Chitals heran. Da wir näher nicht mehr herankommen können, halten wir den Wagen an und nehmen das Wild mit dem Fernrohr in Augenschein. Eines halten wir für größer, das andere für etwas schwächer, offensichtlich ein Alttier mit seinem Kalb. Ich führe mein Gewehr zum Gesicht, dessen Zielfernrohr leider wesentlich schwächer ist als mein lichtstarkes Handfernrohr. Irgendwie erkenne ich darin dennoch die schwachen Umrisse des sich gerade seitwärts wendenden Kalbes, und sobald das Fadenkreuz darauf ruht, berühre ich den Abzug... Auf den die Dschungelstille zerreißenden Gewehrknall folgt ein dumpfer Kugelaufschlag... Das anvisierte Kalb bleibt regungslos auf der Stelle liegen.

– Gut – sage ich, mein Gewehr beiseitelegend – das ist gelungen. Morgen können wir Hirschfleisch essen. Gehen Sie, Venkata bitte, bringen Sie mit dem Fahrer das Kalb hierher. Ich habe Halbschuhe an den Füßen, wenn es nicht unbedingt nötig ist, klettere ich nicht gerne in den Morast. Während sie fort sind, zünden F. und ich uns eine an und diskutieren, wie wir morgen den Hirschrücken zubereiten lassen sollen.

Venkata und der Fahrer waten mit der Handlampe das schlammige Seeufer entlang. Plötzlich rufen sie so aus:

– That's no chital fawn, this is a panther!

– Bitte? – ich bin verblüfft. – Einen Panther habe ich geschossen, kein Chital-Kalb? Unmöglich!

– Und doch ist es so! Sein Gefährte lauert auch jetzt hier, hier leuchten seine Augen unter dem Busch! Kommen Sie nur schnell mit dem Gewehr!...

– Oha, verdammt!... Ich schnappe das Gewehr, raus aus dem Wagen, hinein in den knietiefen Morast, im Laufschritt auf die vor uns blitzenden Handlampen zu... In meiner Eile halte ich es noch immer für einen Scherz, so unglaublich klingt es... Aber siehe da, es ist wahr! Venkatas Lampe fällt auf einen verendeten Panther. Mitten durch seine Schulter ging die Kugel. Venkata richtet nun den Strahl seiner Lampe auf das nahe Gebüsch: ein grün leuchtendes Augenpaar blitzt darin auf, es sind nicht mehr als fünfundzwanzig Schritte...

– Dort ist sein Gefährte – flüstert Venkata – schießen Sie schnell dorthin... Schon habe ich die Waffe am Gesicht und schieße einfach so aus der Hand auf das grünliche Sternenpaar... Ein heiseres Knurren ist die Antwort. Das Auge ist verschwunden... Ich weiß, dass ich gefehlt habe. Vergeblich frohlockt Venkata, dass es „erledigt sei! Er ist

umgekippt!...“ Ich habe die Sache übereilt. Und nach einigen Augenblicken hören wir auch schon wieder das drohende Knurren und Zischen... Diesmal lassen wir jedoch vergeblich unsere Lichtkegel am Fuß des Gebüsches spielen, umsonst leuchten wir von hier und dort hinein, es gelingt nicht mehr, das Auge des Panthers zu entdecken. Sein zorniges Knurren hören wir noch einige Male, aber immer von weiter innen, aus der Tiefe des dunklen Dschungels... Wir lassen auch davon ab. In dieser stockfinsteren Nacht wäre jedes weitere Experimentieren Wahnsinn. Wir nehmen die erschossene Katze – ein kleinwüchsiges Pantherweibchen – und tragen sie auf den Weg hinaus.

Wir werfen ihn auf den Wagen. Ich mag die in Jägerkreisen weit verbreitete Prahlerei nicht und verabscheue jede Art von „Jägerlatein“. Für mich verliert jede Jagdschilderung sofort ihren Zauber, sobald ich auch nur den geringsten Verdacht hege, dass der betreffende Autor flunkert. Aus dieser Lehre heraus achte ich mit gesteigerter Vorsicht darauf, mich in meinen Erzählungen an die strenge Wahrheit zu halten.

Doch diesen heutigen Fall – ich sage es auf mein Wort – bringe ich nur mit etwas Bangen zu Papier. Ich befürchte nämlich, das bisherige Vertrauen des Lesers durch dieses Panther-Abenteuer zu erschüttern. „Oje, oje“, wird mancher mit bedauerndem Kopfschütteln feststellen, „bisher dachte ich immer, dieser Széchenyi lügt nicht. Und siehe da, nun verplappert auch er sich...“ Und sollte es jemanden geben, der so denkt – ich könnte es ihm nicht verübeln. Denn ich muss gestehen: Wenn ich diesen wahrlich unglaublichen Fall lesen würde, würde ich selbst zweifelnd die Achseln zucken. Ein echtes Münchhausen-Abenteuer. Ein Glück nur, dass F., Venkata und der Fahrer bei mir waren. Im Bedarfsfall kann ich also drei Zeugen aufbieten. Ansonsten könnte ich es mir wohl selbst nicht glaubhaft machen, dass ich anstelle eines Chital-Kalbes für die Küche – ohne den geringsten Verdacht – einen Panther geschossen habe!

26 Feb. Bhadravati Resthouse (Mysore State).

Wieder warten wir vergeblich auf den Tiger-Boten per Fahrrad. Unsere Hoffnungen schwinden. Dabei gibt es hier sehr wohl Tiger; ihre älteren Spuren können wir auf Schritt und Tritt wahrnehmen. Unsere Geduld wird, abgesehen von der schwindenden Zeit und der schrecklichen Hitze, durch den fast ständig tobenden, heißen Wind auf die Probe gestellt. Schlafen können wir auch kaum. Zur Sicherheit laufe ich zum Schauplatz des nächtlichen Abenteuers hinaus und sehe gründlich nach dem entgangenen Panther, obwohl es außer Zweifel steht, dass ich gefehlt habe. Ich finde auch keinerlei Spur von ihm. Nachträglich stelle ich fest, dass ich aus nur achtundzwanzig Schritten auf ihn geschossen habe. Doch ein im schwachen Schein der Handlampe aufleuchtendes Augenpaar ist selbst auf diese kurze Distanz ein überaus unsicheres kleines Ziel – besonders, wenn man es eilig hat.

Nach dem Geschehenen müssen wir uns wieder mit Hühnerfleisch, beziehungsweise Hühnermuskeln, begnügen. An das Fleisch des Panthers können wir uns doch nicht heranwagen. Sein Fell ist übrigens ziemlich minderwertig, teilweise sogar etwas räudig. Mit seiner Bearbeitung vertrödeln wir den ganzen Tag. Nun sind wir endlich fertig damit. Wir haben es bereits zum Trocknen aufgehängt; der nicht nachlassende Wind lässt es am Geländer der Veranda flattern. Am Nachmittag besichtige ich erneut all unsere Boda-Stellen. Alles finde ich in bester Ordnung, die Leute verrichten gewissenhaft ihre Arbeit, überall erfahre ich nur Wohlwollen. Der Misserfolg ist allein den Tigern zuzuschreiben.

Gegen Abend trifft ein reisendes Paar mit dem Auto am Bungalow ein. Ein gewisser Lord und eine Lady Chetwynd. Sie kommen aus Mysore und sind auf dem Weg nach Poona. Sie reisen allein, weder Diener noch Fahrer; ihr gewaltiges Gepäck befördern sie auf einem Anhänger hinter dem Auto. Sie jagen nicht, sie sind nur Touristen. Unser Hühner-

Abendessen verzehren wir diesmal zu viert und spielen danach gemütlich eine Partie Bridge hier draußen auf der Veranda. Während wir Karten spielen, trifft Venkata ein. An seinem Gesicht sehe ich, dass er mit aufregenden Neuigkeiten kommt.

– Einer meiner Männer – berichtet er – hat gerade folgenden schriftlichen Bericht gebracht: „In der Gemarkung des Dorfes Shimozd auf der Fahrstraße (von hier die dritte Gemeinde) hat noch vor Sonnenuntergang ein gewaltiger Tiger den dörflichen Schmiedegehilfen geschlagen und in den Dschungel gezerrt. Die zwei Gefährten des Opfers liefen sofort in das Nachbardorf um Hilfe, da sie wussten, dass sich dort derzeit einige Landvermesser-Ingenieure aus Mysore aufhalten. Die zwei Ingenieure sprangen sofort ins Auto, rasten zum Ort des Geschehens und schafften es noch, die mörderische Bestie dort anzutreffen. Sie erschossen sie direkt über der Leiche des halb aufgefressenen Schmiedegehilfen...“

Das ist nun doch unerhört! Die Schmiede werden am helllichten Tag geholt, aber unsere angebundenen Bodas rühren sie nicht an. Nicht, dass ich damit irgendetwas am Schicksal des armen Schmiedegehilfen ändern könnte. In meiner Empörung habe ich mir jedoch geschworen, Bhadravati nicht eher zu verlassen, bis ich nicht mit einem seiner Tiger abgerechnet habe.

27 Feb. Bhadravati Resthouse (Mysore State).

Gegen acht Uhr nehme ich draußen auf der Veranda das *tshota basri*, das „kleine Frühstück“, ein. Venkata trifft ein, in Begleitung eines Mannes, der ein Fahrrad schiebt. An ihrem aufgeregten Gebaren, ihrer lautstarken Debatte und natürlich an Venkatas weithin strahlendem Gesicht sehe ich, dass sie diesmal endlich gute Nachrichten bringen.

A MYSORE-I VADÁSZMESTER ÉS A SZERZŐ
A KECSKERABLÓ PÁRDUCCAL

– Einen unserer in der Nähe des Dorfes angebundenen Bodas – höchstens zehn Kilometer von hier – hat heute Nacht ein großer männlicher Tiger geschlagen. Er hat ihn an einen sehr geeigneten Ort geschleppt, in ein kleines Bambuswäldchen entlang des Flusses. Die Spur ist deutlich zu sehen. Wenn Sie wünschen, können wir sofort hinausfahren und eine Vorabbesichtigung vornehmen.

– Einverstanden, es ist ohnehin meine feste Absicht, die Organisation der nächsten Tigerjagd selbst zu leiten.

Schon fährt das Auto vor. Nach zehnminütiger Fahrt sind wir vor Ort. Mit Freude höre ich, dass wir in das Revier des berüchtigten menschenraubenden Tigers gelangt sind – ob wir es wohl tatsächlich mit ihm zu tun bekommen? Unmittelbar an der Grenze eines aus wenigen Hütten bestehenden Dschungeldorfes wurde der Boda gestern Abend auf einer kleinen Lichtung neben einem Fußpfad angepflockt. Der Tiger muss ihn erst vor Kurzem, wahrscheinlich gegen Morgengrauen, geschlagen haben: Die breite Schleifspur und die daneben sichtbaren, tellerhohen Tigerfährten sind noch fast frisch. Kaum fünfzig Schritte entfernt liegt der schmale Bambuswald, der das Flussufer säumt; dorthin hat der Tiger

den Büffel gezerrt. Das Bambuswäldchen ist nur an dem zum Dorf hin gelegenen Ende dicht. Später wird es allmählich lichter und heller, um dann, etwa dreihundert Schritte weiter, wieder dichter zu werden. Der Tiger hat sich in den Teil beim Dorf mit seiner Beute zurückgezogen, und da nirgendwo eine Austrittsspur zu sehen ist, liegt er sicherlich noch immer in dem etwa zehn bis zwölf Joch großen Bambusdickicht. Wenn ich ihm die Treiber von der Dorfseite her aufstellen würde, könnte der Tiger nach meiner Berechnung nur nach vorne, entlang des flussufernahen Bambuswäldchens, ausweichen, um nach dem Durchqueren des lichteren Bestandes so schnell wie möglich die nächste Dickung zu erreichen. Nach hinten kann er kaum ausbrechen, denn dann liefe er geradewegs auf das Dorf zu. Nach rechts kann er sich auch kaum bemühen, dort grenzt völlig offenes Wiesengelände an den Bambus. Und nach links könnte er nur fliehen, wenn er sich entschließen würde, den ziemlich breiten Fluss zu durchschwimmen.

Dafür gab es allerdings schon Beispiele. Venkata erzählt, dass sie vor drei Jahren genau hier eine Jagd veranstalteten und der Tiger, ebenfalls ein alter Kater, all ihre Berechnungen durchkreuzte und sich in den Fluss stürzte. Bis sie es bemerkten, kletterte er bereits am jenseitigen Ufer aus dem Wasser. Er entkam unversehrt.

Meinen Stand muss ich also unbedingt im lichteren Abschnitt des Bambuswaldes wählen. Der getriebene Tiger müsste – sofern er nicht den Fluss wählt – unweigerlich den Waldstreifen entlanglaufen. Vorsichtig schleichen wir mit Venkata hinein und finden auch bald einen Baum, der sich als geeigneter Ansitz erweist. Auf seinem untersten, fast waagerechten Ast könnten wir uns recht bequem einrichten, ohne durch den Bau eines *Machan* Unruhe stiften zu müssen. Es stimmt zwar, dass der Ast niedrig ist und der Tiger leicht nach uns greifen könnte, aber zumindest können wir auch leicht hinaufklettern und benötigen keine Leiter. Nach unserer Schätzung dürfte der Tiger jetzt etwa einen Kilometer entfernt ruhen. Von dort sind es höchstens fünfhundert Meter bis zum dorfseitigen Ende des Waldes, die Länge des Treibens würde also etwa anderthalb Kilometer betragen. Der lange Waldstreifen, den der getriebene Tiger durchziehen müsste, ist lediglich hundert Meter breit. Von meinem Standplatz, den ich etwa in der Mitte gewählt habe, kann ich jedoch zu beiden Seiten nur zwanzig bis fünfundzwanzig Schritte weit sehen. Der Tiger könnte also an mir vorbeischlüpfen, ohne dass ich ihn sähe. Dies hoffen wir durch einige *Stops* – „Vorsteher", die auf den Baumwipfeln sitzen – zu verhindern. Von meinem Stand aus plane ich, in einer sich öffnenden Keilform, einerseits bis zum Waldrand und andererseits bis zum Flussufer, jeweils drei Stops zu platzieren. Vier geschickte Dorfbewohner lasse ich bereits jetzt hier, damit sie zu beiden Seiten meines gewählten Baumes in voller Breite den Waldstreifen absperren, damit der Tiger während unserer Abwesenheit nicht die Waldlänge entlang entkommen kann. Diese vier Männer klammern sich in etwa fünfunddreißig Schritten Entfernung voneinander auf den Baumwipfeln fest; sie können fast das ganze Gelände überblicken und einen etwa zum Ausbrechen bereiten Tiger zur Umkehr bewegen. Obwohl es höchst unwahrscheinlich ist, dass er sein Versteck im Dickicht während des Tages verlassen würde.

Nachdem wir so alles gründlich besprochen und alle Eventualitäten einkalkuliert haben – wir hielten einen gewissenhaften *Bandobast* ab –, kehren wir voller schöner Hoffnungen nach Hause zurück. Venkata eilt sogleich mit dem Auto weiter, um Treiber aufzutreiben. Das wird keine leichte Aufgabe sein; heute ist großer Jahrmarkt in der Gemeinde, da hat jeder dort zu tun. Venkata verspricht jedoch sicher, dass er Punkt zwölf Uhr mit dem Auto für uns hier sein wird; um halb eins kann das Treiben bereits beginnen. Er muss wohl vier bis fünf Dörfer abklappern, bis er die notwendigen über hundert Leute zusammengetrommelt hat.

Jetzt zeigt die Uhr halb zehn, wir müssen uns noch zweieinhalb Stunden zu Hause gedulden. In dieser Zeit, da ich ohnehin an kaum etwas anderes denken könnte, erzähle

ich das eine oder andere über die Tigerjagd; seit meinem Aufenthalt hier habe ich mancherlei Nützliches von Venkata gelernt. Das Geheimnis eines guten Treibens besteht – nach Venkatas Worten – darin, den aus seinem Lager aufgeschreckten Tiger allmählich in Richtung des Schützenstandes zu drücken. Mit einem träge dahinziehenden, schläfrig-misstrauischen Tiger kann man noch „reden". Aber ein erzürnter, plötzlich erschreckter Tiger hört nicht mehr auf die Stimme der Stops. Wo immer möglich – wie wir es auch heute planen –, sollten wir den Tiger in Richtung eines neuen geeigneten Verstecks treiben, also immer in die Richtung, in die er nach unserer Meinung am liebsten gehen würde. In eine andere Richtung würde man ihn ohnehin vergeblich zu drängen versuchen. Sobald er den Zwang bemerkt, bricht er sofort nach hinten aus und erledigt womöglich unterwegs noch ein, zwei Treiber. Das Treiben sollte nicht zu lang sein, kürzer als fünfhundert Meter ist jedoch auch nicht ratsam. Am erfolgreichsten sind Treiben von achthundert bis tausend Metern Länge. In diesen bietet sich bereits genügend Raum für die vorherige Lenkung des aufgescheuchten Tigers, was für den Erfolg des Treibens meist unerlässlich ist. Dem durch das herannahende Geräusch erwachenden Raubtier muss genügend Zeit und Raum gelassen werden, damit es seine Lage in Ruhe überdenken und die ihm am passendsten erscheinende Rückzugsrichtung wählen kann. Das heißt – sofern die Anordnung des Treibens mit der nötigen Sorgfalt erfolgte – sicherlich die Richtung zum Ansitz des Jägers.

Schon das Anpflocken des Bodas muss im Hinblick auf das geplante Treiben geschehen. Das heißt, binden wir den Boda neben einem vorher ausgewählten, leicht zu treibenden Dickicht an. Lassen wir ihn dorthin zerren, von wo aus sich das Heraustreiben des Tigers als geeignet erweist. Auch die Auswahl der Stops ist äußerst wichtig. Meist hängt das Ergebnis von ihrer Geschicklichkeit ab; einen alten Mann sollten wir nie als Stop aufstellen. Seine Augen sind schwach, sein Gehör mangelhaft, er bemerkt den herannahenden Tiger nicht rechtzeitig, ruft ihn zu spät an, der Tiger entkommt. Ein junges Kind sollten wir erst recht nicht unter die Stops lassen. Es erschrickt leicht, macht unnötigen Lärm und lenkt den Tiger nicht zum Schützen, sondern zu den Treibern hin. Wir sollten auch darauf achten, dass kein lungenkranker Mensch in die Reihe der „Lenker" gerät. Wer hustet, soll als Treiber gehen. Dort kann er sich bis zum Umfallen räuspern, damit nützt er nur. Aber ein ohne Grund hustender Stop verpfuscht das ganze Treiben. Vor dem Aufbruch sollte die Treiberkette einige Minuten lang an Ort und Stelle lärmen. Trommeln, schreien. Ein Tiger, der neben dem Aas schläft, wird daraufhin sicherlich aufhorchen und noch vor dem Herannahen der Treiber seinen langsamen Vormarsch beginnen, anstatt durch den unerwarteten Überfall der Menschen erzürnt zu werden.

Ein völlig „tigersicheres" Machan müsste mindestens fünfeinhalb Meter hoch sein, da das Sprungvermögen eines Tigers allgemein auf fünf Meter geschätzt wird. Unser Ansitz mag vielleicht anderthalb Meter hoch sein, ist also kaum anders, als würden wir am Erdboden selbst lauern.

Den Leser ermüdet sicherlich schon dieses endlose Tigerjagd-Thema. Aber heute kann ich mich wahrlich mit nichts anderem beschäftigen. Es geht schon auf halb eins zu, dabei hat Venkata geschworen, um zwölf hier zu sein. Unsere bisher erlebten Misserfolge mit den Bhadravati-Tigern lassen in uns zu Recht den Teufel des Argwohns und Zweifels erwachen: Venkata bekommt nicht genügend Treiber... In der Zwischenzeit entwischt der Tiger sicherlich aus dem Treiben... Mit hundert ähnlichen Unannehmlichkeiten verzehren wir uns. Dreiviertel zwei, und wir warten noch immer hier auf der Veranda. Diese Geduldsprobe schlägt mir schon auf den Magen. So ein Gefühl befällt einen Patienten im Operationssaal, wenn er auf dem Tisch liegend beobachtet, wie sich der Chirurg „wäscht". Zur Nervenberuhigung wählen wir die Karten. Doch wir ertappen uns bereits

beim dritten *Renonce*. Umsonst. Unsere auf den Tiger gerichteten Gedanken lassen sich nun beim besten Willen nicht zum Joker zwingen.

Meine Mutter hat mir in ihrem Brief von zu Hause ein kleines St. Hubertus-Medaillon den Neujahrswünschen beigelegt. Lange hat uns dieser Brief gejagt, er ist durch ganz Indien gereist, bis er uns schließlich in Mysore einholte. Das Hubertus-Medaillon wohnt seither in F.s Schmuckkästchen. In der Tasche wagen wir es nicht zu tragen, aus Angst, es zu verlieren. Zur heutigen Tigerjagd nehmen wir es jedoch mit hinaus. Es soll zeigen, was es kann.

Auch dies habe ich neulich von Venkata gelernt: Wenn an der Stelle eines gerissenen Tieres aus den Spuren nicht festgestellt werden kann, ob ein Tiger oder ein Panther der Mörder ist, lässt sich dies leicht am angebrochenen Aas erkennen: Der Tiger weidet seine Beute vor allem vorschriftsmäßig aus. Er schlitzt den Bauch des Bodas auf und zerrt und schleift das Aas so lange, bis die herausquellenden Gedärme sauber aus der Bauchhöhle gerissen sind. Die einige Schritte vom restlichen Aas weggeworfenen Darmteile sind sichere Zeichen für die Arbeit eines Tigers. Nach dem Ausweiden beginnt der Tiger – fast ohne Ausnahme – an der Keule zu fressen. *He is a clean feeder* – er ist ein „reinlich fressendes" Tier – er lebt nur von gutem, frischem Fleisch.

Der Panther hingegen ist ein *foul feeder* – ein „unreinlich Fressender". Er beginnt sein Mahl gewöhnlich am Bauch seines Opfers und verschlingt mit Genuss die Darmteile.

Es ist nach zwei Uhr, als Venkata, sich die schweißnasse Stirn abwischend, endlich erscheint: Er hatte Mühe, Treiber zu bekommen, er musste sogar einen extra Lastwagen mieten, um die verschiedenen Dorfleute zum Ort des Geschehens zu transportieren. Nun ist jedoch alles in bester Ordnung. Auch die Stops hat er ausgewählt und eingewiesen; bis wir hinauskommen, haben sie ihre Plätze auf den gewählten Bäumen bereits eingenommen. Nach Aussage der vier Beobachter, die seit dem Morgen auf den Baumwipfeln lauern, hat der Tiger sein Versteck nicht verlassen. Auch die bekannten Tiger-Warnrufe der Waldvögel und Affen zeugen davon. Los, wir können aufbrechen, in einer halben Stunde kann das Treiben beginnen.

Wir lassen den Wagen in dem am Morgen erwähnten kleinen Dorf. In einem ordentlichen Bogen schleichen wir zu Fuß zum ausgewählten Ansitzbaum. Zuerst schieben wir F. auf den Ast, dann klettere ich, mich auf Venkatas zerbrechliche Schultern stützend, selbst hinterher. Venkata reicht mir das Gewehr herauf, versieht es zuvor jedoch mit einer Art seltsamem Hokuspokus-Segen. Mit einer mähenden Bewegung seiner Hand deutet er noch an, welchen Teil des Dschungels ich am besten beobachten soll, dann führt er seine Handfläche achtungsvoll zur Stirn, dreht sich auf dem Absatz um und verschwindet.

Wir sitzen nebeneinander auf dem Ast. Meine Hand umklammert das Gewehr, die von F. das Hubertus-Medaillon. Die mit der unbarmherzigen Hitze gepaarte Erregung lässt den Schweiß in Strömen über unsere Gesichter rinnen. Venkata hat sogar hinter unserem Rücken einen Stop platziert. Obwohl wir ihn nicht sehen können, wissen wir, dass er etwa dreißig Schritte hinter uns auf dem Baumwipfel sitzt. Sein Ziel ist es, die Richtung eines von mir etwa verwundeten und weiterziehenden Tigers beobachten zu können. Wir müssen warten, bis Venkata den weiten Weg zurück zum Dorfrand hinter sich gebracht hat und das Treiben startet. Das nimmt gut eine Viertelstunde in Anspruch. Währenddessen wägen wir in leisem Flüstern die verschiedenen Möglichkeiten ab. Der Bambuswald ist hier recht licht. Zu beiden Seiten können wir etwa dreißig Schritte weit sehen, nach vorne etwa fünfundvierzig Schritte. Der Tiger – falls er überhaupt kommt – kann auf vielerlei Weise erscheinen. Arglos dahintrottend, oder im Schutz des Dickichts schleichend, vielleicht auch in schnellem Galopp. Falls er sich seitlich hielte, wäre die

Signalgebung der Stops für uns eine geeignete Warnung. Es kann aber auch sein, dass er in gerader Linie mitten durch den Wald zieht, ohne auf einen Stop zu stoßen...

Nun meldet sich die wohlbekannte Stimme des graugesichtigen Langur-Affen:

– Huuu!

Auf den Warnruf hin ist von mehreren Seiten Antwort zu hören. Von hier und dort lassen die zur Vorsicht mahnenden Affenrufe voneinander hören:

– Huuu! – Huuu!

Wenn ich nur verstünde, was sie rufen...

Und dann braust der ungeheure Lärm der Treiber auf. Geschrei aus hundert Kehlen, Trommelwirbel, Gehupe... Ich fasse das Gewehr fester, F. das Hubertus-Medaillon. In stummer Aufmerksamkeit blicken wir dem Jagdglück ins Auge. Nach kaum zehn Minuten gespannten Wartens trifft das Geräusch leiser Schritte unser Ohr:

– Tschap-tschap-tschap...

Auf dem knochentrockenen Bambusschutt hören wir den unbekannten Ankömmling von weitem... Und dann – zu meinem Entsetzen – beginnt der hinter mir sitzende Beobachter zu klatschen!... Ist dieser Unglückliche verrückt geworden? Den Tiger zurückzuscheuchen!... Winken kann ich natürlich nicht, da ich ihn gar nicht sehe. Ihn anzurufen, wage ich erst recht nicht...

Gott sei Dank! Ein Seufzer der Erleichterung. Ich sehe den Ankömmling bereits! Es ist lediglich ein blaubrüstiger Pfauenhahn, der in unsere Richtung trappelt. Hier läuft er unter unserem Baum vorbei und eilt, ohne sich um das Klatschen des offensichtlich den Verstand verlorenen Stops zu scheren, aus dem Treiben hinaus. Der törichte Beobachter ist jedoch zur Vernunft gekommen: Er hört mit dem Lärmen auf... Wieder herrscht Stille um uns herum. Nur das immer stärker werdende Geschrei der Treiber nähert sich...

Und dann – erblicke ich ihn. Tief drinnen, zwischen dem bereits dichter werdenden Bambus, leuchtet es gelb... Mein Ellbogen stößt F. sanft in die Seite:

– Da kommt er – hauche ich ihr zu –, rühr dich nicht, er hält direkt auf uns zu...

Das riesige Haupt mit den Backenbärten tief gesenkt, nähert er sich mit langsamen, gemessenen Schritten... Ein gewaltig großes Tier... Er bleibt stehen. Sein buntes Haupt wendet sich schläfrig nach hinten, so lauscht er dem herannahenden Lärm. Dann öffnet er sein blitzendes Maul und lässt sich vernehmen. Ein leise röchelndes, gelangweiltes Gähnen: – Ááoo!

Und er setzt sich wieder in Bewegung. Er kommt, kommt, als würde ich ihn an einer Schnur ziehen. Der Wunsch unserer Träume, der ungeheuer große männliche Tiger... Das silberne Korn des Zielfernrohrs begleitet geduldig seine breite, schneeweiße Brust. Aber ich warte noch, denn er nähert sich völlig arglos... Er mag noch zehn Schritte entfernt sein, als er sich langsam quer stellt – er gibt seine muskulöse Flanke frei... Mitten auf das Blatt sende ich die Kugel... Mit einem schrecklichen Brüllen bäumt er sich auf die Hinterbeine auf. Wie ein wilder Hengst, so richtet er sich auf... Die drohende Bewegung seiner Riesenpranke ist unvergesslich...

... Doch schon ist er wieder auf den Läufen, mit gewaltigen Sprüngen wollte er an unserem Baum vorbeispurten... Mein nächster Schuss trifft ihn jedoch im Nackenansatz und lässt ihn wie ein Rad überschlagen... Er rührt sich nicht mehr. Er zuckt nicht einmal. Ein einziger, lang röchelnder Seufzer bricht aus ihm hervor... Über seine starr gestreckten Läufe läuft ein leichtes Zittern – das letzte Spannen des entweichenden Lebens...

In den ersten Augenblicken lastet die große Freude so schwer auf unserer Zunge, dass wir kaum sprechen können. Wir drücken uns nur gegenseitig die verschwitzten Hände... Ich halte die von alten Jägern unzählige Male gehörte Vorsichtsregel ein: Ich schieße noch eine Kugel in den Nacken des unbeweglich daliegenden Tigers.

– Versäumen Sie niemals, dies zu tun – betonen die Alten –, es gibt zahllose bekannte Fälle, in denen der „totgeschossene" Tiger unerwartet zum Leben erwacht und den arglos Herantretenden verunstaltet... Diese überflüssige Durchlöcherung des wunderschönen gestreiften Fells schreibe ich also dem Konto erfahrenerer, Tigerjagdgesetze erlassender Nimrode zu.

Dann gebe ich Venkata das vereinbarte Pfiff-Signal. Vor dem vollständigen Abschluss des Treibens ist es nie ratsam, den Ansitz zu verlassen. Der Teufel schläft nicht. Ein Panther, sogar ein zweiter Tiger hätte im Treiben sein können... Endlich taucht die Treiberkette auf. Und unter ihnen, in unserer direkten Richtung, Venkatas Gesicht mit der schwarzen Brille und dem großen Schnurrbart. Nun können wir uns getrost herablassen und unsere prächtige Beute aus der Nähe in Augenschein nehmen.

Das ist mal einer! Das ist ein Tiger! Nach so einem stand uns der Sinn, von so einem haben wir geträumt, für das Fell eines solchen Tigers sind wir nach Indien gekommen! Der wahre Sinn unserer Reise, die hundertprozentige Erfüllung unserer Hoffnungen hat sich in dieser vergangenen Viertelstunde abgespielt. Ich habe den großen Tiger bekommen – mehr kann mir Indien nicht geben.

India! Meine jubelnde Freude wird durch die Anwesenheit von F. vollkommen. Dass wir uns zu zweit freuen können. Denn einen Schicksalsschlag oder Kummer macht der Mensch mit sich selbst aus. Dazu braucht es keinen Gefährten. Aber für die Entfaltung eines echten Glücksgefühls bedarf es der Hilfe. Freude muss man teilen – nur dann können wir sie in ihrer Gesamtheit spüren.

Mein erster Schuss traf ihn mitten auf das Blatt, der zweite etwas weiter vorne, am Nackenansatz. Schon der erste hätte ihn nicht weit gebracht, aber mit dem zweiten ersparten wir uns das in der großen Hitze immer etwas heikle Nachsuchen. Aus Venkatas Tasche kam bereits das Maßband zum Vorschein: Von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze ist er 297 Zentimeter (9 Fuß, 5 Zoll) lang. Seinen Schwanz nennt Venkata unverhältnismäßig kurz; mit einem normalen Schwanz wäre er also über drei Meter lang. Sein Körper gehört jedoch zu den größten – er ist größer als die hiesigen Ochsen... Ob wohl der berüchtigte Menschenräuber von Bhadravati ins Netz gegangen ist, konnten wir nicht genau feststellen. Viele der Treiber halten ihn dafür. Einige von ihnen erkennen ihn bestimmt wieder. Es gibt jedoch auch Widersprechende.

An Stangen gebunden tragen ihn vierzehn Mann in Richtung des Dorfes. Aber selbst so stöhnen und wanken sie unter der schweren Last. Venkata schätzt ihn auf dreihundert Kilo. Vorneweg schreiten Trommler, die emsig auf ihren alten Instrumenten wirbeln. Ich sehe auch einen ganz jungen, zehn- bis zwölfjährigen Burschen unter ihnen; auch er hat das ganze Treiben hindurch getrommelt. Nun schreitet er voller Stolz voran und führt den lärmenden, trommelnden Festzug an. Der Tiger wird auf einen Ochsenkarren gebettet und so zum Bungalow transportiert. Er passt nicht auf den Wagen, ein gutes Stück von

ihm hängt heraus; Seile halten ihn, sonst würde er herunterrollen. Wir hingegen fahren in glücklicher Zufriedenheit nach Hause und setzen uns mit Wolfshunger zum diesmal hervorragend schmeckenden Hühner-Mittagessen.

– Siehst du – sagt F. –, das Hubertus-Medaillon hat das Glück doch noch zu uns gewendet. Wenn ich es nicht so fest umklammert hätte, wäre vielleicht sogar dieser heutige Tiger entkommen...

Man ist bereits eifrig dabei, ihm das Fell abzuziehen. Wir haben uns auch hier niedergelassen, sitzen um die Abhäuter herum und kontrollieren jede ihrer Bewegungen, damit sie ja nichts an der großen, gestreiften Decke falsch machen... Da wir das Ziel unseres Ausflugs nach Bhadravati erreicht haben – wir erlegten einen Gaur und auch einen großen Tiger –, beschlossen wir, morgen weiterzuziehen. Nach unserer Berechnung müssten wir am Abend des 2. März, also in drei Tagen, in Bhopal eintreffen. Auf diese Weise könnten wir dort noch acht bis zehn Tage vor unserer endgültigen Abreise verbringen. Wenn unsere Zeit nicht so knapp wäre, bliebe ich gerne noch ein, zwei Wochen hier. Ich bin überzeugt, dass man hier bei entsprechender Ausdauer noch einige Tiger erledigen könnte. Ich verspreche Venkata auch, dass ich – sollte ich jemals wieder nach Indien verschlagen werden – direkt hierher in die Schenke von Bhadravati ziehen werde...

28 Feb. Bhadravati Resthouse (Mysore State).

Den ganzen Vormittag plagen wir uns mit dem Einpacken der Trophäen ab. Das Zusammenzimmern der Kiste für den Gaur-Schädel ist am schwierigsten. Nun ist es endlich gelungen, wir haben sie auch zugenagelt, aber der ekelerregende Aasgeruch dringt selbst durch die Bretterwände der Kiste. Die Gebrüder Murray in Bombay werden ihn dann schon neutralisieren. Nach der Abrechnung mit Venkata und einer rührseligen Verabschiedung verlassen wir den freundlichen Bungalow. Unseren indischen Aufenthalt mit den liebsten Erinnerungen.

In hirnerweichender Hitze fahren wir sieben Stunden lang mit dem Auto, bis es uns gelingt, uns bis Bangalore durchzuschlagen. Unter anderem brechen unterwegs zwei unserer Federn. Unser Fahrer erklärt wiederholt, dass es kein Geld der Welt gäbe, für das er bereit wäre, die Fahrt fortzusetzen. Nur der vereinten Wirkung ernster Drohungen, gewählter ungarischer Schachtelsätze und hoher Trinkgelder ist es zu verdanken, dass wir irgendwie doch hier ankommen. Es bleibt uns gerade so viel Zeit, im Hotel hastig zu Abend zu essen und unserem Gastgeber in Mysore, dem liebenswürdigen Yuvaradja, einen dankbaren Abschiedsbrief zu schreiben. Um neun Uhr schnaufen wir bereits im stickigen Zug in Richtung Madras...

ZWÖLFTES KAPITEL: WORTTANTENDES BHOPAL

1–2 März. Auf dem Weg von Madras nach Bhopal.

Dies ist nun schon der dritte Tag, an dem wir ununterbrochen reisen. Und da ich die Unannehmlichkeiten des indischen Bahnfahrens bereits wiederholt erwähnt habe, halte ich es für unnötig, meine Schreibmaschine mit den vergangenen zwei Tagen zu strapazieren. Sofern unser Zug sein fahrplanmäßiges Versprechen hält, sollten wir heute Abend um acht Uhr endlich in Bhopal eintreffen.

Meine Leser könnten mit Fug und Recht beanstanden, dass ich den Schlangen Indiens – abgesehen von den folgsamen Kobras der Straßen Bombays – noch kein einziges Wort gewidmet habe. Dies liegt vor allem daran, dass Indien um diese Zeit so gut wie schlangenfrei ist. Die Kobra versinkt, zusammen mit hundert Arten von Verwandten, in den Winterschlaf; in ihrem Versteck wartet sie das Vergehen des indischen „Winters" ab, der von November bis März dauert und spöttisch *cold weather* genannt wird, und kommt erst mit dem Einsetzen der „warmen Zeit" wieder hervor. Dem verdanken wir, dass wir außer den gezähmten Tieren der Straßenbeschwörer keiner einzigen Schlange begegnet sind.

Dabei ist Indien ansonsten wahrlich das Land der Schlangen. Und nicht nur die große Anzahl und die vielen Arten von Giftschlangen, die in seinen Dschungeln leben, machen es dazu. In der Fantasie des indischen Volkes, im Rahmen seiner Geschichte, Religion, Kultur und Mythologie, fällt der Schlange eine außergewöhnliche Rolle zu. Es stimmt allerdings, dass dies nicht nur für Indien gilt. Denn mit Ausnahme von Australien – wo es bekanntlich keine Schlangen gibt – finden wir bei fast allen Völkern unserer Erde Spuren der Schlangenverehrung. Angefangen bei der Schlange, die unseren Stammvater Adam am Baum der Erkenntnis im Paradiesgarten zum Unfug verführte, erregt dieses grimmige Reptil ständig die Sagenwelt der Menschheit. Denken wir nur an den berühmten Äskulap der Griechen, die wohltätige „Eherne Schlange" der Israeliten, die in den Regenbogen eingezogene „Himmelsschlange" der Perser! Oder an die feuerspeiende Schlange, die das Haupt der Pharaonen schmückte, die vergöttlichte Klapperschlange der Apachen-Indianer – der Beispiele gibt es kein Ende.

Die wahre Wiege des uralten Schlangenkultes ist jedoch Indien. Der Geist des Schlangenstammes, der in den Glaubenssagen des Mahabharata und des Ramayana erwähnt wird, lebt auch heute noch. In der Tiefe der Seele des indischen Volkes ist die Verehrung der Schlange unentwirrbar verwurzelt. Die hinduistische Frau, die unter dem schrecklichen Fluch der Unfruchtbarkeit leidet, sucht noch heute Hilfe bei der heiligen Kobra. Ihr Sühneopfer, den mit frischer Milch gefüllten Becher, stellt sie noch heute heimlich vor den Eingang eines wohlbekannten Kobranestes. Diese tödlich giftige Schlange lebt bis heute ungestört, ja sogar hochverehrt in ganz Indien. Das Landvolk würde ihr um nichts in der Welt etwas zuleide tun. Im Gegenteil, wenn man ihr begegnet, grüßt man den göttlichen Wurm mit ehrfürchtigem *Salaam*. Wie ich höre, wird jährlich – wenn ich recht weiß, im Monat August – sogar ein Festtag der Schlangenverehrung abgehalten. Unter den Göttern Indiens ist die Brillenschlange eine beliebte Form der Verkörperung, und die alte indische Bezeichnung für die Milchstraße lautet: Pfad der Schlangen...

Zur Abendessenszeit kommen wir in Bhopal an, beladen mit der Müdigkeit und dem Schmutz der dreitägigen Zugfahrt. Mit der Freude des Wiedersehens begrüßen wir unsere freundliche Unterkunft vom letzten Mal, den fröhlich blickenden alten Mahmud und vor

allem das bereits bereitstehende, Körper und Seele erfrischende, kühle Badewasser. Zum Abendessen haben wir unseren alten Freund, Oberst Simpson, „zu Gast". Von ihm hören wir, dass der Fürst nicht zu Hause ist. Man erwartet ihn für übermorgen. Vorläufig können wir auch nicht jagen, wir müssen unseren Gastgeber und den ebenfalls für übermorgen angekündigten weiteren Gast abwarten: den siebzigjährigen Maharadscha des Staates Cutch. Verschiedene Würdenträger aus Bhopal treffen morgen ebenfalls ein, auch sie sind zur Jagd geladen. Aus Simpsons Worten geht hervor, dass wir den Zeitpunkt unserer Ankunft nicht am günstigsten gewählt haben. Wie ich sehe, wird es viel mehr Eskimos als Robben im Tigerfell geben. Wenn wir das geahnt hätten, wären wir noch einige Tage in Bhadravati geblieben. Dort hätte ich sicherlich noch einen Tiger geschossen.

3 März. The Palace Guest House. Bhopal (Central India).

Wir ruhen uns aus, lesen ein wenig. Auf gut Deutsch: Wir stehlen den Tag. Unseren Nachmittagstee nehmen wir in Simpsons schöner kleiner Villa drüben am anderen Ufer des großen Sees ein. Wir liegen draußen auf dem Rasen des gepflegten Blumengartens und amüsieren uns mit den neuesten Hausgenossen unseres Freundes, zwei hübschen kleinen Tigerjungen. Sie sind kaum größer als eine Hauskatze, zwei bis drei Wochen alte, heiser miauende, äußerst liebenswürdige Geschöpfe. Ihre Mutter wurde bei der neulichen Jagd erschossen, und die Treiber stießen zufällig auf die hilflosen Jungen. Simpson nahm sie in sein Haus auf und zieht die verwaisten Dschungelkinder seither sorgfältig auf.

Ich befürchte jedoch, dass die Adoption mit einer Verstoßung enden wird. Momentan sind sie natürlich noch freundlich. Mit schmeichelndem Schnurren reiben sie sich an unseren Waden, klettern daran hoch und schlummern eingekuschelt in unserem Schoß. Aber zum Säugen muss Simpson bereits dicke Handschuhe anziehen, damit die rasiermesserscharfen Krallen seine Hände nicht blutig ritzen. Unser Freund kümmert sich mit der pedantischen Gründlichkeit eines wunderlichen Junggesellen um seine Schützlinge. Er legt sich eine schneeweiße Arztschürze an, kleidet sich wie eine echte *Nurse* und führt das Gummiende der mit lauwarmer Milch gefüllten Soxleth-Flasche mit einer Zärtlichkeit, die jede Tigermutter übertrifft, zwischen die nadeldünnen Zähne der in seinem Schoß kämpfenden Jungen. Nach Beendigung der Mahlzeit wischt er sorgfältig die milchtaufeuchten Flaumbärtchen ab und zieht sich – nachdem er eine der nun zufrieden gähnenden Katzen in F.s Schoß und die andere in meinen eigenen Schoß gesetzt hat – in sein Haus zurück, um Tee zu kochen. Die zwei gesättigten Tigerkinder schlafen innerhalb weniger Minuten ein. Und wie sie hier in meinem Schoß zusammengerollt schnaufen, fällt es mir wahrlich schwer zu glauben, dass dieses seidige kleine Fellknäuel dereinst zu einer blutrünstigen Bestie wird, die einen Büffelbullen mit einer Pranke erschlägt und die Bevölkerung ganzer Dörfer in Schrecken versetzt.

Gegen Abend, als die Tageshitze etwas nachgelassen hat, spielen wir eine große Partie Tennis mit dem hemdlosen, barfüßigen – aber einen Turban tragenden – hofseitigen Tennistrainer.

4–5 März. The Palace Guest House. Bhopal (Central India).

Auch diese zwei Tage verdienen es nicht, dass ich ihrer ausführlicher gedenke. Der Teufel weiß, was der gute Mahmud uns zu essen gegeben hat. Genug der Worte: Seit zwei Tagen hüten wir fiebrig und mit unangenehmen Magenschmerzen das Bett. Wir hoffen jedoch, dass wir zur für morgen angesetzten Jagd dennoch ausrücken können. Unser Gastgeber ist heimgekommen, und für heute wird auch der Gast-Maharadscha aus Cutch erwartet. In meinem Kummer und vor allem mangels anderer Themen erwähne ich, dass der Titel des Fürsten von Cutch nicht Maharadscha, sondern Maharao lautet. Und dabei fällt mir

ein, dass außer ihm noch einige solcher außergewöhnlichen, man könnte sagen unregelmäßigen Maharadschas bekannt sind: der Nizam von Hyderabad, der Gaekwar von Baroda, der Holkar von Indore, der Sindhia von Gwalior, der Nawab von Bhopal und der Jam von Nawanagar.

Y-el, maharadzjával és első tigrisammel

Der Hofchefarzt behandelt uns mit einer gallenbitteren, dunkelgrünen Apothekenmedizin. Vor allem davon sind wir krank.

– Dabei – entschuldigt sich der Doktor – kenne ich keine vorzüglichere Arznei gegen Magenverstimmung. In meiner ganzen Praxis bin ich keiner vergleichbaren begegnet.

Praxis! Medizinische „Übung"! Vom Standpunkt des Patienten aus ein empörender Begriff. An mir soll bitte niemand herumüben. Der Doktor soll es gefälligst wissen. Schon bevor er mich anfasst. Und zu Trainingszwecken möge man bitte den Magen eines Seehasen verwenden, nicht meinen.

6 März. The Palace Guest House. Bhopal (Central India).

Die grüne Medizin haben wir gestern Abend Viktor geschenkt, und davon sind wir prompt gesund geworden. Es ist jedoch auch nicht unmöglich, dass die für heute geplante Jagd eine heilende Wirkung auf uns hatte. Gegen neun Uhr versammeln wir uns bereits drüben im Hof des fürstlichen Palastes. Unser Gastgeber, der Nawab, empfängt uns mit außerordentlicher Herzlichkeit und stellt uns seinem erlauchten Gast vor, dem über siebzigjährigen Maharao, der trotz seines hohen Alters ein recht flinker, gutmütiger alter Herr ist. Dies ist umso auffälliger, als die Menschen in Indien eine kürzere Lebenserwartung haben als bei uns; ein Siebzigjähriger ist selbst unter Maharadschas eine Seltenheit. Der alte Maharao ist offensichtlich ein leidenschaftlicher Jäger. Er kann den Aufbruch kaum erwarten und lässt sich die ebenfalls unangenehme Hitze nicht anmerken. Tja, es ist nicht wichtig, wie alt jemand ist. Wichtig ist, *wie* er alt ist.

Wir fahren etwa fünfzig Kilometer auf holprigen Wegen durch einen Wald, der teils zu Kohle verbrannt, teils vertrocknet, aber gleichermaßen staubig ist. Dann steigen wir aus und setzen unseren Weg zu Fuß im Gänsemarsch bis zu einem ausgetrockneten, sandigen Flussbett fort, in dessen Mitte ein Machan steht. Hier treffen wir Major Habib, den uns vom letzten Besuch bekannten Jagdmeister, und noch einige hofseitige Wichtigtuer. Erst jetzt erfahren wir, dass tatsächlich eine Tigerjagd in Vorbereitung ist, und bald stellt sich auch heraus, dass der Tiger natürlich für den Ehrengast, den lieben alten Maharao, gedacht ist. Außer ihm sind jedoch nur zwei Schützen anwesend: unser Gastgeber, der Nawab, und ich selbst. In dem etwa zweihundert Meter breiten, sich hin- und herwindenden Flussbett finden sich hie und da Schilfwäldchen, struppige Binsendickichte, die Lieblingsverstecke der Dschungelräuber. Der aufgespürte Tiger hat den am Ufer angebundenen Boda in eines dieser Schilfinseln gezerrt. Die Treiber werden also aus etwa zwei Kilometern Entfernung das Flussbett auf uns zu drücken, richtiger gesagt auf den alten Maharao zu, der auf das in der Mitte des Bettes im Schutz eines Astes stehende Machan klettert. Hinter ihm klettert auch F. hinauf; der alte Herr hat sie gebeten, ihn zu begleiten. Der Maharao ist etwas schwerhörig und sieht auch schon schwach. F.s Augen hingegen sind wie die eines Falken; sie wird dem alten Herrn sicherlich eine gute Hilfe sein. Außer dem Machan des Maharao gibt es keinen künstlichen Ansitz. Der Nawab und ich ziehen uns am hohen Ufer des Flussbettes in den Schutz jeweils eines geeigneten Busches zurück. Und zwar steht der Nawab auf gleicher Höhe mit dem Machan des alten Herrn, ich selbst etwa hundertfünfzig Schritte weiter hinten, aber ebenfalls an der Uferböschung. Ich käme also nur für den Fall zum Schuss, dass ein vom alten Herrn etwa fehlgeschossener Tiger das Machan hinter sich ließe und entlang des Flussbettes weiterfliehen würde.

Der *Honk* – das Treiben – hat schon vor einer ganzen Weile begonnen. Seit fast einer halben Stunde höre ich bereits das Geschrei der sich langsam das Flussbett entlang nähernden Treiberkette. Ich habe einen hervorragenden Ausblick hier oben vom etwa fünf Meter hohen Uferrand. Wenn ich auch nicht schieße, so werde ich doch alles sehen. Ich kann den etwa zweihundertfünfzig Schritte von mir entfernt auf dem Machan sitzenden Maharao und den ihm gegenüber oben in der Uferböschung lauernden Nawab gut beobachten. Das Flussbett kann ich ebenfalls weit in das Treiben hinein überblicken, mindestens vierhundert Schritte weit... Deshalb geschieht es dann auch, dass ich den Tiger als Erster erblicke, obwohl ich am weitesten von ihm entfernt bin. Zwar nur für ein, zwei Sekunden, wie er von einer Schilfinsel in die nächste hinüberschlüpft... Nun weiß ich

jedoch, aus welcher ich ihn erwarten muss; ich nehme mein Fernglas nicht mehr von dem betreffenden Binsendickicht... Da, schau her! Er tritt schon heraus... Langsam nähert er sich dem nächsten Schilf... Zwischendurch bleibt er immer wieder stehen und blickt zurück in Richtung des noch recht fernen Lärms... Jetzt erreicht er die letzte, kleinste Schilfgruppe. Wenn er auch diese durchquert, gibt es keine Deckung mehr zwischen ihm und dem Ansitz des Maharao... Ob sie ihn wohl gesehen haben?

Etwa zehn Minuten gespanntes Warten... Dann taucht er aus dem Schilf auf. Er lauscht starr. Hat er das Machan bemerkt? Er steht für den schönsten Schuss, es können nicht mehr als sechzig bis siebzig Schritte sein... Aha, der alte Herr zielt auch schon... Der Schuss knallt – der Tiger macht einen Satz zur Seite – und wirft sich los, auf das jenseitige Ufer zu... Er galoppiert fast fliegend dahin, dem Anschein nach bei bester Gesundheit... Der alte Herr schießt jedoch emsig weiter – lässt ihm wohl noch vier Schüsse folgen – ohne Erfolg... Unterdessen sehe ich aus dem Augenwinkel...

Ich beobachte den Nawab, der mit an die Wange gehobener Waffe auf den flüchtenden Tiger zielt, ohne jedoch abzudrücken... Ich weiß genau, was er tut: Er wartet, bis der alte Herr sich „ausgeschossen" hat... Und so ist es auch. Denn als der Tiger unversehrt den jenseitigen Rand des Flussbettes erreicht und mit einem gewaltigen Satz die Uferböschung hinaufspringt – da kracht die doppelläufige Holland des Nawabs...

Der Tiger wirbelt brüllend herum... Er will weiterklettern – doch da kracht der linke Lauf der Holland, und der Tiger stürzt rücklings in das Flussbett zurück. Ei der Daus! Das war mal ein Schuss! Ich kann nicht angetreten, dem Nawab aus vollem Hals ein „Bravo!" zuzurufen. Aus zweihundert Metern mit einer solchen Sicherheit in einen Hals über Kopf flüchtenden Tiger zu dublieren, das könnten ihm nur wenige nachmachen. Nicht umsonst habe ich also munkeln hören, dass der Fürst von Bhopal Indiens bester Kugelschütze sei...

– Dass Sie sich bloß nicht verplappern – warnt mich der Nawab, als ich in seine Nähe komme –, der Tiger muss unbedingt dem alten Herrn zugesprochen werden. Wir müssen ihn glauben machen, dass *er* ihn geschossen hat. Er wird sicherlich abwinken, aber gemeinsam werden wir es ihm schon aufdrängen...

Als wir am Machan ankommen, sind F. und der Maharao bereits herabgestiegen.

– Eine Schande, dass ich gefehlt habe – schimpft der alte Herr kopfschüttelnd über sich selbst. – Hilft nichts, ein alter Mann sollte nicht mehr versuchen, Tiger zu schießen...

– Aber woher denn, Eure Hoheit hat keineswegs gefehlt – beteuern wir alle –, wir haben doch genau gesehen, wie er bei Ihrem zweiten Schuss aufbrüllte. Er hat zweifellos einen Treffer erhalten...

Aber wir bemühen uns vergeblich! Der alte Herr ist ein erfahrener Waidmann, er weiß genau, was von solchem Gerede zu halten ist; ihn kann man nicht täuschen. Wir sind noch etwa fünfzig Schritte entfernt, als der am Fuß des Ufers unbeweglich daliegende Tiger aufstöhnt... Wir greifen zu den Gewehren... Die fletschende Fratze hebt sich... Drei Schüsse krachen fast gleichzeitig... Das bunte Haupt sinkt machtlos zurück. Eine stattliche Tigerin. Fast acht Fuß (250 cm) lang.

Der Nawab beteuert so lange, dass nicht er den Tiger geschossen hat, und bittet den alten Herrn so lange, bis dieser schließlich dem Drängen nachgibt und sich für das Foto neben den Tiger stellt. Während ich ihn ablichte, winkt er mit der Hand fast unmerklich ab und blinzelt mir verschmitzt zu. Ich verstehe darin so etwas wie: „Meinetwegen. Wenn sie es unbedingt wollen, stelle ich mich halt hin. Sollen sie ihre Freude haben..."

Der Nawab lehnt den Tiger also nur ab, um dem Maharao eine Freude zu machen – und der Maharao lässt sich wiederum nur mit dem ihm aufgeschwatzten Tiger fotografieren, um dem Nawab eine Freude zu machen. Die Freude ist also allgemein, alles geschah programmgemäß, wir können beruhigt nach Hause gehen. Für den Abend sind wir in den Palast zum festlichen Galadinner geladen. F. geht hin, ich jedoch fühle mich – obwohl fit genug für die Jagd – für Bankette noch nicht gesund genug. Ich beauftrage F., mich irgendwie zu entschuldigen. Ich hoffe, sie stellt es geschickt an und rückt im Palast nicht damit heraus, dass ihr Mann nur deshalb nicht gekommen ist, weil er eine Abneigung gegen lange Festessen hat. F. pflegt manchmal solche unerwarteten Dinge zu sagen.

7 März. The Palace Guest House. Bhopal (Central India).

Ich erwähnte bereits, dass wir wieder allein in unserem kleinen Schlösschen vom letzten Mal hausen, mit eigenem Haushalt. Der Maharao und sein Gefolge wohnen oben im Palast. Im Laufe des Vormittags erwarten wir angeblich *Khabbart* – Tigernachrichten. Da wir jedoch bis zwei Uhr nachmittags vergeblich spähen, setzen wir uns zum Lunch. Danach nicken wir, schläfrig geworden vom Warten seit dem Morgen und der kanikulären Hitze, bald ein. Doch es reicht nur für eine Viertelstunde Ruhe. Viktor bringt einen versiegelten Brief des Hofmarschallamtes: Seine Hoheit sieht uns gerne auf seinem Jagdsitz namens Chiklod. Seine Hoheit, der Maharao, ist bereits am Vormittag aufgebrochen. Für uns kommt um vier Uhr ein Auto.

Nach einer zweistündigen Fahrt durch staubigen, trockenen Dschungel kommen wir gegen Abend in Chiklod an, dem fürstlichen Jagdhaus. Am Ufer eines stattlichen Waldsees, inmitten eines hübschen Blumengartens, liegt eine Gruppe freundlicher, villenartiger Gebäude. Das Appartement des Nawabs, die Unterkunft der Gäste, der Speisesaal, die Küche, die Wohnungen für das Personal, die Garage, die Ställe – alles jeweils eigene Gebäude. Dieses Jagdlager in Chiklod ist ein wahrhaftes kleines Dorf. In einem modern bläulichen Schwimmbecken zwischen roten Tennisplätzen plantscht ein einsamer Badender: unser Gastgeber, der Nawab. Auch wir ziehen uns aus und genießen das angenehme, erfrischende Schwimmen außerordentlich. Überhaupt ist die Abenddämmerung hier viel milder und kühler als unten in der heißen Stadt. Es steht jedoch zu befürchten, dass das Wetter umschlägt. Schmutzige Wolkenfetzen verunstalten die klare Glasglocke des Himmels. Am westlichen Rand zieht die purpurgoldene Prozession der sinkenden Sonne über ein Flammenmeer...

Wir essen draußen auf der luftigen Veranda mit Blick auf den See. Später, nachdem der betagte Gast-Maharao sich zur Ruhe begeben hat, spielen wir mit unserem Gastgeber und einem seiner Adjutanten fast bis zum Morgengrauen Bridge.

8 März. Chiklod. Bhopal State (Central India).

Wir frühstücken zu zweit auf der Terrasse unseres kleinen Gästehauses und beobachten dabei durch das Fernglas die verschiedenen Wasservögel auf dem sonnenbeschienenen See. Zwei gewaltige Antigone-Kraniche (*Antigone antigone*) sind gerade am Seeufer niedergegangen. Nun stehen sie dort reglos, starr, wie zwei graue Schildwachen. F. bricht in Pantoffeln und leichtem Morgenrock auf, um die großen Kraniche zu fotografieren. Doch denen gefällt die Sache leider nicht; sie bemerken den im Wind wehenden Morgenrock vorzeitig, entfalten ihre gewaltigen Flügel und fliegen mit melodischem Trompeten davon.

An den Wänden unserer Zimmer jagen sich auch hier gut gelaunt die schönen smaragdgrünen Eidechsen, aber wir kümmern uns kaum noch um sie. Sie sind vertrautes

Zubehör eines indischen Zimmers, genau wie bei uns auf dem Land die Sommerfliege. Gegen zehn Uhr kommt Simpson herüber:

– Wir haben bis jetzt auf Tigernachrichten gewartet – berichtet er –, da aber keine kamen, gehen wir in einer halben Stunde hinaus und versuchen einfach auf gut Glück ein paar Dschungeltreiben. Wenn auch kein Tiger, so findet sich sicherlich ein Chital-Hirsch. Ich habe nämlich noch immer keinen Chital-Bullen geschossen. Bisher bin ich nur solchen im Bast begegnet. Jetzt jedoch fegen sie bereits eifrig das Samtfell ihrer Geweihe, und die stärkeren sollen angeblich schon blank sein. Es ist also meine feste Absicht, diesen Hirsch mit dem schönen gepunkteten Fell unbedingt zur Strecke zu bringen.

Wir brechen in zwei Autos auf: im ersten F. mit den beiden Hoheiten, im zweiten Simpson, Habib und ich. Nach einer Stunde Fahrt folgt ein halbstündiger Spaziergang, und schon sind wir vor Ort. Diesmal wird das Treiben in einer auffallend schönen, wildromantischen Gegend vorbereitet. Wenn ein Großteil der riesigen Baumgiganten nicht laublos vertrocknet wäre, könnte ich die sich um mich herum ausbreitende, wuchernde Wildnis wahrlich als perfekten Urdschungel bezeichnen.

Wieder stellen wir uns am Ufer eines ausgetrockneten Flussbettes auf. Nur wird diesmal nicht das Bett entlang getrieben, sondern der Dschungel auf der gegenüberliegenden Seite wird hierher zum Fluss gedrückt. Habib stellt die Schützen am diesseitigen Ufer auf Machans auf, die etwa hundertfünfzig Meter voneinander entfernt sind: in der Mitte den alten Maharao, rechts von ihm den Nawab und links mich. F. kommt diesmal auf das Machan des Nawabs, Simpson auf das des alten Herrn. Ich bekomme heute keinen Begleiter. Ohnehin ist mein Machan so eng, dass eine zweite Person höchstens im Weg wäre.

– Es ist nicht ausgeschlossen – macht mir Habib Mut, während er mich zu meinem Stand führt –, dass die Treiber auch einen Tiger aufscheuchen. Dies ist ein sehr beliebter Tigerplatz, obwohl der hier angebundene Boda letzte Woche nicht angerührt wurde. Chital-Rudel halten sich hier jedoch ständig auf, die kommen sicherlich vor die Büchse. Ich empfehle Ihnen jedoch, nur auf einen Bullen mit hervorragendem Geweih zu schießen, damit Sie einen eventuellen Tiger nicht durch einen unverdienten Schuss zurückscheuchen.

Die Trompete, die das Treiben einleitet, ertönt. Ich lege mir meine Waffe und den Fotoapparat so zurecht, dass ich je nach Bedarf nach beiden greifen kann. Das ausgetrocknete Flussbett, das sich vor mir vertieft, ist viel schmaler als das von vorgestern, kaum fünfzig bis sechzig Schritte. Sein Boden ist von einem Geröll aus ansehnlichen Steinen und rundgeschliffenen Basaltblöcken bedeckt. Das einzige sichtbare Restwasser des Flusses glitzert hier unter dem schattigen diesseitigen Ufer, etwa dreißig Schritte von meinem Stand entfernt, in einem Becken von etwa Zimmergröße, das jedoch recht tief zu sein scheint. Es könnte ein sehr geeigneter, ja vielleicht der einzige Tränkeplatz für das Wild der umliegenden Wälder sein. Ansonsten habe ich nirgendwo eine Spur von Wasser gesehen.

In das bisherige „Huu-huu“ der Langur-Affen, die sich wohl nur über den Lärm der Treiber empörten, mischt sich nun ein zornig-erregter, doppelt hustender Laut: das Gefahrensignal der grauen Luftakrobaten... Sollte tatsächlich ein Tiger in das Treiben geraten sein? Oder beschimpfen die Vorposten der Affenschar vielleicht ihren gefleckten Feind, den Panther? Ich senke mein bereitgehaltenes Gewehr auf die Knie und greife stattdessen zum Fotoapparat: Ein einsamer Chital-Bulle ist am gegenüberliegenden Uferrand erschienen... Sein mittelmäßiges Geweih ist leider noch immer im Bast. Für eine Kugel lohnt es sich also keinesfalls.

Er späht einige Minuten lang mit nervösem Argwohn, dann steigt er vorsichtig in das Flussbett hinab – er hält direkt auf mich zu... In der Mitte des Steingerölls bleibt er höflich stehen und wartet ab, bis ich ihn bequem fotografiert habe. Erst dann erklimmt er das diesseitige Ufer und verschwindet direkt unter meinem Machan im Dschungel. Nach kurzem Warten ist ein weiteres Knacken von Zweigen zu hören – das Geräusch eines leise herannahenden Wildrudels...

Und auf demselben Wechsel, auf dem eben der Bulle erschien, taucht ein großköpfiges Chital-Alttier auf. Dahinter folgen in dichter Reihe die zahlreichen Verwandten: Tiere, Kälber, ein, zwei schwache Bullen, wieder Tiere – eine Gesellschaft von etwa fünfzig Köpfen tritt ans Sonnenlicht. Die ersten sind bereits in das Flussbett hinabgestiegen, ja sie sind schon in dessen Mitte, doch der Wald spuckt immer noch Chitals aus. Es werden immer mehr, ich schätze das Rudel bereits auf siebzig bis achtzig Stück... Leider drehen sie ab, sie halten auf die jenseitige Ecke des erwähnten Wasserbeckens zu; zum Fotografieren sind sie etwas zu weit weg...

Nun greife ich jedoch wieder zum Gewehr, denn unter den zuletzt folgenden vier bis fünf Bullen schreiten auch zwei mit völlig blankem Geweih... Einer von ihnen hat ein besonders langes Gehörn... Den sollte man doch nicht ziehen lassen... Ich bin schon dabei, ihn zu schießen, als noch ein Nachzügler-Bulle aus dem gegenüberliegenden Wald tritt... Auf den ersten Blick sehe ich, dass nur *er* der wahre Herr des Rudels sein kann. Sein langendiges, stangiges Geweih spricht eine deutliche Sprache. Das ist mal ein kapitaler Bursche. Hier gibt es nichts zu spekulieren, den lasse ich nicht mehr laufen...

Und jetzt, da ich die Waffe an der Wange habe, höre ich wieder das hustenartige Meckern der Langur-Affen... Und zwar deutlich näher... In den Baumkronen des jenseitigen Ufers... Was mögen die wohl sehen – blitzt es mir durch den Kopf –, sollten sie sich wirklich nur über die Chitals aufregen? Mir doch egal, was immer sie sehen, diesen großen Bullen werde ich mir jedenfalls holen.

...Langsam trottet er seinem verschwindenden Rudel nach, er ist schon fast durch das Flussbett durch, nähert sich gerade dem Wasserbecken; an dessen Rand schieße ich ihn aufs Blatt... Und auf den Knall meines Gewehres folgt – ein erschreckendes Brüllen als Antwort... Vom Bullen schnellt mein Blick zum jenseitigen Ufer – von dort war das Brüllen zu hören... Und schon sehe ich den im Schatten des Waldrandes gelb leuchtenden Tiger...

Die Waffe des Maharao knallt – der Tiger bäumt sich auf die Hinterbeine auf – stürzt röchelnd rücklings um – mein Nachbar schießt erneut – die Riesenkatze wälzt sich fletschend, schlägt an Ort und Stelle um sich... Mit dem ist es ohnehin aus, denke ich, und mein Auge sucht wieder den Chital-Bullen, ich weiß ja gar nicht, was aus ihm geworden ist... Verschwunden. Wohin nur? Sollte ich etwa gefehlt haben? Während ich eifrig meinen Hals in Richtung des Wasserbeckens recke, knallt erneut das Gewehr des Maharao... Und der anscheinend erledigte Tiger kommt brüllend wieder auf die Läufe, reckt den Schwanz gen Himmel und springt zurück ins Treiben... Der Maharao schickt ihm noch einen Schuss hinterher, ja sogar das Gewehr des Nawabs kracht...

Von den Machans hört man nun aufgeregtes Geschrei. Der Nawab und Habib benutzen abwechselnd das Megafon, das sie bei sich haben, und brüllen den Treibern entgegen:

– Vorsicht! Alle auf die Bäume! Ein verwundeter Tiger ist zurückgebrochen!

Und die Treiberkette – sie mag kaum noch zweihundert Schritte vom Flussufer entfernt sein – bricht in entsetzliches Gebrüll aus. Der Fürst, der zu Recht meint, dass die Treiber

im großen Lärm den Befehl zum Baumerklettern nicht hören, versucht aus Leibeskräften, den allgemeinen Tumult zu übertönen. Er bangt um seine Leute wegen des erzürnten Tigers... Und jetzt, inmitten der größten Verwirrung, direkt gegenüber – brüllt noch ein Tiger auf...

Und schon fliegt er heraus – mit einem einzigen gewaltigen Satz ins Flussbett – und galoppiert mit zornigem Grollen in meine Richtung... Die Waffe des Maharao spricht – einen halben Meter hinter dem Tiger spritzt der Stein auf... Doch mein unmittelbar danach abgegebener Schuss lässt den Kater stürzen – krümmt ihn zu einem röchelnd-fletschenden Knäuel... Ich helfe noch einmal in den Nacken nach – er streckt sich aus... Sein auf einen runden Gesteinsblock gebettetes Haupt röchelt und knurrt jedoch noch. Aber immer leiser. Dann gleitet es langsam, Zentimeter um Zentimeter, vom Stein herab...

Nun verstummt auch die Treiberschar. Offensichtlich haben sie die Warnung verstanden und sich in den Baumwipfeln eingerichtet. Der Nawab benutzt das Megafon nicht mehr. Doch durch Hin- und Herwinken und den Austausch von Nachrichten durch Boten vergeht noch viel Zeit. Endlich tauchen auch die Leute auf. Sie sind seitlich aus dem Treiben geflohen und haben den noch verbleibenden, nun gefährlichen Teil in einem großen Bogen umgangen.

Ich klettere vom Machan herab, auch die anderen versammeln sich. Gemeinsam mit F. eilen wir zu meinem Tiger, der unten im steinigen Flussbett liegt. Ein schönes großes Weibchen von 260 Zentimetern. Der Glanz ihres goldenen Fells, die Zeichnung ist prächtiger als bei all meinen bisher geschossenen Tigern. Meine erste Kugel traf sie in die Brust, die zweite am Ohransatz.

– Und worauf haben Sie noch geschossen? – fragt der Fürst.

– Auf einen starken Chital-Bullen, als er sich gerade jenem Wasserbecken näherte! Seither habe ich ihn nicht mehr gesehen, ich habe keine Ahnung, wo er geblieben sein könnte. Ich glaube nicht, dass ich gefehlt habe...

Bald finden wir auch seine auf den Stein gespritzte Schweißspur. Es gelingt jedoch nicht, ihr zu folgen; sie zeigt sich nur an einer Stelle. Ich gehe um das Becken herum, untersuche auch die ganze Uferböschung, finde aber keinen einzigen Tropfen Schweiß mehr. Also kehre ich wieder an die Stelle des Schusses zurück, und als ich von dort in das Becken blicke, erblicke ich auf dessen Grund, unter Wasser, das gefleckte Fell des Chitals! Die Treiber ziehen ihn am Geweih aus dem fast hüfttiefen Wasser. So einen Fall hatte ich auch noch nicht. Der tödlich getroffene Bulle stürzte sich – während ich auf den Tiger achtete – in das Wasser, das ihm gerade im Weg war, und versank dort so sehr, dass nicht einmal die Spitzen seines Geweihs aus der trüben Pfütze herausschauten. Wahrlich kapital, sein erstklassiger Kopfschmuck ist völlig blank gefegt, ein reifes Geweih.

Ein Tiger und ein starker Chital-Bulle innerhalb weniger Minuten! Der Dschungel von Bhopal war mir heute wahrlich gewogen.

– Und nun – verkündet der Nawab – suchen wir den verwundeten Tiger des Maharao nach!

Mit Freude höre ich diese ungewöhnlich gute Nachricht; nach meinen bisherigen Erfahrungen hatte ich das wahrlich nicht erwartet. In Bhopal nimmt man die Sache anscheinend doch ernst. Zu viert machen wir uns an die recht ergiebige Schweißspur: der Nawab, Simpson, Habib und ich. Vorläufig ist der Wald recht licht, wir können nebeneinander gehen. Das ist auch deshalb von Vorteil, weil ein Tiger eine so dichte

Menschengruppe nicht gerne angreift, sondern ihr lieber ausweicht. Das Nachsuchen im Gänsemarsch ist deshalb gefährlicher, weil der verwundete Tiger beim Erblicken der ersten Gestalt glaubt, es nur mit einem Menschen zu tun zu haben, und in der Regel sofort angreift. An dichten Stellen ist es natürlich schwierig, nebeneinander zu gehen; dann bleibt kein anderer Weg als das einzelne Eindringen.

Vorsichtig dringen wir vor. Jedes Gebüsch, jedes eventuelle Versteck wird gründlich untersucht, und verdächtige Dickungen lassen wir von den uns folgenden Shikaris mit Steinen bewerfen. Hie und da lassen wir einen von ihnen auf einen Baum klettern, damit er eine unübersichtliche Senke oder Schlucht aus der Höhe besser ausspähen kann. Nach einer fast eine Stunde dauernden, interessanten und lehrreichen Nachsuche stoßen wir auf den bereits verendeten Tiger. In der Luftlinie liegt er nur etwa zweihundert Meter von der Stelle seiner Verwundung entfernt, obwohl er einen viel längeren Weg zurückgelegt hat. Er ist hin und her gegangen, hat sich im Kreis gedreht und sich erst dann endgültig niedergetan. Er ist noch nicht einmal erkaltet, es kann erst wenige Minuten her sein, dass er verendet ist. Wenn mein in den „Brunnen" gesprungener Chital-Bulle uns nicht aufgehalten hätte, hätten wir den Tiger noch lebend angetroffen und sicherlich ein wenig Aufregung erlebt.

Es ist ebenfalls ein Weibchen, obwohl größer als meine. Dabei war ich mir sicher, als ich sie dort am Flussufer zum ersten Mal erblickte und besonders, als sie sich nach dem Schuss aufbäumte und rücklings umwarf, dass es ein großer männlicher Tiger sei. Beide Schüsse des Maharao trafen sie etwas weit hinten in der Magengegend, deshalb konnte sie wieder zum Leben erwachen. So ist dieses als sehr unsicher bezeichnete Treiben, in dem wir eigentlich nur mit Chitals gerechnet hatten, unerwartet gut gelungen. Das per Brief eingetroffene Hubertus-Medaillon – F. hat es während des ganzen Treibens fest umklammert – hat sich wieder einmal bewährt.

In rosiger Stimmung kehren wir nach Chiklod zurück, und mit der glücklichen Erinnerung an die heutige herrliche Jagd werfen wir uns in das wohltuend kühle Schwimmbad. Nach dem Abendessen reist der alte Maharao von Cutch ab, und unser Gastgeber bricht zu einer Besichtigungsreise in einen entlegenen Bezirk seines Landes auf. So bleiben wir mit Simpson allein auf dem freundlichen Jagdsitz von Chiklod zurück. Wir rauchen noch lange unsere Pfeifen auf der Veranda unseres ruhigen Häuschens und rufen uns bei ein, zwei Whiskeys viele unvergessliche Ereignisse unseres zu Ende gehenden Ausflugs ins Gedächtnis. Schakale bellen den Mond an, das hohl klingende Schrecken der Sambar-Hirsche ist zu hören... Und dort drüben, jenseits des großen Sees, der wie geschmolzenes Silber glänzt, lodern ferne Waldbrände – langgestreckte, dünne Feuerschlangen an der unsichtbaren Bergflanke.

Um diese Zeit sind kleinere und größere Waldbrände an der Tagesordnung, sie greifen schnell um sich. Ein unzureichend gelöschtes Hirtenfeuer oder auch nur ein unvorsichtig weggeworfenes Streichholz setzt den vertrockneten Dschungel leicht in Flammen. Das scheint jedoch niemanden aufzuregen. Soll es ruhig brennen – sagen sie –, wenn der Monsun den großen Regen bringt, wird es danach umso schöner grünen... Wir haben noch vier Tage vor uns, am 11. kehren wir nach Bombay zurück, von wo uns am 14. die *Conte Verde* Richtung Heimat bringen wird.

9 März. Chiklod. Bhopal State (Central India).

Wir vertreiben uns die Zeit mit Tennis, Baden und Lesen. Und mit dem niedlichen kleinen Elefantenkalb. Er ist erst knapp zwei Jahre alt, der Fürst hat ihn erst kürzlich geschenkt bekommen. Er läuft hier um das Haus herum, besucht uns auch ab und zu auf unserer Veranda, wirft alles durcheinander und fegt mit einem einzigen Schwung seines

Rüssels die Bücher, das Schreibpapier und die Tinte von unserem Tisch. Den Befehlen seines Hauslehrers, eines buckligen kleinen alten Mahouts, schenkt er vorläufig nicht die geringste Beachtung. Zu grüßen ist er nur dann bereit, wenn wir ihm helfen, sein ungehorsames Rüsselchen hochzuhalten. Dann steht er ganz ruhig da und macht höflich *Salaam*. Dabei wartet der Schelm nur darauf, dass wir seine hochgehaltene Posaune für einen Augenblick loslassen. Dann schnellt er sie plötzlich nach vorne, und wenn wir nicht aufpassen, trifft er uns so in die Brust, dass wir fast nach hinten umfallen. Dann dreht er sich auf dem Absatz um und trollt sich, vor Freude über seinen nach seiner Meinung hervorragenden Scherz trompetend, davon.

10 März. Chiklod. Bhopal State (Central India).

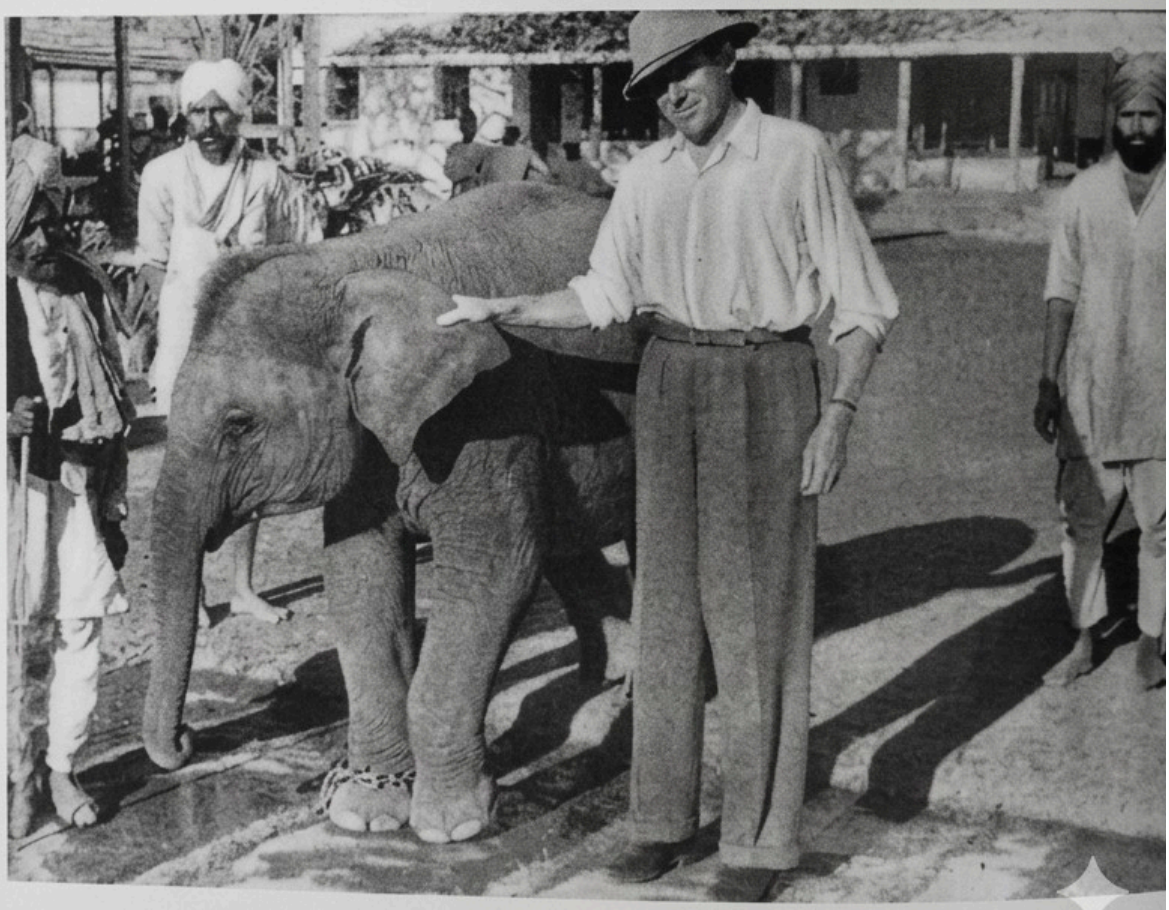
Ein Shikari hat zwei winzige Bärenjungen gebracht. Ihrer Mutter muss wohl etwas zugestoßen sein, vermutlich wurde sie erschossen, denn der Shikari fand die Kleinen verwaist; ihr klägliches Winseln hatte ihn auf ihre Spur geführt. Hässliche, zottelige kleine Teufel sind das. An ihren milchig-blauen, verschleierten Augen sieht man, dass sie sich erst vor kurzem geöffnet haben müssen. Aber sie sind bereits sehr zornig, verkeilen sich ständig ineinander und beißen und zerren kreischend aneinander herum. Den ganzen Vormittag plagen wir uns damit ab, sie zu säugen, bis es schließlich mit Mühe gelingt – mithilfe einer Pipette, wie man sie für Füllfederhalter benutzt.

Am Nachmittag kehrt der Fürst von seiner Rundreise zurück und erfüllt bereitwillig unsere leichtfertige Bitte: Er schenkt uns die Bärenjungen! Erst jetzt, nachdem wir uns auf unser Zimmer zurückgezogen und die Tragweite des Geschenks gründlicher überdacht haben, sehen wir, welch eine Aufgabe wir uns da aufgehalst haben. Ich fürchte, bis wir mit diesen beiden zu Hause ankommen, werden wir alle Bären Indiens verfluchen. Aus Erfahrung ahne ich, wie viel Ärger es mit ihnen auf dem Schiff geben wird; wir werden durch unsere ungezogenen Bären wohl zum Gegenstand allgemeiner Verachtung unter unseren Mitreisenden werden. Denn so ein Neugeborenes ist ja nichts weiter als ein schreiendes Ende und eine verantwortungslose Speiseröhre am anderen. Nun können wir jedoch kaum noch einen Rückzieher machen. Wenn wir uns das Bärenkreuz schon auf die Schultern geladen haben, müssen wir es auch zu Ende tragen. Jedenfalls würde ich mich freuen, wenn es gelänge, die gottgegebenen Geschöpfe nach Pest zu bringen, denn in unserem Zoo fehlt, soviel ich weiß, der Lippenbär.

Gegen Abend spielen wir eine große Partie Tennis mit dem Nawab. Nach dem Abendessen fahren wir in Gesellschaft unserer in Kisten eingesperrten Bärenjungen nach Bhopal.

Frühmorgens breche ich mit dem Fürsten zur Jagd auf Flughühner (*Sandgrouse*) auf. Den morgendlichen Flug der Flughühner habe ich während meines Aufenthalts in Bikanir bereits ausführlich geschildert. Hier geschieht dasselbe. Mit dem Unterschied, dass es hier viel weniger Flughühner gibt und wir mit dem Nawab nur zu zweit als Schützen anwesend sind. Dennoch amüsieren wir uns prächtig. An den beiden Enden eines abgestandenen Wasserlochs, das man eher als größere Pfütze denn als See bezeichnen könnte, stehen unsere aus Zweigen gefertigten Ansitze. Die anfangs eintreffenden Ketten lassen sich noch nicht am Ufer nieder, sondern in der den See umgebenden felsigen Einöde. Ihr graubraunes Gefieder stimmt auf bewundernswerte Weise mit der fahlen Farbe des steinigen Geländes überein. Eine Kette, die sich auf dem völlig offenen Felsplatz niederlässt, verschwindet so vollständig, als hätte die Erde sie verschluckt. Nach dem durchweg vergnüglichen Flug sammeln wir insgesamt etwa siebzig Vögel ein. Danach machen wir uns über ein reichhaltiges Frühstück her, das im Schatten aufgetischt wurde.

67. A márc. 8-i hajtásban lőtt tigrisem és chital-bikám



68. A chiklodi elefántcsermek

11 März. The Palace Guest House, Bhopal (Central India).

Es ist interessant, dass der Nawab, der nicht nur ein sympathischer Herr mit gewinnendem Wesen, sondern in jeder Hinsicht von europäischer Bildung ist, bis heute nicht vom Betelkauen abgelassen hat. Von morgens bis abends kaut er ununterbrochen den Betelpriem, seine Kiefer mahlen ohne Pause, genau wie bei den amerikanischen Kaugummikauern. Das wäre ja noch das Geringste, das Kauen an sich stört niemanden. Aber das mit dem Betelkauen verbundene ständige Ausspucken schon eher. In geschlossenen Räumen, wo das Gelände dafür doch nicht geeignet ist, gehen Diener mit silbernen Spucknäpfen umher und sammeln das blutrote Sekret der Speicheldrüsen der Betelkauer ein. Während der Autofahrt wiederum umklammert der hinter dem Nawab sitzende Fahrer einen etwas kleineren, aber ebenfalls kunstvoll ziselierten silbernen Spuckeimer und hält ihn seinem am Lenkrad sitzenden hoheitlichen Herrn alle vier bis fünf Minuten ohne Aufforderung hin. Dieser spuckt, ohne den Blick von der ihm entgegenfliegenden Straße zu nehmen, trotz des hunderter Tempos zielsicher in das recht engalsige Gefäß. Er trifft immer, ohne hinzusehen. Darüber freue ich mich am meisten, da ich neben ihm sitze.

Nach einer herzlichen Verabschiedung von unserem lieben Hausherrn sowie von unserem Freund Simpson verlassen wir Bhopal mit dankbarem Herzen, wo wir wahrlich unvergessliche Tage verbringen durften. Unsere schwarzen, zotteligen Adoptivkinder werden dank der Güte des Nawabs erst übermorgen in Bombay eintreffen. So sind wir wenigstens vor der Bärenzähmung im Hotel „Taj Mahal“ bewahrt geblieben. Um acht Uhr abends steigen wir in den Zug – und ohne die indischen Eisenbahnen in irgendeiner Weise beleidigen zu wollen – gottlob zum letzten Mal.

14 März. Bombay, „Taj Mahal“ Hotel.

An unserem letzten indischen Morgen weckt uns nicht Viktor, sondern – ein Erdbeben! Glücklicherweise ist es nur ein einziger Stoß. Er wirft jedoch das Wasserglas von meinem Nachttisch und schiebt meine unter dem Bett versteckten Koffer mitten in das Zimmer. Ich hoffe, es bleibt bis zum Abend ruhig. Danach kann es meinetwegen so viel rütteln, wie es will. Nach dem Abendessen ziehen wir in die Kabine der *Conte Verde* um...

Das zweifelhafte Unternehmen der Heimschaffung unserer Bären hat sich unerwartet glücklich gelöst. Gestern erfuhr ich zufällig, dass übermorgen ein italienischer Tierhändler die Heimreise antritt; er führt einen größeren Transport für verschiedene europäische Zoos mit sich. Lebendige Tiger, Elefanten und ähnliche Kleinigkeiten. „Großartig“, sagte ich mir, „so können unsere Kleinen wenigstens in standesgemäßer, vornehmer Dschungelgesellschaft reisen.“ Ich habe den Händler sogleich ausfindig gemacht und mich mit ihm geeinigt. Er schloss unsere nach Iltis stinkenden Bärenjungen verzückt an seine Brust und schwor bei seinem Seelenheil, sie unversehrt bis Neapel zu befördern. Ich habe auch bereits an die Direktion des Budapester Zoos telegraphiert, damit sie die Bären zu gegebener Zeit in Neapel abholen lassen. Es erübrigt sich zu sagen, dass dieser italienische Tierbändiger ein wahres Geschenk des Himmels ist. Ich habe mich über ihn fast so sehr gefreut wie er über meine Bären. Allein schon deshalb, weil wir ja vorläufig noch nicht nach Europa wollen, sondern nur bis Suez fahren. Von dort planen wir noch eine kurze zweiwöchige Afrika-Expedition. Wir möchten den nubischen Steinbock (*Capra nubiana*), den Bewohner der ägyptischen Berge am Roten Meer, zur Strecke bringen. Die notwendigen Vorbereitungen haben wir bereits getroffen. In der Nähe von Suez erwartet uns eine Karawane aus acht Kamelen...

Gestern besuchten wir die bereits mehrfach erwähnte, geheimnisvolle Präparationswerkstatt der Gebrüder Murray, wohin wir unsere Trophäen bekanntlich zur

Vorbehandlung geschickt hatten. Erst nach langem Suchen fanden wir sie irgendwo am Ende der Welt, in einem im Gebüsch versteckten Häuschen im Vorort Sion. Ich gestehe, mit etwas beklommenem Herzen klopfte ich an die mit einem Vorhängeschloss gesicherte Tür, die anstelle der Gebrüder Murray eine alte Hindufrau öffnete.

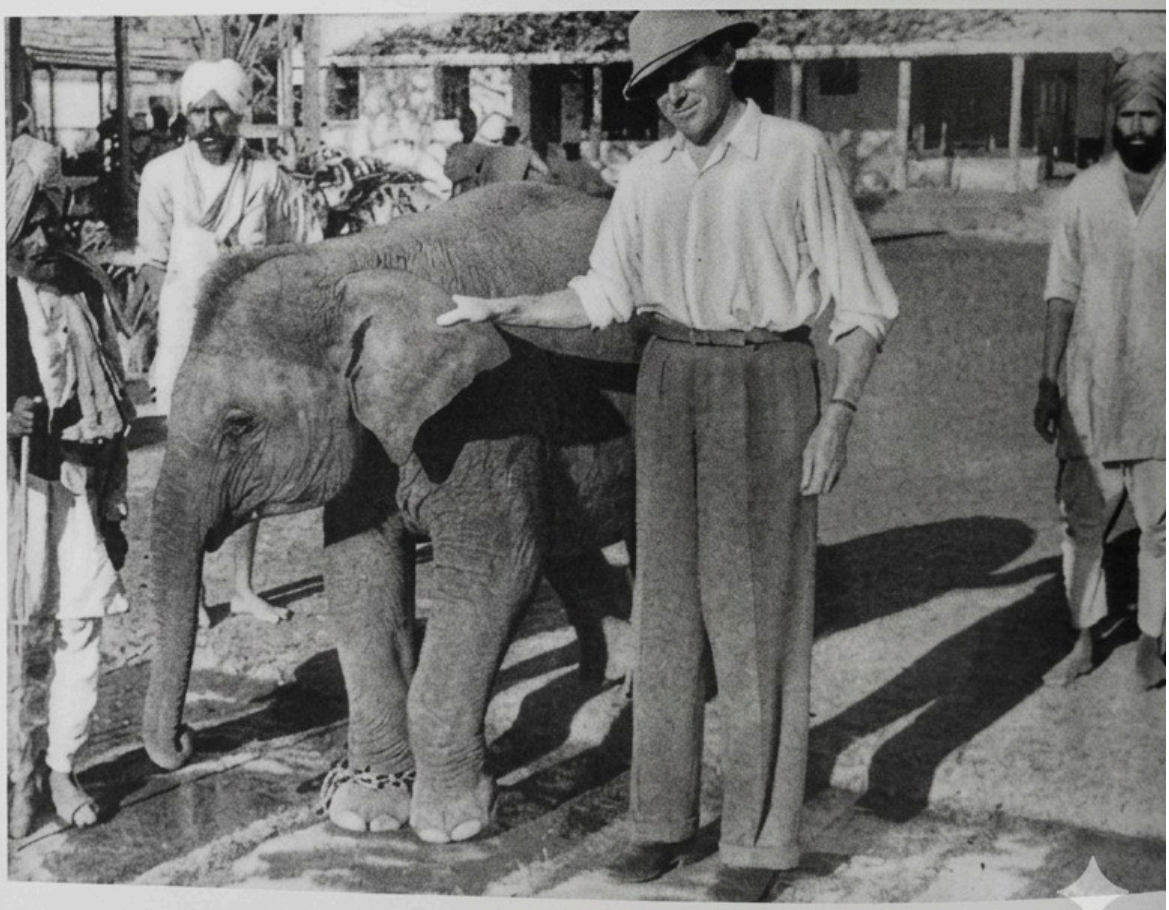
– Die Firma Murray existiert schon lange nicht mehr – erklärte sie zu meinem Schrecken –, mein Mann hat den Betrieb übernommen. Er ist zwar derzeit nicht zu Hause, aber das macht nichts, alles ist in Ordnung. Kommen Sie nur mit ins Lager, ich zeige es Ihnen sofort.

Und obwohl ich nach dem ersten Anblick der Dame auf das Schlimmste gefasst war, konnte ich mit Freude und Erleichterung feststellen, dass sie die Wahrheit gesagt hatte: Wir fanden alles in bester Ordnung vor. Unsere gesamte Habe war eingetroffen; alles war gründlich gereinigt, nummeriert und vom tüchtigen Nachfolger der Murrays sorgfältig in entsprechende Kisten verpackt worden. Ja, er hat die fünf großen Kisten sogar schon heute Morgen zum Hafen geliefert. Sogleich hat sie der bodenlose Eisenmagen der *Conte Verde* verschlungen.

Und nun sitzen wir wieder im luftigen Restaurant des „Taj Mahal" und nehmen unter der mit elektrischen Ventilatoren gespickten Decke unser letztes indisches Abendessen ein. Nachdenklich schlürfen wir zu Ehren des Abschieds den perlenden Wein eines Irroy Brut und stellen mit glücklicher Zufriedenheit fest, dass wir unsere indische Jagd im Zeichen des vollkommenen Erfolgs abschließen. Insgesamt haben wir siebzehn Tiger gesehen. Zwölf Arten von Großwild haben wir erbeutet. Darunter sechs Tiger, drei Panther, vier Bären, zwei Gaure... Unser letztes Glas leeren wir also mit dem warmen Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit auf das Wohl unserer edlen Gastgeber, der erlauchten Fürsten von Jaipur, Bhopal, Bikanir und Mysore, deren beispiellose Gastfreundschaft wir vier lange Monate lang genießen durften.

Später jedoch, als wir an Bord der *Conte Verde* unserem braven Viktor, der Abschiedstränen vergießt, die Hand drücken, fühle ich dennoch, dass Indien für mich fast so geblieben ist, wie es zuvor, in seiner unbekannten Zeit, war – fremd! Fremd und unbegreiflich. Ich kann ja nicht einmal feststellen, ob Viktors Tränen solche des Kummers, der Freude über das Trinkgeld oder lediglich die üblichen Tränen bei einer Verabschiedung sind. Nach meinem viermonatigen Aufenthalt gehe ich mit dem eigenartigen Gefühl, dass es für einen fremden Gast wie mich schwer ist, hier auf Aufrichtigkeit zu stoßen. Damit möchte ich keineswegs behaupten, dass die Menschen in Indien nicht aufrichtig seien. Es ist jedoch so, als trügen sie ihr Herz ganz woanders, an einem viel verborgeneren Ort als wir. Als würden sie es irgendwie verstecken, damit wir es ja nicht sehen... Und das fühle ich jetzt umso mehr, als ich die Eingeborenen sehe, die ihre weißhäutigen Gäste verabschieden. Wie sie nach östlicher Sitte eine lange Champak-Girlande, eine ekelerregend duftende Blumenkette, um den Nals des scheidenden Gastes hängen. Wie sie ihn bekränzen, genau wie am ersten Mai den Esel des Dorfbüttels... Der scheidende Gast aber stammelt in seiner Verlegenheit Unsinnigkeiten. Denn obwohl er von diesen abschließenden Äußerlichkeiten der Gastfreundschaft gerührt ist, erwartet er dennoch kaum den erlösenden Augenblick, in dem er die lächerliche Blumenboa heimlich aus seinem Kabinenfenster ins Meer werfen kann.

67. A márc. 8-i hajtásban lőtt tigrisem és chital-bikám



68. A chiklodi elefántcsermek

Ich weiß, dass es immer so war und voraussichtlich niemals anders sein wird. Seit Menschengedenken empfängt und verabschiedet der Osten den Westen so. Mit bestechendem Schmuck, üppigem Duft, einem huldigenden Lächeln... Und während er dir unter ekelerregendem Weihrauchgepaff eine künstlich parfümierte Girlande um den Hals hängt und dich mit verbeugenden *Salaams* bis in den Himmel preist – träumt er in der Tiefe seiner unergründlichen Seele von Befreiung, von Selbstverwaltung – von *Purna Swaraj* – und wünscht dich, seinen von seinem Blut lebenden weißhäutigen „Gast", wohlverdient in die Hölle...

Mit dumpfem Stampfen und gelegentlichem Aufbrüllen aus heiserer Kehle setzt die *Conte Verde* ins offene Wasser zurück. Hier wendet sie dann langsam und dreht mit rümpfender Nase den stickigen Dämpfen des Hafens von Bombay den Rücken. Stolz hält sie auf den Westen zu... Das lange, weiße Rauch-Taschentuch ihres Schornsteins winkt dem in der Nacht versinkenden Indien dennoch einen dankbaren Abschiedsgruß zu...

Ende.